Psychologische Studien.

Lustspiel in fünf Akten

von

Oskar von Redwitz.

Bühnen-Manuscript.

Meran.
1873.

Pm 1524

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Gebr. Parcus) in München.

Personen.

Erasmus Holzapfel, Patrizier und Bürgermeister von Memlingen.
Eva, geborene Pimpfinger, dessen Frau.
Adelheid von Herk, deren Nichte und Pflegetochter.
Friedheim, Gerichtsrath a. D.
Doctor Richard Stolz, Rechtsanwalt und Stadtrath.
Doctor Fritz Sturm, praktischer Arzt.
Bertha Pimpfinger, Gutsbesitzers-Wittwe.
Braune, Kommerzienrath und Weinhändler,
Steininger, Baumeister,
Schwarz, Buchdrucker und Redacteur,
Stöcker, Apotheker,
} Stadträthe.
Jaffke, städtischer Archivar.
Ehrlich, magistratischer Registrator.
Kordula, Haushälterin bei Rath Friedheim.
Ein Schreiber.
Peter, Diener.

Ort der Handlung: Die vormals freie deutsche Reichsstadt Memlingen.

Zeit: Die Gegenwart.

Erſter Akt.

itzzimmer des Doctor **Stolz**. An der Wand rechts ein Bücherſchrank. In der Mitte runder Tiſch. Mittelthüre, links Seitenthüre.

1. Scene.

Stolz ſitzt rechts am Tiſch im Vordergrunde, ihm gegenüber **Brauſe**; **Schwarz**, **Steininger** und **Stößer** in der Mitte.

Stolz (erregt). Alſo, meine Herren, ſo wären wir in allen Haupt- einig, und unſer geiſtiger Bürgerkrieg kann beginnen.

Brauſe (mit ausgelaſſenem Humor). Hurrah, ſo ſoll's losgehen! Sie, Herr Doctor und Collega Stadtrath, müſſen unſer General Sie Prachtmännchen, Sie Kapitalshecht im Memlinger Stadt- nteich!

Stolz. O bitte, Herr Kommerzienrath!

Brauſe. Ei der tauſend, dann wollen wir doch einmal ſehen, wer iem Kriege den Kürzeren zieht, wir fünf neugebackene Väter der mit der Fortſchrittsfahne, oder die andern zehn Zöpfe vom Kräh- r Landſturm.

Stolz. Nicht zu früh triumphirt, Herr Collega! Die erſte Kriegs- heißt: ſeinen Feind nicht unterſchätzen!

Schwarz. Und dieſer Feind iſt kein ſchwacher —

Steininger. Denn gegen Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.

Stößer. O und wie manche Poſis Mift und Galle werden wir ſchlucken müſſen, bis wir mit dieſen Memlinger Hartſchädeln über Rezept einig werden, nach dem unſer altfränkiſcher Augiasſtall zu gziren ſei!

---

kung: Die Ausdrücke „rechts“ und „links“ gelten vom Schauſpieler aus.

Brauſe. Ah, der Herr Apotheker! Reſpect davor! Das war einmal pharmaceutiſch geredet. So ſoll meine Weisheit denn aus dem Weinfaß ſpringen, und dieſe ſagt mir: Das ganze Leben mit Humor betrieben, und auch dieſe Stadtrathsgeſchichte! Aber mich ärgern? Nicht die Nagelprobe. Nur lachen will ich über jede Memlinger Dummheit, lachen, daß mir der Bauch wackelt. Und wartet einmal, ihr Herren, wer im Stadtrath mehr zuwege bringt, ich oder ihr? Ha, ha, ha!

Stolz. Nun ja, Herr Collega Brauſe: „Sehe Jeder, wie er's treibe! Vines ſchickt ſich nicht für Alle." Aber bedenken Sie wohl, meine Herren: ein ernſter, hartnäckiger Kampf wird es immerhin werden. Vielhundertjährigem Zopf und Vorurtheil, Schmutz und Schlendrian müſſen wir zu Leibe gehen, und opferfähigem Gemeinſinn wie toleranter Bildung neuen Boden erkämpfen. Niederreißen müſſen wir jeden pfahlbürgerlichen Schlagbaum, und aufräumen mit der ſteinernen Rumpelkammer der Vorzeit, daß neues Leben ſich darauf entwickele voll Licht, Luft und Freiheit der Bewegung.

Brauſe. Bravo, bravo! Da liegt der Haas im Pfeffer.

Stolz. (aufſtehend). Ja, ihr Herren, dieſe uralte, vormals freie deutſche Reichsſtadt Memlingen, die bisher nur als verlorner Poſten dageſtanden, verſumpft und verſpottet, ein betriebſames Rad ſoll ſie nun werden im Weltverkehr der Ideen, der Arbeit und des Handels; ein Muſterbild deutſchen Gemeinweſens, und als eine, wenn auch noch ſo beſcheidene, Perle ſoll ſie künftighin glänzen im Diadem des großen Kaiſerreichs, denn „wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt, ſchmückt ſie auch den Garten". — (Alle erheben ſich mit lautem Bravo, bei dem **Brauſe** ſich beſonders bemerkbar macht.) Meine Herren! Wie Ihre Zuſtimmung mich freut, mich ermuthigt! (die Andern umringen ihn.)

Steininger. Das nenn' ich einmal als deutſcher Mann geredet!

Stöſſer. Eine wahre Medizin für mich!

Schwarz. O bitte, Herr Doctor, nur auch gleich einen Leitartikel für mein Wochenblatt! Der wird Effect machen!

Brauſe. Ei der tauſend, war da ein Spiritus drin, juſtament wie in meinen beſten Kabinetsweinen! Und ganz beſonders das Niederreißen von dem alten Steingerümpel, wie Champagner hat mir das in der Naſe geprickelt. Na, ihr Männer, iſt das wohl unſer General oder iſt er's nicht?

Steininger. Ja, das iſt er. Mit Leib und Seele wollen wir zu ihm ſtehen.

Schwarz. Und mein Wochenblatt, das wird erſt Propaganda machen!

Stöſſer. Ein ganzes Laboratorium hat der in ſeinem Kopf, aber natürlich mein' ich jetzt ein artilleriſtiſches.

Brauſe. I warum nicht lieber ein apothekerliches? Ha, ha, ha!

Stolz. Meine Herren, empfangen Sie meinen wärmſten, innigſten Dank! (Er ſchüttelt ihnen die Hand.) Der Zweck unſerer Beſprechung iſt glänzend erfüllt. Wir wiſſen, was wir ſollen und wollen. Gegenſeitiges

Vertrauen macht uns einig, macht uns stark. Und so schließ' ich diese erste geheime Sitzung, denn der Abend ist noch so schön und in's Freie verlockend, daß ich Sie keinen Augenblick länger in dieser Stubenluft verhalten möchte. Uebermorgen Abend — hier auf Wiedersehen!

2. Scene.

Die Vorigen. Aus der Seitenthüre tritt ein **Schreiber.**

Schreiber. Sie entschuldigen, Herr Principal! Herr Doctor Sturm ist draußen, aber er fürchtet, jetzt zu stören.

Stolz. O nicht im Mindesten. Mein bester Freund und unser Gesinnungsgenosse, wie kann der uns stören? Nicht wahr, ihr Herren?

Schwarz. Na, lieber Herr Doctor, mir wär's aber doch angenehmer, wenn ich mich sogleich, hier durch die Kanzlei, empfehlen dürfte, denn, ehrlich gestanden, ich fürchte seine witzigen Grossen.

Stößer. Ganz mein eigener Fall. Ein genialer Arzt, der Herr Doctor Sturm, ein geistreicher Kopf, aber gerade in dieser Situation, — wir verstehen uns schon.

Brause. (für sich). Selber rechte Löpie! (laut). Mir hat er erst heute Morgen zu meiner neuen Stadtrathswürde gratulirt, na, und wie? ein Anderer hätte sich halb krank geärgert. Ich aber lachte ihm seine Scheinerei vom Munde weg, und da war's vorbei.

Schwarz. Also einen recht angenehmen Abend, Herr Doctor!

Stößer. Und nochmals meine respectvollste Bewunderung! (Sie schleichen nach links).

Steininger. So gehen wir in Gottesnamen auch, Herr Kommerzienrath. Wir möchten am Ende doch den Herrn Doctor Stolz nur geniren. Kommen Sie!

Brause. Allein mag ich auch nicht hier bleiben. Also auch einmal durch ein Seitenpförtchen geschlupft, obwohl ich sonst ein verfluchter Michel Grobians bin.

Steininger. Auf Wiedersehen, Herr Doctor!

Brause. (zu Stolz, in's Ohr rufend). Herr General! Wie gefällt Ihnen das?

Stolz. (nicht ohne Ironie). Meine Herren, ich wünsche Ihnen einen recht stärkenden Spaziergang. (Alle vier durch die Seitenthüre ab, die Beiden ersten schneller, als die Andern.)

3. Scene.

Stolz. Schreiber.

Schreiber. Soll ich den Herrn Doctor Sturm jetzt rufen?

Stolz. Thun Sie das! (Schreiber ab durch die Mittelthüre, dann allein, auf und abgehend.) Kuriose Menschen! Stieben sie doch jetzt auseinander, wie Spatzen vor einem kreisenden Habicht. Nun, ich bin auf seinen Witz gefaßt und dagegen gewappnet. Er komme nur!

4. Scene.

Stolz. Doctor **Sturm**, in gleichem Alter, (angeblich 30 Jahre alt) tritt mit ausgebreiteten Armen durch die Mittelthüre.)

Sturm (**Stolz** umarmend). Ah, mein liebster alter Freund und funkelnagelneuer Memlinger Stadtvater! vor Allem Entschuldigung, daß ich nicht in schwarzem Frack vor dir erscheine, um dir meine submissseste Gratulation zu Füßen zu legen, aber, glaube mir, mein Korpsbruderherz hat sein hellstes Freudenkleid dazu angezogen. Nein, wie mich das glücklich macht, daß du's mit nett dreißig Jahren schon zu einer so hochrespectabeln, stadtväterlichen Stellung gebracht, das kann ich dir mit Worten gar nicht sagen.

Stolz (trocken). Ist auch gar nicht nöthig, bester Fritz! Denn aus deinen Kinderaugen leuchtet und aus deinen Mundwinkeln lächelt mir eine so rührende Theilnahme entgegen, daß jedes gesprochene Wort diesen viel beredteren, viel naiveren Ausdruck nur abschwächen könnte.

Sturm. Gi sieh, Freund Richard, welch ironischen Ton du gegen mich anschlägst! — Doch, Spaß bei Seite, schon als Memlinger Amtmannssohn muß ich ja dir danken für die bevorstehende Regeneration meiner Geburtsstadt, und dann — ein noch ganz anderer, zweiter Grund für meine Dankbarkeit, der dir zwar etwas wunderlich vorkommen wird — aber komm, setzen wir uns erst gemüthlich hin! Das erlaubt dir deine neue Würde doch wohl noch?

Stolz. Da ich eben guter Laune bin, für diesmal noch, ja; später aber dürfen sich meine Freunde nurmehr stehend mit mir unterhalten, ganz wie bei Fürsten.

Sturm (indem er sich setzt). Ha, ha, ha, wonach ich mich unterthänigst richten werde.

Stolz (der sich gleichfalls gesetzt). Nun also, und dieser zweite wunderliche Grund für deine Dankbarkeit besteht — worin?

Sturm. Darin, lieber Freund, daß ich seit deiner Ernennung zum Memlinger Stadtrath meine langjährigen psychologischen Studien, die nur aus Mangel an Material brach gelegen, nun wieder mit erneutem Eifer aufnehmen konnte, was mich dir wirklich zum allerwärmsten Danke verpflichtet.

Stolz. Psychologische Studien? Welche neue Schalkheit!

Sturm. O ein mitunter höchst interessantes Privatstudium, eine langgewohnte Liebhaberei und gleichsam eine Ergänzung meiner medi-

ginischen Wissenschaft. Denn du wirst mir wohl zugeben: der Arzt, der nicht zugleich ein tüchtiger Psycholog ist, versteht seine Kunst kaum zur Hälfte, da überhaupt die Psyche eine viel größere Rolle darin spielt, als unsere laienhaften Patienten sich träumen lassen sollten —

Stolz (unterbrechend). O bitte, bitte, keine lange Vorlesung! Und ich sollte wohl das Object dieser erneuten psychologischen Studien sein? Bedanke mich schön für diese problematische Ehre.

Sturm. Und dennoch muß ich sie dir erweisen, lieber Richard! Lieferst du mir doch das interessanteste Material, das ich je noch zu verarbeiten gehabt!

Stolz. Wie so das?

Sturm. So höre nur dieß fein nüancirte Thema! Du hast doch eine Minute Geduld?

Stolz. Aber länger nicht. Also?

Sturm. Also Paragraph eins: Ein äußerlich wie innerlich ideal angelegter junger Mann, ehedem renommirter, schwärmerischer Corpsstudent, dann geistvoller Jurist, dabei kunstsinniges, verwöhntes Kind der Residenz, wird wegen seiner liberalen Färbung als neuernannter Advokat in dieß Spießbürgernest erster Klasse hereingeworfen. Ist dieser Paragraph richtig?

Stolz. Ganz richtig. Weiter!

Sturm. Paragraph zwei: Bereits seit Jahresfrist hadert dieser quasi Verbannte mit seinem höhnischen Schicksal. Denn, so reichlich ihm auch die juristische Praxis den Beutel füllt, sein Herz wird immer leerer an höherer Befriedigung und geistige Langeweile frißt wie jener antike Geier an diesem modernen Prometheus. Ebenfalls approbirt?

Stolz. Meinetwegen. Bist du bald fertig?

Sturm. Paragraph drei — ein überaus wichtiges Moment!

Stolz. Was denn?

Sturm. Dieser junge Mann — wenigstens wird das als notorisch angenommen — ist weder augwärts verliebt, noch genießt er den zerstreuenden Reiz des Verliebtseins in eine schöne Memlingerin. Sind euch diese beiden Prämissen richtig?

Stolz (etwas verlegen). O sehr, sehr richtig! Denn in eine Memlingerin mich zu verlieben — Herr meines Lebens, mögen alle guten Geister mich vor solchem Wahnwitz behüten! ganz abgesehen davon, daß eine schöne Memlingerin auch mit hundert Laternen hier nicht aufzuspüren wäre.

Sturm. Na, na, Freund Richard! Meine selige Großmutter war eine sehr kluge Frau, und diese führte gar oft gegen uns Enkel den lebensweisen Spruch im Munde: man solle eigentlich auf dieser Welt gar nichts als unmöglich verreden, es sei denn, sich selber die eigene Nase abzubeißen.

Stolz. Ha, ha, deiner klugen Großmutter Wort in Ehren, aber eher will ich noch dieß Kunststück zuwege bringen, als das andere.

Sturm. Freundchen, rede nicht frevelhaft! Meine Großmutter ist jetzt ein Geist!

Stolz. Sie mag mich beim Wort halten! Nun aber weiter mit deinen Paragraphen! Die Sache fängt an, mir amüsant zu werden.

Sturm. Wir stehen bei Paragraph vier. Dieser innerlich verstimmte, weder auswärts noch hier verliebte Idealist verfällt urplötzlich auf den originellen Gedanken, mit allem Feuereifer seine Wahl zum Memlinger Stadtrath durchzusetzen, um den Abgrund seiner Sehnsucht nach idealem Wirkungskreis auszufüllen, und zwar mit niedergerissenen alten Mauern und Thürmen und neuem Straßenpflaster, mit Eisenbahn sammt obligaten Gaslaternen, neuem Schul- und Schlachthaus, neuer Polizei und Feuerwehr, und, was weiß ich, noch Allem, und er bildet in allem Ernste sich ein, im grimmigen Streit mit all diesen Memlinger Spießbürgern eine wahrhaft deutsche That zu vollziehen und seine vorher so gedrückt gewesene Memlinger Existenz zur Höhe einer kulturhistorischen Mission hinaufzuschrauben. — Ist auch diese Auffassung richtig, Herr Stadtrath?

Stolz. Ohne den Stachel deiner Ironie, ja, auch diese. Doch wirst du wohl mit deinen Paragraphen nun zu Ende sein! Also dein Resultat! Hervor damit! Was hast du an mir herausstudirt?

Sturm. Ei das geht nicht so schnell. Vorerst hab' ich nur die psychologische Diagnose gestellt.

Stolz. Herrgott, du wirst mich doch nicht etwa für verrückt halten wollen?

Sturm. Und am Ende gar noch eine Brochüre über dich schreiben und drucken lassen? — I wo denkst du hin? Bin ja dein bester, ältester Freund!

Stolz. Nun denn also, heraus mit dieser Diagnose!

Sturm. Ja, liebster Freund, meine Diagnose — auch diese muß ich vorerst für mich behalten und darf sie um keinen Preis schon jetzt Dir verrathen. Denn, weißt du, darin steckt ja eben der Hauptreiz dieser psychologischen Studien, daß ich das jeweilige Menschenexemplar Schritt für Schritt an der Hand dieser Diagnose begleite, und auf steter Lauer bin, ob sie sich als richtig erweise oder nicht. Und so kann ich vielleicht erst in Monaten, oder noch später, dir das Resultat dieser geistvollen Studien verkünden.

Stolz. Fritz, ich sage dir: mir wird von deinem mysteriösen Gerede so dumpf und schwülig hie, wie dem Gretchen, nachdem es in seiner Stube den Besuch des Mephisto gewittert.

Sturm. Eine recht schmeichelhafte Anspielung! So komm, gehen wir in die frische Luft!

Stolz. Ja, das wird wohl das Beste sein. Doch verbitt' ich mir draußen jede weitere Fortsetzung Deiner psychologischen Studien!

Sturm. Gut also! Nur noch eine schüchterne Frage! Darf ich deine Gretchenstimmung nicht auch noch in einem besondern Paragraphen fixiren? — Alle Wetter, Memlinger Stadtrath und Göthe's Gretchen

in einer und derſelben Perſon — ah, dieſe ſuperfeine Nüance kann ich mir unmöglich entgehen laſſen.

Stolz. Schweig' davon und begleite mich, oder rede weiter und laß mich allein!

Sturm. So verſteh' doch Spaß, alter Freund!

Stolz. Bis zu einer gewiſſen Grenze ſehr gern. Alſo, wollen wir ſpazieren gehen oder nicht?

Sturm. Nun freilich.

Stolz. So gehen wir ſogleich hier durch! Ich hole nur Hut und Stock. (nach links ab.)

Sturm (ihm folgend). Ha, ha, ha! Stadtrath von Memmingen! Er? — Armer idealer Freund! (ab).

Verwandlung.

Mit Bäumen bepflanzter Weg am Wallgraben. Im Hintergrunde die Stadtmauer mit Zinnen und Thürmen. Im Vordergrunde zwei Ruhebänke.

4. Scene.

Adelheid kommt mit **Bertha** von rechts, Erſtere in einem hellen Kleide. **Peter** folgt ihnen.

Adelheid. Ich glaube gar, du haſt Angſt, liebe Couſine! O nicht wahr, alter Peter, ganz prächtig rudern kann ich, wie ein gelernter Schiffer.

Peter. Ja, das muß wahr ſein; von mir hat's ja das Fräulein im vorigen Jahre gelernt.

Bertha. Alles ganz gut und ſchön, liebſtes Bäschen, aber beruhigter wär' ich eben doch, wenn dein Lehrmeiſter hier auch als Schutzgeiſt mit in den Nachen ſtiege.

Adelheid. Ach nein, dann lieber gar nicht, denn ſonſt geht aller Reiz verloren.

Bertha. Gott, was man nicht einem ſolch' allerliebſten Bäschen zu Liebe thut! So will ich's denn riskiren.

Adelheid. Bind' einſtweilen den Nachen los, Peter, und hole die Ruder! Dann ruf' uns!

Peter. Ganz wohl, gnädiges Fräulein! (ſteigt im Hintergrunde hinab).

5. Scene.

Adelheid und **Bertha,** die ſich auf eine Bank niederlaſſen.

Adelheid. Wart' nur, du wirſt es gewiß nicht bereuen! O es liegt ein ganz eigenthümlicher Zauber drin, von dem hohen Schilf um-

flüstert zwischen diesen ernsten Mauern und Thürmen dahinzugleiten. Ich sage dir: ganz märchenhaft ist solch einsame Fahrt, wie durch die Zeiten meiner Kindheit. Ach, und es läßt sich dabei so viel denken und sinnen und träumen!

Bertha. Bäschen, Bäschen, was hör' ich? — Vorgestern erst aus deinem klösterlichen Pensionat zurückgekehrt und heute schon solche bedenkliche Schwärmerei?

Adelheid. In meinem Alter wird man aber doch noch schwärmen dürfen. Nicht?

Bertha (gezwungen). O gewiß, und du erst recht! Liegt doch das ganze Leben noch als süßes Geheimniß verschleiert vor dir da, aber ich, als Wittwe, ich hab' all mein Freuen und Hoffen hinter mir, und ein Bahrtuch ist darüber ausgebreitet.

Adelheid. Geh' doch, nun wieder so zu reden! Das paßt gar nicht zu unsrer Nachenfahrt. Und erst gestern Abend hattest du mir doch geklagt, daß du mit meinem seligen Vetter Pimpfinger eigentlich gar nicht glücklich gewesen!

Bertha. O weil ich erst jetzt seinen wahren Werth erkenne. Denn er war in seiner patriarchalischen Einfachheit sogar ein antiker Charakter.

Adelheid (rasch einfallend). Aber um volle fünf und dreißig Jahre älter, als du, und das war doch gar zu antik. Und daß er dich in seinem Testament auch noch so bitter fühlen ließ, daß er ein reicher Geldsack, und du nur ein armes adeliges Fräulein gewesen, das war wieder nichts weniger, als antik. — O ich, liebe Cousine, ich heirath' einmal nur aus Liebe, keinen zu Jungen und keinen zu Alten. Nicht wahr, so nur zwölf Jahre Altersunterschied, das paßt noch ganz prächtig zusammen? (Mit den Händen patschend.) O ja, ja, das ist so recht die klare, beglückende Mitte.

Bertha (rasch). Und du, liebes Bäschen, bist jetzt alt?

Adelheid. Achtzehn.

Bertha (für sich). Und zwölf macht dreißig. Himmel, das paßt auf ein Haar. (laut.) Aber sag', wie kommst du jetzt nur auf die so bestimmte Zahl von gerade zwölf Jahren Altersunterschied?

Adelheid (schalkhaft). Liebste Frau Base, hast du nicht vorhin selbst gesagt, daß mein Leben noch als süßes Geheimniß vor mir liege? — Bitte, bitte, laß ihm doch seinen Schleier!

Bertha (für sich). Welche raffinirte Antwort! Also doch schon verliebt? (laut.) Doch nur das Eine vertraue deiner mütterlichen Freundin noch an: Hast du hier, in Memlingen, lieben gelernt?

Adelheid. Hier? — Nein.

Bertha. Also wo anders?

Adelheid. Ja, liebe Cousine, wo anders.

Bertha (für sich). Gottlob, sie liebt auswärts. (laut). Und ist jener Gewisse auch jetzt nicht hier?

Adelheid. Nein!

Bertha. Er weiß aber doch, daß du jetzt hier bist?

Adelheid. Das weiß ich nicht.

Bertha. Wie, das weißt du nicht? Du weißt aber doch, wo er jetzt ist?

Adelheid. Ich glaube.

Bertha (lachend.) Ha, ha, welch wunderliche gegenseitige Ignoranz! Ja, schreibt ihr denn einander gar nicht?

Adelheid. Wir haben uns niemals geschrieben und niemals gesprochen.

Bertha. Was? Nicht einmal gesprochen und doch ineinander verliebt? Ja, wie ist denn das aber dann zugegangen?

Adelheid. Ei, muß es denn gerade der Mund sein? Können denn die Augen nicht ebenfalls reden?

Bertha. O, Bäschen, das ist ja unglaublich ätherische Romantik. (für sich.) Ich muß ihr anders beikommen. (laut). O du glückseliges Kind! Welche Poesie der Liebe! Ich habe leidergottes nur deren platteste Prosa kennen gelernt. Mir war's ja nicht einmal möglich gewesen, meinen seligen Mann weder mit Tauf- noch Familiennamen rufen zu können. — Tobias! — Gott, welch liebendes Frauenherz kann diesen alttestamentarischen Namen aussprechen? Und gar noch „Pimpinger", über welchen Namen meine Zunge stets nur stolperte! — O der Vorname deines Herzerwählten klingt gewiß viel, viel schöner. Nicht wahr?

Adelheid. Das will ich glauben. O viel, viel poetischer, als Tobias.

Bertha. Und auch sein Familiennamen?

Adelheid. O der auch. Wenigstens ist *meine* Zunge bei dessen heimlichen Aussprechen noch niemals drüber gestolpert.

Bertha (für sich). Ist das ein glatter Aal! — (laut). Aber, mein bestes, naives Bäschen, wenn ihr gar nicht wißt, wo ihr seid, wie glaubst du dann, daß er dich hier finden wird?

Adelheid. Er wird mich suchen und mich finden

Bertha. Und das Alles ist wirklich kein schelmischer Spaß?

Adelheid. Mein heiligster Ernst.

Bertha. Himmel, welch ein Vertrauen! Und da sage man noch, daß es heutzutage keine romantische Liebe mehr gebe! — O danke deinem lieben Gott, daß du nicht hier dein Herz verloren, denn diese Memlinger Männer sind alle fürchterlich.

Adelheid. Wirklich? — Aber meine liebe, mütterliche Freundin, nun hab' ich dir fast schon ein wenig zu viel gesagt. Denn, weißt du, da du doch erst zwei und zwanzig Jahre zählst, und ich schon achtzehn, so bist du mir als vierjährige Mutter für mein kindliches Vertrauen doch wieder gar zu *wenig* antik! (Man hört von unten rufen.) Horch, der alte Peter ruft, und jetzt komm, und laß uns Nachen fahren! (Sie geht gegen den Hintergrund.)

Bertha (für sich). Himmel, wäre das eine durchtriebene Rivalin! Doch, Gott sei Dank! es ist ein Anderer.

Adelheid (nurmehr mit dem halben Körper sichtbar). Nun, kommst du bald?

Bertha. (Gewiß du kleiner, duftiger Schelm! (für sich.) Ich bin völlig nervös geworden. (Sie verschwindet mit Adelheid im Hintergrund, zum Wallgraben hinuntersteigend.)

6. Scene.

Rath **Friedhelm** kommt mit der Bürgermeisterin **(Eva)** von links. (Ersterer, während des ganzen Stückes im Frack mit weißer Halsbinde und sehr sorglich gekleidet.)

Friedhelm. Nein, wirklich, verehrte Frau Bürgermeisterin, ganz bezaubert bin ich von diesem Kinde. Ist das eine Sinnigkeit und Anmuth in ihr! Und doch wieder so frisch und resolut dabei, und ein klein wenig loser Schalk. Ein herrliches Geschöpf! Ich kann über ihre Entwicklung gar nicht genug mich verwundern.

Eva. O ich, Herr Rath, finde das nur sehr natürlich, weil ihr das Alles als der Tochter meiner Schwester angeboren ist. O gerade so waren wir alle Schwestern, alle sieben. Wissen Sie, das liegt schon von jeher im Pimpfingerischen Blut.

Friedhelm. Nun freilich, freilich. — Und was mich an dem guten Kinde wahrhaft rührt, das ist, daß sie mich alten Mann noch eben so lieb behalten und mich auch heute noch „Onkel Friedhelm" nennt, wie in ihren Kindertagen. O das zeugt so recht für die Reinheit ihrer Seele.

Eva. Ja, lieber Rath, wir sollten schier ein wenig eifersüchtig auf Sie werden. War sie doch vorgestern kaum aus dem Wagen gesprungen, und nach wem hatte sie zu allererst gefragt? — Nach Ihnen. Ja, fast gilt dieser nur sogenannte „Onkel" ihr mehr, als der wirkliche.

Rath. A, das wird ja wohl nicht sein.

Eva. Doch, doch. — Aber wo bleibt nur mein Mann? Er wollte doch auf dem Fuß uns nachkommen.

Friedhelm (nach links deutend). Ich meine, dort kommt er eben aus den Bäumen.

Eva. Himmel, und wieder in welcher Aufregung! Ich seh's schon von Weitem.

Friedhelm. Der Herr Bürgermeister scheint jetzt eine recht schwere Zeit zu haben.

Eva. O mit diesen heillosen neuen Wahlen! Das ganze Leben wird uns dadurch verbittert.

7. Scene.

Die Vorigen. Der **Bürgermeister** tritt in höchster Aufregung, schwer athmend, von links auf. —

Bürgermeister. Na, da bin ich endlich. Guten Tag!

Eva. Gott, wie du wieder erhitzt und ärgerlich bist!

Friedhelm. Doch nicht unangenehme Amtsgeschäfte?

Bürgermeister. O wenn es nur diese wären! Die hat ein Bürgermeister alle Tage. Aber was ich mit diesem Fremdengesindel jetzt erleben muß, das ist rein, um sich noch todt zu ärgern. — Erst gestern diese Schmach für unsere Stadt! Fünf solcher hergelaufenen Subjecte in unsern altehrwürdigen Rath gewählt, von denen der noch am Längsten hier Eingebürgerte nicht einmal einen Memlinger Großvater aufzuweisen hat, und gar der jüngste davon, dieser großmäulige Rechtsverdreher, nicht einmal einen Vater, nicht einmal eine Mutter —

Eva. Was? Also ein Findelkind?

Bürgermeister. A was, Findelkind! Keinen Memlinger Vater hat er aufzuweisen, keine Memlinger Mutter, das ist das gravirende Moment.

Friedhelm (für sich). Kuriose Begriffe!

Bürgermeister. Und nun diese niederträchtige Amtsfunction! Da soll ich morgen Früh noch obendrein diese kecken Eindringlinge feierlich auf dem Rathhaus einführen. O zehnmal hab' ich vorhin das Concept meiner Ansprache geändert, bis es's endlich mit dem Absatz zerstampfte. Denn solche Menschen auch nur freundlich willkommen zu heißen, wo ich sie doch am Liebsten aus unserm entweihten Heiligthum wieder hinauswerfen lassen möchte, dieß Kunststück bringe der leibhaftige Gottseibeiuns zuwege! Und das nennt man heutzutage Freiheit und Fortschritt. O ist das eine gott- und rechtlose, grundverdorbene Zeit!

Friedhelm (vor sich hinblasend). Ein recht erquickender Spaziergang!

Eva (mit der Hand schmeichelnd). O du armer, schwer gekränkter Mann, ich weiß, was du leidest. Hab' ich doch noch das gleiche Martyrium zu erdulden, wie du! — Du mit diesen Männern, ich mit ihren Weibern, von denen ebenfalls keine einzige eine richtige Memlingerin ist. Und wenn sie mich dann später zur offiziellen Kaffeevisite invitiren, was soll dann ich thun, mich verdemüthigend annehmen und zurückgeben, oder, meiner Stellung bewußt, refüsiren?

Friedhelm (für sich). Da ist wohl goldenes Schweigen für mich das Klügste.

Bürgermeister. Was, und Sie, Herr Rath, Nachkömmling einer der ersten Memlinger Geschlechter und unser ältester Hausfreund, Sie können so gleichgültig schweigen, wo ich in solcher Alteration mich befinde?

Friedhelm (für sich). Herr Jesus, jetzt kommt er auch an mich! (laut, aber sehr verzagt). O meine verehrtesten Freunde! Sie wissen: schon

vor etlichen zwanzig Jahren hab' ich aus lauter Scrupulosität mein Richteramt freiwillig niedergelegt, und mich immer ängstlich von jeder Parteistellung ferngehalten, weil ich wirklich weder das Mindeste davon verstehe noch auch den leisesten Beruf dazu verspüre. Mein Gott! Ich bin ein friedfertiger alter Musikant, der nur Cello zu spielen versteht, ein gar sanftes Instrument, und der nur musikalische Dissonanzen liebt, die sich immer wieder in wohlthuenden Einklang auflösen. Und wenn hier vielleicht im Parteienstreit Alles drunter und drüber geht, dann ist es ja wohl recht gut, wenn noch in einem einzigen Haus und Herzen der Friede nicht verloren geht und für die Tage der Wiederversöhnung weiter gepflegt wird — jener heilige Gottesfriede mit allen guten, ehrlichen Menschen.

Eva (für sich). Da könnte man nasse Augen kriegen. (laut zum Bürgermeister.) Geh', Alter, laß ihn doch!

Bürgermeister. Nun also, gut, gut, Herr Rath! Halten Sie's mit Ihrer weichherzigen Friedensliebe, ich halte fest an meinem eisernen Memlinger Patriotismus. Das aber weiß ich, daß alle die alten, ruhmreichen Memlinger, die in Harnisch und Federhut Zopf und Perrücke, droben im Rathhaussaale hängen, vor Allem die Holzapfel, die Horst, die Pimpfinger —

Eva (unterbrechend). O, meine glorreichen Ahnen!

Bürgermeister (rasch fortfahrend). Die Münzer und Großkopf, die Wallsporn und Arthieb, und wie sie Alle heißen, das weiß ich, daß diese sammt und sonders gerade so zornig jetzt fühlen und reden würden, wie ich.

Eva. Sie sei doch nicht so aufgeregt!

Bürgermeister (heftig fortfahrend). Und wenn ich erst an jenen trutzigen, rothbärtigen Rathsherrn denke, der dicht über meinem Bürgermeisterstuhle hängt, und seiner Zeit mit wuchtigem Schwert fünf Schweden nacheinander den Schädel gespalten, wissen Sie, Herr Rath, was dieser erzene Bodo Friedhelm jetzt zu Ihren Sammethandschuhen sagen würde? Wissen Sie das?

Rath. Ach du mein gütiger Gott, ja, ja, ich weiß es. Der würde wahrscheinlich zu mir sagen, daß ich dessen höchst unstreitbarer, höchst unwürdiger Nachkomme sei, was ich tiefbeschämt hiemit selber zugestehe. Aber, ich bitte tausendmal um Entschuldigung: hier handelt es sich ja doch um keine Schweden, sondern nur um Deutsche mit demselben Herzen und Geiste, wie wir selber —

Bürgermeister. Ach was, Deutsche, Deutsche! Mit diesem Allerweltsbegriff! — Wir brauchen in unsern Rath keine Herzen, wir brauchen keinen Geist — heißt das, von auswärts. Wir sind uns schon selber genug, und nur ein ureingeborener Memlinger hat das rechte Herz und den rechten Verstand für unsre Vergangenheit wie Gegenwart. — Ist doch eine wahre Räsonircholera durch diesen fremden Giftstoff hier jetzt ausgebrochen, daß sogar schon urechte Memlinger Gift und Galle speien gegen Bürgermeister und Rath! — Straßenpflaster, Rinnsteine

und Laternen, Sicherheits- und Reinlichkeitspolizei — wie dumm, wo wir hier gar keine haben! — ja sogar Nachtwächter und Bettelvögte, Alles, Alles soll jetzt auf einmal so zu sagen unter der Kanone sein. — Alles Alte dient diesen hergelaufenen Umstürzlern nur zum Witzemachen, und wissen Sie, Herr Rath, wie sie zum Beispiel hier unsern ehrwürdigen Wallgraben gescholten haben?

Rath. Nun?

Eva. Unsern unschuldigen Wallgraben?

Bürgermeister. Eine stinkende Froschlache haben sie ihn gescholten. O dieß ruhmgesalbte Taufbecken, darin einst unsre Vorfahren im Schwedenkriege die Bluttaufe erhalten haben — und nun eine stinkende Froschlache! Ist das nicht himmelschreiender Undank?

Eva. O sündig — gottlos!

Rath. Aber ums Himmelswillen, Herr Bürgermeister, was kann denn *ich* dafür?

Bürgermeister. Gar nichts. Sie sollen auch gar nichts dafür können! Nur sagen sollen Sie, daß das eine frevelhafte Verläumdung ist! Oder geben Sie diesen Giftmäulern am Ende gar noch Recht?

Rath. Je nun, Herr Bürgermeister, was die Frösche anbelangt, so dürfte deren ziemlich zahlreiche Existenz im Wallgraben doch nicht wohl zu bestreiten sein, und bezüglich des andern beleidigenden Epithetons, da denk' ich mir eben, daß, wie man überhaupt die ganze Welt nur aus sich heraus *beschaut*, so auch in dieser delicaten *Geruchs*frage lediglich die innere Stimmung des verehrten Riechenden den Ausschlag geben dürfte. Und so ist auf mein eigenes Geruchsorgan die Wirkung dieser Wallgrabenausdünstung eine völlig *neutrale*.

Bürgermeister. O Sie Neutralster aller Neutralen! Ich aber, als dieser alten Stadt regierender Bürgermeister, sag' Ihnen: für mich hat dieser Wallgraben nur einen höchst anregenden, ich möchte sagen, gewissermaßen altbisterischen Geruch, der stets nur die glorreichsten Erinnerungen an unsre Vorzeit in mir erweckt. Und, wenn ich je einmal unser Weichbild verlasse und ich komme wieder zurück, o immer erst, wenn ich durchs Falkenthor über die Zugbrücke fahre, und dieser eigenthümliche Wallgrabenduft mir in die Nase steigt, erst dann spür' ich in mir so recht lebendig das andächtige Bewußtsein: „Nun bin ich wieder in meinem lieben, alten Memlingen, bin wieder daheim."

Friedheim. O dieses Gefühl hab' ich wohl auch, aber — immerhin —

Eva (heftig). Und *ich* sage jetzt: Kein „aber" und kein „immerhin", sondern jetzt hat aller Streit ein für allemal ein Ende, sonst bedank' ich mich schön für einen solchen Spaziergang.

Friedheim (vor sich hin). Ich mich auch.

Eva. Ach, Herr Jesus, und wenn du's nur sehen könntest, wie deine Stirnader wieder ganz roth angeschwollen ist! Hast du's schon vergessen, was der Doctor dir immer vorsagt von einem Schlaganfall und jähem Tod? O willst du mich denn durchaus zur Wittib machen?

Bürgermeister. Ei, so komm nur auch du noch aus dem Häuschen! Das fehlte mir noch. Gut also, abgemacht! Aus Familien- und Freundschaftsrücksichten, kein Wort mehr! Spazieren wir also gemüthlich weiter!

Friedhelm. (für sich). O außerordentlich gemüthlich.

Eva. So reiche mir doch deinen Arm! Was sollen denn sonst die Leute von uns denken?

Bürgermeister. Na ja, da hast du ihn! Also gehen wir weiter! — Ein recht schöner Abend heut Abend! Nicht wahr, Herr Rath?

Friedhelm (aufseufzend und mit dem Taschentuche fächelnd). O wunderschön, nur für diese Herbstezeit noch ungewöhnlich schwül.

Bürgermeister (mit Eva am Arm gravitätisch nach rechts gehend, vor sich hinbrummend). O ist das eine nichtsnutzige Zeit! (Alle nach rechts ab).

8. Scene.

Stolz und **Sturm** treten von links auf.

Sturm. Na, sag' einmal, Herr Stadtrath! So in der richtigen Beleuchtung macht sich unser altes Nest doch nicht so übel. Steckt doch in diesem pittoresken Durcheinander verteufelt viel Poesie, und gewissermaßen so was Respecterweckendes, nicht?

Stolz. Für Maler und Alterthümler mag das sein. Ich seh's mit andern Augen an.

Sturm. Was du nicht sagst! Alle Wetter, also auch die letzte Spur von Romantik in dir verduftet? Ha, ha, ha, und wie lang ist's denn her, daß wir im Heidelberger Schloß zusammen gezecht und noch über den alten Matthissen für diese Ruine geschwärmt? Und als wir dann später in Bonn das Rhenanenband getragen, hatte denn am ganzen Rhein nur ein einziges Ritternest gestanden, das ich nicht mit dir erklettern genußt? — J, was doch die Menschen sich ändern können!

Stolz. Nicht im Mindesten so sehr, als du dir einredest! Noch heute kann ich für Ruinen schwärmen, wenn sie als unschädliche Landschaftsstaffage von irgend einer Höhe herabschauen; wo sie aber, wie hier, als Leichname der Vorzeit dem aufstrebenden Leben im Wege stehen, da helf' ich sie mit kaltem Blute niederreißen, als gereifter Sohn meiner Zeit, die der Schule unfruchtbarer Romantik so gut entwachsen ist, wie ich selber. Und damit, mein allzubesorgter Mentor, bitte ich dies Ruinenthema zwischen uns als erledigt zu betrachten.

Sturm. Danke ganz ergebenst für die gnädige Resolution, werde sie mir hinter die Ohren schreiben und eine Abschrift davon zu den Akten meiner psychologischen Studien legen.

Stolz. O schon wieder dieß unausstehliche Gehänsel!

Sturm. So sei doch nicht gleich so zornig!

Stolz (erregt in den Wallgraben hinabschauend). Himmel, was ist das?

Sturm. Was gibt's denn da drunten auf einmal so Interessantes? — (hinabspähend). Ei sieh, ein Nachen! Schlanke, selbstrudernde Damen! Ein lichtes Kleid, das dunkle Schilf durchglänzend, und das Alles in diesem alterthümlichen Steinrahmen! — Dieß Stimmungsbild scheint dir ja doch ein wenig zu gefallen? Wie?

Stolz. O laß mich, laß mich!

Sturm. Na, na, du geräthst ja in eine förmliche Verzückung! Hq, ha, ha, und dieser Memlinger Stadtrath hat der Romantik abgeschworen!

Stolz. O so lache doch nicht! (Man hört deutlich das Mendelssohn'sche Lied als Duett singen: „Ich wollt', meine Lieb' ergösse sich all in ein einzig Wort"). Und horch, jetzt auch noch Gesang! — Und gar mein Lieblingslied! O bitte, bitte, schweige doch!

Sturm. Alle Wetter! Welch glockenheller Sopran! Was so ein Memlinger Backfisch doch singen kann!

Stolz. Ein Memlinger Backfisch? Nein, unmöglich!

Sturm. Na, die Altistin freilich nicht. Aha Freundchen, so sticht dir also die hübsche, reiche, junge Wittwe so in die Augen? Aber warum gerade heut einmal? Hast du mir doch immer vorlamentirt, daß sie mit ihren Prozeßgeschichten dich ewig überlaufe! Sieh, sieh, du Duckmäuser! Oder wäre dir erst jetzt die Knospe der Liebe gesprungen?

Stolz (für sich). Am besten ist: ich laß' ihn dabei. — Sie uno vier! Ich glaube zu träumen. (Dann laut). Nun, lieber Fritz, was hältst du von meinem Geschmack?

Sturm. O vortrefflich ist er, ich wundere mich nur, daß du so lange Zeit dazu gebraucht! (für sich). Ja, warte nur: mich hänselst du nicht! (laut). Und doch, lieber Freund, der Backfisch, i das ist erst ein poetisches Geschöpf. Aber freilich, ist das nur ein recht schlechter, echt Memlinger Geschmack, denn dieses Mädchen ist — —

Stolz. O wer?

Sturm. Eine ureingeborene schöne Memlingerin und diese ist ja nach deiner Ansicht auch nicht mit hundert Laternen hier aufzuspüren.

Stolz. Ich aber sage dir: nein und abermals nein, das ist keine Memlingerin!

Sturm. Ha, ha, ha, ich werd' aber doch die Nichte unsers Bürgermeisters noch kennen!

Stolz. O nicht möglich, nicht denkbar!

Sturm. I, warum denn nicht, wenn ihre selige Mutter die Schwester der Frau Bürgermeisterin gewesen?

Stolz. Und wie soll sie dann heißen?

Sturm. Adelheid von Horst.

Stolz. Aber seit wann soll sie schon hier sein?

Sturm. Zwei ganze Tage, seit sie aus dem Pensionat zurückgekehrt.

Stolz. O Fritz, bei deiner Ehre, deiner Freundschaft — das Alles ist kein schlechter Witz von dir?

Sturm. Das ist die volle Wahrheit.

Stolz. O Fritz, Fritz, mir ſchwindelt. Ich ſehe nichts mehr.

Sturm (für ſich). Mir dämmert etwas. (laut). Ich aber, liebſter Freund, ich ſehe noch etwas; und weißt du, was?

Stolz. Nun?

Sturm (feierlich komiſch). Das iſt ein Geiſtergeſicht, wie es einſt der Max in der Wolfsſchlucht geſchaut. Denn ſiehſt du, da drüben auf dem windſchiefen Schwedenthurm, da ſteht der Geiſt meiner ſeligen, klugen Großmutter, bei dem du vor einer halben Stunde geſchworen, und ihre knöcherne Hand hält zwiſchen Daumen und Zeigefinger eine — abgebiſſene Naſenſpitze. — O wie Jammerſchade um dein ſchönes, edles, klaſſiſches Profil!

Stolz (mit gedämpfter Stimme). O nun ſpotte, ſoviel du willſt! Ich bin dagegen machtlos geworden. Ich muß mit mir allein ſein. Leb' wohl! (Er geht langſam nach rechts ab).

Sturm (ihm lachend nachſchauend). Ha, ha, ha, alſo doch verliebt! Und zwar wider Wiſſen und Willen in eine richtige ſchöne Memlingerin, und noch obendrein Nichte und Pflegetochter des regierenden Herrn Bürgermeiſters! — O je, Herr Stadtrath! . . . Paragraph fünf meiner immer intereſſanter werdenden pſychologiſchen Studien! — (Unterdeſſen iſt der vorige Geſang immer ferner hörbar geworden.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Zimmer. Mittelthüre. Rechts Seitenthüre. Sopha. Auf einem Seitentiſch liegt eine Violine.

1. Scene.

Bertha ſitzt auf einem Sopha und hält ein Dokument in der Hand. **Stolz** ſitzt neben ihr.

Bertha. O bitte, beſter Herr Doctor, nur einmal durchzufliegen brauchen Sie dieß Teſtament, und Ihr Scharfblick iſt darüber im Klaren.

Stolz. Und dennoch, gnädige Frau, kann ich Ihnen unmöglich ſo ſchnell mein Urtheil abgeben. Alle derartigen Fälle ſind ſehr delicater Natur und wollen erſt gründlich ſtudirt ſein. Zudem leide ich augenblicklich an einer Nervenverſtimmung, die mir alles ſcharfe Denken ſtrengſtens verbietet. (für ſich). Nun wird ſie doch wohl gehen?

Bertha. Eine Nervenverſtimmung? Bei dieſer kräftigen Conſtitution, bei Ihrem blühenden Ausſehen? Wer ſollte das glauben? (für ſich). Ich nicht.

Stolz. Aber ſo iſt es, und jeden Moment erwart' ich meinen Arzt. (auf die Uhr ſehend). Sechs Uhr! Mich wundert, daß er nicht ſchon hier iſt

Bertha. Sie meinen doch den Doctor Sturm?

Stolz. Allerdings.

Bertha. O ein ganz excellenter Arzt, namentlich für Nervenzuſtände. Zwar nebenbei ein loſer Sathriker, aber immer geiſtreich, daß man ihm deßhalb nicht böſe ſein kann. Nicht wahr?

Stolz. Da hör' ich den Doctor ſchon. (für ſich). Gott ſei Dank, ich bin erlöſt — Was? ſie geht noch immer nicht?

Bertha (für ſich). Nun bleib' ich erſt recht.

2. Scene.

Die Vorigen. Sturm tritt durch die Mittelthüre raſch herein.

Sturm. Alle Wetter, was ſeh' ich? — Ich komme als Doctor zu meinem Patienten, und mein Patient ſitzt wieder als Doctor bei ſeiner Patientin. Das iſt ja eine ganz merkwürdige Verkettung von mediciniſch-juriſtiſcher Doctoren- und Patientenſchaft.

Stolz (für ſich). Herrgott, jetzt bindet der auch noch mit ihr an!

Bertha. Wie verſtehen Sie dieſen Witz, lieber Doctor?

Sturm. Na, meine Gnädige, Sie haben doch jedenfalls einen gebrochenen Vertrag, ein verletztes Recht oder ſonſtige verrenkte Verhältniſſe hieher gebracht, die hier, mein juriſtiſcher Collega, wieder herſtellen ſoll.

Bertha. Und doch haben Sie nicht den rechten Patienten errathen, nämlich ein hinfälliges, weil durch und durch unmoraliſches Teſtament.

Stolz (für ſich). Sie bleibt wirklich? Ah, das iſt ſtark.

Sturm. Was, ein Teſtament, und gar ein unmoraliſches? Entſchuldige, lieber Freund, da will ich mich wieder empfehlen, denn bei meiner zimperlichen Moral — und ich könnte ja doch nur genieren . . .

Bertha (raſch einfallend). O was mich anbelangt, nicht im Mindeſten, kann ich doch im Gegentheil nur die allergrößte Publicität dieſes Teſtament's wünſchen. Aber hier, unſer verehrter Patient, fühlt ſich in ſeinen Nerven ſo bedenklich angegriffen —

Stolz. O nein, ich fühle mich ſchon wieder leidlich wohl. Bitte: geben Sie mir das Teſtament! (für ſich). Sonſt bring' ich ſie gar nicht los.

Bertha. O wie lieb das von Ihnen iſt! doch werden wir am Schnellſten zum Ziele kommen, wenn ich ſogleich mündlich die einzelnen Punkte mittheile, um mit Ihnen auch hier, den Herrn Doctor Sturm, zu c ieutiren.

Sturm (ſich ſetzend). Sehr freundlich, meine Gnädige.

Stolz. Alſo recht ſo. Nur bitt' ich: ſo gedrängt wie möglich. (zu Sturm leiſe) So hilf doch ein wenig mit!

Sturm. Ja, meine Verehrteſte, wenn ich meinem Patienten dieſen Exzeß überhaupt erlauben darf, ſo muß auch ich möglichſte Kürze zur Bedingung machen.

Bertha (einfallend). Die ich ſtrengſtens einhalten werde. Alſo hören Sie! — Mein ſeliger Mann, bekanntlich ein Original von kleinſtädtiſchem Sonderling, und Abkömmling eines der älteſten Memlinger Geſchlechter, hatte nämlich die Grille, für den Fall meiner Wiederverheirathung ſein Teſtament mit folgenden wunderlichen Klauſeln zu verſehen.

Sturm (unterbrechend). I, meine Gnädige gedenken alſo wieder in den heiligen Eheſtand zu treten? Das iſt ja ſehr ſchön, ſehr intereſſant.

Bertha. Eine ſehr indiscrete Frage, lieber Doctor!

Stolz. Das ſind' ich auch (zu Sturm). Und ſo halt' uns doch nicht unnöthig auf! — Und nun, ich bitte, die Klauſeln?

Bertha. Alſo erſtens: heirathe ich einen Memlinger, der bereits ſechs Geſchlechter nachweiſen kann, dann bleibt mir und meinem Manne das ganze Tobias Pimpinger'ſche Vermögen von ſechsmalhunderttauſend Gulden zu freier Verfügung wie Vererbung.

Sturm (einfallend). Was? ſage mit Worten ſechsmalhunderttauſend Gulden? — Das iſt ja rieſig, ſogar pyramidal. Nicht zum Glauben.

Bertha (ihm das Teſtament hinhaltend). Wollen Sie vielleicht dieſe Summe ſelber leſen?

Stolz (für ſich). Schad' um das viele Geld! (dann laut zu Bertha). Und weiter, wenn ich bitten darf, Klauſel zwei?

Bertha. Trifft jedoch, zweitens, meine Wahl einen Memlinger von nur drei Generationen, dann vermindert ſich dieſes Kapital um hunderttauſend Gulden, welche der Stadt Memlingen nach meiner eigenen Dispoſition zu Gute kommen ſollen. Drittens: ein Memlinger, deſſen Vater ſchon einer geweſen, hat noch Anſpruch auf viermalhunderttauſend, während ich, viertens, in die Ehe mit einem Mann, der nur ſelber in Memlingen geboren iſt, nur mehr dreimalhunderttauſend einbringe; und endlich fünftens, würde ich, was ja ebenfalls ſehr leicht möglich wäre, mir einen Mann erwählen, deſſen Wiege nicht einmal in Memlingen geſtanden, ſo hätte ich, unter ſteter entſprechender Bereicherung der Stadt, nur noch die Summe von zweimalhunderttauſend dieſem Erwählten meines Herzens zuzubringen. — Nun, mein werther Rechtsfreund, wie gefällt Ihnen dies wunderliche Teſtament?

Stolz. In der That eigenthümliche Beſtimmungen!

Sturm. Alle Wetter, Ihr ſeliger Herr Gemahl ſcheint mir aber der memlingeriſcheſte unter allen Memlingern geweſen zu ſein!

Bertha (raſch einfallend). Sie ſehen alſo, meine beiden Herren Doctoren, ich kann meinem Herzen freie Wahl laſſen, denn ſogar im allerletzten Falle, Klauſel fünf, könnte ich mir wie meinem Erwählten immer noch eine ganz angenehme Situation ſchaffen. — Indeſſen, mein Gott, wir Alle ſind ſchwache Menſchen. Man kann eben doch nie mit

Bestimmtheit vorhersagen, ob nicht hunderttausend Gulden mehr oder weniger die Neigung meines Bewerbers oder meine eigene Wahl beeinflußen dürften. Und schon die bloße Möglichkeit einer solchen finanziellen Einwirkung muß ich wenigstens nach meinen sittlichen Begriffen als eine, den heiligen Charakter der Ehe tiefverletzende, Immoralität erachten. Hab' ich Recht oder Unrecht, Herr Doctor Stolz?

Sturm (für sich). Ein raffinirtes, reizendes Weib!

Stolz. Ihre Anschauung, meine gnädige Frau, hat allerdings schwerwiegende Gründe für sich, aber mein definitives Gutachten muß ich trotzdem erst von einem eingehenden Studium abhängig machen.

Bertha. So darf ich also das Testament Ihnen hier lassen und auf eine spätere Entscheidung sicher hoffen?

Stolz (kalt.) Das gebietet mir meine Amtspflicht. (für sich). Jetzt geht sie aber gewiß!

Sturm. Aber ich, als Doctor medicinae sage: unmoralisch ist dieß Testament schon deßhalb, weil es einen so hochidealen Nichtmemlinger, wie hier meinen verehrten Freund, in die allerletzte Kategorie verweist, während ich, als neugebackener Memlinger Numero vier, um volle einmalhunderttausend Gulden höher tarirt werde, der ich mich doch bei der Mutter Natur von außen und innen hundertmal weniger zu bedanken habe, wie dieser.

Stolz (für sich). Herrgott, nun fängt der schon wieder an.

Bertha. Diese Bescheidenheit, Herr Doctor Sturm, ist auch wieder nur Ironie, und deßhalb widersprech' ich ihr nicht, um Sie nicht noch eitler zu machen. Aber Ihren edeln Freund muß ich gegen Ihre Charakteristik entschieden in Schutz nehmen. — „Hochideal" haben Sie ihn genannt! Diesen Begriff, so nackt hingestellt, mag ich nicht leiden. Klingt doch auch darin ein Vorwurf excentrischer Schwärmerei oder unfruchtbarer Weltanschauung. Und gerade bei meinem hochverehrten Rechtsfreund finde ich Idealismus und Realismus in glücklichster Harmonie vereinigt und versöhnt — ein Ideal, wie es alle edeln Geister zu erreichen suchen sollten, damit unsere Zeit vor der Gefahr behütet werde, bei all ihrer materiellen Größe doch allmälig zu geistiger Niedrigkeit herabzusinken. — Sie sehen, Herr Doctor Stolz, so ungalant Sie mir auch in ihrer Nervosität vorhin gleichsam die Thüre weisen wollten, mein gerechtes Urtheil über Sie haben Sie doch so wenig beeinträchtigen können, wie meine bewunderungsvolle Verehrung. — (sich erhebend). Damit habe die Ehre, Ihnen von ganzem Herzen eine recht baldige, recht gründliche Besserung zu wünschen. — Guten Abend! (sie geht mit großer Grandezza durch die Mittelthür ab. Beide schauen sehr verwundert ihr nach).

3. Scene.

Stolz. Sturm.

Sturm. Na, da haſt du's alſo gehört! — Alle Wetter, das nenn' ich einmal einen Abgang, kothurnhaft, wie der einer liebgekränkten Königin!

Stolz (voll Unmuth). Fritz, ich bitte dich um Alles! Laß dieſes Weib für jetzt und immer aus dem Mund wie aus dem Spiele! Denn mein Herz verträgt das nicht.

Sturm (ihm auf die Schulter ſchlagend). Bravo, Bravo, du biſt ein braver Kerl, und ein ſchlechter will ich ſein, wenn ich mich jetzt nicht als echter Freund dir erweiſe. — Und nun, wie ſteht's? — Biſt du wieder zu dir ſelber gekommen? Du haſt mich rufen laſſen. Da bin ich. Nun mache das Herz dir leicht! (Für ſich). Jetzt hab' ich freies Feld.

Stolz. Biſt du aber auch in der rechten Stimmung für mein Geheimniß?

Sturm. In der allerbeſten. — Leg' los!

Stolz (verzagt). Nicht wahr, lieber Fritz, von Liedern ohne Worte haſt du ja wohl ſchon gehört?

Sturm. Sogar höchſteigenhändig ſie ſchon geſpielt.

Stolz. Doch hörteſt du auch ſchon von Liebe ohne Worte?

Sturm. Aha! — Davon gehört? Auch ſchon, aber noch mehr davon geleſen — in Romanen.

Stolz. Und hielteſt du eine ſolche wortloſe Liebe für durchaus lächerlich oder eines Mannes unwürdig?

Sturm. Im Gegentheil, ich könnte ſie mir ſogar höchſt pikant und leidenſchaftlich denken.

Stolz (ſtürmiſch). Nicht wahr, liebſter Freund? — O ich ſehe, du verſtehſt mich und machſt mir mein Geſtändniß leichter!

Sturm. Alſo heraus damit!

Stolz. Als ich im vorigen Jahre noch in der Hauptſtadt wohnte, da führte mich die Pflicht des Onkels jeden Sonntag zum Beſuche meiner kleinen Nichte in das dortige Penſionat. Wochenlang hatte ich mich in jenem Sprechzimmer gelangweilt, und immer war ich froh, wenn ich den ſummenden Saal mit all den ungraciöſen, ſchwarzuniformirten Mädchengeſtalten wieder hinter mir gehabt. — Da, eines ſchönen Sommertages, ſah ich mit einem Mal eine ſchon ältere Blevin hereintreten, die ich vorher nie geſehen. Aber ſchon, wie ſie ſich beim Hereintreten vor der Aufſichtsdame verneigte, dann mit großem Blick umherſah, endlich auf eine Frau küſſend zuſtürzte und an ihrer Seite hingeſchmiegt ſtrahlenden Antlitzes Frag' und Antwort tauſchte — o ich ſage dir: das Alles geſchah mit ſolch vornehmem Anſtand und doch wieder von kindlichem Liebreiz gemildert, daß ich unwillkürlich —

Sturm. (rasch einfallend). Blitzschnell mich in dieses Fräulein Adelheid von Herst verliebte, und das war ein ganz famoser Geschmack. Respect davor! Das wär' also das erste Kapitel gewesen. Na, und das zweite, das handelt jedenfalls von jener sublimen Liebe ohne Worte. Da hattest du sie am nächsten Sonntag erst allein angeschmachtet, später sie wohl dann auch dich, und eure zwei Herzen durchschauerten immer tiefer jene gewissen, süßen Schauer — o ich kenne das.

Stolz. Wie, du auch?

Sturm. O nur in der Theorie aus meinen psychologischen Studien. Gott bewahre mich vor solcher Praxis! — Aber nun, Freund Richard, die Fortsetzung!

Stolz (lauschend und die Violine ergreifend). Diese liegt hier — in meiner Violine.

Sturm. Was? Also eine Liebe, zwar *ohne* Worte, aber mit einer Geige? Das wird ja immer romantischer.

Stolz. O das war es auch. Die duftigste Poesie, die sich ersinnen läßt. Weißt du, da mir's nämlich unmöglich gewesen, auch nur einen Moment anders mit ihr von Liebe zu reden, als durch verstohlene Blicke, so hatte ich zuletzt dicht am Institutsgarten mich eingemiethet. Und wenn dann an schönen Sommerabenden die Mädchen in den Laubgängen sprangen und spielten, dann holte ich meine Violine hervor, machte ein in den feurigsten Phantasien meinem Herzen Luft, ließ dieß und jenes Mendelsohn'sche Lied darauf erklingen, zum Schluß aber spielte ich immer ein und dasselbe wunderhehre Lied: Beethovens „Adelaide."

Sturm. Aha „Adelaide" „Adelheid" — verstehe. Alle Wetter, das nenn' ich poetische Finesse. Und hatte sie diese Anspielung gleichfalls verstanden?

Stolz. Ich hoffe: ja. Sah ich doch mehrmals, wie sie sich sichtlich lauschend an ein verstecktes Plätzchen geflüchtet, und einmal kam mir's vor, als säh' ich durch die Dämmerung eine weiße Hand mir zuwinken, die mir sagen wollte: „gute Nacht". Doch war's auch zugleich ihr unbewußtes Lebewohl, denn Tags darauf reiste ich als neu ernannter Advokat aus meinem geheimnißvollen Paradies in dieß offenkundige Krähwinkel.

Sturm. Wirklich? Also ohne jeden Abschied, weder durch Kuß, noch Wort noch billet doux und nur per Geige hättest du dich von ihr empfohlen? Das wäre dir möglich gewesen?

Stolz. Warum denn nicht? Lebte die Poesie dieser Liebe nicht so am Ungetrübtesten in mir fort? — Daß kein Anderer in diesen Institutsmauern ihr Herz mir wegnahm, davor war ich ja sicher. Daß sie noch heute mich liebt, das sagte mir gestern Abends das Mendelsohn'sche Lied, das ich am öftesten gespielt und darin sie mir unbewußt ihr Herz verrathen. Und jetzt, wo sie das Pensionat verlassen, jetzt hatte ich eben um sie werben wollen, aber auf ihrem elterlichen Gute Hochberg; war sie mir doch nur als dortige Gutsbesitzerstochter bekannt —

Sturm (einfallend). Was sie eigentlich auch gewesen, nur daß bald

nach ihrer Eltern Uebersiedlung von hier beide dort rasch nacheinander gestorben, und Adelheid, von Vater und Mutter aus eine urechte Memlingerin, wieder in ihre hiesige Geburtsstadt zu Onkel und Tante zurückgekehrt war.

Stolz. Also das ist die Auflösung dieses Räthsels?

Sturm. Ja, Freund Richard, und ich begreif' es, eine um so fatalere, als du nun als liberaler Memlinger Stadtrath kampfhitzig gegen diesen selben bürgermeisterlichen Onkel agitiren, und doch auch zugleich um dessen Nichte und Pflegetochter bei ihm werben sollst! Allerdings eine sehr unerquickliche Situation! Armer Freund, wie kann ich dir helfen?

Stolz. Einen neutralen Boden sollst du mir verschaffen, du vertrauter Hausfreund aller hiesigen Familien, daß ich mit Adelheid reden, sie in Alles einweihen und auf unsern ganzen Liebeskampf vorbereiten kann. O Fritz, dir ward an Geist und Energie ein überreiches Pfund verliehen. Wie oft hast du diese Himmelsgaben nur zu Neckereien und scherzhaften Intriguen unfruchtbar verschwendet! — O so wuchere jetzt damit, um zwei Herzen ewig zu beglücken! Führ' all deinen feinen Witz in's Feld, sei der ritterliche Schutzherr unserer Liebe!

Sturm. Alle Wetter, du packst mich scharf! — Einen neutralen Boden! Hm, hm, wo verschaff' ich dir diesen? In diesem Krähwinkel, darin alle Menschen noch moralische Haarzöpfe tragen und die Spatzen jed' Geheimniß vom Dache pfeifen? — (nach der Violine greifend, die Stolz vorhin auf das Sopha gelegt.) Doch halt, wie schaut diese Geige hier mich so eigenthümlich an? — Da durchflammt mich ein Gedanke.

Stolz. Durch meine Violine?

Sturm. Ich weiß noch aus unserer Studentenzeit: Du spielst mit Feuer und Schwung! Aber nun eine musicalische Gewissensfrage!

Stolz. Nun?

Sturm. Verstehst du auch strenge klassische Musik zu spielen, Haydn, Mozart, und vor Allem Beethoven und getrautest du dir, in einem längst eingeschulten Quartett die erste Violine zu übernehmen?

Stolz. O gewiß, und gerade die Kammermusik ist meine Leidenschaft.

Sturm. Wirklich? Nun, Freund, dann hab' frohen Muth! Möglich, daß mein Plan gelingt!

Stolz. Welcher Plan und mit einem Quartett?

Sturm. Bester Richard, gedulde dich noch! Bevor mein Intriguiren beginnt, muß ich erst noch recognosciren. S' ist heute gerade Mittwoch, der günstigste Tag der ganzen Woche. Halte mich keine Minute länger auf! — Erst noch zu Freund Brause! Denn dieser spielt die zweite Violine und soll mich heut Abend in meinem Intriguenspiel accompagniren.

Stolz. Der Kommerzienrath? Welch neues Räthsel! Du wirst ihm aber doch mein Geheimniß nicht verrathen wollen?

Sturm. Warum nicht gar? Laß mich nur machen! Am frühesten

Morgen auf Wiederſehen! Einſtweilen ſchule dich tüchtig ein — als erſte Violine! Adieu!

Stolz (die Violine emporhaltend). O dieſes ſelbe Inſtrument, das einſt mein Liebeslied geſungen, das ſoll mir nun auch zur Braut verhelfen? Das klingt ja ganz wunderbar.

Sturm (im Hinausgehen durch die Mittelthüre). Und doch wird es mit ſehr natürlichen Dingen zugehen.

Stolz (mit ihm gehend). O Fritz, Fritz! Kann das möglich ſein? (Beide ab.)

Verwandlung.

Behagliches Zimmer. Mittelthüre. Rechts Seitenthüre.

4. Scene.

Friedhelm (wie immer in Frack und weißer Halsbinde) trippelt von rechts herein. Später **Kordula.**

Friedhelm. O das wird herrlich werden. Eine köſtliche Ueberraſchung. Wenn's nur ſchon vollends acht Uhr wäre. Ich bin vor Ungeduld ſchon ganz zappelig.

Kordula (tritt durch die Mittelthüre, mit je zwei Kränzen am Arme). So, Herr Rath, da bring' ich alſo noch die Kränze für die Notenpulte und jetzt iſt Alles in Ordnung.

Friedhelm. Danke, danke, gute Kordula. Nur ſogleich hinein damit! (Kordula nach rechts ab.) Aber wo bleibt nur Adelheid? Sie wollte doch um eine ganze halbe Stunde früher hier ſein. (nach der Uhr ſchauend.) Und jetzt ſind es ſchon zwei Minuten über halb acht. Mein Gott, ſie wird ſich doch nicht am Ende verſpäten?

5. Scene.

Friedhelm. Kordula die eben unter die Seitenthür tritt. **Adelheid,** in eine weiße Mantille gehüllt, eine Roſe im Haar, tritt raſch durch die Mittelthür.

Adelheid. Huſch, huſch, da bin ich ſchon. (Sie wirft die Mantille über den Stuhl, und ſteht im weißen Kleide, eine goldene Lyra im Arm.) Nun, bin ich recht ſo?

Kordula (mit tiefem Knix in die Hände ſchlagend). Puh! da hab' ich Reſpect. Prächtig, wunderſchön, wie eine Märchenfee!

Adelheid. Nein, Kordula, der Genius der Muſik bin ich. Sieh nur meine goldene Leier! Jawohl, heute bin ich was Ueberirdiſches.

Friedhelm. Nein, wie ſchön, wie duftig! Wie vom Himmel herabgeſchneit.

Adelheid (Friedhelm die Hand gebend). Sie, gefall' ich Ihnen, Herr Rath? das freut mich. Und auch dir, Kordula? — (Sie legt die Lyra auf den Tisch.)

Friedhelm. O wie du lieb gegen mich bist! Kommt das gute Kind kaum hier an, und schon heute bringst du mir dieses Opfer!

Adelheid. Im Gegentheil, das reizt mich, nach meinem einsamen Institutsleben nun auch wieder einmal einen poetischen Scherz zu treiben. Und gar bei Ihnen! — O bester Onkel Friedhelm, wenn ich nur die Luft dieses Zimmers athme, dann fühl' ich immer wieder auf's Neue: drüben bei meinen Pflegeltern da wohn', eß' und schlaf' ich — aber hier in diesem Nachbarhause bin ich daheim.

Friedhelm. Mein Gott, bei diesem wunderlichen alten Sonderling, wie mich oft die Leute heißen.

Adelheid. O sie haben ganz Recht. Sie sind auch ein Sonderling, weil Sie eben was ganz Besonderes sind! Ein wahres Schatzkästchen voll Geist und Güte, das niemals leerer wird, so viel man auch herausnimmt. Und wenn auch ich kein alltägliches Geschöpf geblieben, so hab' ich's von Kindauf nur Ihrem Herzen zu verdanken — Sie alter, wunderlicher Sonderling!

Friedhelm (sie auf die Stirn küssend). Gott vergelt' es dir!

Kordula. Ach, was wirst du auch einmal ein schöner Engel werden!

Adelheid. Aber nur jetzt noch nicht, liebe Kordula, und auch noch nicht so bald! — Ach, ich habe das schöne Leben ja noch so lieb, so lieb, und ich möchte noch recht, recht lange leben — (für sich) und lieben.

Kordula. O du Goldkind!

Adelheid. Horch, es kommt Jemand, schnell meine Mantille!

6. Scene.

Die Vorigen. Sturm tritt sehr rasch durch die Mitteltüre, da **Adelheid** eben entfliehen will.

Friedhelm. Herr Jesus, der Doctor!

Sturm (hervortretend). Halt! da hilft kein Entwischen mehr. Der Mauwau ist schon da. Aber was ist denn das? Fräulein Adelheid in weißem Kleid, eine Rose im Haar, heut, an einem gemeinen Werktag? — Und hier gar noch eine goldene Lyra?

Friedhelm (für sich). O wie fatal!

Kordula. S' ist ja nur der Doctor.

Adelheid. Nicht wahr, da schauen Sie verwundert drein?

Friedhelm (noch immer sehr verlegen). O nur ein kleiner Festscherz, lieber Doctor!

Sturm. Dann tausendmal Pardon, daß ich ohne hochzeitliches Kleid so ungeladen hereingefallen. Ich wollte nur auch heute wieder ein wenig Quartettmusik naschen, aber bei solch geheimnißvollen Festvor-

bereitungen — nochmals Pardon, ich weiß discret zu sein und wünsche allerseits eine recht heitere Unterhaltung.

Friedhelm. Wie, lieber Doctor, wieder fortgehen? Nein, nun müssen Sie auch bleiben! Denn, wissen Sie, es kommt eigentlich gar Niemand außer den drei Herren vom Quartett, und auch diese haben gar keine Ahnung davon, daß heut ein so ganz außerordentlicher Mittwoch ist.

Sturm. So, so, ein ganz außerordentlicher? Und in wie fern, wenn man fragen darf?

Friedhelm (zu Adelheid und Nordula). Ja, was meint ihr denn? darf ich's ihm ausplaudern?

Adelheid. O freilich, lieber Herr Rath, erlösen Sie ihn doch aus der Qual seiner ganz fürchterlichen Neugier!

Sturm. Sie boshafter Schelm!

Nordula. Und so ein Doctor kriegt ja noch ganz andere Dinge zu sehen und zu hören, wie sonst gar Niemand. Der darf's schon wissen.

Sturm. Sie trifft doch immer den Nagel auf den Kopf, Mamsell Nordula!

Friedhelm. Nun also gut, lieber Doctor! So stellen Sie sich vor: heute sind es netto fünf und zwanzig Jahre, daß mein Mittwochsquartett hier zum erstenmale zusammen gespielt hat, drinnen im selben Musikzimmer, an denselben Pulten, mit denselben vier Geigern und Instrumenten, und sogar dieselben Stücke werden wir heut spielen, wie beim ersten Male. Ist das nicht merkwürdig?

Adelheid. Und wunderschön?

Nordula. Und ich war dazumal auch schon dabei.

Sturm. Was? Nur merkwürdig soll das sein? — Ein Kunststück ist es, und was für eines!

Friedhelm. J, warum denn?

Sturm. Na, hören Sie einmal, Herr Rath, allen Respect vor den sonstigen Privattugenden dieser drei Herren Quartettspieler, aber wenn Sie in unserer ganzen alten Reichsstadt noch drei Andere herausfinden, die noch weniger zusammenpassen, dann laß' ich mich hängen. Und solche drei grundverschiedene Menschenexemplare jeden Mittwoch, sage mit Worten fünfundzwanzig Jahre, unter einen musikalischen Eintrachtshut zu bringen, das ist und bleibt ein Zauberkunststück, das nur Ihrem so grundgütigen Herzen gelingen konnte, weich und sanft, wie Ihr Cellospiel. Alle Wetter, hätte ich von diesem Abend nur eine Ahnung gehabt, eine wahre psychologische Musterstudie wäre von mir als Festschrift verfaßt worden, urkomisch und doch tiefster Ernst darin. Jammerschade um den originellen Stoff!

Friedhelm. Und dennoch, lieber Doctor, wären Sie auf falscher Fährte gewesen. Denn dieses Zauberkunststück, wie Sie's einmal nennen, beruht nicht in meiner irdischen Persönlichkeit, sondern einzig und allein in der göttlichen Macht der Töne. Und wenn Sie nachher im

Musikzimmer meine vier Festsprüche lesen, so werden diese das Alles Ihnen erklären. Da heißt zum Beispiel sogleich der erste: „Hier sind sich die Parteien gleich, hier endet all ihr Groll und Streit. Hier ist des Einklangs friedlich Reich, Asyl der schönen Menschlichkeit.“

Adelheid. Nicht wahr, wie sinnig?

Kordula. Asyl, Asyl! — Was das nur bedeutet?

Sturm. O sam'ser Gedanke! Und selbstverfaßt?

Friedheim. Na, eben so hausgemachte Waare. Aber, wenn Sie Fräulein Adelheid ihr Jubiläumsgedicht werden vortragen hören — o da drinnen ist genialer Schwung! Da werden Sie erst staunen!

Sturm. Was, auch Sie? Und auch eigenes Product? Welche Ueberraschung!

Adelheid. Trauen Sie mir vielleicht dieß poetische Genie gar nicht zu? Aber ich bin ja der Genius der Musik in eigenster Person. Und wenn die Herren draußen im Garten beim Rheinwein eine Pause machen, dann werd' ich mit dieser Lyra wie vom Olymp herabgeflogen zwischen die farbigen Lampen treten und meinen Lobgesang auf die Musik vortragen. Und endlich bei den letzten Versen — o das wird sich prächtig ausnehmen — werd' ich wie überirdisch in bengalischem Feuer strahlen, während zugleich Raketen zum Sternenhimmel auffliegen. Diese sollen nämlich die Gedanken aller großen Musikgenie's bedeuten. Verstehen Sie? — Und das Alles ist meine eigene Idee. Ist das nicht großartig und haben Sie jetzt den gehörigen Respect vor mir?

Sturm. Na, und wie?

Friedheim. Was sagen Sie jetzt zu unserm Festprogramm?

Sturm. Ganz unübertrefflich. (schelmisch zu Adelheid). Und nicht wahr, mein reizender Genius, da sind Sie wohl unendlich froh, heut auch einmal wieder andere Musik zu hören, als in Ihrem Pensionat! Da gab's wohl nur Klavierspiel und nichts als Klavierspiel, und von andern Instrumenten wohl gar keine Rede? I bewahre! Nicht einmal eine einzelne Geige war da zu hören, und hätte sie auch nur von Weitem an Ihr Ohr geklungen. Was?

Adelheid (erschrocken). Himmel, was sagt er?

Sturm (für sich). Alle Wetter, ich hab' ihr Herz getroffen.

Friedheim (halb für sich). Was meint der Doctor?

Sturm. Nun, Fräulein Genius, keine Antwort?

Adelheid. Herr Rath, Herr Rath, jetzt hör' ich Jemand kommen.

Friedheim. Dem Tritte nach der Herr Archivar!

Adelheid. O schnell fort! Komm, Kordula! (im Abgehen nach rechts, für sich). Woher weiß er das?

Sturm (für sich, während Kordula Adelheid nachfolgt und Mantille nebst Lyra vom Tische genommen). Die Geschichte ist richtig.

Friedheim (zu Sturm). Nun aber, pst, lieber Doctor, pst!

Sturm. O stumm wie das Grab.

7. Scene.

Friedheim. Sturm. Archivar **Falke** tritt durch die Mittelthüre.

Friedheim. Ah, meine liebe erste Violine! Sie sind doch immer am Pünktlichsten!

Falke. Und dennoch wär' ich heute hundertmal lieber ausgeblieben, denn zu Allem bin ich eher aufgelegt, als zum Musikmachen.

Friedheim. O warum denn?

Sturm. Ja, ja, glaub's gern, verehrter Herr Patient! Eine sehr bedenkliche Gesichtsfarbe! S' ist höchste Zeit, daß ich Sie noch nach Karlsbad spedire. Kein Tag darf mehr verloren gehen.

Falke. Ach was! Mit meiner Leber wollt' ich schon fertig werden, aber diese andere, nichtswürdige Geschichte!

Friedheim. Um's Himmelswillen, welche Geschichte?

Falke. Da fragen Sie noch? Haben Sie denn nicht auch schon munkeln hören von dieser heimlichen Barbarenverschwörung?

Friedheim. Noch kein Sterbenswort. Aber was soll denn geschehen?

Sturm (für sich) Prächtiges Fahrwasser!

Falke. Dem Erdboden sollen sie gleichgemacht werden, alle die glorreichen Denkmale unserer Geschichte: das Falkenthor, durch das einst anno 1323 Ludwig der Bayer seinen feierlichen Einzug gehalten, wie noch heut auf der Inschrift zu lesen ist; der Schwedenthurm, darin anno 1632 fünfhundert Schweden über die Klinge gesprungen; der Armesünderwinkel, darin in Summa sieben und sechzig Hexen eingekerkert gewesen — die ganze Stadtmauer, diese Zeugin von zahllosem Memminger Kriegsruhm. — Kurz Alles, Alles, was von unserer großen Vorzeit historische Kunde gibt, soll spurlos verschwinden. Und ich, der Chronist und Archivar dieser alten Reichsstadt soll diese Schmach erleben? O wenn ich nur einen von diesen neumodischen Barbaren unter die Finger bekäme! Doch reden wir nicht mehr davon! Denn ich bin so voll Gift und Galle, daß ich schon auf meinem Herweg Jedem eine tüchtige Ohrfeige hätte appliziren mögen, der nur ein einigermaßen heiteres Gesicht machte.

Sturm (den Backen zuhaltend und auf die Seite springend). Alle Wetter, die Geschichte wird gefährlich.

Friedheim (jammernd für sich). Hm, hm, mein schöner Abend und solch ein Humor! (laut.) Aber wer sollen denn diese Verschwörer sein?

Falke. Das weiß man noch nicht ganz genau. Jedenfalls hängen sie mit diesen revolutionären Stadtrathswahlen zusammen.

8. Scene.

Die Vorigen. Brauſe tritt mit heiterſtem Humor durch die Mittelthüre.

Sturm (für ſich). Aha, da kommt die zweite Violine. Nun kann's losgehen.

Brauſe (mit ausgebreiteten Armen auf Friedhelm zugehend). Guten Abend, liebſter, beſter Herr Rath! Kommen Sie her! Ich muß Sie umarmen.

Friedhelm (für ſich). Herrgott, der hat ſich den Tag doch gemerkt.

Falke (für ſich). Der iſt wieder angetrunken.

Sturm (für ſich). Den hab' ich trefflich präparirt.

Brauſe (weinſelig). O wie ich heute luſtig bin, das iſt gar nicht zu ſagen. So 'ne Illumination iſt doch mitunter ganz famos. Die ganze Welt ſeh' ich wie in bengaliſchem Feuer und heute ſing' ich mit unſerm großen Schiller: „Seid umſchlungen, Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt!“ — (zu Falke.) Wollen Sie auch einen, Herr Quartettcollega?

Falke. Gehen Sie zum Teufel!

Friedhelm (für ſich). Illumination — bengaliſches Feuer — o Alles weiß er ſchon.

Brauſe (zu Falke.) Na, du erſte Violine, willſt du gegen die zweite kratzig ſein? Wart' nur, in Grund und Boden geig' ich dich heut hinein.

Sturm (für ſich). Mag ein nettes Zuſammenſpiel werden.

Friedhelm. O lieber Herr Doctor, dürfte es nicht angezeigt ſein, daß der Herr Commerzienrath vor unſerm Quartett noch eines jener wohlthätigen Pülverchen nehmen möchte, die ſeinen verehrten Namen tragen?

Sturm. Ha, ha, Sie meinen wohl ein Brauſepulver?

Brauſe. Räthlein, Räthlein, wollen Sie mich zum Beſten haben?

Sturm (heimlich zu Brauſe). Nur nicht loslaſſen! Bedenken Sie unſern Plan!

Falke. Wahrſcheinlich ſind Ihre Actien wieder recht geſtiegen, und Sie haben deßhalb über'n Durſt getrunken?

Brauſe. Ha, ha, ha, ganz richtig. Und ein famoſes Weingeſchäft hab' ich heut auch noch gemacht. Nette fünfzig Prozent profitirt. — Aber Ihre ſteinernen Actien, o je, die ſtehen ſchlecht!

Falke. Steinerne Actien? Mein Herr, wie verſtehen Sie das?

Friedhelm. O meine lieben Freunde, bei Mozarts und Beethovens großem Genius beſchwör' ich Sie: laſſen Sie doch dieſe kleinen Reibereien!

Falke. Nein, nein, erſt fordr' ich von dieſem Menſchen hier eine

Erklärung! Was soll diese mysteriöse Anspielung auf meine steinernen Actien bedeuten?

Sturm (für sich). Alle Wetter, nun wird's dramatisch.

Friedhelm (für sich). Ich bin ganz außer mir.

Brause. Na, wenn Sie's denn durchaus wissen wollen: (ihm in's Ohr rufend.) Stadtmauer, Falkenthor, Schwedenthurm, Armesünderwinkel, Schindergäßchen, und so weiter — ha, ha, werden's schon noch besser verstehen lernen, Herr Archivar!

Falke (ihn am Arme fassend). Halt! Nun ist kein Zweifel mehr! Einer dieser verkappten Verschwörer ist entlarvt. Hier steht er.

9. Scene.

Die Vorigen. Registrator **Ehrlich** ist durch die Mittelthüre schon bei den letzten Worten **Falke's** hereingetreten und weicht ängstlich zurück.

Ehrlich. Was, ein Verschwörer, und jedenfalls ein politischer? Das ist ja schrecklich. O da will ich doch gleich wieder fort. Nicht einmal in eine Zeugschaft möcht' ich verwickelt werden.

Brause. Hasenfuß von einer Bratsche!

Sturm (für sich). Wie das am Schnürchen geht!

Friedhelm. Nein, Herr Registrator, bleiben Sie und helfen Sie mir diese Herren zu beruhigen, o nur noch heute! Von politischer Verschwörung ist ja gar keine Rede und Sie sind in diesem Streite gewiß nur ganz neutral!

Falke. J, wer sagt denn das? Wo dieses Barbarencomplott auch den Wallgrabenweiher trocken legen will, da soll der Herr Registrator neutral sein?

Ehrlich. Was, den Wallgraben, darin ich für jährlich fünf Gulden die Fischerei gepachtet habe, die noch mein einziges Sonntagsvergnügen ist? — O nein, da bin ich nichts weniger, als neutral.

Brause. Ha, ha, wegen der paar elenden Weißfische und Grundeln mit obligaten Sumpfgeschmack! Hurrah, es lebe der Gemeinsinn!

Friedhelm. J, das wird hier immer toller, immer wilder. O lieber Doctor, so stehen denn Sie mir bei!

Sturm. (mit Humor). Ich? Aber wenn dieser Wallgrabensumpf ausgetrocknet wird, wo sollen denn später all die Katarrhe und Typhusepidemien herkommen, die jetzt meine Praxis so fett machen? — J bewahre, da bin ich auch nicht neutral und halt' es vielmehr mit dem Herrn Registrator. — „Sumpffieber und Sumpffische!" Das sei unsere gemeinsame Parole gegen diesen entlarvten Verschwörer da.

Brause. Ha, ha, ha, bravo Doctor! Gut gebrüllt, Löwe! Famoser Witz! Aber jetzt müssen Sie auch einen Kuß kriegen! Umarmen Sie mich! (Er umarmt ihn).

Friedhelm. Ach ja, meine theuersten Freunde, kommen Sie, um-

armen wir uns Alle! — O haben wir denn nicht früher alle politischen Klippen der allerverschiedensten Wahlen glücklich umschifft? O so lassen Sie auch heute die göttliche Macht der Töne triumphiren über kleinliches, irdisches Gezänke! Und so soll denn mein Geheimniß heraus — ist doch die freudige Ueberraschung schon mehr, als verpfuscht! — Ach meine lieben, hochverehrten Herren, wir feiern ja heute das fünfundzwanzigjährige Jubiläum unseres Quartetts!

Brause. Jubiläum?. J dazu paßt ja meine Illumination ganz prächtig.

Ehrlich. Also eine förmliche Festivität?

Sturm. Na und wie? — Rheinwein in Hülle und Fülle.

Ehrlich. Ja, da muß ich freilich bleiben.

Sturm. Ha, ha, wie der Bratsche der Mund schon wässert!

Falke. Mir aber ganz egal! O was sind erbärmliche fünfundzwanzig Jahre gegen die Jahrhunderte dieser althistorischen Denkmale? Nein, keine einzige Note geig' ich mehr mit diesem Barbaren. — Ich empfehle mich Ihnen. (in heftigem Unmuth durch die Mittelthüre ab).

Letzte Scene.

Die Vorigen.

Sturm (mit Lachen sich verbeugend). Ganz ergebenster Diener.

Friedhelm (auf den Stuhl sinkend). O Gott, meine erste Violine, mein armes Quartett!

Sturm (seitwärts). Und das hab' ich als Mephisto gethan. Pfui Teufel!

Brause. Ei der tausend, Herr Rath, was machen Sie ein so weinerlich Gesicht? Ist das Quartett in die Brüche gegangen, na ja, so spielen wir heut Abend Trio, nicht wahr, alte Bratsche?

Ehrlich. J freilich! Und wie Schade wär's doch um den Rheinwein!

Sturm. Und dieser leberkranken ersten Geige zum Trotz soll's heut erst recht lustig werden. Und drum aufgerafft, Herr Rath! Trio, Rheinwein und Humor, diese dreifache Medicin soll Ihr Herz wieder curiren!

Rath. Aber, Doctor, mein Jubiläum, mein Genius!

Sturm. Ei was! aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und auch der Genius wird's noch verschmerzen lernen. Und nun hinein in's Musikzimmer! Es lebe die Macht der Töne — hoch! (Brause und Ehrlich stimmen ein.)

Brause (mit ausgebreiteten Armen). Aber erst noch einmal allgemeine Umarmung!

Sturm (während Braule erst den Rath und dann Ehrlich umarmt). Alle Wetter! ging das famos! Und nun, Freund Richard, spiele du die erste Violine!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Einfaches Zimmer bei Rath **Friedhelm.** Offene Mitteltüre mit der Aussicht in einen Garten. Rechts Seitentüre.

1. Scene.

Friedhelm sitzt auf einem Stuhle, sehr niedergeschlagen. **Adelheid** lehnt sich über ihn. **Kordula** steht mit zusammengelegten Händen vor ihm.

Adelheid. O lieber Herr Rath, nur nicht gar so traurig! Gewiß, Sie bekommen schon wieder eine andere erste Violine! Der Doctor hat es Ihnen ja vorhin ganz bestimmt versprochen und vielleicht ist er schon jetzt mit ihr auf dem Wege.

Friedhelm. Du gutes Kind! Ich frag' aber nur: wo will der Doctor in der ganzen Stadt eine finden, und wenn er jeden Winkel aussuchte? Da haben wir höchstens den alten Organisten an der Michaelskirche, der ist halb taub und hat einen kratzigen Strich, und dann allenfalls noch den Spitalverwalter Schultz, und dieser hält wieder keinen rechten Takt, was doch im Quartett eine Hauptbedingung ist. — Ach, du mein Gott, ist das eine traurige Geschichte!

Kordula. Ja, das ist sie freilich. — Nein, wenn wir keine andere Geige kriegen, Herr Rath, dann ist's mit Ihnen bald Mathäi am Letzten. Denn das ist einmal keine Kleinigkeit, so jeden Mittwoch an's Musikmachen gewöhnt zu sein, volle fünf und zwanzig Jahre lang, und dann auf einmal damit aufhören zu müssen, wo bei uns jede Stunde nur so am Schnürchen geht. — O das seh ich Alles kommen. Erst wird der stille Kummer darüber Sie heimlich krank machen, und dann, dann — wenn das lange so fortdauert — ach, mein guter, armer Herr! — Wenn ich diese Geige doch nur vom Himmel herunterbeten könnte, mein' Seel', meine alten Kniee wollt' ich mir wund darum rutschen.

Friedhelm. O Sie gute, treue Person! — Ja, sie hat Recht,

ſie verſteht mich. — Ach ja, mein Quartett, das war mein Leben, und wenn's nicht mehr zuſammenkäme, dann wär' es mein Tod. Denn wie mein Leib Luft und Nahrung nöthig hat, ſo bedarf meine Seele der Muſik. Und wenn ſie dieſe nicht mehr auf Erden haben darf, dann möchte ſie am liebſten dorthin entfliehen, wo die ewige Muſik der Sphären tönt, und niemals eine Harfe verſtimmt wird vom Haß und Streit dieſer unharmoniſchen Menſchen.

Adelheid. Ach, Onkel, wie Ihre Wehmuth in's Herz mir ſchneidet!

Kordula (nach der Mittelthüre ſchauend). O Gottlob, da kommt der Doctor zurück.

2. Scene.

Die Vorigen. Sturm iſt durch die offene Mittelthüre eingetreten.

Sturm. Alle drei hier noch beiſammen? Das heiß' ich geduldig ausharren. Zum Dank dafür bring' ich aber auch —

Adelheid (unterbrechend). Gute Nachricht?

Sturm. Wie man's nimmt; 's wird Alles auf den Herrn Rath ſelber ankommen.

Friedheim. Auf mich?

Adelheid (drängend). Alſo bitte — bitte —

Sturm (mit komiſcher Feierlichkeit). Meine geehrteſten Herrſchaften, vor Allem muß ich dringend erſuchen, in den nächſten fünf Minuten ſich nicht von der Stelle zu rühren, ſo ſehr Sie auch über das, was Sie hören werden, verwundert ſein mögen. Und überhaupt wird es gut ſein, wenn Sie ſich auf eine höchſt ſeltſame, ja ſogar vielleicht etwas unheimliche Erregtheit im voraus gefaßt machen, denn das, was ich jetzt vor Ihnen aufzuführen die Ehre haben werde, iſt ein Stück aus — dem Zauberreich.

Friedheim. Na, was kommt da wieder heraus?

Kordula. Mir wird grauſig.

Adelheid. Ein komiſcher Menſch!

Sturm. So hören Sie denn! — Als wir vorhin über eine andere erſte Violine uns hier den Kopf zerbrachen, da ſprach Mamſell Kordula zu mir das verfängliche Wort: „Und wenn eben in der ganzen Stadt keine andere Geige zu haben iſt, beh*e*r*e*n können Sie doch auch keine, Herr Doctor!“ —

Kordula. Herr Jeſus, ja, das hab' ich geſagt.

Sturm. Nun denn, dieß dämoniſche Wort hat in meinem Geiſte Wurzel gefaßt. — „Heren, heren!“ klang's immer verlockender in mir. Alle Wetter, das wäre was! — Zwar hab' ich mich noch nie mit dieſer aus der Mode gekommenen Kunſt befaßt, aber es hat mir auch noch Niemand geſagt, daß ich k*e*i*n* Herenmeiſter ſei. — Alſo, warum ſoll ich's nicht einmal probiren?

Kordula. Das iſt gottvergeſſener Frevel, Herr Doctor!

Friedheim. O Span, ausgelaſſener Span!

Adelheid. Was er nur vorhat?

Sturm. Ja, wirklich, die Sache kann ſich machen. Zudem hab' ich noch ſeit meiner geſtrigen magnetiſchen Kur alle zehn Finger voll von dieſer übernatürlichen Kraft alſo — alſo — doch halt! Zuvor noch eine Gewiſſensfrage an Fräulein Adelheid!

Adelheid (ängſtlich). An mich?

Sturm. Jawohl, an Sie, ſchönes Kind! Denn, wenn ich einmal here, ſoll's auch der Mühe werth ſein — Und ſo frag' ich dich, holdeſter Genius der Muſik: Da du in deiner klaſſiſchen Weltſtellung jedenfalls ſämmtliche erſte Violinen aller Zeiten und Orten kennen mußt, welche hat wohl mit ihrem Spiel den tiefſten Eindruck auf dein olympiſches Herz gemacht? — Oder nein! Ich will discreter ſein. So denke dir nur dieſe, deinem Herzen liebſte und intereſſanteſte Violine! Das genügt für meine Hexerei. Und nun — ſoll ich ſie jetzt erklingen laſſen?

Adelheid (für ſich). Mir wird ſonderbar heimlich.

Kordula. Hu, ich geh' auf und davon.

Sturm. Nicht von der Stelle rühren! ſag' ich.

Kordula. Gott, iſt das ein ſchrecklicher Menſch!

Friedheim. Hm, hm, was das nur werden ſoll?

Sturm. Bitte, Fräulein Genius, ruhig niederſetzen! Und auch Sie, Mamſell Kordula! (Beide ſetzen ſich, Adelheid etwas befangen lächelnd, Kordula mit ſehr ſcheuem Ausdruck). Alſo noch einmal: ſoll ich jetzt hexen oder nicht? — Herr Rath: ja oder nein?

Friedheim (lächelnd). Nun ja denn, ja!

Kordula (ſehr energiſch). Nein!

Adelheid (ſchüchtern). Ja! (dann ſich corrigirend:) Nein!

Sturm. Halt! Dieß letzte „Nein" gilt nichts mehr. Zwei Ja — ein Nein. Die Hexerei gehe vor ſich! — Und nun noch deine Hand, Genius! Denn dieſe brauch' ich zu meinem Medium. Aber es darf Ihnen nicht wehe thun. (eine feierliche Stellung annehmend:) Alſo — violina prima excellentissima exiata — ertöne! (in Adelheids Hand patſchend:) Eins —

Adelheid. O weh, meine Hand!

Kordula. Herrje, was machen Sie denn?

Sturm (wieder in die Hand Adelheids ſchlagend). Zwei —

Friedheim. Närriſches Zeug!

Sturm. Aufgepaßt! ſag' ich — — und — (patſchend:) Drei! — (Mit den Händen einen Kreis beſchreibend:) Der Zauber iſt vollbracht! (Man hört aus dem Zimmer von rechts Beethovens „Adelaide" ſpielen. Alle drei horchen erſchrocken auf.)

Friedheim. Was hör' ich?

Adelheid (für ſich). O Gott, welches Lied, welcher Ton!

Kordula. Jeſus Maria — Hexerei! (ſie hält die Hände vor's Geſicht.)

Sturm (triumphirend). Nun, meine verehrten Herrſchaften! Bin ich ein Hexenmeiſter oder bin ich keiner? — Es lebe die heilige Magie!

Friedhelm (verzückt). O, o, welch wunderſames Spiel, voll Feuer und Mark, und doch ſo weich und lieblich! — Eine wahre Zaubergeige!

Adelheid (für ſich). Ich glaube zu träumen.

Sturm (leiſe zu ihr). Ruhig — ſtandhaft ſein!

Kordula. O all ihr Heiligen! Wir ſind auf dem Blocksberg!

Sturm. Und hören Sie nur, Herr Rath, wie dieſe Geige galant iſt! Da ſie unſer Genius hier aus dem Geiſterreiche herabbeſchworen, ſo ſpielt ſie zum chevalereſken Dank dafür ſogleich Beethovens „Adelaide". Iſt das nicht fein?

Friedhelm. Ja, richtig, richtig! Adelheid — Adelaide! Das wird immer räthſelhafter. — Aber ſag' mir, liebes Kind, welchen Geiger hatteſt du dir denn eigentlich gedacht?

Adelheid (in höchſter Erregtheit). O keinen — gar keinen! — (aufſpringend.) Komm, Kordula, komm!

Sturm (ihr in den Weg tretend). Wohin, holdeſter Genius?

Adelheid. In den Garten, in friſche Luft!

Kordula. Ja, komm, du liebes Kind! Hier riecht's nach Pech und Schwefel — o hinaus, hinaus!

Sturm (ihnen die eiſerne Mitt[illegible]e zeigend). Aber nur hier durch! (Adelheid mit Kordula raſch ab — [illegible]s Spiel hört auf.)

Friedhelm. (an den Kopf greifend). Ich bin ganz confus geworden.

3. Scene.

Friedhelm. Sturm ſetzt ſich zu ihm hin.

Sturm. Das Spiel iſt verſtummt, der Zauber zerronnen und auch wir Zwei befinden uns wieder im Bereich der Wirklichkeit. — Nun, beſter Herr Rath! wie hat Ihnen dieſe Violine gefallen?

Friedhelm. O ganz außerordentlich! — Aber jetzt komm' ich erſt zu mir aus meiner gleichſam magiſchen Betäubung. So ſagen Sie mir denn auch: wer iſt dieſer Geiger, und wie kommt er hier in mein Muſikzimmer, unangemeldet, wie ein Geiſt?

Sturm. Das Alles iſt ſehr natürlich zugegangen. Ich dachte mir nämlich, es wäre doch ſehr peinlich geweſen für Sie ſelber wie für dieſen Geiger, wenn er erſt Aug' in Auge hätte vor Ihnen Probe ſpielen ſollen, kenn' ich doch nur zu gut Ihre ſtrengen Anforderungen! Und ſehen Sie, Herr Rath, ſo ließ ich ihn erſt als unſichtbaren Geiſt dieſe Probe beſtehen, und da dieſe nun ſo vortrefflich ausgefallen, werd' ich glücklich ſein, ihn in ſeiner leibhaftigen Menſchengeſtalt Ihnen ſofort vorſtellen zu dürfen. Nun, hab' ich meine Zauberei nicht gut gemacht, um Ihnen eine peinliche Situation, meinem Freund allenfalls eine Blamage und mir ſelber einen Korb zu erſparen?

Friedhelm. O sehr, sehr gut! Nun aber stillen Sie auch meine Ungeduld! Wer ist dieser Mann?

Sturm. Der beste, der edelste, der neben Ihnen in Memlingen's Mauern lebt — das Ideal eines deutschen Mannes — der Doctor Richard Stolz!

Friedhelm (sehr verblüfft). Stolz — Stolz?! — So, so! — Ei, ei, der Herr Doctor Stolz? — Rechtsanwalt — ganz richtig — und — und — nicht wahr, auch einer von den neuen Stadträthen — ich meine nämlich von den liberalen. Sieh, sieh, und der spielt wirklich so schön Violine? Das hätt' ich ihm ja gar nicht zugetraut (für sich.) Hm, hm! eine fatale Ueberraschung!

Sturm (aufstehend). Sie scheinen von diesem Namen nicht sehr erbaut zu sein, Herr Rath? — Ja, ja, eine alte Geschichte! — Hochherzige Ideen von supremer Stellung über allen Parteien so im Allgemeinen zu hegen, sogar geistreiche Reime darüber zu schmieden, o das geht so leicht, und es ist so süß, sich darin einzuwiegen und zu berauschen. Aber sieh, da kommt unversehens der einzelne concrete Fall. So wie ein recht schelmischer Spötter tupft er nur mit den Fingerspitzen an die schillernde Seifenblase und — putsch — da ist sie zerplatzt. — Sehen Sie nun, wie versichtig mein Zauberspiel gewesen? O meine bewährten psychologischen Studien!

Friedhelm (verlegen). O nein, nein, lieber Doctor! gar Nichts ist noch zerplatzt. Ueberhaupt kann von einer Seifenblase gar keine Rede sein. Nur allerdings, das geb' ich gerne zu, kreuzen sich in meinem Kopfe noch etwas conträre Gedanken, die ich erst hübsch langsam und fein säuberlich zurecht legen muß. Mein Gott, so ein alter Pedant, wie ich —

Sturm (unterbrechend). So lassen Sie mich Ihnen helfen! (sich wieder zu ihm setzend.) Sehen Sie, mein guter Herr Rath, Sie brauchen mir eigentlich gar nichts zu sagen! — Denn, Dank meinen langjährigen psychologischen Studien, liegt jedes Menschen Kopf und Herz in allen Gedanken und Empfindungen so offen vor mir da, als ob ein Deckel davon abgenommen wäre, wie von einem anatomischen Wachspräparat.

Friedhelm (verwundert). A, das wäre!

Sturm. So ist es. — Und so sitzen jetzt auch Sie vor mir da, und (auf dessen Kopf und Herz deutend.) ich halte von hier oben und hier unten den abgenommenen Deckel in meiner Hand.

Rath. (nach Kopf und Brust greifend). Was? den abgenommenen Deckel?

Sturm. Und so kann ich mit gemüthlichster Bequemlichkeit den ganzen psychischen Prozeß in Ihrem bloßgelegten Hirn und Herzen kritisch betrachten.

Friedhelm. Aber das ist ja fürchterlich!

Sturm. Nicht im Mindesten. Warum denn auch? Diese Entwicklung ist ja ganz normal. — Sehen Sie, (auf dessen Kopf deutend.) hier gewahr' ich's ganz deutlich: noch kämpft in Ihnen ein gewisses

Mißtrauen gegen meinen edeln Freund mit Ihrer Sehnsucht nach seinem Violinspiel, und wieder hier (auf dessen Herz deutend) ist Ihre alte Freundschaft mit dem Bürgermeister noch in Konflict mit dem fatalen liberalen Stadtrath. Ja, ja, so ein bischen Courage mangelt uns eben doch noch, um völlig frei zu sein. Nicht wahr, Herr Rath?

Friedhelm (für sich). Herrgott, der weiß Alles!

Sturm. Aber jetzt — aha, da wird dieser eine Punkt schon lichter. Brave, Herr Rath!

Friedhelm. Um Gotteswillen, was denn?

Sturm. Sehen Sie, hier und wieder hier — überall werden die Schatten ängstlicher Rücksicht schwächer vor dem immer stärkeren Aufleuchten selbstbewußten Muthes. Recht so, Herr Rath! das nenn' ich als freier Mann empfunden! — Und da glänzt mir ja auch schon ein gewisser Stolz entgegen. Das laß' ich mir gefallen. — Ja freilich, stolz lieb' ich den Spanier, und den Deutschen heutzutag erst recht — —

Friedhelm. O Doctor, Doctor, was machen Sie aus mir?

Sturm (in immer rascherer Rede). Und hei, wie die Gedanken jetzt alle zum letzten Kampfe sich zusammenscharen! — Hier, links, die kleinen und dunkeln: die angebornen menschlichen Schwächen; hier a[illegible], rechts, die großen und lichten: die ewigen gotterzeugten Ideen. Reißt vor Ihnen, Herr Rath, das nenn' ich eine muthige Seele! — [illegible]e Wetter, ist das noch ein Ringen und Wogen! — Aber jetzt — mit einem Mal — Victoria! Sieg, Sieg auf der ganzen Linie! — [illegible]a liegen sie all' im Staub, die feigen, armseligen Kläffer! Aber siegesfroh hält die durch göttliche Kunst verklärte Menschlichkeit den Einzug in Ihrem Herzen und ich höre den Friedenspsalm darin klingen: (aufstehend).

„Hier sind sich die Parteien gleich,
Hier endet all ihr Groll und Streit.
Hier ist des Einklangs friedlich Reich —
Asyl der schönen Menschlichkeit."

Friedhelm (erschüttert sich aufraffend). O Doctor, Doctor, ich kann nichts reden. Aber — umarmen Sie mich!

Sturm (ihn umarmend). Edelster aller Sterblichen!

Friedhelm (feierlich). So! — Und jetzt bringen Sie mir den Doctor Stolz! . . Er soll mir hochwillkommen sein!

Sturm. Herr Rath, ich beuge mein Haupt vor Ihnen. Sie sind ein großer Mann! — Guten Morgen! (Adelheid wird durch die offene Mittelthüre auf einer Bank im Garten sichtbar, unter der Thüre bei Seite). Ah sieh, dort sitzt Adelheid. — Nun soll sie Alles wissen, und dann mag er kommen. (ab durch die Mittelthüre, durch die man dann Sturm mit Adelheid seitwärts gehen sieht.)

4. Scene.

Friedhelm geht auf und nieder, mit dem Taschentuche sich fächelnd.

Friedhelm. Ah — das war jetzt ein Kampf in mir, heiß und

gewaltig, wie noch nie, aber ich hab' auch großartig geſiegt — Ich bin, weiß der Himmel, all mein Lebtag ein beſcheidener Menſch geweſen und ſtets hab' ich meinen Nächſten für beſſer gehalten, als mich; aber heute, Gott verzeih', mir's, wenn ich mich überhebe, heute hab' ich zum erſtenmal Reſpect vor mir ſelber. (die Thüre rechts aufſtoßend und hineinſchauend.) O all ihr Heroen göttlicher Kunſt da drinnen, deren Köpfe mich anſchauen, von mildem Ernſt verklärt, als ob ihr auf Erden alles Leides, alles Kampfes immer ledig geweſen, o ſeht, euer erhabener Geiſt, er hat jetzt auch in meinem alten, furchtſamen Muſikantenherzen Wohnung genommen, und meine Davidsnatur fürchtet ſich nicht mehr vor dem Goliath der Gemeinheit, denn ich bin nun ausgerüſtet mit der göttlichen Macht der Töne. (Adelheid wird durch die Mittelthüre im Garten wieder ſichtbar, wie ſie ſinnend nach dem Hauſe ſchaut.) O was ſeh' ich? Dort ſteht Adelheid im Garten. Und wie traurig! — Ach, Herr Jeſus, jetzt fährt mir's erſt durch meinen confuſen Kopf: An ſie hatt' ich ja verhin gar nicht gedacht. — O dieſe erſte Violine! . . .

5. Scene.

Friedhelm ſteht in ſich verloren. **Adelheid** iſt leiſe hereingetreten.

Adelheid (ſchmeichelnd). Onkelchen! Noch immer ſo betrübt? Hat Ihnen dieſe erſte Violine denn nicht gefallen?

Friedhelm (befangen). O gewiß, ſehr, ſehr; und ſie wird mir auch ſogleich ihre erſte Aufwartung machen. Aber — aber — wenn nur nicht ſo fatale Nebenumſtände damit verbunden wären!

Adelheid (erſtaunt thuend). Welche denn?

Friedhelm. Ja, weißt du, liebes Kind, dieſe neue erſte Violine iſt nämlich einer von den neuen liberalen Stadträthen, oder vielmehr das eigentliche Haupt dieſer ganzen Agitationspartei, Doctor Richard Stolz mit Namen, und ſeines Zeichens ein Advokat . . .

Adelheid (befangen, aber nicht überraſcht). So, lieber Onkel, ſo?

Friedhelm. Mein gutes Kind, ich begreife nur zu gut, wie dieſer Name dich ſchmerzlich berühren muß, o ganz natürlich aus kindlicher Pietät für deine theuern Pflegeeltern! Haſt du dieſen Namen, doch gewiß nur mit dem tiefſten Abſcheu von ihnen nennen hören!

Adelheid. O nein, Onkel Friedhelm', ich höre dieſen Namen, ſeit ich hier bin, heute zum erſtenmal

Friedhelm. Wirklich? Nun deſto beſſer! Alſo nicht wahr? — du biſt ja ein hochherziges Mädchen! — du wirſt mir gewiß nicht böſe wegen dieſer erſten Violine, weil ſie zufällig auch ein ſtadträthlicher Gegner deines lieben Pflegevaters iſt? — Denn, weißt du, liebes Kind, die Gründe dieſer Feindſchaft ſind doch eben nur höchſt irdiſcher Natur, und haben mit der göttlichen Muſik nicht das Mindeſte zu ſchaffen. Nicht wahr?

Adelheid. Gewiß, lieber Onkel, ich denke genau ſo, wie Sie ſelber!

Friedhelm. O Gott ſei Dank! Daß ich nur dein Herz nicht deßhalb verliere! — Und er ſoll auch ein ſehr edler, ſogar idealer Mann ſein. — Alſo iſt es dir wirklich kein Opfer, dich mit dieſer neuen Violine ein wenig zu befreunden?

Adelheid. Nein, Onkelchen, ich müßte wirklich lügen — gar kein Opfer.

Friedhelm. Aber du ſahſt doch noch vorhin ſo gewiſſermaſſen ſchmerzlich ſinnend vor dich hin?

Adelheid. Das mag wohl noch von der vorigen ſeltſamen Aufregung geweſen ſein. Dieß unerwartete Zauberſpiel — dazu die Geſpenſterfurcht der alten Kordula — und gar noch, daß er Beethovens „Adelaide" geſpielt — und ich wußte doch nicht, wer? . . .

Friedhelm. O ich begreif' es, ganz natürlich, ging es mir doch ebenſo! (an die Mittelthüre ſchauend.) Doch ſieh, weiß der Himmel! Da kommt er ſchon durch den Garten. Ah, der kommt einmal ſchnell, auch wieder wie hergehext. Nun heißt es ſich zuſammennehmen!

Adelheid. Da werd' ich wohl am Beſten gehen. O daß nur auch ſeine Perſon Ihnen ſo gut gefalle, wie ſeine Violine! Ich flüchte mich gleich hier durch.

Friedhelm. Nein, bleibe mein Kind! Es iſt mir doch wohler, wenn du bei mir biſt.

Adelheid. Aber bei dieſem fremden Manne? Wird das auch ſchicklich ſein?

Friedhelm. Schicklich? Du biſt ja bei mir, ſtehſt unter meinem Schutz! — Und weißt du? Dann kannſt du mir auch ſpäter bei deinen Pflegeltern helfen, wenn ſie mir wegen dieſer Violine wirklich böſe werden ſollten. Nein, bleibe bei mir! — Herrgott, da kommt er!

Adelheid. So ſetz' ich mich hier an's Fenſter. (für ſich.) Gott, wie ich zittre! (ſie ſetzt ſich links am's Fenſter.)

6. Scene.

Stolz tritt durch die Mittelthüre. **Friedhelm** ſteht in ceremoniöſer Haltung. **Adelheid** ſitzt am Fenſter.

Stolz (noch unter der Thüre, für ſich.) Auch ſie hier? Mir klopft das Herz.

Friedhelm (für ſich.) Eine vornehme Erſcheinung!

Stolz. Einen recht freundlichen guten Morgen, verehrter Herr Rath Friedhelm!

Friedhelm (ſich verlegen tief verbeugend.) Ah — Ihr ganz gehorſamſter Diener!

Stolz. Ich weiß nicht, Herr Rath, ob Sie ſich nach meinem vorjährigen Antrittsbeſuch meiner wohl noch erinnern?

Friedhelm. O gewiß, ſehr, ſehr gut. Ich habe ja noch die Ehre, Herrn Doctor Stolz in meinem Hauſe zu begrüßen?

Stolz. (Ganz wohl, Herr Rath! Und da Sie so gütig waren, mit meinem, durch unsern geistreichen Freund etwas seltsam inscenirten Probespiel nicht unzufrieden zu sein, so hab' ich jetzt den Muth zu der Bitte gewonnen, die Lücke Ihres Quartetts wieder ausfüllen zu dürfen. Ein für mich nicht hoch genug anzuschlagendes Glück!

Adelheid (für sich.) Welche sympathische Stimme!

Friedhelm. O bitte, bitte, geehrtester Herr Doctor! Dieses Glück ist ganz auf meiner Seite. Denn Sie haben ja auch bisher ohne Quartett hier existirt, für mich aber ist dessen Fortbestand eine wahre Lebensfrage geworden. — Doch darf ich bitten, freundlichst Platz zu nehmen?

Stolz (sich setzend.) Sie sind sehr gütig! (Auch Friedhelm setzt sich.) Und doch, Herr Rath, gewähren jetzt auch Sie mir die Befriedigung einer tiefen Sehnsucht! — Weiß ich mir doch nach des Tages Arbeit kein menschenwürdigeres Labsal als eben die Musik, deren göttlicher Zauber das Herz immer gleich jung und weit erhält zur Pflege jener ewigen, großen Ideen, für die das kleine Handwerk des Tages kein Verständniß hat.

Adelheid (für sich.) Ist das ein tiefer Geist!

Friedhelm. Ei, ei, Herr Doctor! Sie scheinen ja ein ganz außerordentlicher Verehrer der Musik zu sein!

Stolz. Ja, wahrlich, als himmlische Freundin des Menschen lieb' ich die Musik. Und gesegnet sei mir das Haus, darin deren Wunderkraft alle politischen Dissonanzen im Einklang schöner Menschlichkeit versöhnt und jedes edle Herz vor unwürdiger Leidenschaft behütet!

Friedhelm. O Herr Doctor, wie Ihr Wort mir wohlthut! Ganz meine eigene Anschauung!

Adelheid (für sich.) Und mich bemerkt er wohl gar nicht?

Stolz (mit wachsender Begeisterung). Und sagen Sie selbst, Herr Rath! Ist es nicht vor Allem die Kammermusik, die diesen Zauber am Allersichersten wirkt? — Muß doch jeder Spieler mit gleich werbevoller, einträchtiger Empfindung die zartesten Geheimnisse dem Genius ablauschen und in edelstem Maßhalten wiedererzählen, Geheimnisse so tiefen Inhaltes, wie sie in keiner andern Art der Tondichtung mit solch intimer Vertraulichkeit dem Menschenherzen offenbart werden. — So will mir ein solcher Quartettabend immer vorkommen, wie ein Bad in harmonischer Flut, daraus die Seele besser und reiner emportaucht. Und wie thut uns Allen diese Läuterung so noth, um in unserer Zeit der Parteiverwilderung der Menschenliebe göttliches Bild in uns vor Entstellung zu bewahren. — Darum bitt' ich recht herzlich: erfüllen Sie die Sehnsucht meiner ersten Violine!

Adelheid (für sich). Ich bin durchschauert.

Friedhelm. O herrlich, herrlich, Herr Doctor! Das nenn' ich einmal musikalisch geredet! — Nein, wirklich, nun spiel' ich doch schon über dreißig Jahre Kammermusik, aber in solcher Bedeutung hab' ich sie noch niemals auffassen hören.

Adelheid (für sich). O Gott sei Dank! Es ist entschieden.

Stolz (für ſich). Nun iſt der rechte Moment. (Geht zu Friedheim.) Verzeihung, Herr Rath! Ich ſehe hier eine Dame ſitzen. Darf ich wohl bitten, mich ihr freundlich vorſtellen zu wollen?

Friedheim. Es iſt aber auch wahr. Entſchuldigen Sie nur! Aber, mein Gott! ſo ein alter Muſikant — — (zu Adelheid.) Liebes Kind, ich habe die Ehre, dir hier vorzuſtellen: Herrn Doctor Richard Stolz. (Beide verbeugen ſich.) Herr Doctor — Fräulein Adelheid von Horſt, Nichte und Pflegetochter des Herrn Bürgermeiſters und meine eigene Quaſinichte. Wenigſtens werd' ich „Onkel Friedheim" von ihr genannt, ſchon ſeit ihren früheſten Kindertagen. Nicht wahr, liebes Kind?

Adelheid. Gewiß, lieber Onkel!

Friedheim. Ebenfalls eine ſehr große Freundin der Muſik, vortreffliche Pianiſtin und von Ihrem Probeſpiel ſo bezaubert, wie ich ſelber. Nicht wahr?

Adelheid. O gewiß, lieber Onkel!

Stolz. Wie? So hatt' ich das unerwartete Glück, auch eine ſolche Zuhörerin zu haben? — Doch wie nannten Sie vorhin des gnädigen Fräuleins Taufnamen?

Friedheim. Adelheid.

Adelheid (für ſich). Und er fragt noch?

Stolz. So, ſo, Adelheid! — Ah, nun verſteh' ich erſt die mir vorher unerklärliche Bitte meines Freundes, gerade Beethovens „Adelaide" ſpielen zu ſollen. So war ich alſo unbewußt der Vermittler einer fremden Galanterie?

Adelheid (für ſich). Gott, wie verſteh' ich das?

Friedheim. So, alſo der Doctor Sturm hatte das ſo arrangirt? Ja, ja, das ſieht dieſem witzigen Schelme gleich. Aber ich kann verſichern: unſchuldige Neckerei, im höchſten Grade unſchuldig. Nicht wahr, liebes Kind?

Adelheid. O gewiß, lieber Onkel!

Friedheim (aufſtehend). Doch nun müſſen Sie auch ſogleich meine Amatigeige kennen lernen! — O das iſt erſt ein koſtbares Inſtrument! Und wiſſen Sie: in meinem Quartett ſpielt die erſte Violine immer nur auf dieſer. — Entſchuldigung! Ich werd' im Augenblick wieder da ſein. (Ab nach rechts.)

7. Scene.

Stolz. Adelheid. Sturm tritt unbemerkt unter die Mittelthüre.

Stolz (raſch entſchloſſen). Wir ſind allein.

Sturm (für ſich). Es iſt ja nicht wahr!

Stolz (aufſtehend und Adelheid die Hand reichend). O Adelheid, Adelheid! Welch glückſeliges Wiederſehen!

Adelheid. O Richard, Richard!

Sturm (für ſich). Kameſes Mädel!

Stolz. Still, ſtill, man kommt! — Ich weiß genug. (Er eilt auf ſeinen Stuhl zurück.)

Sturm (für ſich). Ich auch.

Adelheid. O Herz, mein Herz, zerſpring' mir nicht!

Sturm (für ſich). Warum nicht gar?

Letzte Scene.

Die Vorigen. Friedhelm mit der Violine von rechts kommend.

Friedhelm. So, da bin ich ſchon wieder. O Herr Doctor Stolz, nun ſpielen Sie uns was! (Er reicht ihm die Violine.)

Sturm (vortretend). Ei, da komm' ich ja gerade wieder recht. Alſo, Freund Richard, laß einmal leibhaftig hören, was du kannſt! (heimlich zu Stolz.) Das nenn' ich Liebeserklärung al fresco!

Friedhelm. Geben Sie Acht! das wird erſt ein Ton werden!

Sturm. Aber ſpiel' uns auch ſo was recht Ergreifendes, recht Schmelzendes!

Stolz. Nun denn, ſo hören Sie! (Er ſpielt das Mendelsſohn'ſche Lied: „Ich wollt', meine Lieb' ergöſſe ſich u. ſ. w.

Friedhelm (der ſich inzwiſchen geſetzt). Aha — Mendelsſohn! — O herrlich! — Nicht wahr, das iſt eine Geige?

Adelheid (voll Innigkeit vor ſich hinſprechend). „Ich wollt', meine Lieb' ergöſſe ſich all in ein einzig Wort —"

Sturm (leiſe zu ihr ſich niederneigend). Hat ſich ja ſo eben ergoſſen, Sie kleine Tuckmäuſerin! (dann für ſich). Iſt das nicht eine reizende Komödie? — Und ich habe ſie in Scene geſetzt!

Friedhelm (während das Violinſpiel noch fortwährt, in ſich verloren.) Ich bin ganz aufgelöſt. — O göttliche Macht der Töne!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Zimmer beim Bürgermeister. An der Rückwand alte Familienbilder. Mitteltüre Links Seitentüre.

1. Scene.

Eva und **Sturm** ſitzen auf dem Sopha.

Eva. Ich weiß nicht, ich weiß nicht, lieber Doctor, aber mit dem Kind iſt etwas paſſirt. Bald lacht ſie, bald weint ſie, dann iſt ſie wieder furchtbar zerſtreut, kurzum, ihr ganzes Weſen iſt wie ausgewechſelt.

Sturm. Hm, hm, ja, ja! Eine curioſe Geſchichte, und doch pſychologiſch nicht unerklärlich.

Eva. O was denn für eine curioſe Geſchichte? Sie machen mir ja völlig Angſt!

Sturm. Ja, ſehen Sie, meine liebe Frau Bürgermeiſterin, für mich, der ich mich ſeit Jahren mit den eingehendſten pſychologiſchen Studien befaſſe —

Eva (verwundert dreinredend). Pſychologiſchen? I was!

Sturm. Jawohl, pſychologiſchen, das heißt nämlich ſoviel wie Studien über Seelen- und Gemüthszuſtände. Alſo für mich gibt es begreiflicherweiſe gar nichts Ueberraſchendes in dieſer Sphäre, denn dieſes ganze myſtiſche Bereich liegt vor mir wie ein aufgeſchlagenes Buch.

Eva. Myſtiſch?

Sturm. Ganz recht: myſtiſch, zu deutſch: geheimnißvoll. Für den Laien hingegen —

Eva. Laien? — Sonderbare Ausdrücke!

Sturm. Jawohl, Laien — alſo in dieſem Falle für Sie ſelber — gibt es allerdings Gemüthszuſtände ſo abnormer Art, daß ſie ebenſo unbegreiflich wie erſchreckend ſcheinen. Und dennoch ſind ſie da, namentlich in dem unergründlichen Kapitel — der Liebe.

Eva. Der Liebe? — Aber um's Himmelswillen in wen ſoll denn unſer Adelheidchen verliebt ſein, wo ſie kaum eine Woche hier iſt, und außer meinem Mann, dem alten Rath und den drei andern Herren vom Quartett noch gar kein männliches Weſen auch nur geſprochen hat? Haben Sie denn vielleicht nur einen blaſſen Schein davon?

Sturm. Nur einen blaſſen? O vielmehr einen ſehr hellen.

Eva. Einen ſehr hellen? Aber wer ſoll der junge Mann denn ſein? Ich zappele ja völlig vor Neugier.

Sturm. Junger Mann? Muß es denn durchaus ein junger sein?

Eva. Ach, Herr Jesus, doch auch keiner von den Alten?

Sturm. Nun, wertheste Frau, fangen wir einmal an, ein wenig zu sortiren! Da haben wir also zuerst den Archivar. Aber altes Leberleiden und junge Liebe, außerdem Wittwer mit sieben lebendigen Kindern. Dummes Zeug, weg mit ihm!

Eva. Na, und der Kommerzienrath ist verheirathet mit gar zehn Kindern, und der Registrator ist zwar noch ein Junggeselle, doch stroh dumm und häßlich, wie die Nacht. Ach, Herr Jemine, da blieb' uns ja nur noch der — der — o ich kann's gar nicht über die Lippen bringen —

Sturm. Nun, der — der — nur frisch heraus damit!

Eva. Der — Herr — Na—th?

Sturm. Der Herr Rath. Sie nennen den richtigen Namen.

Eva. O der ist ja auch schon ein Sechziger! — Nein, nein, Doctor! Das ist ein Unsinn, ein Blödsinn, ein Wahnsinn!

Sturm. Und dennoch könnte ich Ihnen jetzt eine Unmasse sehr vernünftiger Männer aufführen, weltberühmte Zierden in Kunst und Wissenschaft, gefeierte Staatsmänner und Kriegshelden, die, mitunter noch um zehn Jahre älter, diesen Un- Blöd- und Wahnsinn mit einem ebenso jungen Weibchen ausgeführt haben.

Eva. Herrgott, Sie haben Recht, und ich brauche ja nur an meinen eigenen Vetter Pimpfinger zu denken.

Sturm. Und dann, meine Verehrteste, bedenken Sie wohl: Der Herr Rath ist gar nicht so übel. Erstens für sein Alter ganz prächtig conservirt, Gesicht und Manier höchst sympathisch, voll Geist und Gemüth, allgemein hochverehrt, außerdem nicht blos Haus- und Kapitalbesitzer, sondern auch Inhaber von noch völlig unverbrauchtem, reichstem Liebesvorrath. Sie sehen also: das ist noch lange keiner von den ganz unerklärlichen Fällen dieser Art.

Eva. Und doch, Herr Doctor, o 's ist schrecklich, ganz entsetzlich. Nein, wenn ich an dieß prächtige, junge, frische Mädchen denke, und sie soll in den alten Rath verliebt sein? Ich kriege von diesem unmoralischen Gedanken Gänsehaut.

Sturm. Sehr möglich, Frau Bürgermeisterin, aber dadurch wird an der Sache nichts geändert. Ferner müssen Sie sich den ganzen psychologischen Proceß erst ein wenig klar machen! — Sehen Sie, man springt in einen solchen Zustand ja nicht mit beiden Füßen jählings hinein. Bewahre! Das geht so ganz allmälig, just wie auf einer Reise; eine Station nach der andern und man kommt an's Ziel und weiß nicht, wie. Und so haben wir auch hier die allererste Station naivster Kindesliebe, dann jene der kindlichen Verehrung; weiter die Station kindlichen Vertrauens, darauf folgt jene der Dankbarkeit. Eine fernere Station ist ein gewisses edles Mitleid mit dem einsamen Lebensabend des Betreffenden. Quasionkel und das liebe, gute Kind werden immer zärtlicher, und endlich — sind wir an der gefährlichen Station

der platonischen Liebe angekommen, die den idealsten Liebesgenuß darin sucht und auch findet, den schon herbstlichen Lebensweg des so kindlich Verehrten mit Blüthenflocken des eigenen jungen Lebens zu bestreuen, und zuguterletzt denkt man unversehens — an die Heirath. — Nennen Sie nun eine solche Liebe unnatürlich! Ich habe nichts dagegen. Aber gegen den Vorwurf „unmoralisch" müssen meine psychologischen Studien feierlich protestiren.

Eva. Ich bin wie versteinert.

2. Scene.

Die Vorigen. Bürgermeister tritt aus der Seitenthüre.

Bürgermeister. Na, na, was habt denn ihr Zwei jetzt da zusammen ausgemacht? Muß ja ein ganz außerordentliches Thema gewesen sein, daß du so vor dich hinstarrst!

Sturm (aufstehend). Allerdings, Herr Bürgermeister, ein nicht eben alltägliches Thema.

Eva. O lieber Mann, ein Unglück, ein furchtbares Familienunglück! Denke dir nur! Nein, ich bring's gar nicht heraus. Der Doctor soll's dir sagen!

Sturm (für sich). Eine recht angenehme Situation!

Bürgermeister. Was, ein Familienunglück? Na, das könnt' ich auch noch brauchen zu all meinem sonstigen Amtsärger! Also heraus damit! Nur keine lange Folterqual!

Sturm. O Herr Bürgermeister, die Frau Gemahlin ist, wie Sie selber sehen, durch unser Gespräch bereits so erregt, daß mir meine ärztliche Pflicht verbietet, in deren Gegenwart diese Sache zu wiederholen. Dürfte ich Sie deßhalb nicht in dieß Nebenzimmer bitten?

Bürgermeister. Na, was soll denn das wieder sein? So kommen Sie denn — in drei Teufels Namen! (Er geht in's Nebenzimmer.)

Sturm (zu Eva). Ich empfehle mich sogleich. Guten Morgen, Frau Bürgermeisterin! (Unter der Thüre des Nebenzimmers.) Scheinmanöver! Hauptkniff aller Strategik! (ab).

Eva (vor sich hin). Nein, es ist ja nicht zu glauben, nicht zu fassen.

3. Scene.

Eva. Bertha tritt durch die Mittelthüre.

Bertha. Ah, meine liebe Frau Base! Das ist schön, daß ich Sie treffe. Ist Adelheid zu Hause?

Eva. Nein — beim Herrn Rath.

Bertha. Aber Sie seufzen ja! Was ist denn geschehen?

Eva. O, o, es iſt ſchrecklich!

Bertha. Was denn? Sie machen mich ängſtlich!

Eva (aufſtehend). O liebe Baſe Pimpfinger, eigentlich ſollt' es das tiefſte Geheimniß ſein. Aber, du mein Gott, wer hält es denn aus, ſo was bei ſich zu behalten, und bei Ihnen ſchon gar nicht, wo Sie in dem ganz ähnlichen traurigen Fall geweſen, wie nun mein armes Kind —

Bertha. O nur ſchnell, ſchnell, welch ein trauriger Fall?

Eva. So denken Sie ſich! Wie ſchrecklich! Adelheid iſt in den alten Rath verliebt und will ihn ſogar heirathen. Iſt das nicht ein furchtbares Unglück?

Bertha (für ſich). Himmel, welche Neuigkeit! (dann ſich faſſend.) Unglück, Baſe? — Warum denn? das ſind' ich aber gar nicht.

Eva. Nicht? Und haben Sie nicht dasſelbe ſchreckliche Schickſal durchgemacht?

Bertha. Wer [illegible] Ihnen denn geſagt, daß das ſo ſchrecklich geweſen?

Eva. O Sie, Sie ſelber, Frau Baſe, und wie oft!

Bertha. Wirklich? Dann muß das eben in einer Zeit geweſen ſein, wo ich noch ſehr, ſehr unvernünftig gedacht. Aber jetzt, wo ich auch junge Männer kennen gelernt, jetzt kann ich mein Schickſal nur ſegnen, das mich als unerfahrenes Mädchen jenem gereiften Manne zugeführt, durch den ich ſelber erſt gehaltvoll geworden. — Was ſind denn unſere ſogenannten jungen Männer? — Trotz ihren jungen Jahre meiſt ſchon junge Greiſe, Verächter aller feinen Formen, unfähig jeder weibevollen Verehrung unſerer Frauennatur, und durch profanſte Leidenſchaften wie üble Gewohnheiten bereits entwürdigt, jemals im Heiligthum der Familie des männlichen Prieſteramtes zu walten und der Treue heiliges Feuer zu hüten. — Aber dieſe alten Herren, mit grauen Haaren oft noch blühend in der Vollkraft geſchonter Jugend, dieſe ausſterbenden Muſterbilder diſtinguirter Manieren und zarter Rückſichten, o dieſe alten jungen Männer, unter denen gerade der Herr Rath als Kabinetsſtück hervorragt, dieſe ſind die wahren Engel in Menſchengeſtalt, die auf den Fingerſpitzen treueſter Liebe das Glück der Frau ängſtlich durch's Leben tragen, und jeden Tropfen unſrer Liebe mit überſtrömendem Liebesdanke vergelten. — Nein, Frau Baſe, in meiner Bruſt finden Sie kein Echo für Ihre Klage! Im Gegentheil, ich nehme für mein Couſinchen das ausſchließliche Vorrecht in Anſpruch, daß nur meine Hand ihr den Brautkranz flechten darf, zur ſymboliſchen Vorbedeutung, daß auch ſie glücklich werde, wie ich es geweſen — in eines alten Mannes junger Liebe.

4. Scene.

Die Vorigen. Der Bürgermeiſter, der bereits während der letzten Rede unter der Thüre geſtanden, tritt nun hervor.

Bürgermeiſter. Na, na, Frau Baſe Pimpfinger, haben Sie ſich jetzt endlich ausgeleert? — Zum Henker mit Ihrer ſymboliſchen Vorbedeutung! — Ich aber ſag' Ihnen: eher könnt' ich meine Pflegetochter meinem ärgſten Todfeinde gönnen, heißt das, wenn er jung und hübſch wäre, als dieſem alten, raffinirten, geckenhaften Heuchler. — J, das wäre mir das Wahre. Erſt bis zum ſechzigſten Jahre unnatürlich warten, um dann für ſeine alten Tage ſo ein blutjunges Weibchen zu nehmen, wo wir, die wir zur richtigen Zeit geheirathet haben, nun mit alten Weibern fürlieb nehmen müſſen. Ja, proſt Mahlzeit!

Eva. Was, Alter, was ſagſt du da von alten Weibern? Ich glaube gar, du wäreſt dem Herrn Rath auch noch neidiſch? — O da haben wir's. We ich nun ſchon dreißig Jahre lang Freud und Leid mit dir getragen und nun freilich nicht mehr ſo ſchön bin, wie dazumal, nun ſtände dir der Sinn auf einmal auch nach einer jungen Frau? O welchen Blick haſt du mich jetzt thun laſſen in den Abgrund deiner Seele!

Bürgermeiſter. Herr Jeſus, jetzt fängt die auch noch an! O mit dieſen Weibern! Und mußt du denn ſogleich ein ſolch Geheimniß an die Baſe Pimpfinger hinplaudern, gegen deren Zunge ſogar noch unſer Wochenblatt ein Buch mit ſieben Siegeln iſt?

Bertha (in höchſter Indignation). Herr Vetter!

Bürgermeiſter (nachäffend). Frau Baſe! — Na, was denn?

Bertha. O dieſe Inſulte gegen eine Dame von meiner Bildung, meiner Stellung!

Eva. Gott, welch ein Skandal in meinem ſo nobeln Hauſe!

Bürgermeiſter. Na gut, ſo heirathen Sie den Herrn Rath! Haben ja ſchon vier Jahre lang in ſolch ehelichem Glücke praktizirt! — Eine Aſter oder Sonnenblume ſoll er ſich nehmen, aber von dieſem Röschen will ich ihm die Finger ſauber halten.

Bertha. O ich bin wohl auch noch eine Roſe, Herr Vetter!

Bürgermeiſter. Meinetwegen eine Klatſchroſe. Aber was ſteh' ich da lang und ereifere mich? — Sogleich fort zu dieſem falſchen Hausfreund, dieſem Verräther! Guten Morgen! (durch die Mittelthüre ab.)

Eva (wie neu erwachend). Zum Herrn Rath? — O da muß ich auch dabei ſein. Adieu, Baſe Pimpfinger! (ſie folgt raſch nach).

Bertha (allein ſtehend). Und ich werde auch nicht fehlen. O Herr Vetter, warten Sie nur! (ſtolzen Schrittes durch die Mittelthüre ab).

Verwandlung.

Zwingergärtchen bei Rath Friedhelm. Durch die Bäume ſieht man Stadtmauer und Thürme. Gebüſche. Bänke.

5. Scene.

Sturm tritt, vorſichtig umſchauend, von links herein.

Sturm (allein). Ueberall und nirgends und doch auf ſteter Lauer! Das ſei jetzt meine Parole. (Nach rechts ſchauend.) Aha, da kommt ja ſchon mein Liebespärchen und ich ſage mit dem Tell: „die Gelegenheit iſt günſtig; dort der Hollunderſtrauch verbirgt mich ihm.“ (Er tritt hinter einen Buſch links, den Zuſchauern nichtbar.)

6. Scene.

Sturm. Stolz kommt mit **Adelheid** von rechts.

Stolz. Wie, meine Adelheid, ſo ſehr wäre dieſe alte Stadt Ihnen an's Herz gewachſen?

Adelheid. O ganz unzertrennlich, und jetzt noch feſter als je.

Stolz. Und warum das?

Adelheid. Sie fragen noch? Verklärt denn die Liebe nicht Alles in uns und außer uns? O ich hatte ja meine Vaterſtadt von jeher unſäglich lieb. Aber, wie ich dießmal im offenen Wagen ihr entgegen fuhr, und ihre epheugrünen Mauern und Zinnen im Abendrothe mich grüßten, wo mein Auge leuchtete und es klopfte mein Herz, und wie ich darauf durch's prächtige Falkenthor erſt in dieſe traulichen Gaſſen mit all den Erkern und Giebeln und dann über den maleriſchen Marktplatz kam, o laut aufjauchzen hätt' ich mögen und wieder weinen dazwiſchen, und zu all den Häuſern mit ihren mir ſo vertrauten Geſichtern hinaufrufen: „Ach, iſt das heute zu euch eine glückſelige Heimkehr! Denn ich liebe, ich liebe — ich liebe!“

Sturm (für ſich, raſch). Mir wäſſert der Mund.

Stolz. Und mich liebſt du, mich! O ich nicht minder glückſeliger Mann!

Adelheid. Aber, nein! Das war ja ein ganz Anderer.

Stolz. Ein Anderer? O nicht möglich! Und wer?

Sturm (für ſich). O du Schelm!

Adelheid. O das war ein hochpoetiſcher Mann. Nur ſchweigend Aug' in Auge hatt' ich ihn kennen und lieben gelernt. Nur in himmliſchen Tönen hatte ſein Herz mit dem meinigen geredet. Des trauteſten Geheimniſſes Zauberſchleier war über uns ausgebreitet. — O dieſer Mann hätte die Poeſie dieſer alten Stadt nie und nimmer niedergeriſſen.

Stolz (für ſich). O welch reizender Vorwurf!

Sturm (für ſich). Gi, ei, ſie faßt ihn geſchickt!

Stolz. Aber, liebſtes Kind, ſo erklären Sie mir denn auch: was

iſt wohl Poeſie? — Iſt es langſames Hinſterben altersſchwacher Vorzeit oder kräftig aufblühende Gegenwart?

Adelheid (lächelnd). Soll ich mit Ihnen über nüchterne Begriffe ſtreiten, die ich wohl auch einmal in meinen Schulbüchern gelernt? — Nein, nein! Gottlob, daß ſie hinter mir liegen! Aber ich will Ihnen etwas Anderes ſagen (auf ihr Herz deutend.) aus dieſem andern Buche hier: O lieber Richard, wer dieſe ſteinerne Poeſie nicht verſtände und ſie mit kalter Hand zerſtören könnte, wird dieſer wohl die andre des deutſchen Hauſes verſtehen und nicht auch darin Alles niederreißen wollen, was das Leben erquickt, verſchönt und traulich macht, und durch fromme Sitte geheiligt der Grundpfeiler häuslichen Glückes iſt? — Doch hinweg mit ſolch ſentimentaler Furcht! Und 's iſt ja auch gar keine Gefahr. Gott bewahre! — (ſchelmiſch.) O mein theuerſter Freund, Sie ſind gar kein ſo erbitterter Feind dieſer Poeſie, die ſich nur empfinden, aber nicht definiren läßt! — (zum Hintergrunde ſich wendend, voll Begeiſterung.) Nein, nein, du meine altehrwürdige Vaterſtadt, hab' keine Angſt vor dieſem Mann! Der läßt dir nichts zu Leide thun! Nein, der beſchirmt dich vor jedem unwürdigen Frevel! denn er liebt mich, er liebt mich — er liebt mich! (Sie ſteht mit ausgebreiteten Armen.)

Stolz (den Arm um ihre Schulter legend). Ja, das weiß der allwiſſende Gott: ich liebe dich!

Sturm (für ſich). Alle Wetter, mich überläuft's.

Adelheid (neckiſch). Sehen Sie, lieber Richard! auch ich treibe pſychologiſche Studien, wie Ihr geiſtreicher Freund, und ſind dieſe wohl ganz falſch oder gar ſo kindiſch?

Sturm (raſch dazwiſchen). Sieh, ſieh, der Schalk pfuſcht mir in's Handwerk.

Stolz. O nein, nein! nur unendlich wahr. O Alles hatt' ich zuvor in falſchem Lichte geſehen mit dem Auge mißmuthiger Geiſtesöde. Aber ſeit ich weiß, daß hier Ihre Wiege geſtanden, ſeitdem wandl' ich wie ein ſelig Träumender durch dieſe alte Stadt, und laſſe ſie vom Paradies Ihrer Kinderzeit und unſerer Liebe mir erzählen. Wie ein koſtbares Schmuckkäſtchen kommt ſie mir vor, das meines Lebens Juwel behütet. Aus all dem altersgrauen Gemäuer ſchaut die Vorzeit mich fragend an, ob ſie mir jetzt mehr bedeute, als todtes Geſtein, das nur das Niederreißen verdiene. Sei ruhig, du trautes Herz! Deine Liebe hat mein altes Ich mir wiedergegeben, und in den myſtiſchen Chor der Geiſter ſtimm' ich ein:

„Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan.
Das Ewig-Weibliche
Zieht mich hinan."

Stolz (für ſich). Vivant meine pſychologiſchen Studien!

Adelheid. O Richard, mein Richard, nun erſt hab' ich Sie völlig wiedergefunden.

Stolz (voll Begeiſterung). Ja, ein geiſtiger Mauerbecher will ich

werden. Denn wandelt der Fortschritt nur über Schutt und Trümmer, oder ist er ein ewiger Geist, der erst in den Menschenherzen Wohnung sucht? — (Mit steigender Wärme fortfahrend.) Mit ängstlicher Pietät will ich Stein um Stein beschauen, bevor er fallen muß. Nur freie Gassen will ich überall öffnen lassen für Licht, Luft und neuen Verkehr. Wo jetzt der Wallgraben böse Fieber ausbrütet, soll Gebüsch und Blumenflor Aug' und Herz erquicken! Die alten Thürme und Thore, sie sollen auch später hereinragen in die aufblühende Neuzeit, als mahnende Denkmale der Bürgertugend anderer Jahrhunderte. Sie sollen willkommen heißen des Fortschritts gute Geister: Den Fleiß und das Lernen, Ordnung, Gemeinsinn und Opfer, Duldung und Vaterlandsliebe. Aber, wie einst den Reichsfeind, so sollen sie trotzig zurückweisen der Neuzeit böse Geister: Gewinnsucht ohne Arbeit, Trug und Schwindel, Ueberhebung und Uebersättigung! — O so, du theuerstes Mädchen, so laute der Kriegsruf, mit dem ich den versammelten Bürgern aller Parteien den Fehdehandschuh hinwerfen will. Und nun frag' ich dich: soll das auch das Losungswort unsrer Liebe sein, in welchem wir vereinigt streiten wollen, bis daß wir uns als glückliches Paar besitzen dürfen?

Adelheid. Ja, mein Richard, so sei's! Und eher sterben, als wieder von dir lassen! Das gelob' ich dir bei unsrer reinen, heiligen Liebe.

Stolz. O Dank, tausendfachen Dank! (Er umarmt und küßt sie.) Doch horch! — Ich höre Jemand. — Auf Wiedersehen! (rasch nach dem Hintergrunde ab.)

Adelheid (nach rechts gehend). Der erste bräutliche Kuß! — Ich bebe . . .

7. Scene.

Sturm tritt bedächtig hervor. Später **Friedhelm.**

Sturm. Alle Wetter, war das jetzt ein Dithyrambus in dieser Komödie! — So ideale Liebe hat doch immer gleich Adlerflügel. — Aber interessant, hochinteressant für meine psychologischen Studien! Alle meine Voraussagungen erfüllen sich. Die abgeschworene Romantik kommt wieder zu Ehren. — Bei Gott! ich bin ein Menschenkenner allererster Klasse.

Friedhelm (von links hereintrippelnd). O Doctor, Doctor! Was hab' ich jetzt gesehen?

Sturm. Na, was denn?

Friedhelm. Einen Kuß, einen zweifellosen, leibhaftigen Kuß.

Sturm. I was nicht gar! Und wer hat sich denn geküßt?

Friedhelm. O wer denn anders, als die zwei jungen Leutchen? —

Und heute sind sie erst zum zweiten Male beisammen. Ja, Doctor, geht denn das heutzutage so schnell?

Sturm. Das will ich glauben. Alles geht jetzt mit Dampf — sogar die Liebe.

Friedhelm. Ja, wirklich, es scheint mir fast auch so. Aber wissen Sie, davon war eigentlich noch gar keine Rede gewesen. Nur von seinen Einreißungsgedanken hatte sie in meinem Auftrag ihn bekehren sollen. Und da ihr das zweifelsohne sehr gut gelungen, jetzt küssen sie sich auch sogleich. Ah, das ist stark, und gar noch unter meiner väterlichen Obhut.

Sturm. Ja, ja, mein guter Herr Rath! Zur Gardedame scheinen Sie gerade kein besonderes Talent zu haben. (ihn fixirend.) Und auch gar keine Neigung zur Eifersucht?

Friedhelm. Zur Eifersucht? — Wo denken Sie hin, in meinen Jahren?

Sturm. Na, wegen Ihrer Jahre! — Wenn nur das Herz noch jung ist und noch lieben könnte! Und das ist doch bei Ihnen noch der Fall? Wie?

Friedhelm. O allerdings, was die Jugendfrische meines Herzens anbelangt und die Fähigkeit, zu lieben, sogar unaussprechlich zu lieben, in dieser Beziehung fühlte ich mich freilich noch gerade so jung, wie ein Dreißiger.

Sturm. Nun ja, das meinte ich ja eben.

Friedhelm. Aber, lieber Doctor, in allem Uebrigen ist eben doch die Zeit der eigentlichen Liebe gründlich für mich vorüber, und es wird doch am Vernünftigsten sein, nurmehr als alter Onkel zu lieben. Meinen Sie nicht auch?

Sturm. Je nun, das beruht auf Ansichten. Ich wenigstens, wenn ich ein so zärtlich geliebter Onkel wäre und so prächtig conservirt dabei — ich könnte bei meinem Herzen für gar nichts garantiren, und mir wär' auch gar nicht sonderlich bang, bei einem solchen Quasinichtchen zu reüssiren. Aber Gott bewahre mich vor irgendwelcher Einmischung in einer so überaus delicaten Liebesfrage!

Friedhelm. Ah, ah, was Sie nicht sagen, mein liebster Doctor! Ihnen wär' also wirklich an meiner Stelle nicht sonderlich bang? Hm, hm, hm!

Sturm (plötzlich nach dem Hintergrunde schauend). Aber, alle Wetter, ich plauudere und plaudere und habe noch den ganzen Kopf voll von Geschäften! Und dort hinten seh' ich Freund Brause kommen. Ich weiß, der sucht mich, wie eine Stecknadel. Auf Wiedersehen! Guten Morgen, guten Morgen! (rasch nach dem Hintergrunde ab.)

8. Scene.

Friedheim allein.

Friedheim (für ſich hinſinnend). Hm, hm, hm! — Was mir da jetzt auf einmal curioſe Gedanken kommen! — O ich wäre wohl auch ein zärtlicher Gatte und treuer Hausvater geworden und heute noch könnt' ich es ſein. Aber vor lauter Rückſichten und Bedenklichkeiten hatt' ich's ja bis zur eigentlichen Liebe gar nie gebracht. — Aber jetzt — jetzt! — Soll ich wirklich eiferſüchtig oder gar neidiſch ſein? — Ach, ich habe ſie ja ſo über alle Maßen lieb. (In einen aus der Taſche gezogenen Handſpiegel ſchauend.) Und wirklich, bin ich nicht noch ganz prächtig conſervirt, trotz einem Vierziger? — Alter Kopf und junges Herz, was geht in euch Beiden vor? . . . Doch nein — um Gotteswillen, nein! — Weg mit ſolchen thörichten, verſpäteten Gedanken! — Es iſt verſäumt! — Es iſt vorbei! (Er wiſcht ſich die Augen und geht nach rechts.)

9. Scene.

Stolz, Sturm und **Brauſe** kommen aus dem Hintergrund.

Brauſe. I der tauſend, alſo da muß man Sie ſuchen, beim Herrn Rath? Aber jetzt gleich zur Sache! Alſo vor einer Stunde komm' ich aus der Hauptſtadt wieder heim. Und was bring' ich mit? Ha, ha, da werden Sie einmal Augen machen!

Sturm (für ſich). Das glaub' ich auch.

Stolz. Nun?

Brauſe. Aber erſt einmal gemüthlich hergeſetzt! (Er ſitzt auf eine Bank, Stolz ebenfalls, Sturm bleibt daneben ſtehen.)

Stolz. Alſo bitte, was bringen Sie mir?

Brauſe (eine Rolle aus der Taſche ziehend und ſie entfaltend). Na, da ſehen Sie einmal her, ob das nicht mit Dampf gearbeitet heißt? He, wie wird Ihnen, Herr General?

Stolz (verblüfft). Was iſt das? Ein Stadtplan. Von welcher Stadt?

Brauſe (zu Sturm). Ha, ha, ha, ſehen Sie, lieber Doctor, wie er verwundert dreinſchaut? Hab ich's nicht vorhergeſagt? (zu Stolz.) I von Neumemlingen iſt es der Plan! Da ſteht das ganze alte Neſt, wie neu aus dem Boden herausgehext.

Stolz. Das ſoll Memlingen ſein?

Brauſe. Na, freilich, was denn anders? Ja, ich ſag' Ihnen, ein

Kapitalsgenie, dieſer Architekt in der Reſidenz. Nicht wahr, das nenn' ich einmal eine courageirte Idee?

Stolz. Aber ich finde mich ja gar nicht mehr zurecht.

Brauſe. Ja, ja, ich merke ſchon, muß Ihnen ein wenig helfen. Alſo, ſehen Sie, hier, wo jetzt dieſe neue Fabrikantenſtraße ſich im Kreis hinzieht, da ſtand alſo die Stadtmauer ſammt Wallgraben. Hier, ſtatt dem Schwedenthurm, dieß große Gebäude, das iſt die zukünftige Champagnerfabrik Daniel Brauſe und Compagnie. J freilich, den allerſchönſten Neubau, den muß ich ſelber haben, das laß' ich mir nicht nehmen. Hier auf der Stelle vom Falkenthor wird eine rieſige Spinnerei paradiren. Und wieder wo das Schindergäßchen ſammt dem Armeſünderwinkel ſtand, da ſehen Sie links eine Amoniak- und rechts eine Sodafabrik, und ſo weiter. Kurzum, eben ſo ein Dutzend neuer Fabriken haben wir glücklich herausgekriegt. — Und Herrgott, da ſehen Sie nur einmal rings um die Stadt dieſen ganzen Wald von Schornſteinen! — Ei der tauſend, wird das ein Leben werden, ein Puſten, Surren und Sauſen!

Sturm. Alle Wetter, Freund Brauſe, famos wird das werden. Und ein Düftchen und Lüftchen, der allerneueſte klimatiſche Kurort! J, da kann ich den Wallgrabenſumpf leicht verſchmerzen. Vivat meine zukünftige Praxis!

Brauſe. Ja, ſpotten Sie nur, Sie loſer Vogel! Aber, na, Herr General, was halten Sie jetzt von Ihrem Adjutanten? Bin ich ein Mordskerl oder bin ich keiner?

Stolz. Sie haben mich ganz betäubt, Herr Kommerzienrath! Von all dem Steinkohlenruß und Fabrikgeſtank muß ich erſt zu mir ſelber kommen. Aber haben Sie auch in Ihrer Kaufmannsrechnung den neuen Geiſt in Anſchlag gebracht und die neue Geſinnung, die hier aus dem Grabe der Verkommenheit ihre Auferſtehung feiern ſollen? Und haben Sie auch in Ihrem neuen Stadtplan irgend einen beſcheidenen Winkel uns aufgehoben, darinnen die neuen Stätten der Volksbildung ſtehen dürfen, oder thun's nur die Fabriken, nur die Materie und Gewinnſucht allein?

Sturm. Geh doch, Richard, was ereiferſt du dich ſo?

Brauſe. Was, Geiſt, Geſinnung, Volksbildung! — Unpraktiſches Zeug! — (mit der Bewegung des Geldzählens) das Gemüth, Herr Doctor, das iſt für uns die Hauptſache! — Und ſo denken wir Alle. Reich und vornehm wollen wir werden und ein behagliches Leben führen. Und das iſt heutzutag ein Kinderſpiel, wenn man die Gelegenheit am Schopfe nimmt, aber nicht beim Zopfe. Verſtehen Sie mich? — O warten Sie nur: Sie werden ſchon auch noch das Kunſtſtück praktiziren lernen, Geld wie Heu zu verdienen und keinen Finger dabei zu rühren!

Sturm (für ſich). O meine prophetiſchen pſychologiſchen Studien!

Stolz (mit bitterm Hohn). Recht ſo, Herr Kommerzienrath! Ja, reich wollen wir werden und als vornehme Herren das Leben genießen. Es lebe die Großmannsſucht und der Schwindel! Nicht wahr, Herr geheimer Kommerzienrath Baron von Brauſe in spe? Und deßhalb haben wir

uns ja in den Stadtrath wählen laſſen. — Ja freilich, darin ſteckt ja mein Ideal eines neuen, gediegenen Gemeinweſens! So lautet ja meine Reformatorlehre von Arbeit, Bildung und opferfähigem Gemeinſinn! Und unſer ganzes, großes Vaterland, ei, wie ſoll das durch uns zu Glanz und Ehren kommen! — Denn, wie ich ſchon einmal geſagt: „Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt, ſchmückt ſie auch den Garten.“ (Er lacht höhniſch auf.)

Sturm. „Friede!“ gebiet' ich jetzt, erſte und zweite Violine. Das wäre mir ein ſauberes Zuſammenſpiel. — Komm zu dir, Richard! Wozu ſolche Hitze? Unſer lieber Freund Brauſe meint es ja gar nicht ſo ſchlimm. Der iſt viel zu wohlbeleibt und ſchläft des Nachts zu gut, und ſolche Leute ſind niemals gefährlich. Dieſe pſychologiſchen Studien hat ſchon der große Menſchenzeichner Shakeſpeare ſeinem Julius Cäſar machen laſſen. — Mein Gott, der einzige Unterſchied zwiſchen euch Beiden liegt im Fauſt'ſchen Chorus mysticus.

Brauſe. Was? Chorus mysticus? Was iſt denn das?

Stolz (ſehr verblüfft). Fritz, wie kommſt du gerade darauf?

Sturm. Ich darf doch den „Fauſt“ citiren?

Brauſe (ſchnell dazwiſchen). Na, und was hat's denn damit für eine Bewandtniß mit dieſem chorus mysticus?

Sturm. Höchſt einfach dieſe: bei unſerm Freund Doctor Stolz, dem Idealiſten, lautet der unverfälſchte Text:

„Das Unbeſchreibliche,
Hier iſt es gethan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht mich hinan.“

und bei Freund Brauſe, dem Materialiſten, lautet er ein bischen umgewandelt:

„Das Unausſprechliche,
(mit der Handbewegung des Geldzählens.)
Hiermit wird es gethan.
Das Ewig-Sächliche
Zieht mich hinan.“

ha, ha, ha, iſt das nicht eine treffende Variante?

Brauſe. Jawohl, ganz famos, famos, lieber Doctor!

Stolz (aufſpringend). Ich weiß nicht mehr, was ich denken und reden ſoll. Mir brennt der Boden unter den Füßen, und mein Kopf iſt dumpf und ſchwer. O die Noth iſt groß, die ich rief die Geiſter, werd' ich nun nicht los.

Brauſe (ebenfalls aufſpringend). Na, mich ſollen Sie ſogleich los werden! Aber ich ſammt meinen liberalen Collegen auch Sie. Verſtehen Sie mich, Herr General? — Ei der tauſend, erſt auf einem feurigen Hengſt gegen den Feind anſprengen und dann auf einem lendenlahmen Klepper wieder retiriren, das nenn' ich Courage. Und Sie wollen ein liberaler Stadtrath ſein? — Habe die Ehre — oder was. (Er geht voll Entrüſtung gegen den Hintergrund ab.)

10. Scene.

Stolz. Sturm.

Stolz (heftig auf und abgehend). Ha, schändlich! schändlich! Zopfige Philister dort, gewinnsüchtige Krämerseelen hier! Nirgends eine Spur von geistiger Auffassung! Der ganze stolze Bau meiner Hoffnungen liegt in Trümmern. (Er sinkt wieder auf die Bank und brütet vor sich hin.)

Sturm (mit ironischer Theilnahme vor ihm stehend). Ja, ja, Freund Richard, eine recht eklige Situation, so zwischen zwei Stühlen zu sitzen; rechts von Altmemlingen verwünscht, links von Neumemlingen verhöhnt zu werden! Ach, und erst hier (auf dessen Herz deutend) in der Mitte solch ein bürgermeisterliches Pflegetöchterlein mit sich herumzutragen! Wirklich, ein schweres Dasein! Du dauerst mich! (mit verändertem Tone.) Nun, du idealer Stadtrath, merkst du jetzt bald das Schlußresultat meiner psychologischen Studien, das ich dir anfangs verschwiegen, um deren Reiz mir nicht zu verderben? — Siehst du, nun fällt es wie eine reife Frucht dir von selber in den Schooß.

Stolz (sich wieder aufraffend). Meinst du? Ich aber sage dir: deine Diagnose war dennoch falsch, das ganze Resultat deiner Studien werf' ich wieder über den Haufen, und dein Triumph über den idealen Stadtrath, er soll zu Schanden werden, so wahr ich Stolz heiße und dieses Namens würdig bin. Grüße mir Adelheid! Leb' wohl! (ungestüm nach dem Hintergrunde ab.)

11. Scene.

Sturm allein, ihm lächelnd nachsehend.

Sturm. Alle Wetter, nun wird er am Ende gar noch ein tragischer Held! Aber nein — ich will schon dafür sorgen, daß diese ganze Stadtraths- und Liebesgeschichte doch nur als lustige Komödie schließe. Zwar sollt' ich ihm ernstlich böse sein wegen solchen Undanks für all meine geistreichen Intriguen und Zauberkünste. Aber 's ist doch im Grund eine noble, chevalereske Natur. Und — ehrlich gestanden — that ich denn Alles nur für ihn, und nicht vielmehr für mich selber? — O meine schöne, reizende Wittwe, Bertha Pimpfinger, wie viel Demuth wird mich dein Besitz noch kosten! — Die Perle, die mein Freund verächtlich weggeworfen, soll ich voll Verehrung wieder aufheben und den von ihm ausgetheilten Korb mit Rosen meiner ersten Liebe bekränzen? — Aber ach, gerade der Zauberbann einer jungen, nach Liebe schmachtenden Wittwe, der umstrickt mein sonst so weiberfeindliches Herz. — Und dann noch eine tiefphilosophische Erwägung, die auch nicht zu verachten ist:

Das Leben ist schön, aber theuer; oder vielmehr, es ist erst dann schön, wenn man's auch bezahlen kann, namentlich mit einer heutzutage so theuern Ehehälfte. Und außer allem Egoismus, brächte ich nicht auch noch meiner theuern Geburtsstadt ein ganz unerhörtes Sümmchen ein, wenn ich zum Memlinger Nummero vier mich freiwillig erniedrige? Wäre das nicht heroisch großmüthig? — Alſo Großmuth und Demuth! O welche zwei Kardinaltugenden! Ich will mit meinem beſſern Ich zu Rathe gehen, ob ich zu ſolcher ſittlichen Höhe hinanſteigen kann. — Ha, ha, ha, und dieß ganze Leben ſoll keine Komödie ſein? — Ich wenigſtens halt' es dafür. — (erregt nach dem Hintergrunde blickend.) Alle Wetter, dort hinten erſcheint jetzt der Bürgermeiſter ſammt Gemahlin, und jetzt auch noch meine ſchöne Wittwe; und hier (nach rechts deutend.) der Rath mit Adelheid. Schnell nun wieder in mein Verſteck für meine ferneren pſychologiſchen Studien! (Er verſchwindet.)

12. Scene.

Der **Rath** kommt mit **Adelheid** von rechts herein. Der **Bürgermeiſter** mit **Eva** bleibt beobachtend im Hintergrunde ſtehen. **Bertha** ſteht noch entfernter.

Friedhelm (mit erhobenem Finger zu Adelheid, die ſehr befangen iſt). O du liebes, böſes Kind, was haſt du mit deinem alten Onkel angeſtellt?

Adelheid (ihm an den Hals ſinkend). O Gott! Onkel ich — liebe!

Sturm (hinter dem Gebüſche.) Prächtig!

Eva (zum Bürgermeiſter, die gleich dieſem und Bertha bei Adelheids vorigem Ausrufe die höchſte Ueberraſchung mimiſch kundgegeben) Herr Jeſus, Alter! Der Doctor hat Recht!

Bürgermeiſter. Ja, leider Gottes!

Bertha (für ſich). Gott ſei Dank!

Bürgermeiſter (erſt allein vortretend mit ſehr ironiſchem Tone). Ah, mein lieber Herr Rath?

Adelheid (ſich erſchreckt losmachend) Gott, mein Onkel!

Friedhelm (ſehr befangen.) Ah, der Herr Bürgermeiſter! — Recht guten Morgen!

Bürgermeiſter. Na, Herr Onkel! Sie ſcheinen ja meine Nichte von Tag zu Tag lieber zu haben! Was?

Friedhelm. O gewiß, wie ein zärtlicher Vater ſein leibhaftiges Kind.

Bürgermeiſter. A jawohl, wir haben's ja ſo eben mit angeſehen. Zärtlicher Vater — Onkelchen — und dann als zärtlicher Ehemann heirathen wollen! Was?

Friedhelm. Herr Jeſus! Wie meinen Sie das?

Adelheid (für ſich) Was ſagt er?

Eva (nun ebenfalls näher tretend). O Herr Rath! Thun Sie doch nicht gar ſo unſchuldig! Wir haben's ja mit eigenen Ohren gehört,

und unsereins Laien hat auch (stotternd.) seine psy — psy — logogischen Studien gemacht, o jawohl, sogar mystisch.

Friedhelm (wie verloren vor sich hin). Mystisch?

Eva (stolz, für sich). Aha! das hat ihn verblüfft. — (laut, sehr höhnisch.) Jawohl, Herr Rath, mystisch.

Bertha (näher tretend). Ich, mein bester Herr Rath, denke in dieser Beziehung ganz anders und gratulire beiderseitig zu der vortrefflichen Wahl.

Bürgermeister. Sie haben hier gar nichts zu gratuliren, Frau Base Pimpfinger.

Bertha. Herr Vetter! — Ich bin eine freie Dame und rede, was ich will.

Adelheid. O liebste Pflegeeltern! Ein furchtbares Mißverständniß!

Friedhelm (für sich.) Und ich darf's nicht einmal aufklären.

Bürgermeister. Jawohl, auch noch Mißverständniß? Was das Auge gesehen, das glaubt das Herz. — O schämen Sie sich, Herr Rath! dieß unschuldige Kind in sich verliebt zu machen, in Ihren Jahren! Ein sauberer Hausfreund! Ein schöner Onkel! Ist das eine Aufführung, eine Moral?

Eva. Und wenn Sie nur Ihr Armesündergesicht sehen könnten! O das sagt uns Alles.

Friedhelm. Und doch, meine hochverehrten Freunde, ich schwör' es beim ewigen Gott —

Bürgermeister. Was? Jetzt auch noch unsern Herrgott? Also, Herr Rath, heraus damit! Können Sie wirklich schwören, daß Sie nie und nimmer auch nur im innersten Herzenswinkel daran gedacht haben, dieß junge, unschuldige Kind heirathen zu wollen? —

Friedhelm (auf's tiefste erschrocken, halblaut). Ach du mein barmherziger Gott, das kann ich wirklich nicht schwören. (Er starrt, wie vernichtet vor sich hin.)

Bürgermeister (triumphirend). Aha, Herr Rath, aha! Jetzt hat es ihn auf einmal sitzen gelassen. Mit unserm Herrgott hat er erst nur spielen wollen. Aber dieser versteht keinen Spaß. Er hat ihn stumm gemacht und die Heuchlermaske hat er ihm heruntergerissen und da steht er nun in seiner ganzen Blöße.

Eva (Adelheid ganz furchtsam bei der Hand nehmend). Komm, du armes Täubchen, komm! (auf den alten Rath blickend.) O dieser alte Geyer!

Adelheid. Ach Onkel, liebster Onkel, so reden Sie doch!

Friedhelm (für sich.) O ich kann nicht, ich kann nicht.

Bürgermeister. Komm, Adelheid! Nun hat es ein Ende mit dieser Onkelschaft. Wir haben hier nichts mehr zu schaffen. Alles Andere zu Hause!

Adelheid (willenlos folgend und über die Stirne fahrend). O ich weiß gar nichts mehr!

Bürgermeister. Und nun vorwärts! (Alle drei wenden sich gegen den Hintergrund, indem sie allmälig verschwinden.)

Bertha (zum Rathe hintretend, der unterdeſſen auf eine Bank geſunken). Bedauere ganz unendlich, Herr Rath! — Aber Muth und Hoffnung! Meinem ſeligen Pimpfinger iſt's mit mir Anfangs gerade ſo gegangen und ſchließlich hat er mich doch bekommen. (ſie folgt den Andern.)

Friedhelm (in ſich verſunken.) O mein Gott! Nun hab' ich ſie verloren, verloren für immer durch einen einzigen, flüchtigen — unrechten Gedanken.

Sturm (hinter dem Buſche). Der Aermſte! — Schier dauert er mich. Aber ich will ihn ſogleich wieder tröſten. Und (voll Humor mit den Fingern ſchnalzend.) es iſt ja doch Alles nur eine drollige Komödie! —

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Elegantes Boudoir. Kurze Bühne.

1. Scene.

Bertha lehnt mit Fächer auf einer Chaiſelongue. **Sturm** ſitzt neben ihr.

Bertha (kokett ſchmeichelnd). Alſo, lieber Doctor, was wollen Sie mir geben, um meine Nerven wieder zu beruhigen?

Sturm. Gar nichts, meine Gnädige, wenigſtens nichts aus der Apotheke, ſondern nur die einzige pſychiſche Beruhigung, daß ich dieſe ganze Liebesgeſchichte mit dem alten Herrn Rath von Seiten der beiden wirklich Liebenden nur für ein geſchicktes Scheinmanöver halte, um den Bürgermeiſter ſammt Frau in die Irre zu führen. Und höchſt wahrſcheinlich hat der verſchmitzte Rath ſelber die Hand mit im Spiele, da er, wie ich nun ganz genau erfahren, ſein eigenes Haus zum heimlichen Stelldichein hergegeben. All Ihr ſo hochherziger Kummer, Ihr allerliebſtes Couſinchen möchte mit dem alten Rath bodenlos unglücklich werden, iſt deßhalb wirklich mehr, als unnöthig und ſchadet nur Ihrer ſo theuern Geſundheit. — Verlaſſen Sie ſich auf meine deßfallſigen pſychologiſchen Studien!

Bertha. Alſo wirklich? — So wäre dieſer hochmüthige, kaltherzige, unritterliche Advokat Adelheid's eigentlicher Liebhaber?

Sturm. Und ſogar bereits heimlicher Bräutigam. Ich garantire dafür.

Bertha. O da wäre mir ja fast der kindergute, edelste Rath trotz all seiner Jahre für diesen Engel noch lieber.

Sturm. A, warum nicht gar? Das kann Ihr Ernst nicht sein. Und dann, meine Verehrteste, beruhigen Sie sich, und lassen Sie diese zwei jungen Leutchen in Gottesnamen ihr Glück miteinander versuchen! In demselben Maße, als Doctor Stolz Ihrem Herzen unsympathisch ist, steht er umgekehrt bei Ihrem jungen Bäschen in höchsten Gnaden. Und, mein Gott, die Ehe ist ein Würfelspiel. Wer will vorher prophetisch wissen, wie viel Augen fallen werden?

Bertha (richtet sich plötzlich auf und streicht das Haar aus der Stirne). Ja, Sie haben Recht, lieber Doctor! Weg mit diesen unnützen Gedanken! Was soll ich mich abkümmern um das Glück dritter Personen? — (dem Doctor die Hand gebend.) Sehen Sie? Nun bin ich wieder ganz gesund und heiter! Kein Wölkchen mehr auf meiner Stirn. — Sie sind ein Wunder-Doctor!

Sturm (ihr die Hand küssend). O daß ich dieß Wunder doch all mein Lebtag an Ihnen wirken dürfte! (sie von unten nach oben fixirend, für sich.) Ein reizendes Weib!

Bertha (davon trappirt). Doctor, was fixiren Sie mich auf einmal so streng?

Sturm. That ich das? Und gar noch streng? — O nicht möglich. Nur in Ihrem schönen Auge war das meinige hängen geblieben, und wer vermöcht' es, aus diesem Zaubernetz wieder loszukommen, und wäre sein Herz zuvor auch der flatterhafteste Schmetterling gewesen?

Bertha. Ihre besondere Art, mir Schmeicheleien zu sagen, hat für mich einen eigenthümlichen Reiz. Doch bitt' ich, die feine Grenze zu hüten, lieber Doctor! Sie wissen, ich bin Wittwe, und zwar noch im allerersten Jahre.

Sturm. O diese Grenze soll mir heilig sein. Aber das Eine darf ich doch schüchtern fragen: so wär' ich Ihnen also nicht so unsympathisch, wie mein Freund?

Bertha. Ein liebenswürdiger, geistvoller junger Mann ist niemals unsympathisch, wenigstens nie für eine Dame, die selber Herz sowie Geist besitzt.

Sturm. Glauben Sie mich denn schon so genau zu kennen, meine Gnädige?

Bertha. Ich denke wohl. Ist es doch überhaupt ein räthselhaftes Ding, dieses Genauerkennenlernen! Bei manchen Menschen gelingt das nie, und wieder bei andern genügt oft eine einzige Stunde, das heißt: beim richtigen Seelenrapport. — Sehen Sie, lieber Doctor? Auch ich treibe psychologische Studien.

Sturm. Und mit welcher Feinheit!

Bertha. Aber, lieber Doctor, ich fühle meine Nerven trotz alledem doch noch sehr angegriffen. Was hielten Sie wohl von einer längeren Eisencur? Natürlich nur in meinem eigenen Hause und unter Ihrer

Aufsicht! Denn nichts Ennüvanteres als Badeleben! — Bin ich vielleicht nicht doch ein wenig blutleer?

Sturm. Leider, meine Verehrteste, kann ich auch diese interessante Modekrankheit Ihnen nicht zugestehen. Meine Diagnose lautet vielmehr, daß Sie in jedem Blutstropfen das normalste weibliche Wesen sind, wie es unsere gütige Mutter Natur nicht schöner und harmonischer erschaffen könnte, und wenn sie sich noch sehr Mühe gäbe, zum zweitenmal das Weibes Urbild formen zu wollen, wie es dazumal unter jenem verhängnißvollen Apfelbaum die Zierde des Paradieses gewesen.

Bertha (mit erhobenem Finger.) Doctor, Doctor! Nun werd' ich Ihnen aber bald ernstlich böse werden müssen! Wollen Sie das durchaus?

Sturm. O Gott, mir böse werden, wo ich Ihnen so unaussprechlich gut bin? Das wäre doch gar zu grausam. Doch Pardon, ich will mein galantes Vergehen wieder gut machen, und Ihnen nun ehrlich gestehen, daß mein medicinischer, oder vielmehr psychologischer Scharfblick dennoch etwas entdeckt, was Ihnen fehlt, und zwar etwas außerordentlich Wichtiges.

Bertha. Nun? Also, was fehlt mir?

Sturm. Was Ihrer paradiesischen Stammmutter nicht gefehlt, sondern schon früher, als sie selber, dagewesen, und was seit jener Zeit allen nachfolgenden Evatöchtern so lange gefehlt hat und fehlen wird, bis sie's errungen haben — — ein Mann!

Bertha. Ein Mann? So, so! Meinen Sie das? Aber ich habe ja schon einen gehabt Sie sind wirklich komisch originell!

Sturm. Schon einen gehabt! — Ah, meine Gnädige, alle Ehrerbietung vor dem seligen Herrn Tobias Pimpfinger! Aber, nehmen Sie mir's nicht übel! — Das war doch eigentlich, so viel, wie gar nichts, oder fast noch schlimmer. Und hätte Mutter Eva statt ihres gleich jungen und schönen Adam zum Beispiel den uralten Patriarchen Abraham zum ersten Gemahl erhalten, ich wette darauf, sie hätte gegen den sonst psychologisch so wahren und physisch fruchtbaren Satz höchlichst protestirt, der da lautet: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Bertha (ihn mit dem Fächer auf den Mund schlagend). Daß Sie's nur wissen, Doctor. Sie sind ein recht durchtriebener Schelm! — Aber Ihr Geplauder amüsirt mich. Es ist mir neu und deßhalb pikant. — Doch, weil Sie einmal dieß uralte und doch ewig neue Thema berührt, so sagen Sie mir jetzt ehrlich: glauben Sie denn wohl, daß ich in meinem Wittwenstand überhaupt noch fähig sei, einen jungen Mann glücklich zu machen?

Sturm. O meine Gnädige! Soll ich Sie jetzt auch mit dem Fächer auf die reizenden Lippen schlagen und Ihnen den „durchtriebenen Schelm" zurückgeben?

Bertha. Das ist keine Antwort auf meine Frage.

Sturm. Keine? — Ich dächte doch wohl, ja. Und zwar eine beredtere, als alle Worte vermöchten.

Bertha. Nun gut, ſo will ich mich mit dieſer Aufklärung begnügen — Aber jener Mann, beſter Doctor, wie müßte der wohl beſchaffen ſein?

Sturm. Der Mann? — Ja, meine Gnädige, der müßte ſehr, ſehr viele Eigenſchaften haben

Bertha (immer erregter). Und welche, wenn ich bitten darf?

Sturm (wie ſich ſinnend). O nur noch einen Augenblick Geduld!

Bertha. Nun? ſind Sie bald mit ſich im Klaren?

Sturm. Alſo der Mann! — Nun, erſtens einmal dürft' er doch nicht gar zu blutjung ſein, aber doch noch in blühender Vollkraft ſtehen, kurz, was man eben ſo einen rechten Mann nennen kann, ſo circa ein angehender Dreißiger.

Bertha. So alt, wie Sie, lieber Doctor?

Sturm. O — ſo ungefähr.

Bertha. Und — weiter?

Sturm. Dann müßte dieſer Mann zum mindeſten ebenſoviel Verſtand haben, wie Sie ſelber, ja, vielleicht noch etwas mehr, oder ich will ſagen, noch ſchärfer, durchdringender — disciplinirter. — Ferner dürften Sie zu dieſem Mann nicht hinab- ſondern unbedingt hinaufſchauen müſſen, und vor ihm, was man ſo ſagt, einen heiligen Reſpect haben. Viertens müßte dieſer Mann mehr praktiſch als ideal ſein, dabei aber doch geiſtreich — kurz, ein Mann, der Sie zwar auf den Händen trüge, und doch Ihre ſtarke Stütze wäre, ja, ſogar ſo viel Mannesmuth in ſich verſpürte, um immer als Herr des Hauſes deſſen Zügel in ſtarker Hand zu halten, ohne das jemals ſeine geliebte Hausfrau fühlen zu laſſen. Und endlich, worauf ich für das zukünftige eheliche Glück das Hauptgewicht lege, müßte dieſer Mann das Studium der Pſychologie mit der allererſten Note abſolvirt haben, um in Ihrem ſo unendlich vielgeſtaltigen Weſen Licht und Schatten immer gehörig auseinander zu halten, Ihre guten Eigenſchaften richtig zu erkennen und zu ehren, ihre gefährlichen hingegen unſchädlich zu machen, und das mitunter noch unfertige, maßloſe Bereich Ihrer Ideen und Empfindungen zu rechtem Maß und Einklang abzuklären. — Nun, bin ich noch immer ein durchtriebener Schelm?

Bertha (tief aufathmend). Und glauben Sie auch, lieber Doctor, daß ein ſolcher Mann auf Erden exiſtirt, der mir das Alles werden könnte werden wollte?

Sturm. Meine Gnädige, es iſt ein Fundamentalſatz aller Pſychologie, daß wir uns nichts in richtiger Vorſtellung denken können, außer was wirklich exiſtirt Und ſo wird auch dieſer Mann zu finden ſein.

Bertha (immer erregter.) Aber, liebſter, beſter Doctor! Wo muß ich ihn ſuchen — in der Ferne, oder iſt er mir nah?

Sturm (raſch vor ihr auf's Knie ſinkend, mit Leidenſchaft.)

„Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute **kniet** ſo nah!

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da."
(Er ſtreckt die Hand nach ihr aus.)

Bertha (begeiſtert aufſpringend). O Doctor, wie darf ich dieſe Worte deuten? — Der ganzen Menſchheit möcht' ich küſſend an's Herz ſinken!

Sturm (mit ausgebreiteten Armen.) O ſo laſſen Sie mich für dieſen kosmopolitiſchen Kuß der Menſchheit unwürdigen Vertreter ſein! (Er ſpringt auf.)

Bertha. Wirklich? — (ihm an den Hals ſinkend.) O Fritz, mein Fritz!

Sturm (nach ſtürmiſcher Umarmung.) Meine Bertha! — Der erſte Kuß! — Ein kurioſes Gefühl! Mich durchrieſelt's förmlich.

Bertha. Das hör' ich gern. — (ihn zu ſich auf die Chaiſelongue niederziehend.) Komm, ſetze dich zu mir her! — O wie mir das wohlthut, endlich einmal einen geliebten Namen ausſprechen zu dürfen, vor dem man ſich nicht zu geniren braucht! — O Fritz, Fritz! — Tag und Nacht möcht' ich nur dieſen einen Namen rufen!

Sturm (neckiſch). Aber zur Abwechslung dann und wann doch auch meinen Familiennamen! — Sturm! — Ha, nicht wahr, wie klingt das friſch und kühn, und wie ſymboliſch dabei! Haben ſich unſere Herzen doch nur ſo im Sturm erobert und gefangen genommen!

Bertha. Ja, ja, du friſcher, kühner Fritz Sturm meiner Liebe, faſt ein wenig gar zu ſchnell! Meinſt du nicht auch?

Sturm. I wo nicht gar! In der Liebe muß es mit electriſcher Geſchwindigkeit vor ſich gehen, ſonſt taugt ſie nichts. Iſt ſie denn nicht ſelber ein göttlicher Funke?

Bertha. O wie du doch Alles geiſtreich zu motiviren weißt! Ach, und auch meinen eigenen häßlichen Namen Pimpfinger darf ich nun ablegen! Bertha Sturm werd' ich nun heißen. Ein duftiger Schmetterling aus garſtiger Raupe. — O Fritz, Fritz! Wie beglückſt du mich! (Sie küßt ihn.)

Sturm. O meine Bertha! — Sind das ſüße Lippen!

2. Scene.

Die Vorigen. Eva tritt durch die Mittelthüre und bleibt verwundert ſtehen.

Eva. I, die Frau Baſe Pimpfinger und der Herr Doctor Sturm! zärtlich wie zwei Turteltauben, und auch noch bei offenen Thüren! Iſt das auch geſcheidt für zwei ſo grundgeſcheidte Leute?

Bertha (für ſich.) Welche ſchändliche Ueberraſchung!

Sturm (aufſtehend mit erzwungenem Humor). Nein, Frau Bürgermeiſterin, dumm war das, unverantwortlich dumm. Aber ich gelob' Ihnen hiemit feierlich, für die Zukunft gerade ſo vorſichtig zu ſein, wie

Sie's ohne Zweifel in ähnlicher Situation gewesen, und vielleicht jetzt noch sein werden. Was? Ha, ha!

Eva (jammernd). O du lieber Himmel, diese Zeit ist längst vorbei, und jetzt erst recht, wo mein sonst so sanfter Mann immer so in Harnisch ist, daß er mit dem ganzen Hause Krieg anfangen möchte. Und nun kommt auch dieser andere Kummer dazu mit unserm Adelheidchen und dem alten Narren, der das arme Kind auch noch verrückt gemacht hat. O der Himmel hat mich schwer gestraft. Wäre mir für mein Töchterchen doch nicht leicht Einer vornehm genug gewesen, wo ich sie so prächtig groß gezogen und fein ausgebildet habe. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall, und so geht's nun auch mir. Und da hab' ich in meinem Jammer jetzt nur ein Stündchen zum Trost bei der Frau Base verplaudern wollen, doch ich seh's schon, da bin ich schön angekommen, Traurigsein und Zärtlichthun,. das wär' eine saubere Gesellschaft zusammen, justament wie Wasser und Feuer, wie Weinen und Lachen. Also nichts für ungut — ich will weiter gar nicht geniren. Ach, du guter Gott, am besten spräng' ich jetzt in den Wallgrabenweiher und dann wär's mit mir und allem Elend aus und vorbei. (Sie weint.)

Bertha. Aber, liebe, gute Base, was weinen Sie denn? Das Alles ist ja ganz anders. Nur ein Scheinmanöver!

Sturm (leise, aber streng.) Bertha!

Eva. Was? Ein Scheinmanöver? Was ist denn das?

Sturm (rasch einfallend). Nun eben, was Sie vorhin bei Ihrem Eintreten gesehen: da wollte nämlich die gnädige Frau hier durchaus nicht glauben, daß ich, als so eingefleischter Hagestolz und Frauenverächter, im Stande sei, einer Dame auch nur einen Kuß zu geben, und klapps — ehe sie sich nur versah, hatte ich ihr selber das Gegentheil bewiesen. Und sehen Sie, Frau Bürgermeisterin, so was nennt man ein Scheinmanöver, weil es eben kein ernstlich gemeinter Angriff, sondern nur Spaß gewesen.

Bertha (leise). Aber du kannst lügen!

Sturm (leise.) Gedrungene Nothlüge!

Eva. So, so war das also? — Nur Spaß? Hm, hm, hm!

Sturm. Aber sagen Sie einmal, Frau Bürgermeisterin, so ist also Fräulein Adelheid von dieser krankhaften Neigung zum alten Rath noch immer nicht geheilt? Ja, was sagt sie denn?

Eva. O gar nichts sagt sie. Und seit Sie gestern Nachts noch allein mit ihr gesprochen, ist sie noch viel wortkarger geworden. O lieber Doctor, diese Kur ist Ihnen einmal nicht „geglückt.

Sturm. Kur, Kur, meine Verehrteste? Gegen diesen Ausdruck muß ich protestiren. Nur als zu Hilfe gerufener Hausfreund und Privatdozent der Psychologie habe ich gestern mit dieser psychischen Patientin conferirt, da ich als Hausarzt mich grundsätzlich niemals in Familienangelegenheiten mische. Doch beruhigen Sie sich, verehrteste Frau, solche abnorme Seelenzustände wollen ihre Zeit zum Kommen wie zum Gehen. Vor Allem aber, wie ich dieß schon gestern Abend Ihnen

und Herrn Bürgermeiſter unwiderleglich auseinandergeſetzt, iſt zu ſchneller Heilung ein pſychologiſches Radicalmittel erforderlich —

Eva (einfallend.) Ja, ja, ich weiß ſchon: ein anderer Mann, ein junger, hübſcher Mann. Aber wo iſt der ſo ſchnell aufzufinden? O mein Adelheidchen hat einen gar feinen, gebildeten Guſto —

Bertha (höhniſch unterbrechend). Nun, Frau Baſe, bei dem alten Herrn Rath hat ſie dieſen Guſto, wie Sie das nennen, nicht gerade ſonderlich bewieſen. Aber tröſten Sie ſich nur, dieſer junge hübſche Mann iſt vielleicht viel ſchneller und leichter zu finden, als Sie ſich vorſtellen.

Sturm (ſtreng verweiſend, zu Bertha leiſe). Nichts ausplaudern!

Eva (gereizt). I freilich, Frau Baſe Pimpfinger, wenn Unſereins ſich ſo gut darauf verſtände, wie Sie, dann ging's auch ſo ſchnell und leicht wie Figura zeigt.

Bertha. Ich glaube gar, Frau Bürgermeiſterin, Sie wollen mir Sottiſen ſagen, in meinem eigenen Hauſe?

Sturm. Na, na, meine gnädigen Frauen Baſen, Friede, Friede, wo es ſich um Liebe handelt! (Man hört von fern Lärm und dazwiſchen Bravorufen). Aber horch, was iſt denn das für ein Lärm da draußen? — Das klingt ja ſchier wie ein Volksaufſtand. — Alle Wetter, jetzt fällt mir's erſt ein. Das kommt ja von drunten aus dem Rathhausſaal von der Volksverſammlung! — (an's Fenſter tretend.) Herrgott, und der ganze Marktplatz voll Menſchen! Iſt das eine Aufregung, die ſich von den offenen Saalfenſtern bis auf die Straße verpflanzt! — (Neues Bravorufen.) O gewiß ſteht jetzt Doctor Stolz auf der Tribüne. Dieſer Jubel kann nur ihm gelten. — Und ich bin nicht dabei, weil ich es ſchändlich vergeſſen! Aber fort, fort zu ihm!

Bertha (ihn zurückhaltend). Nein, Fritz, du bleibſt!

Eva. Was? Fritz und du? — Aber ich muß fort — O mein armer Mann! Am Ende ſchlagen ſie ihn todt, dieſe Aufrührer! — Nach Hauſe, nach Hauſe! (raſch durch die Mittelthüre ab.)

3. Scene.

Sturm. Bertha.

Sturm. Bertha, mit aller Energie bitt' ich dich: halte mich nicht auf! Der Bräutigam möchte ja bei dir bleiben, aber der Mann, der Freund muß fort.

Bertha. So redeſt du ſchon? O das fängt gut an. Erſt unſere Brautſchaft verleugnen, und jetzt ſchon ſo barſch commandiren?

Sturm (haſtig.) Aber liebſtes, beſtes Kind, ſo ſei doch vernünftig! Wer wird denn ein ſo großartiges Ereigniß wie unſere Verlobung ſo nur en passant an eine ſolche Baſe hinſchwatzen? Das muß ja mit größter Feierlichkeit geſchehen. Und dann, du ſüßer Schatz! Wer hat

denn barſch commandirt? — Geh, geh! Siehſt du? So lautet mein Kommando! (Er küßt ſie). Nun, wieder verſöhnt? — Auf Wiederſehen in einer Stunde! (ungeſtüm durch die Mitteltür ab.)

4. Scene.

Bertha allein.

Bertha (ihm verblüfft nachſchauend). Nun ja! Erſt küſſen, dann aber doch fortgehen! O das hätte mein ſeliger Pimpfinger bei mir verſuchen ſollen! — Aber lieb iſt er doch, herziglieb, und voll Geiſt und Witz, wie ich noch nie einen Mann kennen gelernt. O was iſt dagegen dieſer ideale, prüde Tugendheld, der doch nie und nimmer zu meinem Weſen gepaßt hätte! Ach ja, ich bin die glücklichſte Braut der Welt. — Aber nun allein zu Hauſe bleiben? In dieſer Aufregung? — Nein, das kann und will ich nicht, und ob ich in einer Stunde ſchon wieder daheim bin, das weiß ich nicht. Da muß er eben hübſch warten lernen. — O du lieber Fritz Sturm! ſo im Sturm ſoll dir doch nicht Alles bei mir gelingen — ſammt all deinen pſychologiſchen Studien (geht langſam in das Nebenzimmer.)

Verwandlung.

Geräumiges alterthümliches Zimmer des Bürgermeiſters mit Familienportraits in Harniſch und Perrücke. — Große geſchnitzte Mitteltüre. Fenſter mit Spitzbogen und kleinen runden Scheiben. Alte Holzmöbels.

5. Scene.

Adelheid tritt von links aus der Seitentüre herein und öffnet in höchſter Erregung rechts ein Fenſter. Die Hochrufe und anderer Lärm erſchallen nun ganz in nächſter Nähe.

Adelheid. O ſchon wieder Beifallsrufen, immer voller, immer brauſender! Wie Frühlingsſturm durchſchauert's meine liebestrunkene Seele! O bin ich jetzt auch nicht bei ihm, mein Geiſt ſieht ihn dennoch auf dem Rednerſtuhle ſtehen. Ha, wie trägt er jetzt hoch das ſtolze, ſchöne Haupt! Sein dunkles Auge flammt bald von Liebe, bald von Entrüſtung. Seine Stimme hör' ich bald bezaubernd alle Herzen beſtricken, bald prophetiſch ernſt die Botſchaft der neuen Zeit verkünden. — Und ſelbſt die Herrſchermacht ſeines Geiſtes verſpür' ich, denn er iſt auch ein Theil von meinem Geiſt, und das ewig Weibliche zieht ihn hinan! (Sie ſteht mit ausgebreiteten Armen.)

6. Scene.

Adelheid. Eva ist schon bei den letzten Sätzen von links hereingetreten und tritt nun zu ihr hin.

Eva. O Kind, Adelheidchen! Gott! Was redest du für verwirrtes Zeug? Ach komm zu Bett! Du bist krank mein armes Töchterchen!

Adelheid (in höchster Begeisterung). Ich, krank? O nein, gesund bin ich an Leib und Seele, wie noch nie. (neues Rufen.) Und horch, hörst denn nicht auch du den neuen, erschütternden Jubel? O der gilt ihm, ihm, den ich liebe!

Eva. O wem denn, Kind? Doch nicht dem alten Rath? Ach, der kann ja gar keine Rede halten, und dem fehlte ja dazu alle Courage. Und du willst nicht krank, nicht — Gott verzeih' mirs! — von Sinnen sein? — Nein, das ist jener andere heillose Umstürzler, jener Advokat — unser Todfeind! — Doch, Kind, wo ist dein Vater? O daß ihm nur kein Leid geschehe! (Man hört drunten neues Rufen.)

Adelheid. Drüben ist er, im Rathhaus, bei der Volksversammlung. — Doch horch, jetzt ist's im Saale droben mit einemmal still geworden. Aber drunten auf dem Marktplatz bricht der Sturm nun los.

Eva. Herr Jesus, das ist die leibhaftige Revolution. Und das kommt wieder nur von diesem Attentäter. Und hörst du's, Kind? Nun stürmen sie unser Haus. — O Hilfe — Hilfe!

Adelheid. O Mutter — Mutter, was redest du?

7. Scene.

Die Vorigen. Friedhelm stürzt freudigst durch die Mitteltüre.

Friedhelm. Victoria! Victoria!

Adelheid. Um's Himmelswillen, was denn?

Eva. Nein, gar nichts Victoria! O Sie falscher Hausfreund, Sie alter Duckmäuser! — Erst dieß arme Kind verrückt machen und dann noch Victoria rufen, wo unsre Feinde triumphiren? — Und horch, sie sind schon auf der Treppe; sie kommen, sie kommen! Sie bringen den armen Vater! — O ich seh' ihn schon ganz über und über mit Blut — am Ende gar schon als Leiche — —

Adelheid. O Mutter, nun redest du selber irr!

Friedhelm. Und dennoch ruf' ich jetzt noch einmal Victoria. Denn (an die Mitteltür tretend und hinausdeutend.) seht, da kommt der Herr Bürgermeister frisch und gesund mit seinem Gefangenen!

Eva (hinausblickend, freudigſt erregt). Großer Gott — 's iſt wahr!

Adelheid (erſchrocken). Mit welchem Gefangenen? — (zur Thüre tretend und hinausſchauend, für ſich.) O er, er! — (zu Friedhelm). Und Sie Onkel — Sie können Viktoria rufen? — O nun komm' ich wirklich von Sinnen.

8. Scene.

Die Vorigen. Bürgermeiſter mit **Stolz** an der Hand tritt ſtürmiſch herein, **Sturm** folgt mit **Bertha.** — (Einen Moment ſpäter **Brauſe** in fröhlichſter Laune.

Bürgermeiſter (mit humoriſtiſchem Ernſte). Alſo — da bring' ich ihn — dieſen Umſtürzler, dieſen Attentäter — dieſen Brandſtifter —

Adelheid. Gott, was hör' ich?

Sturm (raſch hinter ihr, leiſe). Nicht muckſen, Fräulein!

Eva (an ihm herumtaſtend). Ach, Alterchen, du biſt doch nicht verwundet?

Bürgermeiſter (raſch). Ja, da bring' ich ihn, dieſen Hergelaufenen und laſſ' ihn nun nimmer los. Denn er hat ein Attentat auf mein Herz gemacht, umgeſtürzt hat er alle ſchiefen Begriffe und alten Vorurtheile, ganz Memlingen hat er in Brand und uns Allen ein neues Licht aufgeſteckt. — Ich tauge nicht mehr in dieſe neue Zeit . . .

Eva (unterbrechend). Was, Alter? — Unſer Todfeind? Und da ſoll man bei Verſtand bleiben?

Sturm. Confuſion — lauter Confuſion!

Friedhelm. Aber eine herrliche!

Bürgermeiſter. Ja, mein Todfeind. — Zur heilſamen Strafe für all ſeine Miſſethat ſoll er nun aber ſtatt meiner — Memlinger Bürgermeiſter werden! Ha, ha, ha!

Eva (hinausſchreiend). Na — und — ich?

Sturm. Auch abgeſetzt — Alles abgeſetzt!

Brauſe (zum Fenſter hinunterrufend). Hört ihr's, Memlinger Mitbürger! Der Doctor Stolz ſoll unſer neuer Bürgermeiſter werden, der alte hat es ſelber geſagt. — Hurrah, unſer zukünftiger Feldmarſchall lebe hoch — hoch — hoch! (von außen ſtürmiſches Einſtimmen). Und jetzt wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt! — Hurrah! (er ſtürmt durch die Mittelthüre hinaus.)

Sturm (ihm nachrufend). Bravo, Freund Brauſe, das nenn' ich einen Charakter!

Eva (für ſich). O Gott, mein Kopf — mein Kopf!

Adelheid (ebenſo). Mein Herz — mein Herz!

Sturm (leiſe zu Stolz.) Nun vorwärts! — (dann zu Friedhelm.) Gut, weiter geſpielt! (zu Adelheid.) Keine Miene verziehen!

Stolz (vortretend). Nun wohl, Herr Bürgermeiſter! Dieſe Strafe

nehm' ich demüthig an, wenn der ganze Rath sie mir dictirt. Aber jeder Arbeiter ist auch seines Lohnes werth, und so begehr' ich für meine heutige Geistesthat den allerhöchsten — hier (auf Adelheid deutend.) Ihres Hauses und dieser ganzen Stadt kostbarstes Kleinod. —

Eva. Was? — Unser Adelheidchen! — Der?

Bertha (für sich, bitter lächelnd). Meinetwegen!

Adelheid (für sich, ängstlich.) Was wird er sagen?

Sturm (heimlich zum Bürgermeister.) Schnell nun eingeschlagen! Sehen Sie doch nur das verduzte Gesicht des Herrn Rath! Ha, ha, ha!

Bürgermeister (für sich). Ja, frisch drauf los! (leise zu Eva.) Alte, so versteh' mich doch! — Das ist ja mein junger Trutzbräutigam!

Eva (leise). Ah so? — Herrgott, jetzt geht mir ein Licht auf. (Sie spricht heimlich mit dem Bürgermeister).

Friedhelm (unterdessen.) Eine tolle Komödie! Aber ich muß mitspielen.

Stolz (für sich). Ich auch. (leise zu Adelheid.) Ruhig aushalten, Adelheid!

Bürgermeister (wieder vortretend.) Also wirklich, Herr Doctor Stolz, meine eigene Pflegetochter wollen Sie haben? — (dann Adelheid bei der Hand nehmend, treuherzig.) Adelheid! Mein gutes, gehorsames und sonst auch so verständiges Kind! — Sieh dir einmal uns zwei Alten an, mich und deine Pflegemutter! — Siehst du? Wir zwei passen zusammen! Graue Haare und Runzeln, hier, wie da!

Eva. Bedanke mich schön.

Bürgermeister. Aber du und der Herr Rath sammt all seiner sonstigen Vortrefflichkeit — o nehmt mir's nicht übel, denn Alles, was recht ist — achtzehn und sechzig, das gibt einmal nie und nimmer die richtige Zahl. Davon kann hier die Base Pimpfinger ein Liedchen singen . . .

Bertha. Herr Vetter! Die Antwort nachher!

Friedhelm (lächelnd). Ach, du lieber Gott!

Sturm (heimlich zu Friedhelm). Nicht lachen, Herr Rath!

Bürgermeister (Friedhelm nun die Hand gebend). Und drum, mein lieber, alter Herr Rath! Sie waren doch von jeher ein so gescheidter, einsichtsvoller Mann, o so seien Sie auch jetzt vernünftig und lassen Sie in Gottesnamen all diese viel zu späten Heirathsgedanken!.

Eva. Ach ja, und Sie haben ja auch Ihre alte, so treue und fleißige Kordula! — Und wissen Sie, von Haushaltung versteht eigentlich unser Adelheidchen noch so viel, wie gar nichts!

Sturm. O ja — ja! Bitte, bitte, bester aller irdischen Onkel: Verzichten Sie! — Glauben Sie meinen psychologischen Studien: es thut einmal nicht gut. Und wollen Sie vielleicht neben diesem alten, so überaus zusammenpassenden Ehepaar auch noch ein junges, nicht minder ebenbürtiges Paar zum Exempel haben — so kann ich auch damit aufwarten. — (In komisch feierlicher Haltung.) Meine verehrten Herrschaften! Die Unterzeichneten haben die Ehre, sich Ihrem gütigen Wohlwollen zu

empfehlen: Bertha, verwittibte Pimpfinger, Doctor Fritz Sturm, praktischer Arzt — Verlobte.

(Allgemeiner Ausdruck der Verwunderung. „Ah — ah! — Wir gratuliren! — Wir gratuliren.")

Sturm (sich tief verbeugend). Aus tiefgerührtem Herzen unsern ergebensten Dank!

Bertha (feierlich vortretend). Und dreimalhunderttausend Gulden leg' ich als Brautgabe auf Memlingens Opferaltar. (Noch stärkerer Ausdruck allgemeinen Erstaunens.)

Sturm. Na, meine Herrschaften, ist das von meiner Frau Braut nicht unerhörte Großmuth und für den künftigen Bürgermeister ein ganzer Wasserfall auf seine neue Mühle? Aber ist es nicht von mir eine gleich unerhörte Demuth, daß ich, Menschenexemplar Nummero eins, durch lauter Liebe mich selber zum Memlinger Nummero vier degradirt habe? — Ist das nicht rührend? — O deßhalb, Herr Rath, seien nun auch Sie gleich meiner Braut großmüthig und entsagen Sie! — Und du, holdester Genius, folge mir in der Demuth nach, und sei Vater und Mutter ein gehorsames Kind! (Eva wischt sich die Augen. Der Bürgermeister hustet und sucht seine Rührung dadurch zu verbergen.)

Rath (lächelnd.) Nun ja denn, ja! — Ich will vernünftig sein — ich verzichte — ich entsage.

Sturm. Brave, Brave, Herr Rath!

Bürgermeister (für sich). Das hab' ich gut gemacht. (zu Adelheid.) Nun, Mädel, und wie steht's mit dir?

Adelheid (ängstlich thuend.) O Vater — Mutter — soll ich wirklich — darf ich?

Bürgermeister. Nun freilich!

Eva. In Gottesnamen!

Adelheid (stürmisch Stolz an's Herz fliegend). O Richard! — Mein Richard!

Stolz (sie ans Herz pressend). Meine Adelheid, meine Braut!

Rath (losbrechend.) Und zum drittenmal: Victoria!

Sturm (leise). Donnerwetter, schweigen Sie doch!

Bürgermeister (plötzlich im höchsten Grade verblüfft). Was? — Richard? — Adelheid? — Und solche stürmische Umarmung, als ob das schon eine uralte Liebschaft wäre?

Eva. Und der Rath ruft Victoria? — Alles Sen, mir schwant, dieser leise Doctor hat uns nur etwas weis gemacht.

Bürgermeister (argwöhnisch Alle musternd). Ja, mir schwant auch so was.

Sturm. Dummes Zeug! Nur ein psychologischer Schnitzer war's, und zwar mein allererster.

Bertha (zu Sturm). Fritz, was muß ich hören?

Bürgermeister. Jawohl, Schnitzer, Schnitzer! — Spitzbuben wart ihr Alle miteinander und hattet nur unter einer Decke gespielt! Aber foppen laß' ich mich noch lange nicht. O so was kann man auch

wieder auseinander bringen. Sie sind ja noch nicht copulirt! (Er tritt heftig zwischen Stolz und Adelheid und will sie auseinander reißen.)

Sturm (ihn daran hindernd). Halt! Nur über meine Leiche geht der Weg.

Adelheid. O Vater, Mutter, Verzeihung!

Stolz. Seien Sie hochherzig, Herr Bürgermeister!

Eva. Alter, gieb dich zufrieden!

Bürgermeister. Nein! Nichts damit! Erst gebeichtet! Der Herr Rath und auch ihr Zwei!

Friedheim (in innigstem Tone). O meine geliebtesten Freunde, Friede — Versöhnung — Friede! O ist heute wiederum Mittwoch! O so lassen Sie uns heut Abend beim Jubiläum meines nun auch wieder ausgesöhnten Quartetts unsere dreifache Verlobung feiern!

Adelheid, Stolz und **Bertha** (zugleich einfallend). Dreifach?

Bürgermeister. Nimmt denn diese Verleberei heute gar kein Ende?

Eva. Am Ende gar mit der Kordula?

Friedheim (feierlich). Wie? Habt ihr das dritte Paar schon vergessen, von dem der eine Theil noch gar viel, viel älter als ich, und der andere noch jünger, als (auf Adelheid deutend) du, und das dennoch gleich trefflich zusammenpaßt — die alte und die neue Zeit? — O auch dies dritte Brautpaar lad' ich heut in mein bescheidenes Haus, diese Freistätte der Kunst und Menschenliebe, und es soll für seinen gesegneten Ehestand gleich euch darin lernen den rechten Takt, das rechte Maß und die rechte Harmonie. — Und wenn Sie, meine alten, treuen Freunde, dann unsern künftigen Herrn Bürgermeister Beethovens „Adelaide" geigen hören, und Sie wollen mir all meine unbewußten Liebesintriguen noch immer nicht verzeihen, in Gottesnamen, dann werfen Sie den Stein auf mich! Ich bin dazu bereit.

Sturm. Aber ich werd' ihn auffangen, denn ich war der Hauptspitzbube.

Bertha (mit drohendem Finger). Fritz, Fritz!

Sturm (leise zu ihr). Verzeih mich doch! Nur um meinet- und deinetwillen! (Er küßt sie.)

Bürgermeister (wie zu sich kommend). Was hör' ich da wieder? Auch noch geigen? — „Adelaide?" — Ich werd' immer verdutzter.

Eva. Alterchen, ich auch.

Adelheid (niederkniend). O Vater — Mutter — segnen Sie uns!

Stolz. Nennen Sie mich Ihren Sohn!

Sturm. Strafe für mich — Gnade für diese!

Friedheim. Ach ja, bitte, bitte, meine Verehrtesten, lassen nun auch Sie sich besiegen durch die göttliche Macht der Töne! — Ach, was ist dieser Mann für eine erste Violine!

Bürgermeister. „ zum Henker mit allen Violinen! Mit dem Brummbaß sollt' ich euch Allen den Nebraus geigen!

Sturm. Herrgott, wäre das ein Ueberfluß! — Unser Himmel hängt ja ohnedem noch voll lauter Baßgeigen!

Eva. Allerchen, geh', komm! Laß uns lieber nach ihrer Pfeife ein Hochzeitstänzchen machen! Das wird das Allerklügste sein.

Bürgermeister (gutmütig). So? — Meinst du, Alte? Na, so will auch ich in Gottesnamen mit Pauken und Trompeten Halleluja singen (die Arme ausstreckend.) So kommt denn, Kinder — an mein Herz!

Adelheid (ihm an den Hals fliegend). O Vater! (dann im Arm Eva's.) O Mutter! (Stolz drückt dem Bürgermeister die Hand.)

Friedhelm (jubelnd). O Gott — alle Dissonanzen gelöst! Ist das ein himmlisches Konzert!

Adelheid (den Rath umarmend). Liebster, bester Onkel!

Stolz (gleichfalls). Edelster Freund!

Sturm (vortretend.) Aber wer hat in diesem Konzert die allererste Violine gespielt? — Meine psychologischen Studien.

Große Gruppe.

(Der Vorhang fällt.)

Ein

Deutſches Hausbuch.

Von

Oscar von Redwitz.

Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nur Wenigen ist's bekannt
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Goethe

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1883.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Von

einem alten Ehepaare.

Es war in früher Sommerzeit;
Durch prächt'ge Waldeseinſamkeit
Macht' ich allabendlich die Runde,
Und ſtets auf gleichem Waldesſteg
Durchkreuzt ein Ehpaar meinen Weg,
Gefolgt von altem zott'gen Hunde.

Kein Jüngling auch ſein Herr mehr war,
Ihm lag der Schnee auf Bart und Haar,
Doch ſtets noch Kraft in Gang und Mienen;
Und die, ſo traut an ihn gelehnt,
Zur Seit' ihm ging — um ein Jahrzehnt
War jünger mir ihr Bild erſchienen.

Ob trotz dem Alter dieſer Zwei
Auch Eins dem Andern gut noch ſei?
Drum brauchť' ich ſie nicht zu befragen.
Ich las in Beider Angeſicht:
Wohl älter ward, doch kälter nicht
Ihr Herz ſeit junger Liebe Tagen.

Und doch, wenn auch kaum merklich nur.
Von Wehmuth lag ganz leiſe Spur
In ihres Glückes Bild gegraben.
Iſt's alter Trübſal Wiederſchein?
Ging ſtets dies Pärchen ſo allein?
Ob dennoch ſie wohl Kinder haben?

So fragt' ich ein um's andre Mal,
Und mälig ſich in's Herz mir ſtahl
Etwas, wie Mitleid, für die Zweie;
Dann bei dem dritten Waldesgang
Verfolgt' ich in der Neugier Drang
Sie auf dem Heimweg bis in's Freie.

Und ſieh, da lag ein ſtattlich Haus,
Gleichwie in rieſ'gem Blumenſtrauß,
Verſteckt in fein gepflegtem Garten;
Doch grüßte keine Hand hervor,
Kein Willkomm an dem Gitterthor:
Sie mochten's wohl auch kaum erwarten.

Da dacht' ich: „Alſo ganz allein,
In dieſem großen Haus zu Zwei'n!“
Darin die Beiden nun verſchwunden;
Und wieder ging ich waldeswärts
Und viel mit mir durch Kopf und Herz,
Was ich dem Paare nachempfunden.

Am vierten Abend blieb es aus,
Und wie vom Wald ich auf ihr Haus
Herniederſah mit ſtummem Fragen:

Da, horch, welch froher Posthornton!
Mit festlich schmuckem Postillon
Fuhr Wagen jetzt heran auf Wagen.

Und schon am offnen Fenster stand
Das alte Paar und Hand um Hand
Mit Tüchern grüßt' es auf die Straße;
Dann eilt' es vor das Gartenthor,
Und aus den Wagen quoll hervor
Ihr Elternglück in reichstem Maße.

Erst stürzten hünengroß heran
Zugleich ein Forstmann und Ulan
Der Eltern Arm und Mund entgegen;
Ein reizend Frauchen hinkte nach,
Weil ihr's an gleichem Schwung gebrach,
An jeder Hand den Liebessegen.

Ihr Mann wohl hielt sich noch beiseit',
Und noch zwei Fraun mit Kindsgeleit,
Das wohl die Schwiegertöchter waren;
Dann wurden gar noch ganz zuletzt
Zwei Wickelkinder abgesetzt,
Die mit den Ammen angefahren.

O war's ein stark Umarmen nun,
Ein kindertrautes Zärtlichthun,
Ein Streicheln, Bücken und ein Heben!
Für's Enkelglück, gleich siebenfach,
Schien fast der Alten Herz zu schwach,
Um's nun auf einmal durchzuleben.

Wie Alles dann im Haus verſchwand,
Ein alter Holzknecht bei mir ſtand,
Der konnte drum wohl Aufſchluß wiſſen. —
„Der Herr wird morgen ſiebzig Jahr'" —
Antwortet' er ſehr bündig zwar,
Doch ließ die Kürze viel vermiſſen.

„Wißt ihr auch, wie der Herr ſich nennt?" —
„„Je nun, man nennt ihn: Präſident."" —
„Ihr wißt wohl nicht den andern Namen?
Und wohnen ſie ſchon länger hier?" —
„„Drei Jahre ſind's, vielleicht auch vier,
Daß aus der Stadt hieher ſie kamen."" —

Darauf ergänzt' er noch: „Das heißt:
Viel früher ſchon, im Herbſt zumeiſt
Er hier im Urlaub aus ſich ruhte,
Doch, ſeit er ganz in Ruh verſetzt,
Wohnt er das ganze Jahr anjetzt
Hier auf dem eignen kleinen Gute." —

Was dann im Haus geſchehn ſein mag
Zur ſelben Nacht und drauf am Tag,
Das konnt' ich leicht mir ſelber ſchildern;
Doch hört' ich ſpäter auch Bericht
Von Feſtmuſik und Feſtgedicht
Und lebenden ſymbol'ſchen Bildern. —

Wie ich dann neu am ſechſten Tag
Luſtwandelt' in dem Waldeshag,
War auch das Ehpaar neu erſchienen,

Ganz einſam wieder, wie zuvor,
Und ineinander ſich verlor
So Glück wie Leid in Beider Mienen.

Der alte, zott'ge Hund ſogar,
Wie's ſchien, ganz übermüdet war
Von dieſem ſtürm'ſchen Feſtestage;
Der Kinder Koſen, dacht' ich mir,
Behagt' auch wohl ſolch klugem Thier,
Doch zuviel ward auch ihm zur Plage.

Beherzt nun in den Weg ich trat,
Und auch als Fremder ich ſie bat,
Von mir noch Glückwunſch zu empfangen;
Drauf tauſchten wir die Namen aus,
Auch ſprach ich noch vom eignen Haus,
Darin es mir faſt gleich ergangen.

Und unſer Herz berührte ſich,
Ich ſah's: gleich glaubten ſie an mich,
Und daß mein Wort kein Schellenklingen;
Drauf lud der Präſident mich ein:
Ich möge heut ſo freundlich ſein,
Den Abend bei ihm zuzubringen. —

Und 's war ihr Haus ſo ganz, wie ſie,
Mit Mann und Frau in Harmonie —
Nicht konnt' ich es genug beloben.
Drauf zaudernd er ſich erſt beſann,
Doch raſch zum Nebenzimmer dann
Hatt' er vom Tiſche ſich erhoben.

Wie er dann wieder vor mir ſtand,
Hielt er ein Buch in zager Hand,
Als ob es ein Geheimniß wahre:
„Dieß Buch von meinem Haus ich ſchrieb,
Wie juſt mein Herz dazu mich trieb;
Ich ſchrieb dran über vierzig Jahre.“

„Schlicht deutſchen Ton ſchlug drin ich an,
Iſt doch kein Wörtchen drum und dran,
Das meinem Herzen nicht entquollen!
Für eignes Kind und Kindeskind
Die Blätter zwar beſchrieben ſind,
Doch Sie nun auch ſie leſen ſollen!“

Benetzt von ſtiller Freude Thau
Stimmt' ihm jetzt zu der Blick der Frau,
Und lieblich ihre Worte klangen:
„Ja, unſer Hausbuch ihm nur gieb!
Iſt doch des Hauſes Glück und Lieb'
Gemeinſam, wie ſein Leid und Bangen!“

Und halb im Scherze ſie noch ſprach:
„Nur ſehn Sie's meinem Manne nach,
Daß viel zu gut er mich beſchrieben!
Mein Gott, ſo iſt das Herz einmal:
Gar gern ſchafft es ein Ideal
Von denen, die wir herzlich lieben.“

Jetzt ſchlug die Uhr die elfte Stund',
Und, Dank im Herzen, wie im Mund,
Hatt' ich das Buch ihm abgenommen.

Dann ſchritt ich ſinnend durch die Nacht,
Drin juſt voll majeſtät'ſcher Pracht
Der Vollmond über'm Wald entglommen. —

Mit dieſem Hausbuch in der Hand
Sitz' ich nun früh' am Waldesrand,
Und ſchaue zu dem Hauſe nieder;
Verſunken lauſch' ich Sang um Sang,
Es rauſcht dazu vom Buchenhang,
Oft tönen drein auch Amſellieder.

Und was hier klingt in Waldesruh',
Dem hört vielleicht noch Mancher zu,
Dem es der Frühwind zugetragen;
Und mag vielleicht auch ſeinem Haus
In der Parteien Streitgebraus
Der Frieden dieſes Buchs behagen.

Ein

Deutſches Hausbuch.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Junggesellentage.

	Seite
Heimliches Sehnen	3
Vom Elternhause	7
Der Honoratiorenball	9
Ein Liebchen zu Dreien	13
Wittwe und Waldvöglein	15
Erste Liebesqualen	25
Am Osterabend	30

Zweiter Abschnitt.

Brautschaft und Hochzeit.

An die Mutter	39
Der Mutter Antwort	42
Du!	45
Bräutlicher Sommer	46
In der Vollmondnacht	49
Der Hochzeitstag	53

Dritter Abſchnitt.

Im jungen Hausſtand.

	Seite
Des Eheſtands erſter Tag	69
Die erſten Staatsviſiten	78
Nach meiner Art	88
Der erſte häusliche Zwiſt	94
Zukunftspoeſie	98
Ein Chriſtkindchen	102

Vierter Abſchnitt.

Erſte Hausfreuden.

Schwere Stunden	109
Röschen	111
Nur ein Mädchen	114
Tante Käthe	117
Der Kindtaufſchmaus und Onkel Franz	120
Unter'm Wiegenlied	129
Das erſte Lächeln	132

Fünfter Abſchnitt.

Scheiden und Meiden.

Muß i denn zum Städtle 'naus	141
Der Abſchied vom Vaterhaus	144
Bei der Präſidentin	150
Letztes Fahrwohl	153

Sechster Abschnitt.

In der Großstadt.

	Seite
Nach vier Jahren	159
An den Storch	166
Großstädtisches Stimmungsbild	170
Frohes Mühen	176
Geheimer Zauber	179
Drei Küsse	181
Hans und Hanstaan	183
In der Kinderstube	185

Siebenter Abschnitt.

Mit vierzig Jahren.

Patriotische Thaten	193
Vom Röschen	197
Praktische Rache	200
Zuchtprinzipien	203
Vor den Ferien	206
Beim Großpapa	209
Am zehnjährigen Hochzeitstag	215

Achter Abschnitt.

Als Präsident.

Hoch genug!	221
Sturm und Sonnenschein	225
Mein einstiger Plan	229
Nicht für uns	233
Im Kadetenhause	236
Mein erster Brief	242
Fern und nahe	246
Ein Pessimist als mein Hausgast	249

Seite

Nach ewigen Geſetzen 260
Unſer Käthchen 263
Roſen und Myrthen 267
Kindesliebe und Mutterleid 269
Unſerm neuen Sohne 274
Ein Brautkranz 278
Wieder allein 288

Neunter Abſchnitt.

Im Ruheſtand.

Das letzte Falkenneſt 299
Alte Liebe 304
Unſere Kinder 307
Unſere Gäſte 312
Sternennächte 316
Todesgedanken 318
Frauengeiſt 321
Heitere Weisheit 324
Schluß 328

Erſter Abſchnitt.

Junggeſellentage.

Heimliches Sehnen.

Nun iſt es tiefe Winterszeit;
Zum erſten Mal ſeit Jahresfriſt
Wird meines Vaters Grab beſchneit,
Der mir im Lenz geſtorben iſt.

Die Mutter weilt im Wittwenhaus,
Weil ſie das Grab nicht gern verließ;
Ich ſelbſt zog frühe ſchon hinaus,
Wohin die Lehrzeit juſt mich wies.

Fritz Falke heiß' ich bürgerſchlicht,
Bin Doctor juris und ſodann
Aſſeſſor auch beim Landgericht —
Was man doch Alles werden kann!

Zwar war ich ſchon Reſpectsperſon,
Da ich als Senior regiert,
Doch purſte Götzendevotion
Allhier im Amt mich reſpectirt.

Mein Vater ſtieg, gleichfalls Juriſt,
Bis zum Directorthron empor;
Sein log'ſcher Geiſt mein Erbtheil iſt,
Der Mutter dank' ich den Humor.

Drum, iſt das Städtlein, drin mein Sitz,
Auch ein philiſterhaftes Neſt:
Mein, Mann gewordner, Mutterwitz
Deß Zopf mich nur belächeln läßt.

Einſt zwar es freie Reichsſtadt war,
Davon die Zeit ihr übrig ließ
So Thor wie Thurm und Wälle gar;
Der Bürgerſchaft ließ ſie den Spieß.

Mir blieb die Feder nur von Stahl;
Ich fechte mit, wie ſich's gebührt,
Doch Jud' und Bauer auch manchmal
So Hieb, wie Stich, von mir verſpürt.

Humor thut noth! — Heißt's doch genau
Hier umgekehrt voll Ironie:
Der Praxis goldner Baum iſt grau,
Grün war ſtudent'ſche Theorie.

Auch die Kollegen meines Amts,
Sie haben wenig geiſt'gen Schwung;
In mir jedoch, da fliegt's und flammt's; —
Drum frohen Muth, biſt ja noch jung!

Vielleicht nur ein paar Jährchen noch,
Dann sagst du lachend hier Valet! —
Und doch, welch' lange Zeit, und doch,
Wie mir's oft seltsam hier ergeht! —

Bald schenkt mir voller Lebenslust
Der Zukunft Hand den Becher voll,
Bald sinn' ich mit beengter Brust:
Was Alles noch draus werden soll.

Die Amtsstub' ist mir Heimath hier,
Im Wirthshaus wird mein Tisch gedeckt,
Herzfrostig ist mein Nachtquartier,
Der Hausfrau Gruß mich eher schreckt.

Wohl saß ich erst beim Bier zur Nacht
Bei Klatsch und Kannegießerei'n,
Doch hätt' es bald mich umgebracht —
Dazu muß man Philister sein.

Nun greif' ich Nachts zum Buche bald,
Bald geig' ich mit verwegnem Strich,
Bald wie in einem Zauberwald
Umklingt der Kindheit Harfe mich.

Dann taucht, gleichwie aus Nebelflor,
Mein Elternheim, draus längst ich schied,
Und unverlernt klingt mir im Ohr
Manch uralt trautes Kinderlied.

Dann wird das Herz mir voll und ſchwer,
Und mein Humor läßt mich im Stich;
Ich kenne ſchier mich ſelbſt nicht mehr,
Und mächt'ger ſtets bedrängt es mich:

Willſt, Himmel, du mir gnädig ſein,
Bitt' ich als koſtbarſt Gut mir aus:
Durchſtrahlt von Liebesſonnenſchein
Ein friedumhegtes eignes Haus.

Vom Elternhauſe.

Wie einſt mein Haus ſein ſollte,
Mir wär' es völlig klar:
Kein andres je ich wollte,
Als das, drin Kind ich war.

Nur Frieden ſpürt' ich drinnen,
Wie's tiefern nimmer giebt;
Nie könnt' ich mir erſinnen,
Wie man noch ein'ger liebt.

Was treuer Eltern Walten
Erreichen kann an Glück:
Sie haben's voll erhalten,
Kein Schuldreſt blieb zurück.

Wie toll ich's auch getrieben
In froher Burſchenzeit:
Die Eltern ſtets mir blieben
Durch Ehrfurcht wie geweiht.

Verlor im Weltgebrauſe
Ich aber Ziel und Maß:
Stets lernt' ich neu zu Hauſe,
Was draußen ich vergaß;

Und zog ich neu zur Fremde,
Halb traurig, halb erfreut,
War neben Rock und Hemde
Auch ich im Geiſt erneut.

So hat der Eltern Segen
Geruht auf meinem Haupt,
Ich hab' auf allen Wegen
An ſeine Kraft geglaubt.

Wirkt er nun auch noch weiter,
Daß er die Frau mir ſchickt,
Die von der Sehnſucht Leiter
Ich oft im Geiſt erblickt,

Als Bild aus goldnen Träumen,
Die kommen und vergehn? —
Wird's wohl noch lange ſäumen,
Leibhaft mich anzuſehn?

Wann wird an ſie mich binden
Glückſel'ges Ungefähr? —
Sie läßt ſich ja nur finden,
Doch ſuchen nimmermehr!

Der Honoratiorenball.

Pah, am Tag nur Acten kritzeln,
Und des Nachts elegiſch brüten —
Mag ich noch ſo kauſtiſch witzeln,
Mich vor Mißmuth zu behüten:
Hab' es ſatt nun bis zum Halſe,
Will mich heut in Weltluſt ſtürzen,
Und mit ganz apartem Salze
Mein ſo ſchales Daſein würzen.

Ball der Honoratioren! —
Ha, welch höchſt pikante Fête! —
Jüngſter ich der Aſſeſſoren,
Schmach, wenn ich nicht auch mitthäte!
Und warum mich lange quälen,
Auf der Liebe Fund zu hoffen?
Steht mir doch, um frei zu wählen,
Heut ihr ganzer Himmel offen!

Doch, o nein, nicht wählen grade
Würde mir poetiſch paſſen,
Nur des Zufalls Liebesgnade
Will mein Herz ich überlaſſen.
Flog ich denn im Schwalbenſchwanze
Sammt der blüthenweißen Binde
Zum german'ſchen Wintertanze
In's Hôtel „Zur grünen Linde".

Hei, wie ſie ſchon muſiciren!
Heute Nacht, o bang mir dämmert's,
Werd' ich wohl mein Herz verlieren;
O ſchon brennt's in mir und hämmert's.
Mußt' ich erſt auf Faſſung warten,
Trat dann ein noch höchſt verlegen;
Und welch frühlingsduft'ger Garten
Glänzte mir im Saal entgegen!

Blumen, halb in Knoſpenhülle,
Oder meiſt ſchon längſt erſchloſſ'ne;
Ein'ge mit faſt zuviel Fülle,
Andre ſchmächtig aufgeſchoſſ'ne.
Und wie Alle ſelig lächeln,
Als ob nur vom Lenz ſie wüßten,
Und dann wieder ſchmachtend fächeln
Möglichſt ſchleierloſe Büſten!

Auch die Blumenmütter, ſinnig
Saßen ſie bei ihren Sproſſen,
Heimlich jubelnd, daß ſo minnig
Zauber hielt ihr Kind umfloſſen.

Und mir war, als läſ' ich deutlich
Hie und da in Muttermienen:
„O Aſſeſſor, noch nicht bräutlich,
Biſt du endlich uns erſchienen?"

Ja, zuletzt — doch Gott behüte,
Daß ich damit Spott erzielte —
Lag mir's neckiſch im Gemüthe,
Als ob Amor Brautmarkt hielte:
„Herrchen, ſieh doch meine Waare!
Wird dir nicht zum Kauf was taugen?
Elfenglieder, Nixenhaare,
Roſenlippen, Veilchenaugen!"

Ach, welch reicher Schönheit Strahl auch
Hier mich ganz verwirrt und blendet!
„Wer die Wahl hat, hat die Qual auch,"
Seufzt' ich oftmals abgewendet.
Wo nur fang' ich an und end' ich
Als berauſchter Brauterkieſer?
Immer blöd're Blicke ſend' ich
Linkiſch bald zu Der, bald Dieſer.

Die hier ſo poetiſch rührend
Hinſinnt wie voll Liebesleide,
Die dort, zauberhaft verführend,
Prangt in duft'gem Ballgeſchmeide —
Ob die Ein' im Hausverſtande
Auch als Hausfrau wohl zu loben?
Wird im ſchlichten Hausgewande
Wohl die Andre ſich erproben?

Ach, nicht nutzlos gern auch brächt' ich
Schuldlos Kind in's Stadtgerede,
Und wohl nie den Kranz erfecht' ich
In ſo grimmer Zweifelsfehde;
Denn zuerſt wen engagir' ich,
Da als Kön'gin Jede funkelt?
Alle Faſſung, ach, verlier' ich,
Und mein Falkenblick verdunkelt.

Auf drum, wieder auf nach Hauſe,
Ganz verſteckt auf leiſen Sohlen,
In der Eremitenklauſe
Von dem Schreck mich zu erholen! —
Und da ſitz' ich einſam wieder
Bei gedämpfter Lampenhelle. —
Fernher klingt's wie Spotteslieder:
„Armer, blöder Junggeſelle!"

Ein Liebchen zu Dreien.

Ach, noch immer liebesſpröde,
Ob es nun auch Blüthen ſchneit!
Alle Tage herzensöde
Bauernzank und Einſamkeit!
Doch, o nein, nicht alle ſieben,
Denn in jeder Mittwochsnacht
Wird in ganz apartem Lieben
Bei der Liebſten zugebracht.

Und wir theilen ſie zu Dreien,
Wie ſie gleich uns Huld erweiſt;
Vor der Eiferſucht Entzweien
Wahrt uns ihr erhabner Geiſt.
Bin der Erſt' im Triobunde,
Zweiter iſt der Amtmann hier,
Als der Dritt' in nächt'ger Stunde
Sitzt der Doktor neben mir.

Und in welche Hochgenüſſe
Sie uns Drei'n das Herz entrückt!
Mächt'ger noch, als Wein und Küſſe,
Ihrer Seele Klang entzückt,
Denn der Tonkunſt größte Geiſter
Spenden ihr den Götterquell,
Weihend ihrer kleinſten Meiſter
Geigen und Violoncell.

Kann nun leichtlich wohl verſchmerzen
Amtsſtub' und Philiſterzunft,
Solch ein Liebchen in dem Herzen
Und im Kopf etwas Vernunft.
Aller Mißmuth muß nun ſchweigen,
Reißaus nehmend vor'm Humor;
Hängt mein Himmel nicht voll Geigen,
Geig' ich meinem Lieb was vor.

Heiß drum alle Werkeltage
Lechz' ich nach der Feiernacht:
Sinkt der Themis Staub und Plage
In der Conſuth Zauberſchacht.
Wie in goldnem Licht gebadet
Sitz' ich dann des Morgens da. —
Heil dir, daß du mich begnadet,
Liebchen — Sanct Cäcilia!

Wittwe und Waldvöglein.

Und 's iſt kein Städtchen doch ſo klein,
Mit noch ſo engen, dunkeln Gaſſen,
Drin nicht ein Menſchenedelſtein
Zuletzt ſich möge finden laſſen.

So mußt' ich heut mich vom Gericht
In wires Winkelwerk bequemen;
Es fehlte drin an Luft wie Licht,
Schier wollt' es mir den Odem nehmen.
Die Häuſer ſchauten grämlich drein,
Wie Pfründner, die im Spittel liegen;
Durch kalten Thorweg trat ich ein,
Vor mir drei ſteile, düſtre Stiegen.

Dann dacht' ich ſo im Aufwärtsgehn,
Was theils die Acten ſchon verriethen:
Wie kann das Glücksrad doch ſich drehn
Oft für Gewinnſt und oft für Nieten!

Wie lang iſt's her — zehn Monde ſind's —
War der Gemahl der Frau hier oben
Der Präſident noch der Provinz,
Auf höchſten Glückesthron erhoben.

Da war ihr Haus der Sammelplatz
Für Alle, die auf Bildung halten;
Des deutſchen Hauſes Liederſchatz
Sah man gar ſinnig ſie verwalten.
Dann erſt das Herz des Sohnes brach,
Im Burſchenzweikampf jäh durchſtochen,
Und, wenig Wochen nur danach,
Starb auch der Vater, herzgebrochen.

Drauf zog ſie ganz verwaist hieher
In unſers Städtleins engſte Gaſſe;
Ihr Wittwenſold verlangt gar ſehr,
Daß Mieth' und Haushalt zu ihm paſſe.
Kein Gaſt verkehrt mehr Abends hier,
Noch ſelten ſah man ſie im Freien;
Kaum ſpricht und hört man wo von ihr,
Als läg' auch ſie ſchon bei den Zweien.

Ihr Bild ſo malt' ich grau in grau,
Aufklimmend auf zertretnen Steinen;
Mir bangte ſchier vor dieſer Frau,
Noch mehr vor Klagen und vor Weinen.
Hatt' ich ihr doch nun vom Gericht
Nur kärgſten Erbtheil anzuzeigen! —
Wie ſollte ſie — 's war denkbar nicht —
Von den zwei Todten vor mir ſchweigen?

Wie am Verſchlag ich dann geſchellt,
Lugt' eine Magd hervor vom Gange.
Ein Bild, wie aus der Märchenwelt.
Sie harrte meiner wohl ſchon lange,
Denn vor mir knirend, zierlich ſchier,
Als tanzte ſie einſt Mennette,
Erſchloß ſie raſch die Stube mir,
Drin kurz ich nur zu warten hätte.

Verwundert blickt' ich um darin,
War's doch ein ſelten wohnlich Zimmer!
Im Hausrath welcher feine Sinn
Mit Bilderſchmuck und Blumenſchimmer!
Ob wohl am rechten Ort ich ſei? —
Ach ja, denn, ſchwarz mit Flor umhangen,
Verrieth der Todten Conterfei:
Ich wäre doch nicht fehl gegangen.

Doch, ob ich erſt auch zweifelnd ſtand,
Als ich mich flücht'ger Schau befliſſen —
's war doch nur grau getüncht die Wand,
Die Bodendiele voll von Riſſen;
Und ſo verrieth der Wohnung Noth:
Trotz all dem ſinnigen Verbergen
Läg' ihr einſt glückbeſtaggtes Boot
Geſtrandet hier ſammt todtem Fergen.

Nun trat die Präſidentin ein,
Nachtſchwarz war Kleid und Spitzenhaube;
Auf ihrem Antlitz, geiſtig fein,
Lag Wittwenleid und Wittwenglaube.

Dann grüßte sie mich würdevoll,
Und als wir Beide Platz dann nahmen,
Las ich ihr vor das Protokoll,
Befangen, wie einst beim Examen.

Nur einmal hatt' ich aufgeblickt,
Als ich die Summe vorgelesen.
Ob wohl betroffen sie erschrickt,
Weil gar so winzig sie gewesen?
Doch keine Wimper zuckt' an ihr,
Ich las nur ab von ihrem Munde:
„Was soll noch reiches Erbtheil mir?
Mein kostbarst Gut ging ja zu Grunde!"

Aufstehend sprach sie jetzt: „O Dank,
Daß Sie so gütig zu mir kamen!
Noch macht die Außenwelt mich krank,
Auch Dank in meiner Todten Namen!
Und haben Sie nicht Angst davor,
Daß ich Sie nun mit Herzleid plage!
Für mich nur gilt der schwarze Flor,
Und Gott nur höre drum die Klage!"

Gerade dieser Wittwenmuth
Mein Mitgefühl erst recht erweckte,
Und mit erregtem Herzensblut
Sprach ich in höchlichem Respekte:
„Wie mich Ihr Starkmuth freut! — Doch wann
Sie je der Manneshilf' entbehren,
Bin ich bereit, als dieser Mann
Allzeit bei Ihnen einzukehren."

Und aufblüht' ihr vergrämt Geſicht,
Gleich trockner Blume, friſch begoſſen;
Darauf im Tone, herzlich ſchlicht,
War ihrem Mund das Wort entfloſſen:
„Wie kommt's, daß Sie, als jungen Mann,
Deß Wege wohl nur Glück erhellte,
Mein Wittwenleid ſo rühren kann?
Und wie und wann ich's wohl vergelte?"

Ich ſprach: „So bleiben Sie mir gut,
Da Sie vertrauend mein gedenken!
Wer was aus Menſchenliebe thut,
Läßt ſich nicht hinterher beſchenken.
Was Wunder auch, daß für Ihr Leid
Solch Mitgefühl mich überkommen!
Mir ward ja faſt zu gleicher Zeit
Der beſte Vater weggenommen.
Da lernt' ich, wie ſolch Wittwenherz,
Dem Baum gleich, wird entzwei geriſſen;
Und nun erſt ſolch ein Doppelſchmerz:
Den Gatten und den Sohn zu miſſen" . . .

Raſch hielt ich ein; als fremder Mann
Hatt' ich zu dringlich wohl geredet,
Denn ernſt ſie vor ſich nieder ſann,
Von innerm Zweifel wie befehdet.
Dann ſprach ſie ſanft: „O laſſen wir's!
Zu düſtern Gram lernt' ich bemeiſtern,
Und meine Todten danken mir's,
Verkehrt mein Herz mit ihren Geiſtern.

Doch wenn mein Leid mir wach verblieb:
O wiſſen Sie, wer's dann bezwungen? —
Ein Waldvöglein, das wunderlieb
Es wieder neu in Schlaf geſungen."

„Ein Waldvöglein?" fragt' ich geſpannt,
„Und wo iſt wohl ſein Neſt im Walde?"
Sie ſprach, zum Fenſter hingewandt:
„Ganz nah', dort auf der Eichenhalde.
Es iſt Forſtmeiſters Töchterlein,
Waldamſel und auch Waldesroſe;
Alltäglich faſt fliegt ſie herein,
Gleich ſinnig ernſt wie ſchelmiſch loſe. —
Einſt war ihr Vater meinem Mann
Der treuſte Freund, der je ihm lebte:
Und weil in meiner Trübſal Bann
Mein eigner Ton zu ſchmerzlich bebte:
So lehr' ich, was ich einſt gekonnt,
Nun dieſes Kindes Amſelkehle;
Dafür umblüht ſie und beſonnt
Zum Lohn mir die verwaiſte Seele."

Ich ſprach: „Wie lieb' auch ich Muſik,
Und gar der Menſchenſtimme Lieder!"
Dann fragt' ich mit verzagtem Blick:
„Waldvöglein — o wann fliegt es wieder?" —
Den Finger hielt ſie erſt zum Mund,
Dann ſprach ſie: „Bin ich nicht zu ſchelten,
Verrath' ich Ihnen Tag und Stund',
Ihr edles Mitleid zu vergelten?"

Doch raſch den Ausweg ich erſann:
„Ei, wie ſo leicht ich Ihnen helfe!
Die Magd hält mich im Feenbann
Als Wächterin der Waldeselfe;
Und draußen, ungeſehn im Gang,
Seh' ich ſie erſt in's Zimmer huſchen,
Dann lauſch' ich ihrem Amſelſang:
So iſt Verrath leicht zu vertuſchen."

Jetzt droht' ihr Finger mir: „Ei, ei! —
Und doch Ihr Vorſchlag klingt verzeihlich,
Wär' auch nicht viel Gefahr dabei! —
Ach ja, wann kommt ſie wohl? — Nur freilich,
Wie mag's dann ſpäter weiter gehn?
Vertret' ich doch hier Mutterſtelle!" . . .
Bang drängte ſie's, zur Uhr zu ſehn
Und horch, klang draußen nicht die Schelle? . . .

Da — kaum ſie lauſchte, wer's wohl ſei? —
Huſch, huſch, zur offnen Thür ſoeben
Flog auch Waldvöglein ſchon herbei;
Halb war's ein Gehn und halb ein Schweben,
Und: „Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn"
Sang trällernd ſie, dann jäh vor Schrecken,
Kaum, daß ſie recht mich angeſehn,
Blieb: „Röslein auf der Heiden" ſtecken.

O Himmel, ward mir jetzt zu Muth,
Gleich ihr nicht minder tief befangen!
Der Präſidentin ſchoß das Blut
In die zuvor ſo blaſſen Wangen;

Dann aber reichte ſie geſchwind
Der Waldeselfe beide Hände:
„Ei, ei, wie du erſchrakſt, mein Kind,
Als ob ein Kobold vor dir ſtände!“

Und, hold erglüht in roſ'ger Scham,
Strich ſie zurück die braunen Locken:
„Ach ja, lieb Tantchen, wie's nur kam!
Ich bin doch ſonſt nicht leicht erſchrocken;
Doch, wenn man an ſo gar Nichts denkt
Und findet dann“ — und, plötzlich ſchweigend,
Hielt ſie das Köpfchen ſcheu geſenkt,
Es an der Wittwe Schulter neigend.

Die fuhr nun fort: „Und daß du's weißt:
Der, den ich ſcherzend Kobold nannte,
Kam heut als ſelten guter Geiſt
In's Wittwenhaus zu deiner Tante.“
Darauf mit lächelndem Geſicht
Verneigte ſie ſich zu uns Beiden:
„Herr Doktor Falke vom Gericht —
Vom Forſtamt Fräulein Hedwig Heyden!“

Und, als wir ſtumm uns zugenickt,
Wie's wohl des Anſtands Brauch verlangte,
Da hatten wir uns angeblickt,
Als ob uns vor einander bangte. —

Wohl merkt' es auch der Wittwe Blick,
Und mocht' auch ſie darob erſchrecken,
Denn ſchnell, mit zarten Takts Geſchick,
Erklang ihr ſcheinbar harmlos Necken:

„Du ſchüchtern Vöglein, ſing' uns jetzt
So herzhaft, wie du erſt begonnen!
Haſt uns ja ganz in Angſt verſetzt,
Da jählings ſo dein Ton zerronnen!"

Sie flüſterte: „O laſſe mich!
Was wird der Herr auch viel dran hören?"
Doch ließ die geiſt'ge Tante ſich
Durch neu Verzagen nimmer ſtören:
„Ei, ei, ſo zimpferlich und ſcheu —
Ein Forſtmannskind?" — Und ihre Hände
Erfaßte mahnend ſie auf's Neu':
„O komm, ſing' uns das Lied zu Ende!
Der Herr Aſſeſſor liebt Muſik,
Und ſpielt auch ſelbſt vortrefflich Geige;
Laß ſehn, ob ſeine Kunſtkritik
Sich meiner Schule gnädig zeige!"

Dann trat, noch ganz verſchüchtert zwar,
Waldvöglein zum Klavier daneben;
Auch ich ein zager Lauſcher war,
Nie ſpürt' ich noch ſo wonn'ges Beben.
Wie Blätterduft es mich umwob,
Als würd' ein Eichwald mich umragen . . .
Doch — wie ſich bang ihr Herzchen hob! —
Warum vor mir dies ſcheue Zagen?

Und wie ſie drauf vom Röslein ſang,
Vom rothen Röslein auf der Heiden —
Und wie ihr Ton ſo zitternd klang,
Dacht' ich auch bang: „Wirſt wohl mich leiden?

Und, wenn ich einſt dich brechen will,
Im Forſthaus auf der Eichenhalde:
Wehrſt du dich oder hältſt du ſtill,
Du andres Röslein in dem Walde?“ —

Des Liedes letzter Ton verklang,
Und ſchweigend ſah ſie auf die Taſten.
Auch ich umſonſt nach Worten rang,
Durch Lob das Herz mir zu entlaſten.
Dann drückt' ich herzlich, aber ſtumm,
Die Roſen- wie die Lilienhände. —
Wie macht' ich auch viel Worte drum,
Drin ſich das rechte doch nicht fände? . . .

Wie traumverloren ſahn die Zwei
Mich nach dem Abendgruß verſchwinden. —
Mit meiner Ruhe war's vorbei!
Werd' ich ſie wohl bald wiederfinden? . . .

Erſte Liebesqualen.

Kein Menſch im Amt verſteht mich mehr,
Sie ſind auch All' im Rechte;
Iſt mir doch ſelbſt, als ſtammt' ich her
Aus zarteſtem Geſchlechte!

Und dennoch alle „Falke" ſind
Verfolg' ich ihre Spuren —
So Mann wie Weib, ſelbſt Bub' und Kind,
Unkräftige Naturen.

Wie hab auch ich, der „Falkenfritz",
Den Kopf ſtets hoch getragen!
Wie hat allzeit mein Geiſtesblitz
In Strohköpf' eingeſchlagen!

Nun iſt mein Falkenflügel lahm,
Wie ganz entzwei geſchoſſen;
Ich bin zu eigner Laſt und Scham
Nur durch mich ſelbſt verdroſſen.

Des Witzes Salz ward in mir schal,
Sein Born will schier versanden. —
Ach, macht doch erste Liebesqual
Auch stärksten Mann zu Schanden!

Bin selbst als Richter decrepid.
Wenn's der Minister wüßte:
Er mich noch heut als invalid
In Ruhstand setzen müßte.

Wie leicht entwirrt' ich doch zuvor
Den dicksten Actenknäuel!
Nur eignem Witz lieh ich mein Ohr,
Der Advokaten Gräuel.

Nun stutzt oft Bäuerlein wie Jud'
Ob meinem trägen Hirne;
Mein Schreiber selbst bedenklich thut,
Und runzelt oft die Stirne.

Ja, gar mein Vorstand, der auf mich
Stets hielt so große Stücke,
Riß meinethalb ganz außer sich
Vom Kopf schier die Perücke.

Ein Forstdieb nämlich war mit Recht
Heut streng durch mich zu strafen,
Ich aber hatte mich erfrecht
Zum Mitleidsparagraphen.

Wie konnt' ich auch, für's Recht ganz blind,
Ihm Zuchthaus anbefehlen,
Da ich Forſtmeiſters eignes Kind
Bald aus dem Wald will ſtehlen?

Doch, ob es ſich auch ſtehlen läßt? —
O zweifelsdunkle Frage! —
Ob auch mein künft'ges Falkenneſt
Der Amſel wohl behage?

O Himmel, und wie gründlich dumm
Hatt ich's doch angefangen:
Gleich fortzugehn, ſo gröblich ſtumm,
Mit Hangen und mit Bangen!

Drum hält ſie mich wohl ſicherlich
Für einen faden Laffen.
Ich ſelber möchte prügeln mich,
Daß ſo ich konnt' erſchlaffen. —

Einſt dacht' ich mir: der Liebe Macht
Verdopple Mannesſtärke,
Und werde neu durch ſie entfacht
Der Muth zu jedem Werke.

Und gar, wenn ſolch ein Waldeskind
In's Herz ſich eingeſchlichen,
Wenn Liebeshauch, gleich Waldeswind,
Thaufriſch das Herz beſtrichen:

Wie ſollte ſolche Liebe nicht
Geſunde Kraft noch nähren?
Wie ſollte nicht ihr Morgenlicht
Das Daſein ganz verklären? —

Ach ja, das iſt wohl ſchön geſagt,
Vielleicht geſchieht's auch balde;
Doch blieb ja noch ganz unbefragt
Das Röslein in dem Walde.

Und ſo drei volle Tage lang
Die ‚frag' ich ſchon verſchiebe;
Iſt mir doch ob der Antwort bang,
Daß ſie ſchon Einen liebe:

Den Andern wohl, deß ſie bewußt,
Vor mir nur ſo gezwungen,
Aus angſtbedrückter Amſelbruſt
Das Röslein lied geſungen.

O daß die Präſidentin krank
Schon ſeit denſelben Tagen!
Sie würde mir zu Lieb und Dank
Wohl Alles treulich ſagen.

Doch ſonder ihren Beiſtand auch
Es nun zu Ende komme!
Selbſt iſt der Mann! — Der Mannesbrauch
Auch mir, als Mann, nun fromme!

Sonſt ſchnattern drein die Gänſe bald
Und krächzen's nach die Dohlen. —
Drum morgen ſchon aus dunkelm Wald
Will ich das Licht mir holen!

Am Osterabend.

Zum Wald ich ging im Abendschein,
Fern läuteten den Abend ein
Des Städtleins Kirchenglocken;
Denn morgen ist der Ostertag,
Ihn feiern heut schon Wald und Hag
Mit Laub und Blüthenflocken.

Und wie ich jetzt durch Wiesengrün
Und farbenzart Feldblumenblühn
Nun näher kam dem Walde —
Da grüßte durch die Eichen schon
Mit tiefgeheimem Herzenston
Das Jagdschloß von der Halde.

Einst nannte sich's: „Schloß Monplaisir",
Drin aus des Fürsten Jagdrevier
Sie Nachts zum Zechtisch kamen.
Verhallt ist längst der welsche Laut;
Wie nenn' ich's nun recht liebetraut
Mit schlichtem deutschen Namen?

Und, als ich jetzt zum Jagdſchloß kam,
Und feſt mein Herz zuſammennahm,
Die Freitrepp' aufzuſteigen:
Sah ich vom Fenſter, nah' dem Thor,
Ein Frauenhaupt in Trauerflor
Sich zu mir niederneigen.

Wohl ſtutzt' ich erſt, doch rief es mir
Gar heimlich traut: „Grüßgott allhier!
Ich weiß ſchon, was Sie wollen!
Und ſei'n Sie nur ganz unverzagt!
Denn Oſtern, das erſt morgen tagt,
Sie heut ſchon feiern ſollen!“

Wie Angſt und Scheu ich da verlor!
Zur Halle trat ich raſch durch's Thor,
Drin ſie mich jetzt empfangen.
Als hätt' ich Alles nur geträumt,
War ich mit ihr dann ungeſäumt
In's Wohngemach gegangen.

Getäfelt war's mit Eichenholz,
In Hirſchgeweihen, altersſtolz,
Hing rings Hubertusſegen.
Scheu ſchaut' ich nach dem Röslein um,
Doch nur ein Jagdhund, rückenkrumm,
Kroch ſchnuppernd mir entgegen.

Sie ſprach: „Ich bin allein zu Haus,
Denn Hedwig ging zum Wald hinaus,
Dem Vater zum Geleite.

Doch iſt es juſt ſo wohlgethan,
Drum ſehn Sie ſich den Haushalt an
Indeß an meiner Seite!“

Voll Dank gab ich ihr drauf zurück:
„O ſorgt Ihr Leid noch für mein Glück,
Sie edelſte der Frauen!“ —
Sie ſprach: „'s iſt höchſter Troſt im Leid:
Vermag das Herz noch ohne Neid
Fremd Glück mit aufzubauen.“

„Und wie ſo herrlich fügt' es ſich! —
Hieher zur Waldluft flüchtet' ich,
Von Fieber zu geneſen;
Und ſind auch Sie nun fieberkrank,
Helf' ich ſie heilen jetzt, zum Dank,
Daß Sie mir gut geweſen!“

Wie jedes Wort mein Herz gerührt!
Und ich durchſchritt, von ihr geführt,
Das Haus in allen Räumen;
Doch nur zerſtreut ſchaut' ich umher,
Denn 's ward das Warten mir gar ſchwer
Ob Hedwig's langem Säumen.

Wie dann zur Wohnſtub' eingekehrt
Die Ungeduld mich neu verzehrt,
Da ſprach die Präſidentin:
„Nichtwahr, iſt Alles wohl beſtellt?
Und in der ganzen innern Welt
Iſt Hedwig die Regentin.“

„Zwei Jahr' iſt nun die Mutter todt:
So zwang die Tochter früh Gebot
Zu allen Hausfraunpflichten;
Drum in des Ehſtands ſüßem Joch
Wird wohl kein Mädchen treuer noch
Das Hausamt einſt verrichten."

„Doch neben Lied und Frauenbrauch —
Solch' eine Amſel kann wohl auch
Noch Falkenflug erlernen.
Wird nur Ihr Geiſt der Führer ſein,
Dann fliegt ihr Herz, gleich tief, wie rein,
Bis zu den höchſten Sternen."

Wie träumend horcht' ich auf ihr Wort,
Dann aber fuhr erwacht ich fort
In neuer Zagheit Ringen:
„O welch ein Glück verkünden Sie!
Wie himmliſch hehre Harmonie
Hört' ich Ihr Reden klingen."

„Doch wird, wie nun ihr Lob erklang,
Auch meines in gleich frohem Sang
Hier Wiederhall erwecken?
Und muß ich nicht drum zaghaft ſein,
Daß Vater ſammt dem Töchterlein
Bald neu vor mir erſchrecken?"

Kopfſchüttelnd fiel ſie ſcherzhaft ein:
„Wie kann man nur ein Falke ſein,
Und taubenhaft ſo zagen?

Singt doch Ihr Lob die ganze Stadt!
Und wie mein Herz erkannt Sie hat,
Brauch' ich nicht erst zu sagen."

„Ist Ihnen aber noch drum bang,
Weil Hedwig einst so zitternd sang,
Und Sie so stumm geblieben:
So sei Ihr Trost: das tiefste Leid
Macht zittern gleich wie Seligkeit
Im ersten, stummen Lieben."

Und, kaum der Trostspruch ganz verhallt,
Horch, horch, wie Hundgebell erschallt
Im hohen Hausflurbogen!
Sie kehrten heim ganz sicherlich.
Mein klopfend Herz, wie hob es sich
Auf heißen Blutes Wogen!

Ein Angstpfeil in der Brust mir stak,
Die Freundin selbst ob mir erschrak,
Daß sie vergaß jed Necken. —
Da, wieder harmlos, wie ein Kind,
Trat Hedwig ein und pfeilgeschwind
Vestel sie neuer Schrecken.

Ich sah's: sie sank erbleicht in's Knie,
Doch bei den Händen faßt' ich sie
Und dann herzinn'gen Schalles
Nur: „Hedwig!" sagt' ich — weiter Nichts —
Ein Kuß geneigten Angesichts —
Und Alles wußt' ich — Alles.

Wie ich dann wieder aufgeſchaut,
Sah ich vor mir und meiner Braut
Auch ihren Vater ſtehen.
Sein Kopf war grau und weiß ſein Bart;
Er ſprach in ſchlichter Forſtmannsart:
„Dein Wille ſoll geſchehen!“

„Hat mir die Freundin doch bekannt,
Daß für mein Kind du liebentbrannt!
Und gern will ich dir's geben:
Denn Alles mir an dir behagt,
Und, daß du erſt ihr Herz befragt,
Iſt alter Brauch im Leben.“

Zur Präſidentin neigt' er ſich,
Dann ſprach er ſo recht väterlich,
Auflegend uns die Hände:
„So ſegn' ich euch für Freud' und Leid,
Für Lebenszeit und Ewigkeit.“ —
Und Alles hatt' ein Ende.

Zweiter Abſchnitt.

Brautſchaft und Hochzeit.

An die Mutter.

O Mutter, liebſte Mutter mein,
Nun lies und ſtelle dein Trauern ein,
Ja lach' nun mit Aug' und Munde!
Nur heute halte die Thräne zurück,
Und kommt ſie doch, ſo weine vor Glück
Ob meiner glückſeligen Kunde!

Du weißt, welch Sehnen mich heiß bedrängt,
Daß faſt es mir die Flügel verſengt!
Nun könnt' ich himmelhoch fliegen;
Denn erſter Liebe himmliſche Luſt
Sie iſt ſeit geſtern in meiner Bruſt
Beſeligend niedergeſtiegen.

Und fragſt du: wie kam's nur ſo blitzgeſchwind? —
Gleich wie getragen vom Sturmeswind,
So hat mich's zur Brautſchaft getrieben.
Auch weißt du ja, wie's einſt dir geſchehn,
Da flüchtig nur du den Vater geſehn,
Und dennoch zu ewigem Lieben!

Ich liebe Forſtmeiſters Töchterlein,
Und glaub' mir: es iſt ein Edelſtein,
Dran Aug' und Herz ich labe;
Zu meinem Glücksring wunderhold
Will ich ihn faſſen in's reinſte Gold,
So viel ich nur in mir habe.

Und „Hedwig Heyden" nennt ſie ſich,
Doch nichtwahr, du entſchuldigſt mich,
Wenn ich ſie nicht näher beſchreibe!
Ihr Haar iſt dunkel, ihr Auge licht;
Mehr weiß ich wahrhaftig ſelbſt noch nicht
Von ihrem minnigen Leibe.

Wenn dich der Roſe Duft umweht,
Vor Glanz das Auge dir übergeht —
Willſt lang du die Blätter beſchauen?
Drum, liebſte Mutter, ſo glaub' auch mir:
Nie ſchaut' ich noch ſo liebliche Zier
Im Garten lenziger Frauen.

Doch auch auf dieſes hab' noch Acht:
In fremder Wittwe Trauernacht
Sah ich den Stern erſt prangen;
Dann auch aus gleichem Haus, wie deins,
Hab' ich des Liebesternenſcheins
Vollglanz in's Herz empfangen.

Dir heut zu erzählen von jener Frau,
Und auch von Hedwigs Vater genau,
O wolle mir's gütig erlaſſen!

Zu laut mir's noch im Kopfe ſchwirrt,
Ich weiß oft, ganz gedankenverwirrt,
Mein Glück noch gar nicht zu faſſen.

Nur dieſes noch ſchnell bericht' ich jetzt:
Als geſtern Nacht beim Wein zuletzt
Wir auf die Brautſchaft tranken:
Da ward dein Wohl auch ausgebracht,
Wir dachten des Vaters in Grabesnacht,
Und Perlen in's Glas mir ſanken.

Drum laß nur Zweifel und Sorge ſein,
Schnell ſpanne man' dir den Wagen ein,
Ob's windet oder regnet!
Mir iſt: ich ſei nur ein Herzensdieb,
Eh' nicht auch du mich und mein Lieb
Als Mutter eingeſegnet.

Und, wenn einſt unſre Hochzeit iſt,
Dann ſei vorüber die Trauerfriſt,
Und mußt du bei uns bleiben,
Geliebt von uns und dankverehrt! —
Wie herrlich wird, von dir belehrt,
Mein Weibchen Wirthſchaft treiben!

So ward es geſtern ſchon zur Nacht
Im Brauthaus freudigſt ausgemacht —
Ach, wird das himmliſch werden!
So flieg' denn zur Mutter, du jubelndes Wort!
Ich fliege zu meinem Bräutchen fort —
Zum Himmel ſchon hier auf Erden!

Der Mutter Antwort.

O Fritz, mein Sohn, so treu und lieb,
Was Alles doch dein Herz mir schrieb!
Wie jauchzt' ich auf bei deinem Briefe!
Wie machte schon beim ersten Satz
Das Leid dem Glücke schüchtern Platz,
Und dankt' ich Gott aus Herzenstiefe! —
Wie schluchzend dann zu End' ich war,
Da klang's in mir so deutlich klar,
Als ob des Vaters Geist mir riefe:
„Weck' auf nun neue Freudigkeit
Für unsern Sohn! — Auch wär's nun Zeit,
Daß sanft dein Wittwengram entschliefe." —

Ach ja, ich komm', ich komme bald
Zu dir und deinem Schatz im Wald
Die Mutterhand euch aufzulegen.
Und habet nur nicht Angst vor mir:
Nur Liebes sag' ich dir und ihr,
Und keine Sorge soll sich regen.

Ob ich auch Hedwig noch nicht ſah —
Nicht zweifl' ich, denn ich weiß es ja,
Daß ſie verdiene frohſten Segen.
Wie wär' es denn auch möglich nur,
Daß du in deines Vaters Spur
Nun irr ging'ſt auf der Liebe Wegen?

Und nun im Geiſt umarm' ich dich;
Küß herzlich deine Braut für mich!
Dem Vater drück' ich warm die Hände.
Auch jener Frau, an Leid mir gleich,
Bewegt die Wittwenhand ich reich';
O daß ſie gleichen Troſt auch fände!
Und wer noch ſonſt im Waldeshaus
Dir binden half den Brautſchaftsſtrauß,
Auch ihnen Gruß und Dank ich ſende.
Nun nochmals Allen gute Nacht! —
Wie hätt' ich Morgens noch gedacht,
Daß Abends ſchon mein Trauern ende?

Doch ja, noch Eins, mein guter Sohn!
Du ſchlägſt mir vor als Kindeslohn:
„Für immer mög' ich zu euch kommen!
Wie iſt die Meinung herzenszart!
Doch wehrt mir's meine Denkungsart,
Denn mir und euch nicht wird das frommen.
Mein alter Stamm ſteht hier zu feſt,
Als daß er ſich verpflanzen läßt,
Würd' auch in beſſern Grund er kommen.

Drum nicht vom alten Haus mich ſcheid',
Das einſt beherbergt Freud' und Leid,
Bis ſie deß Hort draus weggenommen!

Ja, denk' es dir nur ſelber aus:
In jeder Stube hier im Haus
Ich deines Vaters ſtets gedenke;
Sein Schreibtiſch wie ſein Bücherſchrein,
Und all mein Hausrath groß und klein
War einſt der Eltern Hausgeſchenke.
So mahnt mich oft ein einzeln Stück,
Daß ich auf hier verlebtes Glück
Stets dankbar die Erinnrung lenke.
Und erſt des Friedhofs heil'ger Ort! —
Ach nein, ich kann von hier nicht fort,
Und bitte, daß es dich nicht kränke.

Doch auch um eurethalb ich bleib';
Es thut nicht gut, ſolch junges Weib
Mit Schwiegermutterrath zu leiten.
Ich führe Haus nach meiner Art,
Sie thu's, wie ſie gelehrt es ward! —
Die Bräuche wechſeln gleich den Zeiten. —
Von fern laß mich dein Glück beſehn!
Bei Trübſal will ich zu euch gehn,
Den Troſtesbalſam zu bereiten. —
Zum letzten Male nun Gutnacht!
Und laßt mich, wie zur Mutterwacht,
Auf euer Glück die Hände breiten!

Du!

Nun lehr' ich eine Woche ſchon
Ein einzig Wort ſie Tag für Tag,
Und doch, wie ſie deß trauten Ton
Stets zu vergeſſen nur vermag!

Dies kleine, liebe Wörtchen: „Du"!
Das ſie verwechſelt ſtets mit: „Sie". —
Wohl lacht' ich herzlich gern dazu,
Und doch ſo ganz gelingt mir's nie.

So oft ſie bang das: „Sie" gebraucht,
So oft mein Herz ſich heimlich härmt
Und wird es froſtig überhaucht,
Bis daß ihr „Du" mir's neu erwärmt.

Iſt denn dies Wörtchen gar ſo ſchwer,
Daß ſtets dein Mund es neu vergißt? —
Nur, wenn du „Sie" mich nennſt nicht mehr,
Glaub' ich, daß du mein Bräutchen biſt.

Bräutlicher Sommer.

Des Tags nur Streit und Aktenstaub,
Am Abend Lieb' und Eichenlaub —
O Wechsel sondergleichen!
Wenn oft ich noch vor'm Walde steh',
Gleich springt sie wie ein flinkes Reh,
Mir Hand und Mund zu reichen.
Stets wird dann bis zur tiefen Nacht
Der Zukunft Glück neu ausgedacht
In hoffnungsheitern Herzen.
Was bin ich dann ein froher Mann!
Wie's nur die erste Liebe kann,
Wie Kinder oft wir scherzen.

Und als beim Abendsonnenstrahl
Wir Hand in Hand zum ersten Mal
Im grünen Wald spazierten —
Ernst rauschend uns die Eichen all,
Mit frohem Minneliederschall
Die Amseln gratulirten.

Waldröslein ſich verneigte tief,
Gar ſchelmiſch uns der Guckguck rief,
Und mitten unter'm Graſen
Sah fromm uns an das ſchlanke Reh;
Vielleicht auch grüßt' uns Elf' und Fee
Aus ſchattigdunkelm Raſen.

Doch dann und wann am Sommertag,
Da führt mich durch den Waldeshag
Mein künft'ger Schwiegervater;
Er ſchult mich ein: auf ſtummer Birſch
Gar ſcharf zu zielen auf den Hirſch,
Als Aug- und Handberather.
Und kehr' ich Abends dann zurück
Mit ſelbſt erlegtem Beuteglück —
Wird's dann ein ſtolzes Freuen!
Dann reicht mein Bräutchen mir den Wein,
Und ſchenkt noch Kuß und Lied darein
Wen mag ſolch Jagen reuen?

Und auch' auf unſerm Landgericht —
Schieß' ich auch eben Böcke nicht —
In Acten froh ich jage.
Verdoppelt fühl' ich nun die Kraft,
Wie heitres Liebesglück ſie ſchafft
Nach düſtrer Zweifelsplage.
Nun ſtutzt nicht Jud' und Bauer mehr,
Und ſelbſt mein Schreiber ſeufzt oft ſchwer,
Wenn ich zu raſch dictire;

Doch, treib' ich's gar zu arg manchmal,
Ich ihm ein Schmerzensgeld bezahl',
Eh' ich zum Wald ſpaziere.

Nur ach, im guten Städtlein drin,
Da hegt man jetzt gar böſen Sinn,
Weil ich im Wald geworben.
War manchem Haus ich ſonſt genaht,
Manch Kind verzagt an's Fenſter trat,
Jetzt iſt's wie ausgeſtorben.
Und welch ein noch viel größer Leid! —
Wie blüht, wie goldig gelber Neid,
Hier nun der Stadt Klatſchweizen!
Was ich und ſie dafür doch kann? —
Doch denk' ich: einen klugen Mann
Darf's nur zum Lachen reizen.

Und geſtern war's bald Mitternacht,
Als ich mich endlich aufgemacht,
Mit Säumen lang im Streite.
Da ſchritt ich bis zum Waldesrand
Mit meinem Bräutchen Hand in Hand,
Den Vater uns zur Seite.
Sternaolden war das Himmelsblau,
Schier hörbar rieſelte der Thau
Auf Blumen, Buſch und Bäume.
„Und nun den letzten Kuß mir gieb!
Viel tauſend Dank für Lied und Lieb! —
Und Nachts ich von dir träume."

In der Vollmondnacht.

Sonntag war's und wunderbar die Nacht,
Drin um Lichtſieg aus den fernſten Fernen
Kämpft' ein Heer von ungezählten Sternen
Mit des einz'gen Vollmonds Strahlenmacht.

Auf der Treppe Steinbank ſaßen wir,
In dies Lichtmeer andachtsſtumm verſunken,
Und Gedanken gleich den Sternenfunken
Leuchteten jetzt durch die Seele mir.

Und ich fragte meine liebſte Braut,
Sacht begleitet von der Blätter Rauſchen:
„Willſt recht lieb du meinem Wort nun lauſchen?" —
„O wie gerne!" — ſprach ſie herzenstraut.

„Sieh, mir iſt: ich ſpüre nächtens heut
Um uns wehn den heil'gen Geiſt der Liebe,
Der mit Palmenſchwung, ſtatt Schwerteshiebe,
Einſt das Antlitz dieſer Welt erneut."

„Und, wie jetzt des Vollmonds Goldgeſicht
Mächtig überſtrahlt das Sterngefunkel:
Sei auch, dünkt mich, in des Lebens Dunkel
Heil'ger Liebe Gluth das ſtärkſte Licht."

„Mochten einſt ſchon auch, den Sternen gleich,
Tugenden der Alten Haupt bekränzen —
Erſt der Bruderliebe Vollmondglänzen
Schuf des vollſten Lichts Erlöſungsreich."

„Und ſo möge, du herzliebſte Braut,
Wie's dem Völkerheile ſollte frommen,
Dieſer Liebe Reich zu uns auch kommen,
Und in ihm werd' unſer Haus gebaut!"

„Was an unſerm Lieben irdiſch iſt,
Dieſer höhern Liebe Geiſt verklär'e,
Daß ſich unſer Glück ſtets gleich bewähre
In der Freude wie der Trauer Friſt."

„Glauben nur nicht höchſten Segen ſchafft,
Ward er liebloſ doch einſt oft zum Fluche! —
Mächt'ger, reiner in der Menſchheit Buche
Steht bezeugt der Liebe Segenskraft."

„Sie nur heilt der Erde Drang und Schmerz,
Nicht der Völker Leben nur beweiſt es —
Zeugen kann vom Walten ihres Geiſtes
Auch das kleinſte Haus, das ärmſte Herz.

„Drum, lieb Bräutchen, nicht nur uns allein
Wollen wir in ſolcher Lieb' umfaſſen,
Denn, je mehr wir Andern Theil dran laſſen,
Um ſo reicher werden wir dran ſein." —

Zaudernd ſah ich jetzt in's Vollmondlicht;
Ihr Verſtändniß wollt' ich gern erfragen,
Doch ein Blick nur, und ich mußte zagen:
Solche Antwort gab mir ihr Geſicht.

Nie noch ſah ich's ſo vergeiſtigt ſchön,
Ja, die Freundin hatte nicht gelogen:
's war ihr Herz mir wirklich nachgeflogen,
Hoch bis zu den höchſten Sternenhöh'n.

Ob ſie's dennoch ahnungszart empfand,
Daß ein Zweifel mich beſchleichen wollte?
Denn ein Perlenpaar zur Bruſt ihr rollte,
Und ſie faßt' erbebend meine Hand:

„O hab' Dank, daß jetzt dein Geiſtesflug
Himmelhoch mein Herz hinauf getragen!
Und nicht wolle heimlich bange fragen:
Ob mein Dank nicht ein verzagter Trug?"

„Schau' mich an — mein Auge ſag' es dir:
Jedes Wort konnt' ich ſo gut verſtehen,
Gleich wie Vogellied und Windeswehen
Meiner waldumhegten Heimath hier."

„Wäre doch mein Herz ein armes Ding,
Wenn's nicht höchster Liebe Geist verstände,
Wenn nur Sinnenreiz mich dir verbände
Durch zerbrechlich hohlen Hochzeitsring!“

„Doch, wie schwach mein Wort gen deines klingt!
Niedriger ja fliegt's, als mein Gedanke,
Und mein Geist auch gleicht der Epheuranke,
Die am Eichbaum mühsam aufwärts ringt.“

„Aber besser, als nur durch den Mund,
Sollst du mein Verständniß einst erfahren:
Darf durch Werke dir ich's offenbaren!
Denn auch schönstes Reden macht's nicht kund.“ —

Drauf, wie in verzagter Demuth Zwang,
Sie ihr Haupt an meine Schulter lehnte;
Was ich je von ihrem Geist ersehnte,
Ihr bescheidnes Wort noch überklang.

Was noch reden, wo ihr Herz so sprach? —
Schweigend nur verschlang ich unsre Hände,
Sah in's Lichtmeer ohne Grund und Ende
Und wie Harfenspiel klang's in mir nach.

Der Hochzeitstag.

„Hochzeit werd' ich heute halten!"
Rief ich halb noch ſchlafumſponnen,
Als die letzten Traumgeſtalten
Nun im Herbſttaglicht zerronnen.
Doch ich ſann mit ſcheuem Blinzen:
Träumt' ein Märchen ich am Ende
Von der Hochzeit eines Prinzen? —
Nein, Gottlob nicht, die vier Wände
Meines Zimmers mir ja ſagen,
Hier ihr Bild, und dort die Kränze,
Von glückſel'gen Brautſchaftstagen
In dem erſten Liebeslenze.

Ja, 's wird heute Wahrheit werden,
Daß wir nun uns nimmer ſcheiden.
O ich froh'ſter Mann auf Erden,
Solch ein Schickſal zu erleiden:
So mit Einer engſt verkettet

Mag mir Glück wie Leid begegnen —
Nie zu fein von ihr errettet,
Doch die Ketten nur zu segnen!

Wie ich längst dann aufgestanden,
Kam beim Herbstesnebelwehen
Mir der Frohmuth fast abhanden,
All mein Glück heut auszustehen,
Und als Grübler meditirt' ich
Gleich mir selber neid'schem Filze:
„Was nur, sag', qualifizirt dich
Heut zu solchem Glückespilze? —
Bist ein braver Kerl zwar eben,
Just nicht auf den Kopf gefallen,
Gönnst auch Andern, froh zu leben,
Und auch meinst du's gut mit Allen!
Möge drum dir's leidlich gehen! —
Doch gedenk' der Kameraden!
Rechne nach: wieviel wohl stehen
So beim Schicksal hoch in Gnaden?
Die dich oft noch übertreffen,
Werden richtig sie gewogen,
Und mit schadenfrohem Aeffen
Meist vom Glück nur sind betrogen?"

Und ich seufzt': „Ach ja, ganz richtig!
Zuviel Glück fiel auf mich Einen!"
Endlich fühlt' ich mich so nichtig,
Daß ich wollt' ein Nichts mir scheinen.

Doch auch dies noch wollt' ich ſagen,
Daß, wie's ja ſchon oft geſchehen,
Auch manch Glück ſchon umgeſchlagen,
Und auch mir könnt' es ſo gehen;
Oder könnten doch auch Leiden
Meinen Himmel wieder trüben,
Und wie wollt' ich drum beſcheiden
Auch im Glück ſtets Demuth üben! —
Da, urplötzlich in dem Sinnen,
Sah ich herbſtlich mich beſonnen,
Und ſo draußen, wie tiefinnen,
War der Nebeldunſt zerronnen.

„Nein, hinweg," erlöſt nun rief ich,
„Feige Skrupel, weg mit ihnen!
Heil'gen Eid doch nun verbrief' ich:
Ehrlich will ich abverdienen,
Was mir unverdient geſchenkt ward;
Nie den reinen Weg verlaſſen,
Drauf ich nun vom Glück gelenkt ward,
Stolz verachtend Nebengaſſen;
Will auch Andern gern vertheilen
Aus zu vollem Glückesſacke." —

Doch, wie ſpät ſchon! — Ich muß eilen,
Her nun mit dem Hochzeitsfracke!
Heute ſoll er trotz der Schwärze
Nur von hellſter Freude ſagen!
Und ſoviel ein Menſchenherze
Kann auf einmal Glück ertragen,

Soviel hol' ich mir vom Bräutchen,
Sei's auch heut ein überreiches.
Neidet mir's nicht, liebe Leutchen!
Denn ich wünsch' und gönn' euch Gleiches.

Horch, schon hör' ich's zehn Uhr schlagen,
Fein im Hochzeitskleid ich prange,
Und schon rasselt auch der Wagen,
Uebertönt vom Posthornklange.
Doch, welch' Wunder ist geschehen? —
Hör' ich doch den Postknecht blasen:
„Sah ein Knab' ein Röslein stehen,"
Schmelzend über alle Maßen.
Wer nur mag's gelehrt ihn haben? —
Rasch zum Fenster hingesprungen
Sah ich flott zwei Braunen traben,
Bänderbunt den Kopf umschlungen;
Und beim Kutscher, gleich brillirend,
Saß mein Schreiber auf dem Bocke,
Heut als mein Lackai fungirend,
Rieſ'gen Strauß am neuen Rocke.

Hei, wie ich hinabgeflogen!
Und mit gleicher Volksliedweise
Trat ich durch den Stadtthorbogen
Waldwärts an die Glückesreise.
Doch, wie nun des Posthorns Schallen
Aufgeschreckt des Städtleins Ruhe,
Ei, ward's aus den Fenstern allen
Ein Gelug und ein Gethue!

Und wenn auch ganz unbefangen
Freudig Aufſchau'n erſt mir glückte,
Bald war mir der Muth vergangen,
Daß ich ſcheu mich niederbückte.
Jetzt, Gottlob, durch's Thor wir raſſeln.
Schwatzt euch aus nun, Stadtfranbaſen,
Laßt das Läſterfeuer praſſeln!
Du doch, Schwager, laß dein Blaſen,
Schone Lippe jetzt und Lunge,
Und erſt vor der Eichenhalde
Blaſ' mit neuem Schmelz und Schwunge,
Blaſ' mein Röslein an im Walde!

Und ſchon ragen hoch die Eichen,
Wo der Wiesgrund ſich geſchloſſen.
Puff, piff, paff, zum Ankunftszeichen
Werd' ich ringsum angeſchoſſen.
„Hanſel, halt' die Gäule feſter!
Werden leicht ſonſt Sturmestreiber!“ —
„Still geſeſſen nun, mein Beſter!“ —
Mahn' ich den erſchrocknen Schreiber. —
Hoch ſchon von den Jagdſchloßthürmen
Bunte Banner niederflattern
Und, im Herzen Frühlingsſtürmen,
Hör' ich ſie im Herbſtwind knattern.
Schlicht verziert von Eichlaubkränzen
Seh' ich auch ſchon Trepp' und Pforte,
Und in goldnen Lettern glänzen
Drüber ſinn'ge Willkommsworte.

Und beſchwingt herausgeſprungen
Eilt' ich nun dem Schloß entgegen;
Zukunft wie Erinnerungen
Fühlt' ich gleich mein Herz bewegen.
Horch, nun klingt auch Baß und Fiedel
Sammt Trompet' und Klarinette,
Und der Poſtknecht bläſt ſein Liedel
Mit der Dorfmuſik zur Wette. —
Wird bei dieſen trauten Klängen
Wohl mein Bräutchen ſchon ſich zeigen? —
Doch ich ſeh' in haſt'gem Drängen
Nur den Vater niederſteigen
Und, kaum mich ſein Arm umſchloſſen,
Iſt die Mutter auch gekommen,
Die, in Thränen ganz zerfloſſen,
Küſſend mich an's Herz genommen;
Licht nun waren Kleid und Bänder,
Wie ich's lang nicht mehr erblickte;
Und gleich hell vom Steingeländer
Mir die Freundin niedernickte.

Himmel, ward's nun neu Geſauſe,
Daß der Eichwald wiederhallte!
Denn vom kleinen Jägerhauſe
Kräft'ger Männerchor erſchallte.
Und die kern'gen Gratulanten
Haben Stimmen wie die Bären;
Wenn des Dorfes Muſikanten
Doch verſtändig ſtill nun wären!

Doch ſie fiedeln drein und blaſen
Trotz der grellſten Diſſonanzen.
Bären ſelber macht' es raſen,
Eh' ſie dächten drauf zu tanzen.
That dies Tongewirr mir wehe,
Nein zum Lachen disharmoniſch! —
Wär's der Grundton unſrer Ehe;
Liebt' ich ewig nur platoniſch!

Doch, o nein, ſo klingt's einſt nimmer,
Wird ein Haus uns Zwei vereinen. —
Und da wart' ich ſchon im Zimmer
Auf des Bräutchens hold Erſcheinen
Mit der Freundin noch ganz einſam,
Und doch wunderſam befangen;
Denn der Vater iſt gemeinſam
Mit der Mutter weggegangen.
Warum harr' ich nur ſo bange? —
Wird mir nimmer doch geſtohlen,
Was beim Kirchenglockenklange
Heute ſchon ich heim darf holen!

Und da kommt ſie in der Mitten,
Von der Zweien Hand geleitet,
Feierlich einhergeſchritten,
Schon zum Kirchgang vorbereitet.
Doch, wie mich ihr Bild verwirrte,
War's auch wunderhold zum Sehen!
Denn, trotz Hochzeitskleid und Myrthe,
Schien ſie an ein Grab zu gehen:

Solch ein heil'ger Ernſt befing ſie.
Aber dann — o welche Wonnen! —
Raſch an meinem Halſe hing ſie,
Daß mich's ſchauerſüß durchronnen.
Stumm mich küſſend ſie frohlockte,
Daß wir bald uns ewig eigen;
Auch mein eignes Reden ſtockte,
Denn viel mehr ſprach unſer Schweigen

Alle nun wir dann zu Fuße
Durch den Wald zum Dorfe gingen,
Und gleich fernem Segensgruße
Hörten wir die Glocken klingen.
Und es ſchien die Herbſtesſonne
Noch ſo warmen Strahls uns heute,
Als ob unſre Frühlingswonne
Auch ihr alternd Herz noch freute.
Nur die Roſen ſchon vergingen
Vor der Schweſter Hochzeitsfeſte,
Und kein Brautlied hört' ich ſingen
Aus der Amſeln ſtillem Neſte.
Und doch — welch ein lenzig Wandern
Unter herbſtgefärbten Eichen!
Wohl nicht leicht mit manchem andern
Ließ der Brautzug ſich vergleichen.

Erſt des Dorfes Muſikanten,
Spielend nun getragne Weiſe,
Dann grünrockige Trabanten,
Flint' und Hut mit grünem Reiſe,
Die in Sanct Huberti Namen

Weit und breit ſich eingefunden.
Drauf vier Förſtersmädchen kamen,
Hochzeitsjungfern, kranzumwunden;
In der Zeugen Brautgeleite
Folgte Hedwig dann inmitten;
Dicht an meiner Mutter Seite
Kam ich ſelber nachgeſchritten,
Während an des Vaters Arme
Unſre Freundin eingehangen,
Und in froh erregtem Schwarme
Mancher Gaſt noch dreingegangen.

War's ein Plaudern erſt und Lachen
Von den Baſen und den Vettern,
Und vom Dorf ein Böllerkrachen
Wie von ſtärkſten Donnerwettern!
Doch auf einmal, wie ward's leiſe!
Denn zum Kirchlein jetzt wir gingen,
Und der Orgel hehre Weiſe
Half bei Allen Ernſt erzwingen.
Mächt'ger aber noch ergriffen
Uns des greiſen Pfarrherrn Worte,
Als er ſprach von Meer wie Riffen,
Und des Ehſtands dunkler Pforte,
Durch die Himmelreich wie Hölle
Könne Mann und Frau erreichen,
Friedentrauten Glückes Völle,
Herzenselend ohne Gleichen. —
Doch, ſo ſagt' er — unſre Liebe
Nur den Himmel ſchaffen würde,

Wenn uns auch erſpart nicht bliebe
Manches Herzleids ſchwere Bürde.
Und wie dann zum Schlußgedanken
Er des Segens auch erwähnte,
Den, gleich jungen Weinſtockranken,
Er für unſer Haus erſehnte:
Sah ich, wie zwei lichte Tropfen
Ihr am Brautkleid niederſanken,
Und auch mein Herz fühlt' ich klopfen,
Dacht' ich ſolcher Weinſtockranken.

* * *

Längſt wir nun ſchon heimwärts kehrten,
Arm in Arm und Herz an Herzen,
Und was war's, wie wir auch wehrten,
Auf dem Heimweg neck'ſches Scherzen! —
Und jetzt ſitzen All' im Saale,
Drin getafelt einſt die Fürſten,
Und beim leckern Hochzeitsmahle
Stillt vorab ſich männlich Dürſten.
Was des Vater Rheins Geſtade
Je gezeugt an Weinesruhme —
Jeder Trunk voll andrer Gnade
Und von andrer Weinesblume —
Das beſtand nun hier die Probe,
Und war's Glas ſo oft erklungen,
Daß von all der Arten Lobe
Schwer ſchon wurden manche Zungen.

Ja, trotz ſtetem Vivatſchallen
Sanken Manches Augenlider,
Bis Champagnerpropfenknallen
Jeden wach gerüttelt wieder. —
Ach, wie mich bei all dem Lärmen
Oft mein Weibchen ſchier gejammert,
Das bei ſtets erregterm Schwärmen
Aengſtlich meine Hand umklammert!

Horch, jetzt von der Meſſerſpitze
Hör' ich hell ein Glas erklingen,
Und ich ſehe von dem Sitze
Sich den Doktor aufwärts ringen:
Jenen ſelben, deſſen Geige
Sanct Cäcilien mit mir feiert. —
Daß nun alles Lärmen ſchweige,
Mahnt ſein Blick noch halb umſchleiert;
Aber dann zwei helle Lichter
Mit dem Flor ſich raſch vertauſchen,
Denn der Doktor iſt auch Dichter.
Und 's wird mäuschenſtilles Lauſchen,
Als das Räuſpern erſt vollendet,
Und mit dem Champagnerglaſe,
Zu uns Zweien hingewendet,
Er uns anfang voll Emphaſe:

„Du Doktor juris, Herr Fritz Falke!
Glaub' nicht, daß ich dir loſem Schalke
Als Leibesdoktor was verſchreibe,
Daß Herz und Kopf geſund verbleibe!“

„Weißt du doch ſelbſt, welch' Arzeneien
Von geiſt'gem Siechthum ſtets befreien!
Auch würdeſt mein Rezeptekritzeln
Du dankbar doch nur ſcharf bewitzeln!"

„Vor Neſſeln drum ich klug mich hüte,
Und nur zu dieſer Roſenblüthe,
Die du ſo diebiſch hier gebrochen,
Sei jetzt mein Doktorwort geſprochen!"

„So laß mich denn, du Röslein, fragen:
Wie kann ein Eichbaum dir behagen?
Wie kann im Falkenfelſenhorſte
Die Amſel niſten aus dem Forſte?"

„Doch, freilich, wird auch oft die Eiche
Des Rösleins Schirm beim Wetterſtreiche,
Und ſchützt auch wohl im Ausnahmsfalle
Die Amſel eine Falkenkralle."

„Das heißt: wenn, der Natur entgegen,
Sie Liebe zu einander hegen:
Dann mag, ganz aus der Art geſchlagen,
Auch Falk und Amſel ſich vertragen."

„Und ſchützt ſie ſeines Scharfblicks Spähen
Vor Katz' und Habicht, Fuchs und Krähen:
So ſänftigt ſie ſein Herz hinwieder
Durch ihre ſüßen Amſellieder."

„Drum will mir's auch ganz klug erſcheinen,
Daß Falk und Amſel ſo ſich einen.
Was muß das prächt'ge Junge geben! —
Hoch, hoch, dies ſeltne Paar ſoll leben!"

Hei, wie's in dies Hoch nun ſchallte,
Daß es an der Wölbung Bogen
Wie von Donner wiederhallte!
Alle Gäſte zu uns zogen;
Klirrend hatt' es uns umklungen,
Und ſodann beim Doktor-Dichter
Strömten aus die Huldigungen
Fein und grob äſthet'ſcher Richter.
Auch wir Zwei ihm Dank entboten,
Und er blies gleichwie vor Hitze,
Als ihm unſre Finger drohten
Ob dem ſchelm'ſchen Vogelwitze.

Selbſt die Mutter hört' ich wieder
Mit der Präſidentin ſcherzen;
Froher noch, als Amſellieder,
Drang ihr Lachen mir zum Herzen.
Und den Vater ſpürt' ich mächtig
Seinen Arm dann auf mich ſtützen:
„Ja, mein Falke," ſprach er, „prächtig
Wirſt du ſtets die Amſel ſchützen!"

Doch mein Weibchen ſah indeſſen
Ich geheim vom Tiſche huſchen;
In dem Jubel leicht vergeſſen,
War's auch leicht nun zu vertuſchen.

Wie ſie dann im Reiſekleide
Schämig leiſe wiederkehrte,
Und auch ſchon vom Abſchiedsleide
Sich der Eltern Herz beſchwerte, —
Flüſtert' ich gar raſch entſchloſſen,
Da ich ihr den Arm geboten:
„Nur nicht Thränen jetzt vergoſſen,
Wie beim Grabe liebſter Todten!"

Laß uns fort drum gehn ganz leiſe
Aus dem wirren Feſtgebrauſe!
Geht doch unſre Hochzeitsreiſe
Nur hinein zum eignen Hauſe,
Wo gar ſicher wir geborgen! —
Laß drum auch jed Leid vergehen!
Schon beim Mittageſſen morgen
Sollt ihr unſer Neſt beſehen!"

Hand um Hand ſich heimlich drückte;
Keines konnt' ein Wort mehr finden,
Und mit meinem Weibchen glückte
Zaubergleich mir das Verſchwinden.
Erſt des Poſtknechts luſtig Blaſen
Hatte dann die Flucht verrathen;
Eltern, Onkel, Vettern, Baſen
Jubelnd noch an's Fenſter traten.

Und die Nacht kam leis gezogen,
Drin, zu ew'gem Liebesfeſte,
Mit der Amſel ich entflogen
Zu dem neuen Falkenneſte.

Dritter Abſchnitt.

Im jungen Hausſtand.

Des Ehſtandes erſter Tag.

Nun ſitzen wir als blutjung Paar
Im eignen Haus am eignen Tiſch;
Und oft noch frag' ich: iſt's denn wahr?
So bin ich halb noch träumeriſch.

Und doch, ich ſeh's ja, wie ſie mir
Den Morgentrank nun ſelbſt kredenzt;
Ich ſpür's ja deutlich, wie bei ihr
Ganz neue Freude mich umlenzt.

Und ſtrahlte ſie im Brautgeſchmeid
Noch geſtern in der Roſe Schein:
So dünkt im ſchlichten Morgenkleid
Ein Veilchen ſie mir heut zu ſein.

Und ſiehe nur, wie wundernett
Ihr nun das Frauenhäubchen ſteht,
Und wie ſie drin naiv kokett
Das Köpfchen ſinnend wiegt und dreht!

„Ei freilich,“ neckt' ich, „was giebt's auch
Für dich zu denken nun und thun!
War's ja beim Vater ſchon der Brauch,
Daß alle Sorgen auf dir ruhn!“

„Jetzt biſt du gar des Hauſes Frau,
Und mir, als Ehherrn, unterthan!
Drum nimm's auch ja nun recht genau!
Anſonſt — nun, was denn fang' ich an?“

„Sonſt — höre meinen Mannesſchwur! —
Für jeden Fehler, der nur klein,
Beſtraf' ich dich — mit Küſſen nur,
Die großen ſperr' — in's Herz ich ein.“

Sie lacht': „Ei ſolch ein Strafgericht
Verlockt nur, daß man fehlt und irrt;
Und doch, mein Hausherr, fürchte nicht,
Daß je mein Herz drauf ſünd'gen wird!“

„Nur, nichtwahr, wenn ich hier was thu' —
Bevor ich ſelbſt es nicht vollbracht:
Siehſt du nicht allzuſcharf mir zu,
Weil ſonſt dein Blick mich ängſtlich macht.“

„Ei,“ fiel ich drauf hell lachend ein,
„Du glaubſt doch von dem Falken nicht:
Er woll' ein Hafengucker ſein?“
Da tätſchelte ſie mein Geſicht:

„Na, na, Herr Falk, wie weiß ich dies?
Schon mancher Mann mit viel Verſtand
In ſeinem Haus ſchon Manches blies,
Was dennoch nie noch ihn gebrannt.“

„Du Schelm, wie ſcharf dein Zünglein iſt!“
Scherzt' ich, „doch recht ſo, wehre dich!
Und da du doch ein Röslein biſt,
Gebührt dir auch der Dornenſtich.“

„Nun wohl,“ ſprach ſie in ſchelm'ſchem Trutz,
„Dann gleiche Macht ſo mir, wie dir!
Du ſorgſt für Geld und äußern Schutz,
Des Innern Glück belaſſe mir!“

„Und nicht aus vielem Lärm erſteh's!
Denn Hausfraunamt, ſtets ungeſtört,
Gleich aufgezognem Uhrwerk geh's,
Deß Schlüſſel nie wer ſchnarren hört.“

* * *

In neck'ſchem Ernſt ſo ſprachen wir,
Dann reichten wir uns Mund und Hand,
Dranf gab ſie ſcherzend Urlaub mir,
Da ſie im Wohngemach verſchwand.

Doch ſah ich unbemerkt ihr nah,
Wie erſt zum Blumentiſch ſie ging,
Und ſorglich jedes Blatt beſah:
Ob dran nicht noch ein Stäubchen hing.

Und erſt, als ſie es weggewiſcht,
Ward von ihr, doch wie ängſtlich faſt,
Mit Waſſer jede Blum' erfriſcht. —
Wie dies Geſchäft zu ihr gepaßt!

Sie konnte wohl auch anders nicht,
Denn, zählt man zu der Blumen Art,
So heiſcht auch ſchon die Schweſterpflicht:
Zu pflegen ſie gar treu und zart.

Jetzt ſchellte ſie, und leiſe trat
Das neue Stubenmädchen ein;
Und wie ſie's nun ſo freundlich bat:
Im Zimmer ihr zu Dienſt zu ſein!

Wie ſtillſten Worts ſie das und dies
Das Mädchen lehrte mit Bedacht,
Und nie ſie die Geduld verließ,
Ward viel auch erſt verkehrt gemacht!

„So," ſprach ſie ſanft, „nun geht es gut,
Auch ſorge, daß die Zeit dir reicht!
Wer was mit Lieb' und Einſicht thut,
Dem wird die Arbeit noch ſo leicht."

Gleich friedlich ſchritt ſie übern Gang
Durch die halboffne Küchenthür,
Und ihre liebe Stimme klang
Auch dort vernehmbar kaum herfür.

„Du prächt'ges Weibchen!“ jubelt' ich,
„Nun ſah und hört' ich ſchon genug.
Welch eine Ruhe, wonniglich,
Und doch ſo pflichtgetreu, ſo klug!“

* * *

Drauf, kaum die Stunde ganz verrauſcht,
Saß ich im Wohngemach mit ihr;
Da fragte ſie, ganz umgetauſcht:
„Nun, Männchen, ſchau', gefall' ich dir?“

Statt ihrem Häubchen trug ſie jetzt
Ganz unverhüllt ihr zart Gelock;
Von ſchmuckem Kleide war erſetzt
Ihr erſt ſo ſchlichter Morgenrock.

Doch wieder ſcherzt' ich: „Goldnes Kind,
Was ich von Kleidern auch verſteh'!
Denn ſtets gleich reizend ich dich find',
In welchem Kleid ich auch dich ſeh'.“

„Nein!“ rief ſie ſtolz, „noch niemals ſtand
So ſchön, wie dieſes, mir ein Kleid,
Macht' ich mir's doch mit eigner Hand! —
Bewundre die Geſchicklichkeit!“

„Und kannſt du's heut noch nicht verſtehn,
Daß ich ſo ſtolz als Schneiderin:
Du wirſt es ſpäter ſchon noch ſehn,
Welch' eine bill'ge Frau ich bin!“

„Nein, theuer über alles Maß,
Ganz unbezahlbar!“ rief ich aus,
Und pries, wie ſchön das Kleid ihr ſaß,
Und welcher Schatz ſie meinem Haus.

* * *

Nun war es Mittagsſtunde bald,
Wir ſpähten ſchon mit Aug' und Ohr,
Und die Kaleſche fuhr vom Wald
Jetzt übern Marktplatz raſſelnd vor.

Was das nun auf der Treppe ſchon
Vierſtimmig lauter Jubel war
Von Vater, Mutter, Tochter, Sohn,
Wie Wiederſehn nach manchem Jahr!

Dann auch die Präſidentin kam,
Und grüßt' uns Beide ſtill erfreut.
Aus deren Hand mein Glück ich nahm:
Wie durfte ſie uns fehlen heut?

Als wir darauf in's Wohngemach
Mit den drei Gäſten traten ein,
Rief ich: „Willkomm hier tauſendfach!
Laßt's euch bei uns behaglich ſein!“

„Ihr ſeht: ſchon iſt der Tiſch gedeckt,
Zum erſten Mal auch für uns Zwei,
Und wenn's heut unſern Gäſten ſchmeckt:
Der jungen Hausfrau Ruhm das ſei!“

Der Vater aber ſprach: „Nein, nein,
So ſtark das Eſſen nicht preſſirt;
Mit der Frau Mutter im Verein
Will ich erſt ſehn, wie ihr logirt!“

„Zwar weiß ich, Kind: an Mutterſtatt
Frau Präſidentin dich gar gut
Ganz insgeheim berathen hat,
Doch Selbſtſchau niemals Schaden thut.“

Und in der Wohnſtub' erſt gar froh
Sahn ſich die Eltern prüfend um,
Doch gleich darnach — wie kam's nur ſo? —
Ward ernſt ihr Blick, ihr Mund blieb ſtumm.

Denn rechts und links hing an der Wand
Der Eltern Bildniß je ein Paar,
Drans nur ein Theil noch vor uns ſtand,
Und ſchon im Grab der andre war.

Da fiel ich in ihr Sinnen ein:
„Seht ihr: ſo hört und ſchaut ihr zu,
Was immer Eines von uns Zwei'n
In unſerm Hauſe red' und thu';“

„Und, was von Freud' einſt wie von Leid
Das Leben uns beſchieden hab':
Ihr theilt's mit uns, die ihr noch ſeid,
Sammt den Geweſenen — im Grab!“

Ich ſah's: raſch tröſtete mein Wort.
Wir drückten uns die Hand zugleich,
Dann ſetzten wir die Umſchau fort
In unſres Hauſes Himmelreich.

Doch, wo nun auch ihr Blick verweilt:
Nur voll Bewundrung, ſtets gemehrt,
Ward Lob der jungen Frau ertheilt,
Wie ſie's verſchämt auch abgewehrt.

Und wahrlich auch, wie Friedensluft
Spürt' ich's aus jedem Zimmer wehn,
Als ob von ihres Weſens Duft
Ein Hauch darein könnt' übergehn.

Und wie den Hausrath ſie geſtellt,
Und jeden Mißton klug vermied! —
So klang's aus ihres Hauſes Welt
Wie ein harmon'ſches Hausfraunlied.

Wie dann auch nach dem Mittagsſchmaus
Ihr neues Lob erklang beim Wein,
Da weiht' ich unſer junges Haus
Herzinnig mit dem Trinkſpruch ein:

„Sei mir geſegnet tauſendfach,
Du Haus, auf feſten Grund gebaut!
So ſei dein Mauerwerk und Dach
Allheil'ger Liebe Schutz vertraut!

Jedweden Raum beſeele ſie!
Jed' Herz drin ſei von ihr entflammt,
Und ihre Macht verfehle nie,
Drin zu verſehn ihr göttlich Amt!"

„Auch euch zu Gaſt ich bitten mag,
Ihr Freuden alle, groß und klein!
An jedem ſchlichten Werkeltag
Soll hier ein Feſt des Friedens ſein!
Doch drängte drin das Leid ſich auf,
Dann halten den Beſuch wir aus:
Nur eil' auch in beherztem Lauf
Die Hoffnung in der Trübſal Haus!"

„Was gut und ſchön und heilig heißt,
Was Menſchenwürde noch verklärt,
Dem ſei von dieſes Hauſes Geiſt
Der prieſterliche Dienſt gewährt!
Doch weichliche Empfindelei,
Die Kopf und Herz nur kränkeln macht,
Nicht einen Tag hier Hausfreund ſei! —
Empfindung ſei's hier Tag und Nacht!"

„Und dich auch, friſches Waldesblühn,
Draus dieſes Hauſes Frau entſproß,
Du Vogelſang und Lichterglühn,
Bleibt hier auch unſer Hausgenoß!
Selbſt du, urkräft'ges Waldgebraus,
Als heil'ger Zorn kehr' bei uns ein! —
Mit ſolchen Gäſten ſoll dies Haus
Die Herberg' unſres Glückes ſein!"

Die erſten Staatsviſiten.

O Himmel, welche Zeit der Qual!
Nun geht's an unſre Staatsviſiten;
Gleich ein und zwanzig an der Zahl,
Und ließ nicht Mindrung ſich erbitten.
Denn, wer nur hier die Feder führt,
Erwartet unſre Reverenzen,
Wie's allen Bürgern auch gebührt,
Die glorreich in dem Stadtrath glänzen.

So will ich denn auch, fein befrackt,
Nun an die Marterarbeit gehen,
Und würdevoll mit feinſtem Takt
Jedweden Opfergang beſtehen.
Vielleicht auch lern' ich was zumal
Im Studium der Charaktere;
Wenn nur das Menſchenmaterial
Etwas intereſſanter wäre!

Doch hab' auch ich ein heimlich Gran'n
Vor Büreaukraten und Philiſtern,
Soll doch mein Weibchen mit den Frau'n
Kaffeefraubaslich ſich verſchwiſtern.
Denn wie ſo wohl thut ihr alsdann
Des Nachmittags ein Strickſtrumpfkränzchen,
Ein Spielchen und auch dann und wann
Ein mädchenhaftes Frauentänzchen!

„Drum Weibchen, ſetz' auch du nun auf
Den feinſten Hut zur feinſten Robe,
Daß bei der Frage nach dem Kauf
Man deine Wahl auch ſtets belobe!
Du glaubſt nicht, wie die Frauen hier
Geſchmack verſtehn der Toilette!
Auch machſt du wohl nicht Fehler mir
In feiner Formenetiquette!"

„Biſt freilich in dem Waldhaus nur
Der Mutter Vorbild nachgegangen,
Und haſt allein von der Natur
Der Bildung Grundbegriff empfangen!
Ja, wär' in welſchem Penſionat
Für deinen Schliff etwas geſchehen! —
Doch — wie's auch oft mir wehe that:
's iſt einmal ſo; und 's wird ſchon gehen."

Sie ſah mich neckiſch ſeufzend an,
Und ſchlug dabei mir ſanft die Wange:
„Ach ja, wär's nur ſchon abgethan,
Denn mir iſt ganz entſetzlich bange;

Viel minder noch für mich, als dich,
Du Hochſtudirter, Feindreſſirter!“ —
Da droht' ich ihr: „Schnell küſſe mich!
Sonſt werd' ich noch ein Irritirter!“

Und lachend gab ſie Kuß und Hand,
Dann gingen wir uns ſchön zu machen.
Wie drauf geputzt ſie vor mir ſtand,
Hei, mußte mir das Herz da lachen!
Wie war ihr Anzug edel ſchlicht,
Und doch von Liebreiz hold umfangen!
Ach, ſolch Figürchen, ſolch Geſicht
Braucht ja ſich ſelber nur zum Prangen.

Und ſo, genau nach dem Programm,
Beginnend bei des Städtleins Spitzen,
Ward ausmarſchirt ſoldatiſch ſtramm,
Die Anſtandsſchulden abzuſitzen.
Des Oberrichters ſtolz Gemahl
Begrüßten wir zuerſt natürlich,
Und, da der Hausherr weg ſich ſtahl,
War ſie's buchſtäblich wie figürlich.

Sie führt' uns in den Staatsſalon,
Geheizt ſogar ſchon im Oktober;
Hielt ſie doch ängſtlich auf bon ton,
Doch faſt zu kühn auf Schminkzinnober!
Drum glich ihr Teint dem Feuerbrand,
Wenn auch ihr Hals in's Gelbe ſpielte,
Schwarz war ihr Haar, nur dicht am Rand
Das Grau aus falſchem Scheitel ſchielte.

Auch ſchillerte gar farbengrell
Des aufgeputzten Leibs Ruine,
Und weh dem, deſſen Blick ſo hell,
Daß ſie nicht ziemlich jung ihm ſchiene.
Ihr Haus war ja noch kinderlos,
So konnt' auch jetzt kein Sproß verrathen,
Wie viel Friſeur und Schneider bloß
An ihr der Jugend Wunder thaten.

Im Sopha lehnend etwas quer,
Sie nun melodiſch converſirte:
„Wie bin ich enchantirt, ma chère,
Daß ſich Ihr Mann noch mariirte!
Wir zweifelten ſchon, pensez vous,
Daß es dazu noch würde kommen,
Und enfin, doch ganz entre nous,
Hat er nun Sie zur Frau genommen."

Welch ein Orakel, myſteriös,
Wie der Sibylle Mund entſtiegen!
Sie lächelte ſehr graziös,
Und wir verneigten uns verſchwiegen.
Dann ſchauten wir uns ſchelmiſch an,
Drauf ſie ein Buch vom Tiſch genommen —
's war ein franzöſiſcher Roman —
Und ſprach ſie, da ihr Blick verſchwommen:

„Dieß Buch hier ich ſchon viermal las,
Wie wird auch Sie's intereſſiren!
's iſt ſo pikant, daß Sie — sans phrase —
Nur excessivement profitiren."

Doch raſch fiel ich in's Wort: „Pardon,
Wenn ich das höflichſt refüſire!
Das paßt der Dame vom Salon,
Nicht früherm Kind vom Forſtreviere.“ —

„Aha,“ ſie ſtichelte, — „n'est-ce pas?
Es hapert wohl mit dem Parliren.“
Und ſpöttelnd ſeufzt' ich: „Oui, ma foi,
Mir mußte dieß malheur paſſiren.
Ich habe nämlich, pensez vous,
Mir eine deutſche Frau genommen,
Zu deutſchem Haus, ganz entre nous,
Wie das ſchon öfter vorgekommen.“

Und mit iron'ſcher Devotion
Hatt' ich der Gnäd'gen mich empfohlen,
Doch hört' ich vor der Thüre ſchon
Mein Weibchen tiefen Seufzer holen.
Schnell tröſtet' ich: „Sei luſtig, Kind!
Es war doch Alles nur zum Lachen.
Nimm nur die Menſchen, wie ſie ſind,
Und nichts mehr wird dich irre machen.“

„Einſt ward ſie ‚goldne Gans' genannt, —
Man merkt's noch jetzt an jeder Feder —
Weil einſt ihr Vater allbekannt
Ein Krösus ward durch Ochſenleder.
Da ward der Aermſte halb bankrott,
Wie juſt er einen Mann ihr kaufte;
So kam zum Schaden noch der Spott,
Der dann ihr Ehglück ‚ledern' taufte.“

„Drum ſieh, die Frau erbarmt mich ſchier;
So ohne Kind und ehlich Lieben
Iſt nur Luſt an kindiſcher Zier
Bei kärgſtem Geiſt zum Troſt verblieben.
Auch gönn' ihr das beſondre Glück,
Daß ſie ihr Welſch nicht läßt verroſten!
So zahlt ſie wenigſtens zurück
Des Penſionates einſt'ge Koſten."

Und lächelnd ſprach ſie vor ſich hin:
„O daß nur du mit mir zufrieden!" —
Dann ging's zur Bürgermeiſterin,
Und neuer Spaß ward uns beſchieden.
Wie's nämlich auch ſchon zwölf Uhr ſchlug,
Sie doch bei unſrer Staatsviſite
Ihr Morgennegligé noch trug
Von ziemlich negligeantem Schnitte.

Doch, kaum wir traten in die Thür,
Sie reſolut zum Schranke rannte,
Und riß den türk'ſchen Shawl herfür,
Der die Türkei wohl niemals kannte;
Und ihr german'ſches Morgenkleid
Orientaliſch flugs drappirend,
Empfing ſie uns voll Sicherheit,
Schon durch den Umfang imponirend.

Dann aus gemeinem Wohnbereich,
Etwas in Unordnung noch eben,
Entführte ſie uns allſogleich
In's „noble Zimmer" dicht daneben.

's war herbſtlich kalt, doch dicht gereiht
Lag drin ſo reicher Aepfelſegen,
Daß, dachten wir der Erntezeit,
Es uns ſchon wärmer ward deßwegen.

Auf ſteifem Sopha ſaßen wir,
Deß Kiſſen alle weiß bezogen,
Und hui, wie ſprudelt' es aus ihr
In raſchen Worts geſchwätz'gen Wogen!
Und immer neu ſie uns begoß,
Daß nie zum Reden Zeit wir hatten,
Bald von der Mägde ſchlechtem Troß,
Bald von noch ſchlimmern Ehegatten.

Mein Weibchen ward ſtets mehr verdutzt,
Indeß ich heimlich hellauf lachte;
Doch unſre Zeit war ausgenutzt,
Und unſres Abſchieds ich gedachte.
Sie macht' ein wuchtig Compliment
Gleich einem ſhawldrappirten Faſſe.
„Gottlob," ich ſeufzt', „es iſt zu End',"
Und ſprach zu Hedwig auf der Gaſſe:

„Nun ſahſt du neues Exemplar,
Und doch bei dieſem auch bedenke,
Daß ſie einſt Bräuerstochter war,
Nur groß geworden in der Schenke!
Wie ſollt' als Bürgermeiſterin
Bei ihrem Mann, dem protz'gen Bäcker,
Sie dann erlernen feinen Sinn
Ohn' einen feineren Erwecker?"

Nun weiter zur Frau Amtmannin
Ging unſer Weg beſprochnermaßen;
Man führt' uns gleich zum Zimmer hin,
Drin ihre Kinder bei ihr ſaßen.
Doch, wie war Alles nett und rein,
Das Bild der Mutter wie der Stube!
Gleich ſchmuck das zarte Töchterlein,
Wie auch der dicke ſtramme Bube.

Nun trat auch noch der Amtmann ein,
Den Hausherrngruß uns zu entbieten;
O wie da Alle, groß und klein,
Des Hauſes Luſt uns gleich verriethen!
Wie ließ ſich's traulich plaudern hier,
Ganz wie in unſern eignen Räumen!
Noch herzten die zwei Kinder wir,
Und gingen fort in goldnen Träumen.

Doch wiederum in anderm Haus,
Bewohnt von einem Amtscollegen,
Ach, ſah's drin trüb und ärmlich aus,
Denn reich war nur ſein Kinderſegen.
Die arme Frau, ſie grüßte ſchier,
Als ob wir wieder gehen ſollten;
Ein weinend Mädchen hing an ihr,
Indeß vier Buben um ſie tollten.

Und kaum im Zimmer um wir ſahn,
Und kaum nach ihrem ſchmutz'gen Kleide,
Drin juſt wohl Magddienſt ſie gethan,
Gealtert von der Nothdurft Leide.

Und dennoch im Vorübergehn,
Vor ihrem wohl gar magern Essen,
Konnt' ich durch's Weinhausfenster sehn,
Wie just ihr Mann dort hingesessen.

„Ach," seufzte Hedwig, da wir jetzt
Erlöst aus dieser Atmosphäre:
„Wie mich die arme Frau entsetzt,
Doch, wenn sie reinlicher nur wäre!" —
„Und doch die Frau," erwiedert' ich,
„Der also Lieb' und Glück erstarben,
Läßt, wie ihr Innres kümmerlich,
Zuletzt ihr Aeußres leicht auch darben."

„Und denk' ich, wie die Frau sich plagt,
Die bessres Loos verdient wohl hätte,
Trotzdem sie mir noch mehr behagt,
Als läge sie auf der Couchette,
Und hielt', auf's Feinste toilettirt,
Nur den Roman in trägen Händen,
Um, bis zum Sterben ennuyirt,
Zu seufzen nach des Tags Vollenden."

Und weiter noch — wir ruhten nicht —
Vier Häuser wir durchwandert hatten;
Beim Doktor schauten wir nur Licht,
Beim Thierarzt wieder etwas Schatten.
Gar blank, wie auch die Offizin,
War's Apothekerhaus zu schauen,
Das Rentamt gleich behaglich schien;
Und wie jed' Haus, so auch die Frauen.

Wie dann wir todesmüd daheim,
Da war's, als läg' uns in dem Magen:
Wein, Eſſig, Wermuth, Honigſeim,
Ein Vischen viel, um's zu vertragen.
Trotzdem ſchmeckt' uns das Eſſen noch
Nach all den Staatsbeſuchsbeſchwerden:
„Ach, 's iſt bei uns am Schönſten doch,
Und immer ſchöner noch ſoll's werden!“

Nach meiner Art.

Iſt doch das menſchliche Geſchlecht
Stets in der Laune, zu bemäkeln!
Was Hinz und Hanne hält für recht,
Reizt Kunz und Käthe nur zum Häkeln.

Und ſeltſam: ein je engrer Kreis
Umſchließt der Nächſten Daſeinsſtätte,
Um ſo viel ſichrer Jeder weiß,
Was Andern wohl geſchickt ſich hätte.

Und ſo ſie's erſt nicht ruhen ließ,
Vorab die weiblichen Naturen,
Daß wir in's Eheparadies
Schnurſtracks zur eignen Wohnung fuhren.

Wär's ſeiner Brauch doch überall,
Daß man zuerſt umherkutſchire,
Und nicht, daß man ſo Knall und Fall
Als neuvermählt ſich präſentire!

Nur freilich ſich auch ſtreiten läßt,
Was als poet'ſcher ſich erweiſe:
Ob junge Eh' im heim'ſchen Neſt,
Ob draußen auf der Hochzeitsreiſe.

Ich dachte mir das Erſte nun,
Und will, um dies erſt zu erproben,
Im Wonnemond das Zweite thun,
Was ich im Herbſtfroſt nur verſchoben.

So iſt's im Grund das gleiche Lied,
Nur daß wir's umgekehrt nun ſingen;
Und danket Gott, daß Unterſchied
Beſteht auch in den kleinſten Dingen!

Ja, wie allweiſ' iſt das beſtellt!
Denn, über gleichen Kamm geſchoren,
Wie monoton wär' unſre Welt,
Und wie viel Reiz ging' ihr verloren!

Drum gönnt beſondre Art auch mir!
Ich laſſ' euch nach der euern leben,
Und denken gegenſeitig wir:
„Es muß auch ſolche Käuze geben."

Und welch aparter Kauz bin ich,
Zählt auch der Falk nicht zu den Eulen!
Denn nimmermehr entſchließ' ich mich,
Umheult von Wölfen, mitzuheulen.

Klingt euch die Redensart zu hart,
Sei sie auf Keinen doch bezüglich!
Ich meine nur, daß gleich apart
Ich werd' im Ehstand sein vergnüglich.

Wenn Andre nach dem Abendschmaus
In's Wirthshaus zur Erheitrung eilen,
Riskir' ich's, in dem eignen Haus
Mit meiner Frau mich zu langweilen;

So ungefähr: wie wenn im Staub
Ich mich am Tage müd gegangen,
Und Abends dann mit kühlem Laub
Ein Eichwald mich bei ihr umfangen;

Wie wenn in kahler Wüstenei
Ich dürstend an ein Brünnlein käme,
Wie wenn nach heiserm Rabenschrei
Ich Nachts die Nachtigall vernähme.

Und wie das in mir stürmisch drängt,
Kommt träg' die Feierzeit geschlichen!
Sitzt auch mein Leib noch eingezwängt,
Mein Herz ist sehnend schon entwichen.

Doch nicht gar weit, nur übern Platz,
Wo ich von meinem Amtsstubkerker
Alltäglich meinen Herzensschatz
Stets fleißig sitzen seh' im Erker.

Sie müht daheim für mich die Hand,
Hier thut's für ſie ganz gleich die meine.
O ſegensvoller Liebverband,
Wird unſre Arbeit ſelbſt nur eine:

Nur eine für das eine Haus,
Drin Herz und Geiſt von uns nur eines!
Soviel auch Blumen: nur ein Strauß,
Und wer ſie von uns brach, weiß Keines.

Und horch, die Feierſtunde ſchlägt;
Nun fort aus Staub in reine Düfte!
Der Sehnſucht ſtarker Flügel trägt
Mich übern Marktplatz durch die Lüfte.

Schon liſcht das Licht im Erker aus,
Sie eilt mir ja zum Gruß entgegen.
Ich hab' ein Weib, ich hab' ein Haus! —
O welch Geheimniß voller Segen!

Stets ſchlägt's den Schleier neu zurück,
Zu neuem Reiz ſich zu verſchleiern;
So bleibt's ein ſtets gleich reizend Glück:
Alltäglich Wiederſehn zu feiern.

So wird die Abendzeit uns Zwei'n
Von ſelbſt zum häuslich trauten Feſte,
Sind auch bei ſchlichtem Lampenſchein
Zumeiſt wir ſelber nur die Gäſte.

Sei's, daß wir herzlich plaudern nur,
Ein Buch durchlesen und besprechen;
Sei's, daß wir auf poet'scher Flur
Zusammen duft'ge Blumen brechen.

Und wieder sitzt sie am Klavier,
Ihr Spiel begleitet meine Geige.
Oft singt sie auch ein Volkslied mir,
Dem Vogel gleich auf schwankem Zweige.

Und statt am Mittwoch früher nur
Dreiblättrig Kleeblatt musicirte,
Macht Sanct Cäcilien gleich die Cour
Mein eignes Weibchen nun als Vierte.

Oft kommt die Präsidentin auch,
Die all dies Glück uns ja beschieden,
Und ihrer Seele Blüthenhauch
Durchduftet unsern Liebesfrieden.

Doch stets am Sonntag bis zur Nacht
Im Waldhaus wir die Zeit vertreiben;
Ging längst auch hin die Waldespracht,
's ist Frühling dort, so lang wir bleiben.

Und so wird unser Himmelsblau
Allnächtlich strahlender an Sternen,
Da wir in innrer Seelenschau
Uns immer mehr verstehen lernen.

So ſehn wir ſtets in reinerm Licht
Des Ehglücks Blume ſich entfalten.
O Licht und Thau, verfehle nicht,
Sie auch ſtets blühend zu erhalten!

Der erſte häusliche Zwiſt.

In unſerm ſonſt ſo ſtillen Haus
War heut der allererſte Strauß,
Und mit mir ſeelengutem Mann
Mein zänkiſch Frauchen ihn begann.
Ach, ach, dahin iſt unſer Fried',
Und um die Lieb' auch iſt's gethan;
Nun ſing' auch ich das böſe Lied:
„Fang' Einer nur mit Weibern an!"

Da hatt' ich gleich von Anbeginn
In höchſt galantem Ritterſinn
Ihr anvertraut mein ganzes Geld,
Drauf rechnend, daß ſie Ordnung hält,
Daß ſie im Haushalt weislich ſpart,
Auch Alles aufſchreibt ganz genau,
Den Mann jedoch vor Allem wahrt,
Was in's Bereich gehört der Frau.

Doch was die Böſe heute thut!
Sie quält mich völlig bis auf's Blut,
Daß nun auch ich zu höchſter Qual
Im Hausbuch prüfe Zahl um Zahl:
Ob Brot, ob Fleiſch, ob Milch und Ei,
Und ſonſt'gen Hausbedarfes Art
Von ihr auch gut berechnet ſei,
Und ob ſie nicht gar klug geſpart.

„Ei, Franchen," proteſtirt' ich da,
„Auch ohne Rechnung glaub' ich ja,
Daß als Finanzminiſterin
Du nur gethan nach klügſtem Sinn.
Denn alſo ſich's mit uns verhält:
Ich bin der Herr und Hort im Haus,
Der auch zu ſorgen hat für's Geld;
Ich nehm' es ein, du giebſt es aus!"

Doch mit dem Hausbuch in der Hand
Tyranniſch flugs ſie vor mir ſtand,
Und, o den Blick vergeſſ' ich nie,
Gleich jungem Drächlein ſchnaubte ſie:
„Nein, nein, du mußt mein Buch durchſchaun,
Ob du in mir geirrt nicht haſt!
Erſt ſei verdient dein blind Vertraun,
Sonſt wird's mir nur zur Qual und Laſt."

Doch mannesmuthig wehrt' ich mich:
„Geh' doch, wie kann ich prüfen dich,
Als ſei'ſt du nur Haushälterin,
Dieweil ich doch dein Ehmann bin?

Drum, wie wir nur ein Geist und Leib,
Und unser Haus uns gleich gemein,
Soll, denk' ich, zwischen Mann und Weib
Gemeinsam auch die Kasse sein."

Aha, da merkt' ich auch sogleich:
Ihr Drachenherz ward windelweich,
Das Drachengift war ausgeschnaubt,
Und seufzte sie, gesenkt das Haupt:
„O bist ein garst'ger Mann du heut,
Und hatt' ich mir's so schön gedacht,
Hätt' auch nun dich mein Buch gefreut,
Das mich so stolz und glücklich macht!"

Ha, schoß nun heißen Blutes Quell
Mir rasch zum Kopf und sprach ich schnell,
Da ich zugleich das Buch erfaßt
Und auch durchblättert voller Hast:
„Ach ja, welch wunderschöne Schrift,
Und nicht ein einz'ger Klecks darin!
Auch, was die Rechnung anbetrifft,
Welch praktisch kluger Sparersinn!" —

„Ei, mein gestrenger Herr und Mann,"
Sie mich zu hänseln nun begann,
„Das heiß' ich wirklich genial,
Wie schnell du prüftest Zahl um Zahl!
Nur danke Gott, daß ich es bin,
Die etwas schärfer sie beschaut,
Und ich als Hausministerin
Nicht deiner Obhut anvertraut!"

„So, ſo?“ gab' ich zurück den Stich,
„Nun warte nur, ich räche mich:
So oft ich jetzt beim Monatsſchluß
Dein Hausbuch wirklich prüfen muß,
So oft ſchlepp' einen Actenſtoß
Ich dir vom Landgericht herbei,
Und laſſ' auch dich nicht eher los,
Bis er von dir genehmigt ſei.“

Ha, welche Angſt ſie da beſchlich!
„Herrje, das wäre fürchterlich!
Nein, liebes Männchen, lieber nicht!
Und leiſt' auf immer ich Verzicht,
Daß je mein Hausbuch dich noch quält.
Nur Eins, nichtwahr, geſteh' mir zu:
Wird unſres Glückes Gold gezählt —
Dann thun's gemeinſam ich und du.“

Darauf mit einem Friedenskuß
Beſiegelt' ich den Friedensſchluß
Und ſprach: „Revanche ſei mir fern!
Drum bring' nur deinem Hort und Herrn
Dein Hausbuch, wann es dir beliebt!
Stets ſoll's mir ſein gar frohe Schau,
Mir zeigend, daß es nirgends giebt
Noch eine lieb're, klüg're Frau.“

Zukunftspoesie.

Wir hatten wieder einmal heut,
Abwechselnd in dem Leseramt,
An manchem Lied uns still erfreut,
An manchem Hymnus hoch entflammt;
Und mit geheimem Stolz ich sah's,
Welch sinn'ge Hörerin sie war,
Denn nicht ein einzig Mal geschah's,
Daß ihr ein Vers nicht völlig klar.
Und wiederum ich jetzt begriff,
Wie unverkünstelte Natur
Verständ'ger oft, als nach dem Schliff
Oft unverständiger Dressur.

Da plötzlich rief sie hochentzückt:
„Wie herrlich, wer so dichten kann,
Und Tausende damit beglückt,
Was er geheim für sich ersann!

Er dünkt mich einem Sterne gleich,
Deß Glanz uns grüßt in dunkler Nacht,
Und macht ſein Lied uns freudenreich,
Wenn uns das Leben traurig macht.
Wie lieb' ich drum die Poeſie
Gleich Blumenduft und Sonnenlicht!
Und nichtwahr, Liebſter, nie, o nie
Erſtirbt der Welt einſt jed' Gedicht."

Still ſinnend ſah ich erſt ſie an,
Da ſchon ihr Aug' am Mund mir hing.
Wie hatte mir's doch wohlgethan,
Daß ihr das ſo zu Herzen ging!
Dann ſprach ich zur ihr mit Bedacht:
„Ein ew'ger Lorbeer wohl umſchlingt,
Was je ein Dichterfürſt vollbracht;
Auch Andrer Lied nicht ſchnell verklingt.
Ob aber nicht die Zeit bald nah,
Drin Dichter nicht mehr neu erſtehn —
Wie weiß ich's? Manch Jahrhundert ja
Hat ſängerlos manch Volk geſehn."

„Doch ſieh, mir kommt's beim Dichter vor:
Als ob in der Begnad'gung Zeit
Ein höh'rer Geiſt ihm ſpräch' in's Ohr,
Dem er dann nur die Stimme leiht;
Als ob ſein Herz die Schale nur,
Drein ſich ergöſſe Himmelswein
Aus Reben göttlicher Cultur,
Gereift an ew'gem Sonnenſchein;

Als hab' er, gleichfalls ein Prophet,
Manch ein Geheimniß, nie durchschaut,
Vom Himmelsodem angeweht,
Enträthselt dann uns anvertraut."

„Und drum, lieb Herz, verzage nicht!
Denn, wenn der Tag auch kommen mag,
Da's uns an neuem Sang gebricht: —
Und Gott behüt' uns vor dem Tag! —
Der Dichtung Geist stirbt nie doch aus,
So lang ein Menschenherz noch liebt,
So lang es Vaterland und Haus,
Und Opfermuth wie Freude giebt;
So lange noch die Rebe blüht,
Und noch im Wald ein Vogel singt,
So lang das menschliche Gemüth
Noch glaubt und hofft und sehnend ringt."

„Dann mag manch' Einer Dichter sein,
Wenn er's auch nicht in Verse faßt,
Und kehr' im Heiligthum er ein,
Des ew'gen Dichtergeistes Gast!
Was sonst der Harfner Spiel nur war,
Klingt dann als Jedes Herzenslied,
Dem jener Geist ward offenbar,
Der einst das Licht vom Dunkel schied,
Und der in Manchem unbewußt
Auch heut schon, wenn auch ohne Reim,
Oft tiefer, als in Dichterbrust,
Gegründet sich sein heil'ges Heim."

„Drum würdeſt grade du, mein Kind,
In jene ferne Zeit verſetzt,
Drin nirgends mehr Poeten ſind,
Und alternd die von einſt und jetzt —
O was verſchlüg' es dir dann viel?
Du bliebeſt doch nur Poeſie!
Denn lieblicheres Harfenſpiel,
Als ſelbſt du biſt, vernahm ich nie.
Doch lebt' auch ich in jener Zeit:
Säng' ich als neuer Verſeſchmied,
Durch deiner Liebe Geiſt geweiht,
Das erſte neue Liebeslied!“

Ein Chriſtkindchen.

Jach fliegt der Schnee, und Sturmgebraus
Kommt eiskalt dreingefahren;
Wohl Jedem, der in warmem Haus
Sich heut vor Froſt kann wahren!

Und doch, wie juſt in heut'ger Nacht
Viel Tauſend froh noch werden!
Wie wird zum Himmel heut gemacht
Manch dunkles Haus auf Erden!

Vorab die Kinder, groß und klein,
Die Sehnſucht kaum mehr zügeln,
Bis niederfliegt das Chriſtkindlein
Auf goldnen Himmelsflügeln.

Und auf die heut'ge Nacht auch ich
Gleich einem Kind mich freute;
Das Bäumchen unterm Mantel ſchlich
Verſtohlen heim ich heute.

Und ganz allein putzt' ich es auf,
Wie Eltern für die Kleinen;
Zuhöchſt ſetzt' ich den Engel drauf,
Als Sinnbild für den meinen.

Doch in das Moos zum Chriſtgeſchenk
Ich nur drei Bücher legte,
Noch ihrer Mahnung eingedenk,
Die einſt mich tief bewegte:

„Nichtwahr," ſo ſprach ſie, „mir verſprich:
Mir nichts von Werth zu ſchenken!
Und thäteſt du's, ſo würd' es mich
Viel minder freun, als kränken."

„Was giebt's denn auch noch außer dir,
Deß Werth mich gleich erfreue?
Drum nur dich ſelber ſchenke mir
Alltäglich ſtets auf's Neue!"

„Und ich vergelte dir's ganz gleich
Mit täglich neuer Liebe.
Welch andrer Schatz, auch noch ſo reich,
Uns drum zu ſchenken bliebe?" —

So klang ihr Wort im Geiſt mir nach,
Dabei das Herz mir lachte;
Wie war doch liebreich, was ſie ſprach!
Und dies auch noch ich dachte:

„Iſt reich Geſchenk auch Gattenbrauch
Bei vieler Häuſer Feſte:
Was Viele thun, iſt drum nicht auch
Das Höchſte ſtets und Beſte.“

„Denn wie ſo mancher Ehemann
Beſticht nur durch Geſchenke,
Daß ſeine Frau befriedigt dann
Nicht früh'rer Schuld gedenke!“

„Und gleich Geſchenk ſo mancher Frau
Hilft oft dem Mann verſchmerzen,
Daß er's nicht nehme zu genau
Mit ihrem weiten Herzen.“

„Drum wird auch reichſter Schatz beſcheert,
Der ſtets um's Geld zu haben:
Viel höher ſtehn an Goldeswerth
Stets gleicher Liebe Gaben.“

Und während ich ſo für mich ſann,
That auf ſich Hedwig's Zimmer,
Ein Glöcklein läutet' und es rann
Heraus ein milder Schimmer.

Und wie in altem Kindertraum
Trat ein ich ganz befangen,
Und ſah an gleichem Weihnachtsbaum
Zierrath und Kerzen prangen.

Auch wie auf meinem Bäumlein war
Verziert der Tannenwipfel,
Doch ſtatt des Engels grüßte gar
Das Chriſtkind ſelbſt vom Wipfel;

Und in der ausgeſtreckten Hand
Hielt mir's ein Blatt entgegen.
Mein Weibchen vor dem Tiſche ſtand,
Gar wunderſam verlegen.

War's nur der Lichterſchein, der ſo
Das Antlitz ihr verklärte?
War's mehr ihr Herz, das kindlich froh
Ihr ſolchen Glanz gewährte? —

Nun hatte ſie mich angeblickt
Und meinen Hals umſchlungen;
Mit banger Stimme, halb erſtickt,
War dann ihr Wort erklungen:

„Sieh her, dies Bäumchen hier allein
Hab' ich dir zu beſcheeren,
Nur Tannenduft und Kerzenſchein,
Doch halt' auch dies in Ehren!"

„Das Sinnbild ſei es für uns Zwei,
Daß ſtets in unſern Herzen
So tannenfriſch die Liebe ſei,
Und hell, wie dieſe Kerzen!"

„Doch hier, das Chriſtkind auf dem Baum
Hält noch was in den Händen —“
Da ſtockt' ihr Wort, ſie konnte kaum
Den letzten Satz vollenden.

Ich ſagt': „Ach ja, ein röſig Blatt
Hält Chriſtkinds Hand umfangen;
Ob's auch was drauf geſchrieben hat?
Gleich will herab ich's langen.“

Ich hielt es ſchon in meiner Hand,
Und ſprach: „Ei, laß nun hören!“ —
Doch ganz verſchüchtert abgewandt
Rief ſie, mich dran zu ſtören:

„Nein, lies nicht laut, nur ſtill für dich,
Und laß erſt weg mich wenden!“ —
Dann barg ſie, ſchier wie ſcheuend ſich,
Ihr Haupt in beiden Händen. —

Und ihre Bruſt ich dann umſchlang
Als hochentzückter Gatte,
Denn 's klang mir ja wie Engelsſang
In's Herz von dieſem Blatte:

„Was liegt dran, wenn's nun ſtürmt und ſchneit?
Im Herzen hör' ich's klingen:
's wird unſerm Haus zur Sommerszeit
Der Storch den Frühling bringen!“

Vierter Abſchnitt.

Erſte Hausfreuden.

Schwere Stunden.

Nun iſt gekommen die Sommerszeit,
Und ſchwer iſt Aſt und Aehr';
Mein Herz iſt ſchwer voll Bangigkeit —
Wenn's nur vorbei ſchon wär'!

Wie's uns verheißen das Chriſtkindlein,
Fliegt heut der Storch zu uns her.
O Himmel, woll' uns gnädig ſein! —
Wenn's nur vorbei ſchon wär'!

Denn, die ſo gerne lacht und ſingt,
Sie ſeufzt nun gar ſo ſchwer.
Ach, wie um unſer Glück ſie ringt! —
Wenn's nur vorbei ſchon wär'!

Bald tröſtend ich ihr zu Häupten ſteh',
Bald wandr' ich die Kreuz und Quer,
Doch ſtets geht mit mein ſtummes Weh. —
Wenn's nur vorbei ſchon wär'!

Bin wahrlich für mich kein Haſenherz,
Für ſie doch bang' ich gar ſehr.
Ach, braucht ſolch Glück doch erſt viel Schmerz! —
Wenn's nur vorbei ſchon wär'!

Wie lohn' ich's nur? — Wär's möglich noch:
Ich liebte ſie drum noch mehr.
O Himmel, horch, wie kämpft ſie doch! —
Ach, wenn erlöſt ſie wär'!

Auf's Kind ſelbſt leiſtet' ich gern Verzicht,
Und freut' es mich noch ſo ſehr.
Der Mutter nur thu's Leides nicht! —
Nicht leben möcht' ich mehr!

Doch horch! das ging durch Mark und Bein! —
War das nicht Kindesſchrei?
O nun zur Mutter ſchnell hinein! . . .
Gott Dank! — Es iſt vorbei!

Röschen.

O welch ein Glück! — Ein lebend Kind
Iſt wirklich nun uns eigen!
Ach, aller Welt möcht' ich's geſchwind
Voll Dankesjubel zeigen.
Und welch ein prächt'ges Töchterlein
Mit ſchon gelockten Haaren!
Ach, darf der Menſch, ſo irdiſch klein,
Groß Himmelsglück erfahren!

Nun liegt mein Weibchen wie verklärt,
Dahin ſind Angſt und Schmerzen;
Voll Mutterſtolz ihr Kind ſie nährt
Am eignen frommen Herzen.
Und weil der Waldesroſ' entſproß
Dies junge Blumenleben,
Will ich auch dieſem Roſenſchoß
Den Namen: „Röschen" geben.

Ja, Röschen heiß' und auch es ſei!
Wir wollen dein wir warten!
So blühen nun der Roſen zwei
In unſerm Liebesgarten.
So ring' auch du an meinem Stamm
Dich auf mit zarten Blüthen!
Umduftet ihr ihn wunderſam,
Will er vor Sturm euch hüten.

Und nun auch meinem Arm es gieb,
Und laß es drin mich wiegen!
Sieh nur, wie will es ſchon ſo lieb
Auch mir am Herzen liegen!
's iſt ja des Himmels Angebind
Für dein Herz wie auch meines;
So leben wir in unſerm Kind
Zu Zweien fort als Eines.

Was je wir dachten ſehnſuchtsvoll
Und unſre Lippen ſprachen,
Jed' Lied, das unſer Herz durchquoll,
Dieweil wir Blumen brachen —
Das ward in dieſer Kindsgeſtalt
Zur lieblichſten Erfüllung,
Und Glück, von Schleiern erſt umwallt,
Nun feiert die Enthüllung.

Nun laß, du tapfres Mütterlein,
Herzinn'gen Dank dir ſagen
Für Alles, was an Angſt und Pein
Du für dies Glück ertragen!

Wie gern hätt' ich auch hilfbereit
Ein Theil dir abgenommen!
Doch warte nur: die Helferzeit
Wird auch für mich noch kommen.

Nun wollen ſegnend wir die Hand
Auf's Haupt des Kindleins legen;
Schon, daß es dich als Mutter fand,
Iſt jetzt und einſt ſein Segen.
Schutzengel, tritt auch du herbei,
Den Arm darauf zu breiten! —
Ja, Mägdlein „Röschen" heiß' und ſei
Für uns zu allen Zeiten!

Nur ein Mädchen.

„Ein Kind, doch 's iſt ein Mädchen nur!“ —
Wie dumm und roh die Leute ſchwätzen,
Als ſei die ſüße Kreatur
Als Mägdlein minder hoch zu ſchätzen!
Und doch, wie lieblich iſt ſein Bau,
Braun Haar und dazu Veilchenaugen! —
Ach, wird das meiner liebſten Frau
So recht zum Herzenslabſal taugen!

Und gönn' ich's nicht der Wöchnerin,
Die ſchmerzlich mir dies Kind geboren,
Daß wohl nach ihrer Sehnſucht Sinn
Ihr erſt ein Mägdlein ward erkoren?
Sie hat auch einſtens viel mehr dran,
Als je ein wilder Bub' ihr nütze;
Stets ſchmiegt's der Mutter mehr ſich an,
Zuletzt wird's Freundin ihr und Stütze.

Doch auch als Vater ſeh ich's ein,
Sogar von Selbſtſucht noch befangen:
Wie werd' ich mit dem Töchterlein
In väterlichem Stolze prangen!
Und wie ſolch Mägdlein ſchmeicheln kann!
Was wehr' ich einſt dem goldnen Schätzchen?
Faſt fürcht' ich mich als ſtarker Mann
Schon jetzt vorm einſt'gen Schmeichelkätzchen.

Und darf ich nicht, wird's größer ſein,
Verjüngt der Mutter Bild drin ſchauen?
Wird nicht in ſeiner Augen Schein
Mir einſt'gen Frühlings Himmel blauen?
Was wiſſen, die mich hänſeln jetzt,
Welch höhern Standpunkt ein ich nehme?
Wer drum mein Kind zurück mir ſetzt,
Weil's nicht ein Bube — drob ſich ſchäme!

Und wartet es nur ab! — Fürwahr
Ich zahl' euch heim die ſchlechten Witze.
Als ſei's ein Bubenzwillingspaar,
Mein Vaterſtolz beim Taufſchmaus ſitze!
Dann ſollt ihr mir nach klügerm Brauch
Ob meines Mägdleins gratuliren,
Bekennend, daß ein Röschen auch
Des Ehſtands Garten kann verzieren.

Und doch — was ſchießt mir durch den Kopf? —
Ha, Satan, wolle weg dich heben! —
Was haſt, gottlos armſel'ger Tropf,
Du mir für Spottgift eingegeben?

Doch nie ein Ohr vernehmen ſoll's,
Am Letzten in der Wöchnerſtube:
„Ha, wäreſt doch nochmal ſo ſtolz,
Wär's Mägdlein zart ein ſtrammer Bube!“

Tante Käthe.

Alte liebe Tante Käthe,
Laß mich nun dein Loblied ſingen!
Müßte mich, wenn ich's nicht thäte,
In Verdacht des Undanks bringen.
Doch ſchon greif' ich, gute Seele,
Dir zum Preis in's Saitenſpiel;
Nie noch, wie ich oft auch fehle,
Dieſem Laſter ich verfiel.

Und gar gegen dich, du Treue,
Die mich liebt, ſo lang ich's denke,
Und auch jetzt mir auf das Neue
Brachte reichſtes Liebgeſchenke.
Warſt ja ſtets im Haus uns Allen
Eine güt'ge Zauberfee!
Was darin auch vorgefallen,
's war dein eignes Wohl und Weh.

Was ſo Vieler Herz verbittert,
Die der Liebe Glück gemieden,
Was als Mißton oft durchzittert
Alter Jungfrau'n Freud' und Frieden:
Das ward dir zum Opferſchatze,
Und, da Keiner dich erwählt,
Haſt du dich zum Glückerſatze
Unſerm ganzen Haus vermählt.

Standeſt jüngſt erſt viele Wochen
Treu an meiner Mutter Bette,
Deren Kraft wohl ſchon gebrochen
Wenn ſie dein ermangelt hätte;
Hatteſt drauf anſtatt der Schweſter
Mütterlich mein Weib gepflegt,
Und in wie viel Falkenneſter
Haſt du ſchon das Kind gelegt!

Doch o nein, hochherz'ge Tante,
Nicht auf uns du dich beſchränkteſt!
Wo dein Blick die Noth erkannte,
Helfend du dein Herz verſchenkteſt!
Hatteſt auf der Liebe Wegen
Meiſt mit Trauernden verkehrt,
Und des Mitleids Troſtesſegen
Hundertfachem Leid beſcheert!

Und bei all' dem trüben Leiden
Bleibſt du ſtets in heitrer Laune,
Trotz der Hilfe ſtets beſcheiden,
Haſſend jede Lobpoſaune!

Nie die Augen hingeſchlagen
In kokett zu ſchlichtem Kleid —
Ja, ſo will auch mir behagen
Chriſtliche Barmherzigkeit.

Und drum ſing' ich, heut wie geſtern,
Dankbar Lob dir, Tante Käthe.
Daß doch jede deiner Schweſtern
Gleicher Liebe Weg beträte!
Nur entſagend Opfer freilich
Solchen Friedens Sieg erringt;
Drum, wie menſchlich und verzeihlich
Wenn's nicht Jeder gleich gelingt!

Der Kindtaufſchmaus und Onkel Franz.

Schon iſt getauft das Töchterlein,
Es heißt Maria Roſa,
Und ſchon beſungen im Verein
Von Poeſie und Proſa.
Nun ſitzen wir beim Kindtaufſchmaus —
O harmlos glücklich Leben! —
Wohl ſchwerlich mag's heut froh'res Haus
In deutſchen Landen geben.

Und da es recht ein häuslich Feſt,
Halt' ich's im Wohngemache,
Denn Prahlen, das von Prunk nicht läßt,
War niemals meine Sache.
So feiern auch die Eltern mit
Der Kinder Kindesſegen,
Wenn ſie auch leider heut zu dritt
Im Bilde nur zugegen.

Geſellſchaftliche Heuchelei
Mein Elternhaus ſchon haßte,
Deßhalb war ich auch heut ſo frei,
Zu laden nur, wer paßte.
Wohl Manchen hatt' ich drum verletzt,
Doch ließ es ſich verſchmerzen:
Wer ſich an meinen Haustiſch ſetzt,
Steh' nah' auch meinem Herzen!

So waren's in beſcheidner Zahl
Nur acht der Gäſte heute,
Und keiner, der beim Kindtaufmahl
Sich nicht drum gleich mitfreute.
Nur ungeſehen nebenbei,
Da lagen noch zwei Gäſte:
Der eine ſtill, des andern Schrei
Stimmt' ein manchmal beim Feſte.

Die Präſidentin ſaß bei mir
Zur Rechten als die Pathin;
Dies Feſt auch dankt' ich ja nur ihr
Als Liebesdiplomatin.
Statt der noch ſchwachen Mutter ſaß
Die Tante mir zur Linken:
So mußt' in's Freudenübermaß
Ein Tropfen Wehmuth ſinken.

Gegenüber thronte frohgemuth
Der Großpapa vom Forſte,
Glückſtrahlend ob der Amſelbrut
Im jungen Falkenhorſte.

Des Amtmanns und des Doktors Fraun
Er um ſich ſtrahlen hatte,
Und neben jeder war zu ſchaun
Der andern Ehegatte!

Doch, Himmel, ſchier vergäß' ich ganz
Den ſchwerſten Gaſt der Achte:
Das war mein guter Onkel Franz,
Der doppelt breit ſich machte;
Rothbackig und gar wohl beleibt,
Mit ſpiegelblanker Glatze —
Ein Sechz'ger, doch noch unbeweibt,
Hier ganz auf ſeinem Platze.

Denn, wenn der Mutter Schweſter meiſt
Zu Hilfsbedürft'gen eilte:
Des väterlichen Onkels Geiſt
Stets nur bei Frohen weilte;
Bei Tauf' und Hochzeit jemals kaum
Fehlt' er der Falkenſippe,
Auf daß er ſtets den ſüßen Schaum
Vom Freudenbecher nippe.

Ha, ha, auch heut vom Kindtaufwein
Er wohl zuviel ſchon nippte;
Schon ſchlotterhaft war ſein Gebein,
Sein Kahlkopf ſeitwärts kippte.
Die Zung' auch lallte ſchon etwas,
Sein Stuhl rückt' immer weiter;
Da ſtand er auf, erhob ſein Glas,
Und ſprach erſt witzig heiter:

„Na ja, da ſeid ihr trunken ganz
Ob unſers Rösleins Taufe!
Doch pfiffig fragt der Onkel Franz:
Was ich dafür mir kaufe?
Denn ſeht, blieb ich auch ohne Weib
Und ohne Kind natürlich:
Bin ich an Seele wie an Leib
Gediehn doch ganz gebührlich."

„Sorgt unſer falkenſtark Geſchlecht
Doch ſo ſchon für die Erben!
Und denen iſt wohl auch ganz recht
Mein ehelos Verſterben.
Wie gut drum, daß ich's nie verbrach,
Mich zum Papa zu machen!
So weint kein Weib, kein Kind mir nach,
Und die Verwandten lachen."

„Das wäre freilich traurig ſchier,
Wenn ich es tragiſch nähme;
Doch hatt' ich einſt auch nur Pläſir,
Weil ich um Nichts mich grämte;
Weil ich im ſtrikten Gegentheil
Stets mit euch fröhlich ſchmauste,
Wo's was zu ſchmauſen gab, und weil
Ich ſorgenfrei ſtets hauste."

„Ihr aber, auch geſetzt den Fall,
Daß reich'res Glück ihr hättet —
Bedenkt auch: wie oft Knall und Fall
Solch Hausglück wird verwettet!

Doch ich, wie längſt ihr von mir wißt,
Halt' ängſtlich dann mich ferne;
Als hartgeſottner Egoiſt
Betrüb' ich mich nicht gerne."

„Und dann — war's denn auch ausgemacht,
Hätt' ich mich laſſen fangen:
Ob ich trotz ſchlauſtem Vorbedacht
Nicht elend eingegangen?
Du freilich, loſer Vogel Fritz,
Biſt prächtig weggekommen!" —
Und ihm verſagte Wort und Witz,
Sein Auge ward verſchwommen.

Doch rafft' er ſich heroiſch auf,
Und erſt ſein Aug' er wiſchte,
Dann zu der Rede neuem Lauf
Er neu die Zung' erfriſchte:
„Pah, weg damit! Wozu denn auch
Jetzt melancholſche Grillen?
Ich kam ja doch nach altem Brauch
Zu euch des Frohſinns willen."

„Nur ſag' ich dir jetzt ohne Scheu,
Und ſag's auch deinem Weibe,
Daß, komm' ich auf die Welt auf's Neu',
Ich nie mehr ledig bleibe.
Doch heirath' ich in ſchnellſter Friſt
Wie du, nein, noch viel ſchneller;
Verſtand iſt recht, doch zuviel iſt
Beim Frei'n oft nur ein Preller."

Das Auge wieder wiſcht' er ſich
Und klang gar weich ſein Reden:
„Drum haltet nicht für herzlos mich!
Das bitt' ich nun Jedweden.
Und nichtwahr, wenn's zu Ende geht:
Dann wollt ihr zu mir kommen,
Und tröſtend ihr mein Bett umſteht,
Bis ich draus weggenommen!"

„Und wer ſich einen Falken nennt,
Auch ihre Fraun und Kinder —
Sie ſegnen dann mein Teſtament,
Und den, der's ſchrieb, nicht minder!
Und auf den Stein ohn' allen Glanz
Werd' einfach eingeſchrieben:
„„Hier ruht der gute Onkel Franz,
Den wir im Tod noch lieben"" —

Er ſank zum Stuhle trüb und ſtumm,
Ernſt auch wir Andern ſchwiegen,
Und ſtille Thräne war ringsum
In's Aug' uns aufgeſtiegen.
Auch aus der offnen Zimmerthür
Erklang nun leiſes Weinen.
O wie doch oft — wer kann dafür? —
Sich Freud' und Wehmuth einen!

Erſt eilt' ich zu der Mutter jetzt,
Beſorgt ob ihrem Harme.
Sie war im Bett hoch aufgeſetzt,
Ihr ſchlafend Kind im Arme.

Doch, wie ich dann zurückgekehrt,
War, mit zwar ſchwerer Zunge,
Beim Onkel wieder unverſehrt
Humor und Witz im Schwunge.

„Zum Guckguck," lacht' er, „war das was,
Daß ich mich ſchier drob ſchäme!
Wie dacht' ich, daß Champagnergas
Mir gleich den Witz ſo lähme?
Drum hört auch noch den zweiten Theil!
Sonſt glaubt ihr die Chimäre:
Im Ehſtand nur läg' alles Heil! —
Ja, wenn das richtig wäre!"

„Doch ſchaut euch in der Welt nur um,
Dann müßt ihr klar erkennen,
Daß doch nicht gar ſo eſeldumm
Ein Hageſtolz zu nennen!
Denn wie viel Ehemänner ſind
Um ihre Frau zu neiden?
Und iſt er's, hat er oft kein Kind,
Drum er muß Trübſal leiden."

„Hat er nur eins, welch ſtete Qual:
Er könnt' es leicht verlieren!
Sind's viele, muß ſein Kapital
Gleich reichlich ſich rentiren!
Gerathen ſie, iſt's wohl ein Glück,
Doch Sorgen macht's noch immer;
Iſt auch dabei mißrathnes Stück —
Na, dann noch um ſo ſchlimmer."

„Doch ſagt ihr: einſam und moros
Einſt unſer Alter werde —
Ei, hat der Ehmann beſſ'res Loos,
Deß Leib liegt in der Erde?
Zieht nicht vom Vater Kind um Kind,
Und darf er nur drum klagen? —
Drum, die von jeher einſam ſind,
Auch dies viel leichter tragen."

„Schenkonkel aber, ſo wie ich,
Mit immer vollen Taſchen,
Nun ja denn, die begnügen ſich,
Vom Hausglück nur zu naſchen.
Erbonkel ſind hinwiederum
Stets freundlichſt aufgenommen;
Drum war's verhin von mir ſehr dumm,
So aus der Ruh' zu kommen."

„Und deßhalb will ich feierlich
Nun widerrufen wiſſen
Jed' Wort, zu dem nur Duſel mich
Höchſt albern hingeriſſen.
Bin ſtolz, ein Hageſtolz zu ſein! —
Doch, laßt ihr mich begraben,
Soll's mit dem Teſtament und Stein
Sein feſt Verbleiben haben!"

„Nichtsdeſtoweniger jedoch
Lobſing' ich unſerm Kinde,
Und tauſend Thaler ich ihm noch
In's Mägdleinröckchen binde.

Nur hoff' ich, ſtarker Falkenfritz,
Daß bald ein Bub' erſcheine;
Dann gleichen goldnen Pathenwitz
Für beide Hoſenbeine!"

„Hoch, hurrah, hurrah, immer fort!
Die Welt muß ſich vermehren!"
So jubelt' er in trunknem Wort;
Ward's drauf ein Gläſerleeren!
Dann ſcholl ein Vivatſturm darein,
Daß jach das Kind erwachte;
Der Onkel bei dem ſchrillen Schrei'n
Gleich frohſtem Kinde lachte.

„Nun gleich man mir's auch bringen ſoll,
Daß ich's kann herzhaft ſchmatzen!
Iſt mir doch Herz und Magen voll,
Daß ſchier ſie möchten platzen." —
Im Arm lag ihm das Kind danach,
Er wiegt' es und er herzt' es;
Und neu hervor ſein Weinen brach:
So freut' es ihn und ſchmerzt' es.

Ich ſprach: „Lieb Onkelchen, wie gut
Mit unſerm Kind du's meineſt,
Da unſer Glück ſo wohl dir thut,
Daß gar du drüber weineſt!" —
Dann hatt' ich nebenan geſpäht,
's war Zeit, daß Alles ende. —
Sie lag ganz ſtill, wie im Gebet,
Und faltete die Hände.

Unter'm Wiegenlied.

Ich ſitze Nachts im Zimmer ſtill
Und leſ' und leſe, doch mir will
Das Denken nicht gelingen;
Denn nebenan mit leiſem Laut
Hör' ich die junge Mutter traut
In Schlaf ihr Kindlein ſingen.

Und wie ſie ſo das Lied ihm ſingt,
Im Herzen mir es wiederklingt
Von jenen erſten Stunden,
Da ſie die gleiche Weiſe ſang,
Und unſre Seelen ſich ſo bang,
Und doch ſo froh gefunden.

Erſt ſang ſie mir das Rösleinlied;
Wie wunderſam mir drum geſchieht:
Singt ſie's nun unſerm Kinde!

Nur neuen Text schrieb ich dazu;
O deutscher Dichterkönig du,
Nicht kecke Schuld drin finde!

Ach, wird mir wohl und weh zugleich
Bei diesem Liede liebesweich
Vom Röslein in der Wiegen!
Des ganzen Himmels Sternenpracht
Ist mir in dieser Sommernacht
In's Herz herabgestiegen.

Und doch — es ängstigt mein Gemüth:
Ist's Röslein erst mehr aufgeblüht —
Wie wird sich's dann entfalten?
Und wann es einst an Leib und Geist
Der Mutter ähnlich sich erweist:
Bleibt's uns auch stets erhalten?

O thöricht Herz, was fragst du so?
Sei dankbar und des Glückes froh,
So lang es dir beschieden!
Stets früh genug kommt Angst und Qual.
Doch horch, sie singt das Lied nochmal;
Ich lausch' in frohstem Frieden:

„Schlaf', lieb Röslein, schlaf' nun ein,
Röslein in der Wiegen!
Kinder müssen, noch so klein,
Schön der Mutter folgsam sein,
Und recht stille liegen.
Röslein, Röslein, Röslein lieb,
Röslein in der Wiegen!"

„Weißt noch Nichts von dieſer Welt,
Röslein in der Wiegen!
Saheſt noch nicht Wald und Feld,
Blümen nicht und Sternenzelt,
Und kein Vöglein fliegen!
Röslein, Röslein, Röslein lieb,
Röslein in der Wiegen!“

„Wär' auch noch gar ſehr verfrüht,
Röslein in der Wiegen!
Doch gieb Acht, wie's ſprießt und blüht,
Wie's hier duftet, klingt und glüht,
Wirſt du's Röcklein kriegen!
Röslein, Röslein, Röslein lieb,
Röslein in der Wiegen!“

„Haſt du heut uns froh gemacht,
Röslein in der Wiegen!
Herzlich Dank drum und gut Nacht!
Hält dein Engel bei dir Wacht,
Heimlich und verſchwiegen.
Röslein, Röslein, Röslein lieb,
Röslein in der Wiegen!“

Das erſte Lächeln.

Ha, dieſe winz'ge Creatur,
Was bildet ſie ſich ein?
Verſteht bis jetzt zu ſchreien nur,
Und unfolgſam zu ſein;
Trotzdem will ſchon ſie's ganze Haus
Tyranniſch kommandiren.
Wart' nur, ich treib's der Schelmin aus,
Sie lerne mir pariren!

Hm, hm, wie aber fang' ich's an?
Das iſt kein Kinderſpiel;
Alltäglich müh' ich mich daran,
Und komme nicht zum Ziel.
Zu früh iſt's für die Ruthe noch,
Auch hilft nichts ſanfte Liebe;
Die Unart iſt ſo groß jedoch,
Wie's größter Schelm nicht triebe.

Was fragt dies trutz'ge Ding danach:
Ob Tag, ob Nacht es ſei?
Wie oft ſie meinen Schlaf durchbrach,
Iſt ihr ganz einerlei.
Will ſtill ich leſen, meiſt ſie ſchreit,
Und ſchläft, will ich ſie koſen;
Vorbei Spazierengehn zu Zweit —
O dornenreiche Roſen!

Doch auch Klavierſpiel und Geſang,
Wie rar ward deß Genuß!
Auch ich ſchon eine Woche lang
Mein Geigen laſſen muß.
Der Schreihals will ſelbſt mein Terzett
Durch Mißton manchmal würzen.
Wie kann ſolch Kind doch wundernett
Das ganze Haus umſtürzen!

Stets freudig nur zwar Hedwig iſt,
Und leidet doch noch mehr;
Und nie ſie die Geduld vergißt,
Geht's noch ſo laut auch her.
Sie muß, oft ſcheint mir's, ſich mit mir
Noch mehr zuſammennehmen,
Und heimlich oft fühl' ich von ihr
Gerührt mich tief beſchämen.

Und doch — daß ich's nur noch vermag!
Wie ich auch ſtets mich neu
An jedem Vor- und Nachmittag
Auf meine Heimkehr freu'!

„Dein wartet Weib und Kind daheim!“ —
O wenn's mich jach ſo packte,
Klang gleich auch alter Kinderreim
Aus oft vergilbtem Akte.

Nicht wußt' ich dann, ob Hinz, ob Hans,
In beſſerm Rechte ſei?
Mir dünkt' ein wirrer Firlefanz
All die Juriſterei.
Anſtatt verkehrtes Zeug ich ſchrieb,
Ließ ich die Akten liegen,
Und in mir ſang es: „Röslein lieb,
Lieb Röslein in der Wiegen!“ —

So rann in's ew'ge Meer zurück
Noch mancher Wochen Fluß,
Und fortſchwamm drin manch himmliſch Glück
Und irdiſcher Verdruß.
Umſonſt als Doctor juris ich
Das Schreibrezept ſtudirte,
Bis daß mein eignes Kindlein mich,
Als ſelber krank, kurirte.

Als nämlich geſtern nach der Jagd
Ich juſt zum Hausgang trat,
Wie da die alte Kindermagd
So ſeltſam fröhlich that!
Dann bat ſie mich geheimnißreich
In's Zimmer gleich zu gehen,
Auch komme dann „die Gnäd'ge“ gleich,
Und ließ verdutzt mich ſtehen.

Sie aber ſchmunzelnd weiter ſchlich;
Was freute ſie ſo ſehr?
Im Wohngemach befreit' ich mich
Von Taſche wie Gewehr,
Und harrte noch im Jagdgewand,
Bis Hedwig bald erſcheine;
Drauf ganz verklärt ſie vor mir ſtand,
Auf ihrem Arm die Kleine.

Doch, ſtatt ſie mich erſt angeſchaut,
Und Willkommkuß mir gab,
Sprach ſie zu Röschen ängſtlich traut:
„O nun ſein Acht drauf hab',
Nun grad' ſo lieb auch vorm Papa
Dein Kunſtſtücklein zu zeigen!"
Und froh erregt ich ſie nun ſah
Ihr Haupt zum Kindlein neigen.

Und mit dem Finger ſie ſein Kinn
Selbſt lächelnd drauf beſtrich. —
Das alſo war des Räthſels Sinn?
Wie herzlich rührt' es mich! —
Und ſieh', da lacht' es wunderhold
Ein lächelnd Engelsſchweigen! —
Als ob mir's damit ſagen wollt':
„Erſt jetzt bin ich dein eigen!"

„Du herz'ge Schelmin!" jubelt' ich,
„Wie ſie ſchon zaubern kann,
Und ſieh doch, wie beſchämt ſie mich,
Den ausgewachſnen Mann!"

Und Röschen glitt vom Mutterarm
Beim Sitzen ihr zum Schooße;
Erst küßt' ich beide herzenswarm,
Dann sprach die ältre Rose:

„O laß mich bitten jetzt um was,
Das du mir leicht gewährst,
Erst für mich selber, und durch das
Du gleiche Gunst erfährst! —
Nicht wahr, dies erste Lächeln heut
Vergissest du nun nimmer!
Ich seh's ja, wie's auch dich erfreut,
An deines Auges Schimmer."

„Und sieh, mein liebster Mann, o sieh,
Mein Mutterherz nun meint:
Vergissest du dies Lächeln nie,
Dann, wenn dein Kind auch weint —
Wird doch dein Ohr von fernerm Schrei'n
Viel minder hart getroffen:
Darf fernern Lächelns Sonnenschein
Dein Aug' und Herz erhoffen."

„Und hör' auch noch" — sie sinnend sprach,
„Doch schilt mich altklug nicht!
Darüber auch sann heut' ich nach
Bei dieses Lächelns Licht:
Wie unser Röschen, hat's geweint,
Drauf lächelt zum Versöhnen,
Will auch das Leben, wie mir scheint,
An Gleiches uns gewöhnen."

„Und haſt du mir nicht oft geſagt,
Daß wir von vornherein
Uns üben ſollen: unverzagt
Auch einſt im Leid zu ſein,
Und auf der Freude Wiederkehr
Stets hoffnungsfroh zu ſinnen? —
So laß uns dieſe große Lehr'
Am kleinen Kind beginnen!" —

Drauf blickte ſie mich an, ſo tief,
Den Arm um mich gelegt,
Daß es mich wonnig überlief,
Und fragt' ich froh erregt:
„Wo nahmſt du ſolche Weisheit her,
Du noch ſo junges Weſen?
In welchem Buche, goldesſchwer,
Haſt du ſie aufgeleſen?"

„Ei, ei, wie man ſo fragen kann!"
Sprach ſie, „beſinne dich! —
Nur du, mein kluger Ehemann,
Du warſt dies Buch für mich!
Wie oft trugſt du mein Herz empor
Auf Flügeln höchſter Liebe!
Drum käm' es mir gar kindiſch vor,
Wenn's nun ſtets unten bliebe."

„Und ward mein Herz ein fruchtbar Feld,
Drauf mancherlei geräth:
Nur du allein haſt es beſtellt,
Und auch nur du beſät!

Die Mutterliebe war das Licht,
Dran reifte Halm und Aehre:
Sonſt unſres Kind's, wie deiner nicht
Ich fürder würdig wäre."

Die Kleine ſchläfert' es im Schooß,
Und auf die Mutter ſtand;
Statt lauten Danks drückt' ich ihr bloß
Beim Weggehn ſtumm die Hand,
Und blieb noch eine Weile lang
So ſitzen glückverſchwiegen,
Still horchend auf den Mutterſang
Vom Röslein in der Wiegen.

Fünfter Abſchnitt.

Scheiden und Meiden.

Muß i denn zum Städtle 'naus.

„Muß i denn zum Städtle 'naus" —
O wie fröhlich als Student
Sang ich einſt dies alte Lied,
Wenn ich oft bei Saus und Braus,
Von den Freunden kurz getrennt,
Heimwärts zu den Eltern ſchied!

Volkslied liebt' ich ja ſeit je;
Wie aus räthſelhaftem Mund
Quillt mir's in die tiefſte Bruſt:
Urgeſund in Luſt und Weh,
Gleich dem Lied aus Waldesgrund,
Fremden Beifalls unbewußt.

Und ſeit ſie es gar mir ſingt,
Deren Herz ja gleiches Lied,
Hör' ich's niemals oft genug,
Und oft ſtärker mich's bezwingt,
Als bei Dichtern mir geſchieht
Trotz dem kunſtgeübten Flug.

Ach, wie drum jetzt wehmuthsvoll
Just dies Lied mein Herz beschwert,
Da ich unversehns geschwind
Nun das Städtlein lassen soll,
Das mir all mein Glück bescheert:
Freundin, Vater, Weib und Kind!

Sollte dennoch freun mich zwar,
Daß es nun zur Hauptstadt geht,
Drin ich ward zum Rath ernannt;
Doch zu heimisch mir's hier war,
Und dies niedre Städtlein steht
Mir zuhöchst im ganzen Land.

Zog ich einst voll Mißmuth ein,
Wie ich anders nicht gekonnt —
Längst ist er ja nun verjährt;
Und der Liebe Morgenschein,
Der mir hier das Herz besonnt,
Hat den Ort mir mit verklärt.

Und wie sie's erst schmerzen mag,
Daß sie nun den Vater läßt
Sammt der Kindheit Zauberwald,
Drin wir Sonn- und Feiertag
Feierten gleich harmlos Fest!
Und nun endet's allzubald.

Ja, für unser Röschen gar
Stille Wehmuth mich beschleicht,
Daß für ihre Kindheit auch

Soviel Zauber wunderbar,
Der im Walde webt, entweicht
Bei der Großſtadt Kinderbrauch.

Aber nein, hinweg damit!
Nicht zu weich und nicht zu hart!
'S iſt noch lang nicht ſchlimmſtes Loos.
Sei's das ärgſte, was ich litt!
Denn wie Manchen angeſtarrt
Hat ſchon Unglück, rieſengroß!

Und auch ihm nichts übrig blieb,
Als ergebungsfrohe Kraft;
Weichlichkeit verdirbt den Trieb,
Friſcher Muth verjüngt den Saft.
Auf drum, kommt nun Weib und Kind,
Heut mit mir zum Wald zu gehn!
Und der kräft'ge Herbſteswind
Soll auch Kraft in's Herz uns wehn!

Der Abſchied vom Vaterhauſe.

Derſelbe flotte Poſtillon,
Der einſt mich ſchon zur Hochzeit fuhr,
Blies nun auch vor der Waldesflur
Das Rösleinlied mit hellſtem Ton,
Obgleich wir's nicht befohlen.
Wie das uns ſeltſam heut berührt!
Was damals ſo mein Herz erquickt,
Hatt' uns, zum Scheiden angeſchickt,
Den Hals nun völlig zugeſchnürt;
Wir mußten Odem holen.

Nur unſer Röschen lachte drein;
Zum erſten Mal des Poſthorns Klang
In's Ohr ihm überraſchend drang;
Ja, wolle drum nur luſtig ſein!
Was weißt du noch von Leiden?
Auch, wie auf unſerm Angeſicht
Stets düſtrer wird das Abſchiedsleid,

Du lachend Kindlein ſiehſt's noch nicht!
Gottlob, 's hat Alles ſeine Zeit,
Und mußt gleich uns doch ſcheiden!

Und ſieh, gelockt vom Poſthornton,
Wie kaum dem Forſthaus wir genaht,
Der Vater ſchon zur Treppe trat,
Und auch voll Wehmuth grüßt' er ſchon —
Ich ſah's an Kopf und Händen.
Wie er dann droben uns empfing,
Küßt' er uns ſchweigend alle Drei,
Und als er mit zum Zimmer ging,
Sprach er gefaßt: „Nun denn, es ſei!
Nur laßt es ſchnell uns enden!"

Wir ſaßen nieder, wie im Bann,
Des Redens Anfang ward mir ſchwer,
Und Hedwig war ſchon ſtumm vorher;
Nur zu dem Kinde dann und wann
Hatt' etwas ſie geflüſtert. —
Da endlich fiel der Vater ein:
„Was ſeid ihr Zwei ſo grabesſtumm?
So will denn ich der Sprecher ſein,
Denn, geht man ſcheu um's Wort herum,
Wird's Herz erſt recht verdüſtert."

„Nun glaubt ihr mir's doch ohnehin,
Daß, wenn ihr Zwei mich nun verlaßt,
Ich ein gar einſam ſtiller Gaſt
In dieſem öden Hauſe bin

Nach ſo viel frohen Tagen.
Und doch, ich ſag's euch frank und frei:
Ich klage nicht, daß ihr nun geht,
Wenn ich nur weiß, daß auch ihr Zwei
Euch gleich zu faſſen nun verſteht,
Und gleich auch zu entſagen."

Gar muthig wohl die Rede klang,
Und doch vernahm noch unſer Ohr,
Wie ſie aus tiefſtem Leid hervor
Sich mühſam auf die Lippen zwang,
Nur, daß er uns mit tröſte.
Doch, meint' er's nun auch noch ſo gut,
Der Tochter Herzleid wuchs drum juſt;
Mit losgebrochner Thränenfluth
Sank nun ihr Haupt an ſeine Bruſt,
Daran ihr Bann ſich löſte.

„Ach, Vater!" ſchluchzte ſie, „vergieb,
Daß ich dir anthu' ſolch ein Leid!
Nie dacht' ich ja an Scheidenszeit,
Und daß, trotz aller Kindeslieb',
Ich könnte je dich laſſen.
Nun aber drängt's mit Macht mich fort,
Nicht als dein Kind, doch als ſein Weib,
Ich müßte ſonſt an anderm Ort
Verſchmachten ganz an Seel' und Leib,
Und kann es ſelbſt kaum faſſen."

Und wieder von dem Vater rang
Ihr Arm ſich los in ſtürm'ſcher Haſt,
Und hielt mein eignes Herz umfaßt.
Beruhigend dann neu erklang
Des Vaters Herzensweiſe:
„Ach, Kind — was du geredet jetzt:
Soll ich verzeihn dir, bateſt du?
Gott ſelber hat dir's ja geſetzt,
Und ſteht als einzig Recht mir zu
Mein Segen auf die Reiſe."

„Ja, zweifelt' ich: was ſchwerer dir:
Ob Bleiben oder Weiterziehn,
Ob mich nun laſſen oder ihn? —
Ach, würdeſt du erſt recht dann mir
Das Herz in Gram verſenken!
So aber zieht nur ruhig fort,
Und ruhig bleib' ich hier zurück:
Darf ich an noch ſo fernem Ort
Nur ſtets an euer Haus und Glück
Voll gleicher Ruhe denken."

Auch meine Hand faßt' er ſodann,
So wie ein Vater ſeinem Sohn,
Und ſprach in zutraulichem Ton:
„Und dir, mein Fritz, ſag' ich als Mann:
Sei'n Männer jetzt wir Beide!
Beherzt in dieſem Widerſtreit
Mein Kind in deinen Schutz nun nimm!

Du weißt ja ſelbſt: Empfindſamkeit,
Sie wirkt verweichlichend gleich ſchlimm
Im Glücke, wie im Leide."

Die Vaterhand drückt' ich ihm ſtumm;
Das galt mir mehr, als alles Wort.
Drauf zu uns Beiden wiederum
Fuhr er in weicherm Tone fort,
Jed' Trauern zu entfernen:
„Nein, meine Lieben, macht euch nicht
Das Herz um mich nun allzuſchwer!
Euch lacht noch frohes Sonnenlicht,
So freut euch deß! — Ich ſchaue mehr
Hinauf ſchon zu den Sternen."

„Und auch noch denkt: in der Natur
Ein Forſtmann nie ganz einſam iſt,
Und oft er drin ſich ſelbſt vergißt,
Nachgehend all der Wunderſpur —
Man muß es nur verſtehen.
Und, ſtatt daß Laub und Liedesſchall
Ich ſonſt erſehnt im Waldrevier,
Sei's fortan mehr der Blätterfall!
Denn dann erſt wird es Frühling hier
Durch neues Wiederſehen."

„Und ſo, mein Sohn und Töchterlein,
Hab' ich euch Alles nun geſagt,
Und wenn ich euch nicht vorgeklagt,
Iſt doch mein Herz drum nicht von Stein,

Das war es nie und nimmer. —
Ach nun mir noch mein Röschen gebt,
Daß ich's noch einmal herzen kann“ —
Und ſtockend ſeine Stimme bebt';
Er ſenfzte nur und ſchritt ſodann
Mit uns zum Nebenzimmer.

Und von dem Bettlein nebenan
Hob er an's Herz die Enkelin.
Erſt ſahn wir Beide lächelnd hin,
Doch 's hing ſein Blick ſo ſchmerzlich dran,
Daß wir verzagt ihn mieden.
Stumm küßt' er Röschen, ſtumm danach
Legt' er's in Hedwigs Arm hinein;
Dann halb gebrochnen Tons er ſprach,
Und ſchloß in ſeinen Arm uns ein:
„Und ſo zieht hin im Frieden!“ . . .

Er war ſchon fort, als noch wir Zwei
In trübem Sinnen ſtanden da,
Keins in des Andern Augen ſah.
Vom Wald klang ſchriller Habichtsſchrei
Und rauhe Stürme bliefen. —
Wie anders war's doch dazumal,
Als wir in gleicher Herbſteszeit,
Inmitten unſerm Hochzeitsmahl,
Umjubelt nur von Fröhlichkeit,
Das Vaterhaus verließen! . . .

Bei der Präſidentin.

Wovon wir lang geſprochen,
Und bang uns worden iſt —
Nun war uns angebrochen
Des Bleibens letzte Friſt.

Schon iſt in allen Räumen
Das ganze Haus entleert,
Wir ſind zum letzten Träumen
Beim Gaſtwirth eingekehrt.

Drum lud uns heut herzinnig
Die Präſidentin ein,
Denn nirgendwo gleich ſinnig
Konnt' unſer Abſchied ſein.

Es kamen zum Terzette
Die Freund' und Frauen auch
Zum klingenden Bankette,
Nach altem Mittwochsbrauch.

Und in der finſtern Gaſſe,
Deß Haus ſo grämlich ſchaut,
Wie war's im Wohngelaſſe
Nun Allen licht und traut!

Der Vater nur uns fehlte,
Und bat ich noch ſo ſehr;
Sein Brief uns nicht verhehlte:
Es fiel' ihm allzuſchwer.

Und, wie beim Kerzenſchimmer
Wir ſieben ſaßen da,
Trat unſichtbar ins Zimmer
Auch Sanct Cäcilia.

Die Töne, die oft löſten
Im Herzen Freudigkeit,
Die ſollten nun auch tröſten
Uns in des Scheidens Leid.

Doch ſtürmiſch erſt noch hieß es:
„Lieb Röschen auch muß her!“ —
Und nicht ſich's weigern ließ es:
Zu ſtark war das Begehr.

So ließen wir's denn holen;
Beſtaunt ward's und geküßt,
Da lächelt' es verſtohlen,
Wie wenn's was Heimlich's wüßt'.

Und dann gegeigt, gesungen
Ward tief bis in die Nacht.
So war der Trost gelungen
Cäciliens Zaubermacht.

Ein Hoch dann auf uns Beide,
Ein letztes Glas voll Wein;
Es fiel vor Abschiedsleide
Manch salz'ger Tropfen drein.

Der Präsidentin Hände
Küßt' ich in heißem Dank,
Und, weinend sonder Ende,
An's Herz ihr Hedwig sank.

Wir dankten auch den Andern,
Was Liebes sie gethan.
Dann war es Zeit zum Wandern —
Wir faßten stumm uns an . . .

Letztes Fahrwohl.

Die Stadt liegt noch im Dämmerlicht,
Wir fahren ſchon durch's alte Thor. —
„Nun, liebſtes Weib, o weine nicht,
Nein, nimm nun friſchen Muth dir vor!
Wir ſind uns ja verblieben.
Ob unſer Herz auch viel verlor
Und manche Poeſie hier ſchwand,
Sie bleibt doch unſerm Lieben.
Sie zieht mit uns auch dorthin fort
Als Herzen- und als Hausverband
In unſrer Liebe treuer Wacht.
Und doch, was war's ein trauter Ort,
Der uns das Herz ſo froh gemacht! —
Fahr' wohl, fahr' wohl!"

Und raſcher geht's, die Peitſche knallt.
Sie hält vor's Auge Hand und Tuch. —
„O fahr' nun wohl, mein Eichenwald,
Du unergründlich Zauberbuch —

Der liebſten Waldesroſe
Einſt heimathlicher Aufenthalt!
Wir ziehen fort, und ach, gar weit,
In ſtädtiſch Weltgetoſe.
Doch nehm' ich zwiefach roſig Glück
Mit mir aus deiner Einſamkeit.
Fahr' wohl, all Blühn und Duften! — Bald
Kehr' ich zum Wiederſehn zurück.
Du wunderſchöner Eichenwald —
Fahr' wohl, fahr' wohl!"

„Fahr' wohl, du Städtlein, eng und klein,
Sammt Rathhaus, Wällen, Thurm und Thor!
Hell leuchtet der Erinnrung Schein,
Wenn auch durch ſtiller Wehmuth Flor,
Um deine alten Mauern;
Feſt ſchließ' ich in mein Herz dich ein.
Verſpürte doch in dir mein Kind
Des Lebens erſt Erſchauern!
Drum nie wohl einen Ort ich find',
Deß ſo, wie dein, ich eingedenk.
Du Erkerhaus, ehrwürdig alt,
Hab' herzlich Dank für dein Geſchenk
In dieſer roſ'gen Kindsgeſtalt! —
Fahr' wohl, fahr' wohl!"

„Fahrt wohl, ihr Bürger insgeſammt,
Und bleibt mir gut auch hintennach!
Denkt, daß ich Falkenart entſtammt,
Wenn oft zu ſcharf ich mit euch ſprach!

Mög's euch nur wohl ergehen! —
Viel Zopf zwar hab' ich hier im Amt,
Doch auch bei euch viel tücht'gen Kern
Und Bürgerfleiß gesehen. —
Und vorwärts nun! — Ha seh, wie bricht
Dort mächtig vor der Sonnenschein!
Laß nun der Thräne Flor verwehn!
Und, Hansel, du dein Posthorn richt'!
Blas: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn"
Als letzt Fahrwohl!"

Sechster Abschnitt.

In der Großstadt.

Nach vier Jahren.

Tritt Einer wo in Waldesgrund
An einem Sommermorgen,
Und ſingt er, wie's drin blüht und rauſcht:
Verſtummt nicht auch zuletzt ſein Mund?
Denn, muß er ſich nicht ſorgen,
Daß der, deß Ohr ihm ſchon gelauſcht,
Es nicht gern zweimal thue?
Die gleiche Sorge mich beſchlich,
Drum ließ mein Hausbuch nun auch ich
So lang in träger Ruhe.

Ich konnte freilich früher ſchon
Manch Neues ein drin ſchreiben;
Doch mir gebrach es am Humor,
Und ſtets nur ernſter Pred'gerton
Soll bei der Kanzel bleiben.
Des Schreibens Luſt ich ſo verlor,
Um ſtets es zu verſchieben.

Ich ſchreibe nur, wenn's Herz mich zwingt,
Denn jedes Wort gezwungen klingt,
Mit Herzblut nicht geſchrieben.

Nun aber hol' ich Alles ein,
Und laßt mich euch betheuern,
Die ihr einſt, Kind und Kindeskind,
Sollt' meines Hausbuchs Leſer ſein
Zum Geiſt- und Herzerneuern:
Soviel auch hin der Jahre ſind —
'S iſt unſer beider Lieben,
Wie's in der kleinen Stadt einſt war,
Auch in der großen ganz und gar
Sich immer gleich geblieben.

Nur freilich, auch viel ſchweres Leid
Blieb hier uns zu ertragen:
Viel Krankheit in dem Kinderbett,
Viel angſt- und ſorgenvolle Zeit
Inmitten frohern Tagen.
Oft macht das Leid die Freude wett:
So will's das Leben haben.
Doch litt ich noch viel tiefres Weh:
Ließ ich doch längſt bei Sturm und Schnee
Mein Mütterlein begraben!

Nicht einmal lebend traf ich ſie,
Vorm Tod ihr noch zu danken
Für Alles, was ihr Herz mir that —
Vergeſſ' ich's auch mein Lebtag nie:

So jäh' war ihr Erkranken.
Als ich an ihren Sarg dann trat,
Ich ihre Hand noch küßte,
Und ihr wie ſchlafendes Geſicht
Verklärt ein Lächeln troſteslicht,
Als ob ſie von mir wüßte.

Wie drauf ihr Leib zur Grube ſank,
Und ich ihm nachgeſendet
Des letzten Abſchieds Scholle noch,
Sammt meinem thränenreichen Dank,
Da dacht' ich, ſtumm gewendet:
„Wie guter Menſchen Sterben doch
Und Leben ſich verweben!
Ihr Leib verweſt — ihr Bild und Wort
Wirkt ſtets noch ſegnend in mir fort,
In meines Hauſes Leben."

Und wieder, da ein Jahr entſchwand
Juſt fing es an zu lenzen
Mußt' ich der Freundin Todtenſchrein,
Davor als halber Sohn ich ſtand,
Mit Dankesblumen kränzen.
Im Städtlein ſchlief ſie friedlich ein,
Im Wald ward ſie begraben:
Nach ſo viel ſchwerem Streitesdrang
Bei Roſenblühn und Amſelſang
Den Ruheplatz zu haben.

Im letzten Willen bat ſie drum,
Und ſeltſam war's ergreifend,
Als über'm Sarge, kreuzverziert,
Dem wir gefolgt, ganz grabesſtumm,
Leis zwitſchernd und hell pfeifend
Die Vögel ringsum jubilirt,
Daß ſie erlöſt nun wäre.
Und: „Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn"
Hört' ich durch's Waldesrauſchen wehn,
Und rann mir ſtille Zähre.

Schon ſind die Wunden mir vernarbt,
Gleich mancher ſchon hienieden,
Und trotz dem tiefen Herzensſchnitt
Hat unſer Herz doch nie gedarbt
An Lieb' und Liebesfrieden.
Denn, wenn in's Haus die Trübſal tritt,
Und flieht davor die Liebe:
Dann war es wohl die erſte nicht.
Wär's doch erſt recht dann ihre Pflicht,
Daß helfend ſie verbliebe!

Doch, wenn ſie ausharrt ſelbſtgetreu
In heil'ger Kraft Erproben:
Dann wird wie von Verklärungsglanz,
Und immer ſtrahlender auf's Neu',
Ihr Angeſicht umwoben.
Dankinniger Verehrung Kranz
Hält dann ihr Haupt umwunden,

Und alle neue Blumen drans
Durchdufteten fort und fort das Haus,
Ist's Leid auch längst entschwunden.

Mein Weib Gottlob hat sich bewährt
Im Kämpfen wie im Siegen;
Bei Tag und Nacht nicht zagte sie,
So viel sie auch der Angst genährt,
Die meist sie mir verschwiegen.
Fortklang in gleicher Harmonie
Ihr Herz auch unter Schmerzen,
Und tiefer stets fühlt' ich dabei:
Die segensreichste Bildung sei
Doch jene nur — im Herzen.

Wenn ich voll Angst dann heim oft kam
Zum Kinderkrankenbette:
Wie sie, das Weib, aus Angst um mich,
Die Vatersorge mir benahm,
Daß ich nur Ruhe hätte!
Wie oft sie aus dem Bette schlich,
Mich nicht im Schlaf zu stören! —
Da dacht' ich oft, wenn ich erwacht:
Nicht nur die Männer in der Schlacht
Zum Heldenthum gehören.

Doch stille nun von Sorg' und Leid!
Ist mir doch auch erklungen
Gar manch ein fröhlich häuslich Lied
Inmitten mancher trüben Zeit

Von neuen Falkenjungen!
Denn, seit vom grünen Wald ich schied,
Trug zu dem ros'gen Mädchen
Ein Büblein erst der Storch herein,
Und dann ein zweites Töchterlein:
Das Fränzchen und das Käthchen.

Des Onkels Franz geflügelt Wort:
„Die Welt muß sich vermehren!“ —
Es wirkt' in meinem Hause schier
Ein wenig gar zu kräftig fort;
Und doch, wie konnt' ich's wehren? —
Es soll sogar schon nächstens mir
Neu Vaterglück passiren:
Ließ sich doch schon zum vierten Flug
Beim ersten lenz'gen Schwalbenzug
Der Storch pränumeriren!

Nun — kommt er denn, so ist er da,
Das ist uralte Logik,
Und spricht sie kinderleicht sich aus.
Erheischt sie doch vom Herrn Papa
Nur neue Pädagogik,
Geduld für's Ohr und Geld für's Haus!
Doch meinem armen Weibe
Ist's wahrlich keine Kleinigkeit:
Vier Kinder in so kurzer Zeit! —
Nicht gern ich drüber schreibe.

Drum laſſen wir den heikeln Punkt!
Wer will den Storch verklagen?
Er hat einmal das Recht dazu,
Wenn er auch maßlos jetzt mit prunkt.
Nein, laßt mich lieber ſagen,
Daß, trotzdem Leib wie Seelenruh
Man wahrlich ihr nicht ſchonte:
Mein Weibchen doch ſo friſch noch blüht,
Und noch ſo duftig ſein Gemüth,
Als ob's im Wald noch wohnte.

Ja, klingt es auch ſchier wie ein Hohn,
's iſt dennoch keine Lüge:
Das Brüderchen ſammt Schweſterlein
Verſchönt' ihr nur noch, wie zum Lohn,
Die lieben Mutterzüge. —
Ich glaube wohl: 's wird deßhalb ſein,
Weil ſie ganz frei von Fehle
Als Hausfrau, Mutter wie als Weib.
Drum wahrt ihr auch ſo ſchön den Leib
Die ſchöne Frauenſeele.

An den Storch.

„Ein Bub', ein prächt'ger Bub' iſt's wieder!"
So ſchallt's durch's ganze Haus voll Stolz.
Bald jubeln's auch die Amſellieder
Und rauſcht's davon im Eichenholz;
Denn diesmal trägt der Großpapa
Den Namen „Carl" in's Taufbuch ein;
Der erſte Junge mußte ja
Um jeden Preis ein „Fränzchen" ſein.

Schon bei dem Kindtaufſchmaus für's Röschen
Dem Onkel ich's ja zugeſtand,
Weßhalb er auch in's Bubenhöschen
Dann gleich zweitauſend Thaler band.
Und halt' ich mich auch ſtreng bewahrt
Vom Götzendienſt für's Geldidol:
Solch Taufgeſchenk, klug aufgeſpart,
Thut doch dem Jungen einſt gar wohl.

O bände nur der jetz'ge Pathe
Dem Karlchen seine Kraft mit ein,
Daß er ihm einst drin nachgerathe,
Gleich kerngesund in Mark und Bein!
Ward's doch trotz schnee'gem Haar und Bart
An seinem Leib kaum Herbsteszeit!
Doch denk' ich: unsre Falkenart
Thut gleichfalls ihre Schuldigkeit. —

Und nun, Herr Storch, nun dank' ich eben
Gerührt dir auch für's vierte Kind,
Denn wonn'ger Labsal kann's nicht geben,
Als die zwei Pärchen nun es sind.
Und wie du stets uns wechselreich
Des Hausglücks Nahrung aufgetischt!
Nicht leicht hat wo im Kindleinsteich
So klug ein andrer Storch gefischt.

Doch, da ich einmal dein gedenke, —
Nichtwahr, du nimmst mir's übel nicht —
Mein' ich: auf weitre Storchgeschenke
Leist' ich bescheiden nun Verzicht.
Denn sieh, es thut mir wirklich weh,
Daß, wo du uns so reich beschcert,
Ich doch so manches Haus noch seh',
In dem du nie noch eingekehrt.

Da wohnt zum Beispiel mir genüber
Ein Pärchen, gar so liebetraut,
Und wird sein Blick alljährlich trüber,
Weil es umsonst sein Nest gebaut;

Und eine Gaſſe weiter hab'
Ich eines Freundes goldnen Schatz,
Der auf des einz'gen Kindes Grab
Seit Jahren harrt auf Glückerſatz.

O drum, du güt'ger Kindbeſcheerer,
Aus Mitleid ich dich bitten will:
Auch deiner ſonſtigen Verehrer
Stets bang'res Sehnen einmal ſtill'!
Und, was vielleicht im nächſten Jahr
Du neuerdings mir zugedacht,
Solch kinderarmem Haus bewahr',
Das jetzt dein Geiz ſo traurig macht!

Auch bitt' ich, daß du's wohl beachteſt:
So Vier ſind heut kein Kinderſpiel.
Ja, früher, als du Kindlein brachteſt,
Kam man gar leicht damit zum Ziel;
Doch heut'ger Kinder Bildungsſchliff,
Gar, wenn er vierfach ſich ſummirt:
Dir fehlt wohl jeglicher Begriff,
Wie hoch man's heutzutag taxirt.

Du wähnſt wohl auch: von Geldesſorge
Verſpür' ich nie geheimen Druck,
Weil nirgends ich auf Rechnung borge,
Und auch mein Haus behäbig ſchmuck;
Doch du, als Storch ſchon viel gereiſt,
Kennſt ſicher auch den Brauch der Welt:
Deß Geldſack überſchätzt ſie meiſt,
Der weiſe ſpart und Ordnung hält.

Und dann: als Storch in's Haus zu fliegen,
Iſt auch mit ſchwerem Schnabel leicht;
Mein Weibchen aber bringt's zum Liegen,
Solch ſüßer Schreck ſie ſtets beſchleicht.
Doch davon auch ganz abgeſehn —
Glaubſt du: du legſt ein Kind nur her,
Und dann kann's plappern gleich und gehn,
Als wenn's ein junges Störchlein wär'?

Und drum mit fernerm Kindleinholen
Für Herz wie Beutel ſei's genug!
Doch wird durchaus dir anbefohlen
An höherm Ort ein fünfter Flug:
So will auch ich ergebungsreich
Dein harren voller Mannesruh';
Nur bring' uns aus dem Kindleinsteich
Auch kindergläub'gen Muth dazu! —

Großſtädtiſches Stimmungsbild.

Nun, dünkt mich, wollt ihr einmal auch
In meinem Hausbuch leſen:
Wie's nach der frühern kleinen Stadt
Mir bei der großen Geiſt und Brauch
Bisher zu Muth geweſen.
Nun ja, mein Buch gelehrt euch hat,
Daß ſtets ich Wahrheit ſchreibe;
Denn trotz bezahltem Actenjoch,
Trotz Bürgernamen ſtets ich doch
Ein geiſt'ger Freiherr bleibe.

So ſag' ich denn euch wahrheitstreu:
Als ich im Frühlingslichte
Hier einzog als der jüngſte Rath,
Und dann, mit noch ganz heil'ger Scheu,
Doch ſtrahlendem Geſichte,
Der Hauptſtadt Heiligthum betrat:
O wie da Plätze, Straßen,

Und all die Bauten, königlich,
Sammt hehren Monumenten mich
Entzückten ohne Maßen!

Auch wußt' ich, wie viel Kunst und Geist
In dieser Stadt geborgen.
Drum war so freudig mir zu Muth,
Wie Einem, der des Nachts gereist,
Und weiter fährt am Morgen. —
Der Ideale Himmelsgluth
Pflegt' ich schon all mein Leben;
Wie wollt' ich drum voll Wißbegier
Manch neue goldne Schätze hier
Aus heil'gen Tiefen heben!

Und 's ist ja wahr: ich that es auch.
In Bild, in Wort und Tönen
Gab ich dem Dienst der Kunst mich hin,
Und spürte dessen Blüthenhauch
Das Dasein uns verschönen.
Vertieft ward sein Gehalt und Sinn,
Erhöht des Geistes Helle;
Und immer trugen wir zu Zwei'n
Jedweden neuen Schatz zum Schrein
In unsrer heim'schen Zelle.

Doch, wenn der Geist der Bildung hier
Nur halb geweiht auch wäre
Von Jener Geist, still mühend sich
An höchsten Wissens Tempelzier!

Wenn, wie der Kunſt Altäre,
Die Herzen halbwegs prieſterlich! —
Die heil'gen Fluthen rauſchen,
Doch wenig Gold nur ſpült zum Strand;
Wohl klingt das Lied vom Götterland,
Doch Wen'ge nur ihm lauſchen.

Und die, ſo durch Geburt wie Gold,
Zum Tempeldienſt berufen:
Dem Geiſte meiſtens abgekehrt,
Stehn ſie, dem Sinnlichen nur hold,
Nur auf den Vorhausſtufen.
Was äußerlich ſie lohnt und ehrt,
Gilt ihnen reizvoll Streben;
Des Lebens höh'rer Genius
Sitzt nur bei Wen'ger Weltgenuß
Am Weihetiſch daneben.

Ach ja, man geht in's Schauſpielhaus,
Zur Oper noch viel lieber;
Man ſchwärmt zur Kurzweil' auch für Kunſt.
Doch ängſtlich ſpäht man vor'm Applaus:
Iſt der Begeiſtrung Fieber
Für Gold wie Kupfer, Licht und Dunſt,
Auch faſhionable Mode?
Und ſelten man ein Urtheil wagt,
Das nicht zuerſt ward vorgeſagt
Von kritiſcher Synode.

Was nach den Kennern, kunſtvertraut,
Als klaſſ'ſche Koſt zu wähnen,
Anſtandes halb man mit verſpeiſt;
Doch, wie's der Magen träg verdaut,
Verräth oft geiſt'ges Gähnen.
Wie anders doch ihr Blutlauf kreiſt
Bei luſt'gem Poſſenwechſel!
Und wie nach ſchwerer deutſcher Frucht
Ihr Gaum ſich zu entſchäd'gen ſucht
An leichtem welſchen Häckſel!

Doch all das wahrlich ſollte mir
Nicht den Humor verſcheuchtern:
Wär' auch im Ganzen allerwärts
Nicht ſo verhetzt das Leben hier,
Und ſo die Stimmung nüchtern.
Zur Ruhe kommt nicht Kopf, nicht Herz,
Um Sammlung zu erraffen.
Der Kampf um's Daſein drückt zu ſchwer;
Verbittert macht die Gegenwehr,
Und Neidgift ätzt die Waffen.

Das Ideal, einſt ſtill gereift,
Da 's Leben noch behaglich,
In Wen'ger Häuſer nahm's die Flucht.
Was jetzt man nicht mit Händen greift,
Gilt nur als kritiſch fraglich.
Gewinn und Anſehn nur iſt Frucht,
Das inn're Glück bloß Schale.

Vor'm Nutzen liegt man auf den Knie'n,
Und Träumer nur noch Wechſel ziehn
Auf's unnütz Ideale.

Die Zeiten bitterſchlecht man ſchilt,
Drin Bürgerglück muß faſten. —
O wie's voreinſt viel beſſer war! —
Doch, wo ein Labebrunnen quillt:
Wird's gleich ein gierig Haſten!
Dann merkt kein Menſch, wie's Gold ſo rar
Beim Zechen, rauſcherheitert.
„Der Durſt iſt doch die größte Qual!“
Iſt alles Jammerns Hauptmoral,
Ob auch das Hausſchiff ſcheitert.

Wie dünkt trotzdem ſich vornehm klug
Der Großſtadt großer Haufen!
Und doch, klingt Lärmtrompetenſtoß:
Gleich ſeh' ich ihn nah jedem Trug
In wilder Hetze laufen.
Sie thun mit ihrem Standpunkt groß,
So Viel' auch wind'ge Schaukler;
Und hier auch, wie im kleinſten Neſt,
Bei höhern Blödſinns Kirmeßfeſt
Quackſalber äfft und Gaukler.

So trieb's noch jede große Stadt
Vor ſinnlichem Gedränge.
Ob auch der Einzelne für ſich
Oft Geiſt und Herz in Fülle hat:

Stets fehlen ſie der Menge.
Will ſie doch ſtets nur äußerlich
Genießend ſich zerſtreuen! —
Wer drüber jammert, iſt ein Thor;
Der Kluge wahrt ſich den Humor:
An Wen'gen ſich zu freuen.

Drum jedem Manne Heil und Preis,
Der nach des Tagwerks Mühen
Hier ausruhn darf bei Weib und Kind,
Daß ihm in deren Friedenskreis
Noch ſtille Freuden blühen.
Trotz dieſer Großſtadt Wirbelwind
Ich wie im Wald hier lebe.
In meiner Klauſe blüht's und klingt's,
Und täglich traulicher umſchlingt's
Des Kinderfrühlings Rebe.

Und gar, wann oft in ſtiller Nacht
In weihevollen Stunden,
Mit treuen Freunden im Verein,
Auch Sanct Cäcilieus Geiſtermacht
Sich bei mir eingefunden;
Wenn dann bei mildem Lampenſchein
Wir voller Andacht geigen,
Und Weib ſammt Kindern uns belauſcht:
Mit keinem Gut der Welt dann tauſcht
Der Hausſchatz, der mein eigen.

Frohes Mühen.

Muß mich freilich viel auch plagen,
Nachts und Sonntags nur iſt Raſt;
Muß auch Manchem oft entſagen,
Weil's nicht in die Rechnung paßt.
Doch in treuem Liebesbunde
Mühen wir uns ja zu Zwei'n,
Und ein Jedes thut's gleich gern.
Drum vom weiten Himmelsrunde
Sieht mit froherm Friedensſchein
Wohl hernieder nicht ein Stern,
Als zu meines Herzens Grunde.

Hätt' ich denn noch mehr der Freude,
Wäre mir mehr Geld beſcheert?
Wenn ich nutzlos Kraft vergeude:
Was auch hat ſie dann für Werth? —
Doch den Seinen Brot zu ſchaffen,
Ei, welch würd'ges Mannesloos!
Leib und Seele hält's geſund

Und wehrt ab des Muths Erſchlaffen.
Andre in des Mammons Schooß,
Drin die Traube hängt zum Mund —
Pah, ſind's oft glückarme Laffen!

Jammern ihrem Herrgott kläglich
Langweil vor als Tagedieb',
Und zur Strafe kommt dann täglich
Blöder Triebſinn neu in Trieb.
Ha, was ſie doch wohl drum gäben,
Ließ' ich ſie nur nippen dran,
Wenn mein Glückskelch überquillt!
Aber nein! Faullenzerleben
Geht der Labetrunk nichts an,
Und, wenn mir den Durſt er ſtillt —
Kommt das von der Arbeit eben.

Selbſt, wenn Weib und Kind ihr hättet,
Hielt' ich jeden Neid zurück.
Nicht, wer jung im Glück gebettet,
Hat auch alt drum gleiches Glück.
Größte Künſtler, größte Weiſen,
Rangen ſich aus Thalesgrund
Zu des Lebens Sonnenhöhn.
Jener Gold nur iſt zu preiſen,
Das durch eigner Mühe Fund
Macht das Leben licht und ſchön:
Andres Gold macht's oft nur gleißen.

Würde mich der Sünde zeihen,
Wollt' ich noch des Glückes mehr.
Durft' ich nicht ein Weib mir freien,
Aller Frauen Schmuck und Ehr'?
Solche Mädchen, solche Knaben,
Leib und Seele gleich gesund:
Welch ein rief'ger Goldeshauf! —
Brauch' ich Schätze wo zu graben? —
Aus des eignen Hauses Grund
Stiegen mir die höchsten auf,
Die ein Sterblicher kann haben.

Geheimer Zauber.

Was das nur iſt, und wie benenn' ich's,
Was in den Augen meiner Frau,
In ihren Händen Zauber ſchafft?
Seit ich ſie liebe, längſt ſchon kenn' ich's,
Und, wie auf Blumen Licht und Thau,
So wirkt auf mich die Zauberkraft.

Sie braucht kein Wort zu mir zu ſagen,
In's Auge nur darf ſie mir ſchauen,
Die Hand mir geben — weiter nichts;
Und ob in unruhvollen Tagen
Auch düſtre Wolken mich umgrauen:
Sie ſchwinden vor der Macht des Lichts.

Was in mir Unraſt war, wird Frieden,
Und mild geſänftigt rinnt mein Blut
Nach noch ſo heißem Herzensbrand. —
Ob ein Magnet ihr wohl beſchieden,
Der ſolches Wunder an mir thut
Durch bloßen Blick, durch bloße Hand?

Wer mag ſie zu erklären wiſſen,
Wer kann benennen dieſe Kraft?
Ich weiß nur, daß ſie ſtets mir frommt;
Daß, wie aus einem Zauberkiſſen,
Ob ich erregt ſei, ob erſchlafft,
Aus ihr mir Muth und Frieden kommt.

Und, lag ich krank: o welche Labe
Ward mir ihr Blick und ihre Hand,
Heilkräft'ger noch, als Arzenei! —
Ach, ſink' ich einſt zuerſt zum Grabe:
Auch an des Sterbebettes Rand,
Du Wunderkraft, ſteh' dann mir bei!

Drei Küſſe.

Laß mich deine Hände küſſen
Tauſendfach zum Dankentgelt!
Ach, wie ſie ſich mühen müſſen,
Daß mein Haus ſtets wohl beſtellt!
Nie dein Fleiß zur Ruh' ſich ſetzte,
Nimmer ſchlief dein Sorgen ein;
Denkſt an dich, als Allerletzte,
Und willſt nie gelobt drum ſein!

Und wie unſre Kinder pflegen
Deine Hände, treu und gut,
Ihnen ſchaffend Zucht und Segen
In der frömmſten Mutterhut!
Gleich bewährt in Glück, wie Harme,
Hieltſt du alle Proben aus!
Ja, in deinem Mutterarme
Ruht bewahrt mein ganzes Haus.

Auch dein Auge küſſen laſſe,
Das vor Glück mich ſtrahlen macht!
Wie ich ſelbſt es kaum oft faſſe,
Iſt's des Hauſes Licht und Wacht:
Bald wie hellſter Sonnenſchimmer,
Bald wie ſanfter Mondenſchein;
Doch verdunkelt ward es nimmer,
Brach bei uns auch Dunkel ein.

Deinen Mund zuletzt ich küſſe.
Klnges Wort, das drans erklang,
Zarter Liebe Herzergüſſe,
Märchen, Lied und Wiegenſang;
Weiſes Lehren unſrer Kleinen:
Für das Alles laß zum Schluß
Meinen Herzensdank mich einen
In dem einen ſtummen Kuß!

Haus und Hausfrau.

Ihr braucht mein Weib gar nicht zu kennen!
Der Tugenden, ſo mancherlei,
Brauch' ich nicht eine zu benennen:
Und doch erfahrt ihr, wie ſie ſei.

Ihr dürfet nur mein Haus durchgehen
In ſchärfſter Umſchau ganz allein,
Ja, Küch' und Kammer ſelbſt durchſpähen,
Und prüfend öffnen Truh' und Schrein!

Dann auch in's Kinderzimmer tretet!
Belauſcht drin heimlich Kind um Kind,
Wie jedes redet, ſpielt und betet!
Auch ſchaut, wie ſie gekleidet ſind!

Dann denket noch, daß jedes Röckchen
Der Mutter eigne Hand genäht,
Die auch gekräuſelt jedes Löckchen! —
Sonſt Nichts mein Wort von ihr verräth.

Und habt ihr ſo mein Haus durchgangen,
Als unſrer Liebe Friedenszelt,
Drin, wohnlich traut, doch ohne Prangen,
Harmon'ſcher Hausrath aufgeſtellt;

Drin Blumen an den Fenſterecken,
Und ſinn'ge Bilder an der Wand —
Und könnt kein Stäubchen ihr entdecken
Trotz feinſtem Taſten eurer Hand;

Und findet ihr in Stub' und Schreine
Nur ſtrengſter Ordnung klaren Geiſt,
Nur Sinn für das Gediegne, Reine,
Der nicht zum Schein nach außen gleißt:

Iſt euer Wandern dann zu Ende,
Und geht ſtill ſinnend ihr hinaus,
Dann ſegnet wohl auch ihr die Hände,
Die mir verwalten dieſes Haus!

Und ſicherlich, ihr fragt mich nimmer:
Wie's mit der Hausfrau Bild beſtellt!
Saht ihr doch ſchon im Wiederſchimmer
Das Hausbild ihrer innern Welt!

In der Kinderſtube.

O du wunderbar uralte,
Und zugleich auch ewig neue
Poeſie der Kinderſtube!
Duft' in meinem Haus und walte,
Daß ſich kindlich dran erfreue
Vater, Mutter, Mägdlein, Bube!

Wie's nur Wenigen beſcheert ward,
So vier lenzig holde Sproſſen
Schmücken meine Lebenspfade.
Ob mir Ruhm und Gold verwehrt ward:
Zu des höchſten Glücks Genoſſen
Zähl' ich mich durch dieſe Gnade.

Wer's nicht an ſich ſelbſt empfunden,
Welch ein Zauber drin gelegen:
Mag mich einen Schwärmer nennen!
Wem der Kinderſtube Stunden
Brachten gleich poet'ſchen Segen:
Der auch wird mein Glück erkennen.

Wird der Mann doch ſelbſt zum Kinde
Als der Kinder Spielgenoſſe
In der Herzensunſchuld Eden!
Und, gleich duft'gem Waldeswinde,
Aus der Kindheit Zauberſchloſſe
Traute Geiſter mit ihm reden.

Ja, fürwahr in keinem Raume
Ich ſo gut und rein mich fühlte,
Als in meinem Kinderzimmer,
Wenn vom alten Sagenbaume
Geiſterhauch die Stirn mir kühlte
Bei der Märchen Mondnachtſchimmer.

Welch ein Reiz, im Kinderleben
Tag für Tag in reicher Fülle
Neuen Zauber zu erlauſchen:
Ganz ſo, wie im Waldesweben
Von der erſten Knoſpenhülle
Bis zum vollen Blätterrauſchen!

Welch ein ſtrotzend Kraftvermengen
Voll noch räthſelhafter Ziele
In noch dämmerdunkeln Fernen! —
Drum nach all des Tages Drängen,
Wie ſo gern im Kinderſpiele
Will ich jung zu bleiben lernen!

Seid ihr ſelbſt einſt Mütter, Väter,
Und ihr ſchaut in dieſen Bildern,
Wie mit *euch* geſpielt ich habe:

Spielt mit unſern Enkeln ſpäter,
Ruh' auch ich, der's nun will ſchildern,
Stumm vielleicht bereits im Grabe!

Auch die Mutter nie vergeſſet,
Und, voll Dank ihr Herz zu preiſen,
Bleib' ein Lied euch, nie verklungen!
Nie den Segen ihr ermeſſet,
Den ſie euch mit Wiegenweiſen
Frühſtens ſchon in's Herz geſungen!

O wenn oft ein Ludwig Richter
Mit dem Stift belauſcht ſie hätte,
Wenn ſie mit euch Kindern ſpielte!
Auch der beſte Kinderdichter
Sie gewiß an dieſer Stätte
Sinn'gen Loblieds würdig hielte. —

Seht, ſie ſitzt zur Dämmerſtunde
Mit dem Karlchen auf dem Schooße,
Der gewagt heut ſchon ein Schrittchen;
Andachtsvoll aus ihrem Munde
Horcht lieb Röschen, ſchon „die Große",
Auf das Märchen vom Schneewittchen.

Fränzchen aber ſpielt jetzt Reiter,
Zäumend den Papa zum Pferde,
Drauf er kühn dann hingeſeſſen.
Auf den Knieen rutſch' ich weiter,
Manchmal auch gepeitſcht ich werde,
Nicht das Wiehern zu vergeſſen.

Doch das Käthchen still sich mühet
Seitwärts in der Puppenküche,
Da Besuch heut zu erwarten. —
Spielend, liebe Kinder, blühet!
Ach, wie Rosenwohlgerüche
Duftet's aus dem Kindergarten!

Und ich darf als Pferd zum Stalle,
Abgespeist ist jede Puppe,
Auch das Märchen ist vollendet;
Und es haben sich nun Alle
In holdsel'ger Kindergruppe
Zu uns Beiden hingewendet.

Und im Buch auf meinem Schooße
Wird das nun neugier'ges Fragen
Nach dem reichen Bilderschatze!
Alles kennt schon unsre „Große",
Fränzchen greift nach Roß und Wagen,
Käthchen zeigt auf Hund und Katze.

Alle drei dann noch zum Schlusse
Sagen her gereimte Sprüche,
Und beim Röschen geht's vorzüglich;
Franz kommt oft noch aus dem Flusse,
Doch zumeist ganz in die Brüche
Geht's beim Käthchen, schlau vergnüglich. —

O ihr, die für's Kindesalter
Zeichnet, malet, schreibt und dichtet —
Seid von mir bedankt deßwegen!

Nie verſtummt auf euerm Pſalter,
Nie auf euern Stift verzichtet! —
Denn ihr wirkt der Kinder Segen!

Nie verweht, ihr Kinderſagen,
Bleibt bei uns, ihr Fee'n und Elfen,
Wichtelmännchen, Rieſen, Zwerge!
Wollt in unſern froſt'gen Tagen
Unſrer Kinderſtube helfen,
Daß der Kinder Herz ſie berge! —

Doch nun heim in eure Neſter
Fröhlich friſche Falkenjungen!
Aber erſt dem Herrgott danken! —
Bet' dein Sprüchlein, große Schweſter,
Stammelt's nach, ihr kleinen Zungen! —
Gott mit euch, ihr Weinſtockranken!

Und wir beten mit: erhalte
Unſern Kindern ſtets voll Treue
Des Gemüthes Goldesgrube —
O du wunderbar uralte,
Und, ich hoff', auf ewig neue
Poeſie der Kinderſtube!

Siebenter Abſchnitt.

Mit vierzig Jahren.

Patriotiſche Thaten.

Wiederum manch Jahr entſchwand,
Daß ich nichts mehr eingeſchrieben.
Ach, wie oft im Haideland
Von dem Sturm gepeitſchter Sand,
Wird mein Leben fortgetrieben,
Fort zu jener ew'gen Fluth,
Drin die Tagesſtrömung ruht.
Bin ja ſelbſt ein Tropfen nur
In dem Weltmeer der Natur —
Aber nein, mein Werth im Staate
Gilt mir keineswegs ſo nichtig;
Bracht' ich's doch ſchon längſt zum Rathe!
Und mir dünkt mein Amt hochwichtig.

Ja, bedenkt nur: wenn nicht ich
Soviel Acten täglich ſchriebe:
Wer dann wohl erſetzte mich?
Armer Staat, ganz ſicherlich
Die Maſchine ſtecken bliebe.

Drum, welch himmliſch Hochgefühl,
Daß im hieſ'gen Weltgewühl
Ich auf ſolchem Thurme ſteh',
Und verächtlich niederſeh'
Auf die Andern, voll Miſère
Eingeſpannt mit krummen Rücken!
Und welch rieſ'ge Carrière
Mag mir noch in Zukunft glücken!

Rechn' ich doch in nächſter Zeit
Schon auf neues Avanciren!
Denn, wer ſo enorm geſcheidt,
Wird gewiß noch eingereiht
Zu des Staates „großen Thieren".
Werde gar noch Präſident:
Eine Würde, ſo ſtupend,
Die der ganzen Menſchheit gilt,
Daß mir jetzt der Kamm ſchon ſchwillt.
Doch, ſo lang ich nur ein Räthlein,
Will ich lachen, ſtatt zu murren,
Und als Rädlein in dem Stätlein
Demuthseifrig weiter ſurren.

'S kann einmal in dieſer Welt
Jeder nicht als Fürſt regieren,
Nicht als Staatsmann, nicht als Held,
Oder auf des Wiſſens Feld,
Seines Volkes Daſein zieren.
Doch auch noch ſo kleiner Mann
Deſſen Heil befördern kann,

Wenn er mit der ganzen Kraft
Seinem Hauſe Segen ſchafft;
Wenn er ordnungsvoll und tüchtig
Lernt ſein karges Gut vermehren,
Und als Vorbild, brav und züchtig,
Seine Kinder ihn verehren.

Wer den Eichbaum, üppig voll,
In der Sommerszeit ſieht prangen:
Wer dann mag pedantiſch toll
Jeden Aſt nach Fuß und Zoll
Sich zu meſſen unterfangen?
Half nicht auch der kleinſte Sproß,
Daß die Laubpracht ſich erſchloß?
Und er treibt vielleicht noch fort,
Wann ein größrer längſt verdorrt.
Jedes Haus drum, Schloß wie Hütte,
Helf' als Trieb zum Blühn des Reiches!
Groß' und kleine Kraft ſich ſchütte
In den Volksſchrein aus als Gleiches!

Segen drum und Heil dem Land,
Drin das Haus noch nicht zertrümmert,
Drin deß ſittlicher Verband
Sammt der ſparſam fleiß'gen Hand
Feſt noch hält ganz unverkümmert!
Trotzen mag dann ſolch ein Staat,
Wann Gefahr ihm lauernd naht:
An des Hauſes Felſenwehr
Bricht ſich jeder Trübſal Meer.
Doch hätt' ihm auch ſchlimmſte Wunden

Widriges Geſchick geſchlagen:
Wird das Haus geſund befunden,
Mag das Reich ſie leicht ertragen.

Wehe jedem Volk jedoch,
Deſſen Hauskraft geht zur Neige,
Das bedrückt der Selbſtſucht Joch,
Und das, herzfaul, krankt auch noch
An der Weltluſt, träg und feige.
Sitz' auch wie ein Götterſohn
Dann ein Herrſcher auf dem Thron;
Zauber' auch ein Feldherrnſtab
Noch hinaus der Größe Grab:
Dennoch geht das Volk zu Grunde,
Wenn ſich's nicht von Fäulniß reinigt;
Und in der Begräbnißſtunde
Wird's von Flüchen noch geſteinigt.

Doch, Gottlob, im deutſchen Land
Welch ein Blühn noch, welch ein Schimmer!
Hat doch Pfeiler, Dach und Wand
Dauernd noch am Haus Beſtand!
Und die Volkskraft wächſt noch immer. —
Auch ich ſelbſt, mein Vaterland —
Dir gelobt es Herz und Hand: —
Richte dir in meinem Haus
Vierfach Kraft und Segen aus
In ſolch zwei kernfriſchen Knaben
Sammt zwei Mägdlein, feinſt gerathen,
Daß du deine Luſt ſollſt haben
An ſolch patriot'ſchen Thaten!

Vom Röschen.

Wie doch die ſchaffende Natur
Oft ſeltſam in der Züge Spur
Sich wiederholt in Menſchenbildern!
Doch, wie beim Röschen ſie's gethan,
Hält man der Roſe Bild daran:
Als Maler nur könnt' ich das ſchildern.

Ja, wäre mir's nicht längſt ſchon kund,
Und ſchritt' ich jetzt durch Waldesgrund
Luſtwandelnd unter Eichenlauben,
Und Röschen trät' auf duft'gem Steg
Mir unverſehens in den Weg:
Ich müßt' an Märchenzauber glauben.

Mir wär', als ob, zur Kinderzeit
Von einer Fee zurückgeſeit,
Die Mutter mir entgegenträte;
Und käme mir ſo tiefer Schreck,
Daß ich, gebannt auf jenem Fleck,
Beſchwörend um Entzauberung bäte.

Schon, wie dies Kind geboren ward,
Erschaut' ich drin der Mutter Art
Im blauen Aug' sammt braunen Haaren.
Nun ist auch gleich geformt sein Mund,
Die Stirne, wie des Kinnes Rund,
Drin selbst das Grübchen zu gewahren.

Und wie bei gleichem Angesicht
Sie gleich auch blickt, und wie sie spricht
Mit gleich sympathisch sanftem Laute!
Selbst, wie sie sinnt, oft ernst bedacht,
Und wie sie lächelt oder lacht:
Ich längst schon bei der Mutter schaute.

Und wie auch sie schon fleißig strickt,
Den Puppen oft das Röckchen flickt,
Und Brüderchens Hanswurst das Höschen!
Quillt dann manchmal zur Dämmerstund'
Ein Märchen aus dem ros'gen Mund:
Dann ist sie selbst ein Dornenröschen.

Und die Geschwister sitzen da,
Als ob sie selber schon Mama.
So voll Respekt sie stets ihr lauschen.
Ja, seltsam, wie oft Kinder sind!
Keins mag die Mutter mit dem Kind
Mehr als Erzählerin vertauschen.

Oft hören auch wir Alten zu,
Im Herzen solche Kinderruh',
Als ob wir selbst noch Kinder seien.

Und uns auch dünkt's ein Märchen ſchier,
Daß wir zu Sechſen ſitzen hier,
Die wir ſo kurz erſt noch zu Zweien.

Ach ja, wie altert man ſo bald!
Mein Hochzeitstag im Eichenwald,
Wie lang iſt er nun ſchon entſchwunden! —
Doch nein, wie ich ſo reden mag!
Noch bringt ja jeder neue Tag
Auch neue kindlich frohe Stunden.

Und welch ein Reiz im Unterſchied!
Der Amſel und der Lerche Lied
Sind die zwei Schweſtern zu vergleichen:
Wie's Röschen meiſtens ernſt und mild,
Führt ſtets das Käthchen was im Schild
Zu bubenneck'ſchen Mädchenſtreichen.

Ein prächt'ger Burſche ward mein Franz;
Im Muth und Blick ein Falke ganz
Faßt er jed' Ding mit Blitzesſchnelle.
Was in dem Knirps von Karlchen ſteckt,
Ward noch nicht völlig aufgedeckt:
Ein Spitzbub' iſt's auf alle Fälle. —

Ach, daß ſie nur ſo weiter blühn!
Ich will ja herzlich gern mich mühn
Sammt meinem engelsguten Weibe.
Nur leben bleiben — nur nicht todt! —
Ich weiß ja, daß trotz Sorg' und Noth
Dann unſre Liebe ſiegreich bleibe.

Praktiſche Rache.

Stehe nun im Schwabenalter,
Und auch mir kam nun Verſtand.
Richter, Vater, Hausverwalter —
Ei, wie Kopf und Herz und Hand
Die drei Aemter ſtets begehren!
Nahm ſie zwar nicht ohne Glück
Schon bisher in meine Hut;
Aber alles läßt ſich mehren.
Wer nicht vorwärts, geht zurück,
Nur, wer fehlging, weiſe thut:
Wieder rückwärts umzukehren.

Und ſo ward auch mir im Leben
Auf ſo manchem Umweg klar:
Nichts Verkehrteres kann's geben,
Als Verſtand, der zornig war.
Nicht den heil'gen Zorn ich meine,
Der auch brennend noch macht froh —
Nimmer den ich miſſen mocht';

Aber jener niedre, kleine,
Der am Feuer nur von Stroh
Gleich die Gallenſuppe kocht
Nie an meinem Herd erſcheine!

Ueber Kleines groß ſich grämen
Kann auch nur ein großer Thor;
Selbſt auch größern Aerger lähmen
Helfe ſchwunghaft mein Humor.
Nicht umſonſt als Salz des Lebens
Güt'ger Gott ihn mir verlieh,
Und, wenn er ſich blöde ſtellt,
Spott' ich ſeines Widerſtrebens,
Bis er reimt zur Melodie:
„Mit der Dummheit dieſer Welt
Kämpfen Götter ſelbſt vergebens.“

Ja, viel öfter, als das Böſe,
Schafft die Dummheit uns Verdruß:
Längſt iſt dieſer Wahrheit Größe
Meiner Menſchenweisheit Schluß.
Drum mit Mitleid mehr, als Grollen,
Sei'n ſie von mir abgeſpeiſt,
Die mich albern ärgern oft!
Wer wird Dummheit rächen wollen,
Da von der Beſchränkten Geiſt
Nie ſich Beſſerung erhofft,
Die ſie doch verſprechen ſollen?

Und ich denk' auch ſtets daneben:
So geſcheidt du ſelbſt auch biſt,
Immerhin mag's Manchen geben,
Der doch noch geſcheidter iſt.
Und, wenn du von allen Leuten
Wirklich der Geſcheidtſte wär'ſt:
Was will menſchlicher Verſtand
Gegen Gottes Geiſt bedeuten,
Deſſen Sein du nie erklärſt,
Deſſen Umfang nie erkannt,
Und deß Grund nie auszubeuten?

Aber, um mich doch zu rächen
An ſo manchem blöden Thor,
Geb' ich jetzt mir ein Verſprechen,
Und mir kommt's gar praktiſch vor:
Seh' ich, wo wer Dummheit mache,
Oder hör' ich dumm Geſchwätz
Gleich dann ſchwör' ich neuen Eid,
Daß dafür in eigner Sache
Klugheit doppelt hoch ich ſchätz',
Und auch rede grundgeſcheidt. —
Gott erhalte mir die Rache!

Zuchtprinzipien.

Iſt's denn möglich: floß ſchon wieder
So viel Fluth zum ew'gen Meere?
Ob die Woge, die rann nieder,
Wirklich nicht zurück mehr kehre? —
Kann die Zeit denn ſo berücken?
Mein' ich doch: mein großer Kleiner
Ritt erſt kurz auf meinem Rücken,
Und nun iſt er ſchon Lateiner.

Und ſein geiſt'ger Falkenflügel
Fliegt auch jetzt, gleich lichtumfloſſen,
Ueber Roma's ſieben Hügel
Stets voraus den Schulgenoſſen.
Nie bedrückt' ihm noch den Magen
Ein latein'ſcher ſchwerer Brocken;
Aber ſeit den Sommertagen
Aergert ihn das Stubenhocken.

O wie gut kann ich's begreifen,
Da mir's einſt ganz gleich ergangen!
Junger Leib will luſtig ſchweifen,
Statt in Dumpfheit ſein gefangen;
Muß er drum durch loſe Streiche
Oft gewaltſam Luft ſich machen:
Pah, ich that einſt ganz das Gleiche,
Und kann heimlich nur drob lachen.

Mein ſo ſanftes Weibchen freilich
Findet im Vergleich der Mädchen
Manche Unart unverzeihlich;
Führt' auch Buben gern am Fädchen,
Wo ſogar oft Stricke reißen.
Ha, ha, ha, hat ſie doch neulich
Mich auch leichtſinnig geheißen!
Mütterchen, das war abſcheulich!

Doch, gedenk der eignen Jugend,
Statt als zorn'ger Thor zu ſchelten,
Laſſ' ich: „Jugend hat nicht Tugend"
Auch für meine Jungen gelten.
Ja, mir wär's zu ſtillem Grame,
Wenn ſie gar zu ſittſam wären;
Still hält nur der Geiſtiglahme,
Nicht'ger Bubengeiſt muß gähren.

Bangt nicht, ihr Herrn Profeſſoren,
Als wollt' Unart ich drum nähren!
Auch in mir hatt' es gegohren,
Und der Wein kam doch zum Klären.

Zornwort aber nicht und Hiebe
Haben meine Zucht erzwungen;
Nur des Vaters kluger Liebe
Iſt ſie wie von ſelbſt gelungen.

An ihm ſelbſt ſollt' ich's erfahren,
Wie auch er von Fleiß noch wüßte,
Und auch noch in Mannesjahren
Gleich Gehorſam leiſten müßte.
Mein Vertraun ſucht' er zu wecken
Als mein treueſter Berather;
Nicht vorm Züchtiger ſcheu erſchrecken,
Lieben ſollt' ich ihn als Vater.

Und ſo thu' ich nun deßgleichen
Mit der Mutter im Vereine,
Und des Elternhauſes Zeichen
Pflanzt' ich auf nun auch in's meine.
Ward einſt jenem Sieg beſchieden:
Wird auch dies nicht drum betrogen. —
Sind des Hauſes Lieb' und Frieden
Doch die beſten Pädagogen!

Denn, iſt Schulzucht längſt entſchwunden,
Gehn die Kinder eigne Bahnen:
Stets will ſie's in ſtillen Stunden
An der Eltern Vorbild mahnen.
Manches Wort, das ſchien verklungen,
Klingt dann doppelt laut erſt ſpäter;
Was halb überhört die Jungen,
Ganz verſtehn ſie's einſt als Väter.

Vor den Serien.

Ferien ſind es! — Jubelt, Buben,
So Lateiner wie Tentone!
Fort nun aus den ſchwülen Stuben!
Sollt nun zu des Fleißes Lohne
Kopf und Herz euch lüften dürfen!
Statt, wie aus Ciſternengruben,
Sollt ihr nun beim Großpapa
Waldesluft und Felsquell ſchlürfen!
Schnürt das Bündel, lacht ihr Buben!
Eure Ruhezeit iſt da!

Wart ihr oft auch lernverdroſſen,
Voran du, mein Herr Lateiner —
Sieh, wird's Raſtmahl nun genoſſen,
Schmeckt es drum auch um ſo feiner.
Ward auch deinem Bubenhirne
Zuviel Weisheit eingegoſſen,
Daß es dumpf oft ward und dumm:

Glätte wieder nun die Stirne!
Gut, wie's erſte Jahr verfloſſen,
Gehn die andern gleich herum.

Buben müſſen auf den Hoſen
Einmal tüchtig lernen ſitzen;
Nur der Fleiß bringt einſt dir Roſen,
Faulheit trägt nur Dornenſpitzen,
Und ſie ſchwächt dir Leib und Seele.
Welchen Stand du magſt erloſen,
Fleiß und Kraft muß drinnen ſein,
Und daß Beides dir nicht fehle,
Gar, wenn Stürme dich umtoſen —
Uebe jetzt ſchon drin dich ein!

Drum, mein Junge, ja nicht meine,
Daß die Schulzucht dir was ſchade!
Nie noch brach ein Falk die Beine
Auf dem klaſſ'ſchen Trümmerpfade.
Stolperſt du, ſteh' auf und lache,
Aber nie als Schwächling weine!
Viel zu zäh iſt Falkenart,
Als daß was verzagt ſie mache.
Auf nun, Kinder, groß' und kleine,
Zu friſchfroher Waldesfahrt!

Hei, wird's nun ein luſt'ges Regen
Und ein emſ'ges Bündelſchnüren!
Ich auch will in Waldgehegen
Froh beſchaulich Leben führen;

Will nach ſtaub'gem Actenfutter
Mich auf Labetrunk verlegen;
Schenkt, Poeten, ihn mir ein! —
Fleiß'ge Kinder, fleiß'ge Mutter,
Kommt nun: neuer Arbeit wegen
Freud'gen Herzens träg zu ſein!

Beim Großpapa.

Alter Wald, da ſind wir wieder,
Zu ſpielt, wie nie zuvor,
Und, ob auch ſtatt heitrer Lieder
Ernſt nur klingt dein Blätterchor:
O genug noch zauberprächtig
Auch im Herbſte prangeſt du!
Rauſcht, ihr Eichen, hauchet mächtig
Neue Kraft uns Städtern zu!

Nach den dumpfen, ſchwülen Gaſſen
Wie ſo wohl dein Schatten thut!
Und, wie wir zuſammenpaſſen:
Warte nur, wie ſeltſam gut!
Was die Amſeln nicht mehr ſingen,
Klingt uns ſelbſt nun im Gemüth;
Glanz der Röslein, die verglingen,
Auf der Kinder Wangen glüht.

Welch ein Springen, Lachen, Tollen
Vierfach muntrer Kinderſchaar!
Alter Wald, darfſt drum nicht grollen!
Warſt ja ſelbſt einſt jung, nichtwahr?
Drum auch jungen Menſchenſchoſſen
Gönne neidlos frohen Trieb!
Hat ihr Laub einſt ausgeſproſſen:
Harrt auch ihrer ja der Hieb.

Und auch deinen alten Hüter
Macht das Enkelglück nun jung.
Er, der ſonſt ſolch ernſter Brüter,
Sieh nur, mit welch kräft'gem Schwung
Seine Flügel ſich entfalten
Zu des Frohſinns neuem Flug!
Jugend macht ja froh die Alten,
Und ihr Alter ſelbſt zum Trug.

Doch der gute Vater Heyden,
Wenn auch vierfach Großpapa,
Spürt noch nichts von Altersleiden,
Und der Sechz'ger iſt ſchon da.
Wenn's den Wipfel auch beſchneite,
Stets noch ragt er kernig ſtramm,
Denn der Waldluft Zauber feite
Feſt, wie Eiſen, ſeinen Stamm.

Und, wie draußen ſo auch drinnen,
Blieb gleich urgeſund der Kern;
Pflegt er meiſt auch, ſtill zu ſinnen,
Lacht er doch auch herzlich gern.

Ja, nicht leicht mit Enkelkindern
Kindlicher wer Späſſe trieb,
Sorglos um's Reſpektvermindern;
Ach, ſie haben ihn gar lieb.

Und da liegt er nun im Mooſe,
Wie im Schlafe ſchnarchend, da,
Und die Viere ſchleichen loſe
Um den ſchelm'ſchen Großpapa.
Neckiſch kichernd ſie ihn zupfen
Bald am Haare, bald am Bart,
Sein Geſicht ſie gar betupfen,
Wenn auch anfangs ängſtlich zart;

Doch ſtets kecker wird ihr Necken,
Um ſo länger er's gewährt.
Da, auf einmal, hui, der Schrecken!
Schnauzend er zur Höhe fährt.
Und ſie lachen, ſpringen, ſchreien,
Denn ſein Stock treibt ſie zur Flucht,
Drauf ein jedes bei uns Zweien
Unter'm Eichbaum Hilfe ſucht.

Zu uns Sechſen heimlich ſchmunzelnd
Setzt er gleichfalls nun ſich hin,
Und er jammert ſtirnerunzelnd:
„Alter Kindskopf, der ich bin!“
Doch dieſelben Schelme ſtreicheln
Zärtlich ihm nun Wang' und Haar,
Alle Sorg' ihm wegzuſchmeicheln,
Daß er ſolch ein Kindskopf war.

„O du unſer guter Vater
Bleib' uns ſo nur allezeit!
Mannesſchmerz, wie weh doch that er
Dir ſchon in ſo manchem Streit!
Daß gleich dir doch jeder wüßte,
Alternd auch noch jung zu ſein!“ —
Hedwig ſtumm die Hand ihm küßte,
Glücklich ſinnend ſah er drein.

* * *

Schöne Zeit, laß mich dich ſegnen,
Wie du uns geſegnet haſt
In ſo vielen Glücks Begegnen,
Traut, wie unſre Waldesraſt!
Was oft in dem ſtädt'ſchen Drängen
Halb vergeſſen ſchier verweht:
Nun in neu erwachten Klängen
Hier im Wald uns auferſteht.

Welch ein glückverlornes Lauſchen:
Klingt auf ſtillem Waldesplan
Durch geheimes Blätterrauſchen
Eichendorff'ſches Lied uns an!
Oder welch erquickend Wandern
Durch die hehre Waldesnacht,
Eins ſich freuend mit dem Andern,
Gleich ergötzt durch gleiche Pracht!

Auch gar oft zum Grab wir wallen,
Darin Hedwig's Mutter ruht,
Die ja von den Gütern allen
Mir geſchenkt mein größtes Gut.

Tret' ich dann, wann heim wir kehren,
An der eignen Eltern Grab:
Hilft ſie mir den Leib zu ehren,
Der mich ihr zu eigen gab.

Doch die Buben und die Mädchen,
Wie ein Jedes Andres ſinnt,
Und auf ganz beſondern Rädchen
Seiner Freude Faden ſpinnt!
Röschen mag nichts Liebres wählen,
Als des Forſtwarts Kinderkreis
Alte Märchen zu erzählen,
Die ſie von der Mutter weiß.

Aber Fränzchens höchſt Verlangen
Nach den Kutſchengäulen ſteht,
Um als Reiter drauf zu prangen,
Wenn's zur Abendſchwemme geht.
Seltſam, dieſe Luſt zum Reiten
Erbt' er von dem Großohm gar,
Der zu Napoleon'ſchen Zeiten
Schneid'ger Reiterobriſt war.

Und das Käthchen, dieſe Katze,
Welche Baſe wohl iſt Schuld,
Daß ſie nie auf ebnem Platze
Lang mag ſitzen in Geduld?
Nicht ein Baum iſt vor ihr ſicher,
Den ſie nicht behend beſteigt,
Und welch ſchelmiſches Gekicher,
Wenn ſie drans ſich niederneigt!

Doch der Benjamin, der immer
Gleichfalls Späſſen hinterher —
Weiß es Gott, ich kenn' ihn nimmer,
So ganz ſeltſam ernſt ward er.
Iſt's doch jetzt ſein größt' Behagen,
Als des Großpapa's Geleit,
Baum und Strauch ihm abzufragen
In der Waldeseinſamkeit.

Kann kaum leſen recht und ſchreiben,
Und ſchon Alles er behält. —
Räthſelhaftes Knoſpentreiben
An dem Baum der Kinderwelt! —
Doch uns Alten auch, wie ſchlagen
Hier die Herzen neu uns aus!
Und zur Großſtadt heim wir tragen
Wunderſchönen Waldesſtrauß.

Am zehnjährigen Hochzeitstag.

Wie flüchtig doch die Jahre gehn!
Und heut, kaum glaublich, ſind es zehn,
Daß, ganz zu gleicher Herbſteszeit,
Aus dieſer Waldeseinſamkeit
Ich meinen Engel heimgeführt.
Doch, Gott ſei Dank, wenn meine Hand
Nun der Erinnrung Harfe rührt:
So klingt die Zeit, die uns entſchwand,
Als wie das Hohelied vom Glück,
Drin jeder Ton nur Lieb' und Treue.
Drum klagelos, ohn' alle Reue,
Denk' ich an dies Jahrzehnt zurück
Und grüße voll Vertraun das neue.
Ich weiß ja: was es mir auch bringe,
Daß, wenn auch dieſes von uns ſchied,
Es nur als gleiches Friedenslied
In der Erinnrung fort dann klinge.

Und denk' ich dran, wie hundertmal
Zum Trug wird das Ideal,
Bevor es einmal das erfüllt,
Was es verſprach, da's noch verhüllt;
Gedenk' ich erſt der Häuſer all,
Drin einſt das Ehglück feierlich
Einzog mit lautem Jubelſchall,
Und bald draus weinend fort ſich ſchlich;
Doch, wie's dagegen Tag um Tag
In unſerm Haus gleich heimiſch weilte;
Wie's treulich Freud und Leid drin theilte,
Und uns bei jedem Schickſalsſchlag
Die Herzenswunde hilfreich heilte —
O wenn ich all dies jetzt bedenke:
Andächt'ge Schauer mich durchziehn,
Und dankend möcht' ich niederknien
Für ſolch ein ſeltnes Glücksgeſchenke.

Wie traurig, daß es ſelten iſt,
Mit dem kein andres doch ſich mißt!
So ſelten! — O warum doch nur
Bei täglich tauſendfachem Schwur
Zur Bürgſchaft für ganz gleiches Glück?
Warum nur bleibt die Wirklichkeit
So weit oft hinter'm Traum zurück? —
Ward jedes Paar nicht gleich geweiht,
Und war's nicht vorher gleich ſich klar:
Was Jedes thun müßt' und was meiden,
Was mitgenießen und mitleiden?
Und daß, für's Leben untrennbar,

Sie einſt der Tod nur ſollte ſcheiden? —
Und doch viel minder Glück, als Wehe,
Um deſſenthalb doch Niemand freit?
Ach ja: geheime Kunſt allzeit
Bleibt wandelloſes Glück der Ehe!

Gottdank, wir Zwei verſtehen ſie,
Und unſrer Herzen Harmonie
Ward keine Stunde noch getrübt.
Doch, wie wir dieſe Kunſt geübt?
Was fragt ihr einſt als Mann mich drum,
Was eure Mutter drum als Frau? —
Ihr wohnt ja mit im Heiligthum,
Der unſers Liebesglückes Bau!
Ihr ſeht ja deſſen Grund und Dach,
Und welches Leben drin wir führen!
Des Friedens Luft dürft ihr drin ſpüren!
Ihr hört in Freud' und Ungemach
Der Liebe Saiten gleich uns rühren!
Was braucht ihr einſtens drum zu fragen:
Wie ihr die Kunſt einſt übet aus? —
Sie liegt in euerm Elternhaus
Als offnes Buch euch aufgeſchlagen.

Noch zwar, ihr Kinder, ahnt ihr's kaum!
Doch ſeid aus euerm Kindertraum
Ihr einſt zum Lebensernſt erwacht
Und freit ihr ſelbſt: o dann habt Acht,
Was das ein Segen wunderbar,
Wenn ihr einſt ſagt als Mann, als Frau:

„Wie Vater und wie Mutter war,
So werd' auch ich nun ganz genau,
Und drum gleich ihnen glücklich ſein!“ —
Ich ſpür's ja nun am eignen Leben:
Kein beſſres Erbtheil kann es geben,
Als aus des Elternhauſes Schrein
Häuslichen Friedens Kleinod eben.
Und mit gleich dankendem Verehren
Dankt dann auch ihr uns Eltern drum,
Daß wir des Glücks Myſterium
Durch eignes Vorbild nun euch lehren.

Iſt's heut ein wundervoller Tag! —
Im lichtdurchfloſſnen Waldeshag
Still horchend auf das Blätterwehn
Wir Hand in Hand ſpazieren gehn. —
O gäb' es jetzt noch Amſelſang,
Denſelben, der als bräutlich Paar
Uns hier im Wonnemond umklang —
Zehnjährig Weibchen, o nichtwahr,
Wir hätten keine Angſt davor:
Es möcht' uns wie ein Vorwurf klingen,
Daß einſt als Andre hier wir gingen
In erſter Liebe Frühlingsflor.
O nein, wir dürften mit nun ſingen:
„Seht her, wie nun ſeit zehen Jahren
Sich unſer Herz ganz gleich verblieb,
Und wie's das Vollglück treuer Lieb'
Als Ideal an ſich erfahren!“

Achter Abſchnitt.

Als Präſident.

Hoch genug!

Nun bin ich längſt ſchon Präſident,
Wie längſt ich's prophezeite,
Ein Cäſar in der Mittelſtadt;
Und Jeder, der hier groß ſich nennt,
Iſt neben mir der Zweite.
Heil dem, der ſo erklommen hat
Der kühnſten Träume Leiter!
Ja, wenn ich jetzt voll Hoffahrtstrieb
Dem Ehrgeiztenfel mich verſchrieb':
Ich brächt' es gar noch weiter.

Dem Falken freilich ziemt' es wohl,
Zuhöchſt hinaufzuſchweifen,
Und aus dem Ordenſternenzelt
Der Manneswürde höchſt Symbol,
Zur Bruſt herabzugreifen.
Ja, wer von ſich ſo Großes hält,
Leicht würd' er ſelbſt Miniſter.

Doch wär' ich's — lieber Gott, was dann? —
Ach, welch, geplagter armer Mann
Trotz allen Ehren iſt er!

Nein, nein, ich throne ſtolz genug
In Themis' heil'gen Hallen.
Wie ſoll mir's denn noch beſſer gehn, —
Und was erſtreb' ich höhern Flug?
Zu hoch macht leicht auch fallen. —
Ich hab' ein Haus als Königslehn,
Umblüht von prächt'gem Garten;
Viel Ehr' im Amt und doch noch Zeit —
Ei, läßt ſich da voll Freudigkeit
Erſt recht des Hausglücks warten!

Ha, ha, ward ich bedauert ſchier:
Als müßt' ich nun verſauern!
Kann doch in jenem Stadtgebraus
Viel mehr, und ſchneller noch, als hier,
Das innre Sein verbauern!
Wer's nicht ſchon mitbringt von zu Haus,
Was Einen weiter bilde:
Dem trichtert's man auch dort nicht ein,
Und mag er ſelbſt ein Mitglied ſein
Manch hochäſthet'ſcher Gilde.

Kam ich aus jenem kleinen Neſt
Zur Großſtadt als Philiſter,
Dem man dort abſchnitt erſt den Zopf
Bei üblichem Erleuchtungsfeſt? —

Nein, voller klang mein Bruſtregiſter,
Auch däuchte mir, als ob mein Kopf
Gleich ſcharf im Denken wäre.
Drum ganz aparter Großſtadtgeiſt,
Und fein're Bildung, die nur gleißt,
Gilt mir nur als Chimäre.

Ja, ſelbſt mein Weib vom Waldrevier
Mit manchen Großſtadtdamen
Ließ' ich getroſt ſie rechten drum,
Wer echter Bildung Perlenzier
Zumeiſt hätt' auszukramen;
Wer wohl des Hauſes Heiligthum
So treu, wie ſie verwalte.
Was gilt mir nur dreſſirte Form?
Schafft nicht das Herz die Anſtandsnorm,
Ich nur für Trug ſie halte.

Drum dank' ich herzlich dem Geſchick,
Daß ich hieher entronnen,
Denn ſtiller Freuden Faden wird
Mit viel mehr Ruh' in Hand und Blick
Auch feiner hier geſponnen.
Doch nie mich das im Dank beirrt
Für der Genüſſe Segen,
Der dort mich ſchon ſo reich gemacht,
Und den auch hier in treuer Wacht
Ich nun will weiter pflegen.

Auch hier läßt ſich's, wie allerwärts,
Mit Menſchen menſchlich leben.

Was frag' ich nach den Formen viel?
Ich ſchaue nur auf Kopf und Herz,
Das Andre liegt daneben.
Selbſt mein geliebtes Geigenſpiel
Fand treue Bundsgenoſſen,
Sowie manch edle Frau mein Weib,
An die, nicht bloß zum Zeitvertreib,
Ihr Herz ſich angeſchloſſen.

Ach ja, was je mein Herz begehrt,
Iſt uns zu Theil hier worden.
Nicht liegt in höchſten Würden auch
Für uns des Lebens höchſter Werth,
Und nicht in höchſten Orden.
Drum bleiben wir nach altem Brauch
Hübſch dankbar und beſcheiden! —
Noch mehr des Glücks? — Nein, 's wär' zuviel!
Ich ſteh' an meiner Wünſche Ziel,
Bang vor der Götter Neiden.

Sturm und Sonnenſchein.

Wie ſeltſam und wie's doch nur kam? —
Ich bin kein alter Heide,
Und doch, in meine Feder floß,
Und ohne, daß ich Acht drauf nahm,
Die Furcht vor'm Götterneide.
Und ſieh', des Schickſals Blitzgeſchoß,
Schon nach zwei flücht'gen Tagen
Hatt' es aus klarſtem Himmelsblau,
Dicht über'm Haupte meiner Frau,
Verſehrend eingeſchlagen.

Vom vollen Glück — dies kühne Wort,
Wie ward es mir verbittert!
Wie hatte trübſte Bangigkeit
Durch viele Wochen fort und fort
Mein Herz und Haus durchzittert,
Als ob es niemals freud'ge Zeit
Zuvor durchduftet hätte!

Wo iſt auf Erden auch der Mann,
Deß Lebensſtrom ſich rühmen kann
Stets heitrer Wogenglätte?

Ich kann es nicht, denn Sturmesnoth
Hatt' uns auch unterdeſſen
Bedrängt mit grimmig ſtarker Macht.
Ich habe, weiß es Gott, mein Brot
Mit Thränen oft gegeſſen,
Und weinend auf dem Bett durchwacht
Manch kummervolle Nächte,
Drin mich die Sorge warf auf's Knie.
Ach ja, ich lernte kennen ſie,
Die ew'gen Himmelsmächte!

Lag doch das Liebſte, was ich hab',
Erkrankt und kaum zu retten! —
Durchfröſtelt von des Todes Luft
Schon dacht' ich dran, in welchem Grab
Ich ſie wohl ſollte betten:
Ob in der alten Falkengruft,
Ob unter alten Eichen? —
Ach, was ich da für Schmerzen litt —
Unſägliche! — Hinweg damit! —
Kein Wort kann's ja erreichen.

Euch Kinder freilich auch gar oft
Die Trübſal ganz verſtörte,
Und wenn man dann euch beten hieß:
O wie auch ich verzagt gehofft,

So oftmals ich euch hörte!
Doch jählings neu in's Herz mir ſtieß
Die Todesangſt ihr Meſſer:
Um mich — doch auch um euch vorab. —
Solch eine Mutter — und im Grab!
Nichts mehr davon! — 's iſt beſſer!

Ich ſag' euch aber doppelt gern
Als dieſer Mutter Kindern:
Auch in der Wirrniß der Gefahr
Umſtrahlte mich ein Troſtesſtern,
Die Finſterniß zu mindern:
's war ihre himmliſche Geduld,
Verklärt durch Gottergebung.
Nie klagte ſie, auch noch ſo krank,
Und wenn ich ſelbſt in Schwäche ſank,
Half ſie mir zur Erhebung.

Auch wißt: aus dieſer Schmerzensſaat
Noch andrer Segen blühte.
Denn, wenn ich auch von jeher ſchon
Nur Liebes eurer Mutter that,
Und treu mit ihr mich mühte:
So hatt' ich doch zum Dankeslohn
Erſt jetzt in Angſt und Qualen
Der Liebe Schuld, wie längſt ich wollt',
In gleicher Pflegertreue Gold
Ihr dürfen heimbezahlen.

O was das jetzt ein Jubel ward
Um die uns Neugeſchenkte!

Und, als der Wagen, sechsfach schwer,
Auf der Genesung ersten Fahrt
In's lenz'ge Feld dann lenkte,
Drob himmelstrebend, hymnenhehr,
Die Lerchen uns umfangen:
Da klang's wie jubelnd Dankgebet
Für's Glück, das wir, so heiß erfleht,
Als neu Geschenk errangen.

Bewältigt ganz zurück sie sank
Und rief, umströmt von Zähren:
„O Dank dem Himmel, und dann dir,
Du liebster Mann, vieltausend Dank
Für deiner Treu' Bewähren!
Auch, daß so fromm gebetet ihr,
Laßt, Kinder, mich euch danken! —
Ach, ist die Welt nun doppelt schön!
Nur Licht im Thal, Licht auf den Höhn! —
Wie segn' ich mein Erkranken!

In langem Kuß, herzinniglich
Hielt sie erst mich umfangen.
Als sie dann wieder los mich ließ,
Da stritten schier die Kinder sich:
Am Mutterhals zu hangen.
Ist doch das Haus ein Paradies
Mit solcher Mutter drinnen!
O fliegt, ihr Lerchen, himmelwärts!
Wir fliegen nach, und unser Herz,
Es jubelt mit tiefinnen.

Mein einſtiger Plan.

Hei, meine friſchen Falkenjungen,
Wie könnt ihr jetzt die Schwingen regen,
Die euch ſo lang gebunden waren!
Der Großſtadt Mauerzwang entſprungen,
Auf Garten-, Wieſ'- und Waldeswegen
Iſt's nun ein bubenfroh Gebahren!

Nicht tauſcht ihr mehr das Schulgebäude
Alltäglich nur mit gleichem Zimmer,
Drei Treppen hoch in dumpfer Gaſſe,
Damit man dann zur Sonntagsfreude,
In elterlicher Obhut immer,
Auch hübſch ſpazieren gehn euch laſſe!

Nun ſpringt ihr, wie auch ich einſtmalen,
Gleich von der Schulſtub' in das Freie,
Und tummelt euch mit Kameraden!
Wie Aug' und Wange nun auch ſtrahlen! —
Ja, erſt der junge Leib gedeihe!
Sonſt kommt der junge Geiſt zu Schaden.

Und drum sie auch viel mehr noch lernen,
Als ohne Luft einst und Bewegung,
Die Augen matt und fahl die Backen. —
So leicht die Nuß auch zu entkernen:
Der pädagog'schen Ueberlegung
Scheint's doch zu schwer, sie aufzuknacken.

Und hab' ich sonst auch stillgeschwiegen
Ob früherm geist'gen Malträtiren:
Je nun, was nützt es die Herrn Väter,
Die armen Lehrer zu bekriegen? —
Sie müssen selber ja pariren
Auf Ordre höh'rer Uebelthäter.

Auch hatt' es stets bei mir geheißen:
Durch müßt ihr, auch durch dickste Dicke!
Nur kein Gejammer, kein Verzagen!
Wer jung schon lernt, sich durchzubeißen,
Der weiß bei widrigem Geschicke
Als Mann dann auch sich durchzuschlagen.

Und, wie's gefruchtet, zeigt ihr Wille.
Hat doch mein Großer, wie mein Kleiner,
Was er gesollt, auch stets bezwungen!
Und Keiner trägt drum schon die Brille,
Auch schiefen Rücken hat noch keiner.
Doch freilich sind's auch Falkenjungen!

Nur komm' auch ich, der Falkenvater,
Der diesen Willen groß gezogen,
Dafür nun etwas in die Klemme.

Ei was, noch niemals Schaden that er,
Drum ziemt mir auch, als Pädagogen,
Daß ich nicht ſinnlos nun ihn hemme.

Mein Fränzchen nämlich, ei der Tauſend, —
Und doch ich hätt' es können ahnen —
Will ſich dem Kriegshandwerk ergeben.
Das that, mit ihren Fähnlein brauſend,
Die hieſige Schwadron Ulanen,
Und wohl des Großohms Geiſt daneben.

Erſt ritt er auf des Vaters Rücken,
Dann auf des Forſtamts Kutſchenmähre,
Und endlich auf des Lieutenants Pferden;
Und immer ſchwärmt er voll Entzücken:
„Ach, wenn ich doch ein Reiter wäre! —"
In Gottesnamen — ſoll er's werden!

Trotz meinem Präſidentenſtolze,
Dies ew'ge Sitzen und dies Kritzeln,
Wie kann ich's allzuſehr ihm rathen?
Und ſchuf ihn die Natur zum Holze,
Um einen Reiter draus zu ſchnitzeln:
Was zwing' ich ihn zum Bureaukraten?

Soll ich das Leben ihm verleiden:
Muß er Beruf, ihm aufgedrungen,
Dann ſpäter nur als Kette tragen?
Und muß er bald auch von uns ſcheiden:
Ich habe viel zu lieb den Jungen,
Als daß ich nicht auch könnt' entſagen.

Doch ach, mein Engelsweib — nun freilich,
Sie ſeufzt drum ſchwer, wenn auch nur leiſe,
So bangt ihr vor den Abſchiedsſchmerzen;
Und jetzt ſchon klingt ihr — wie verzeihlich! —
Vom „Morgenroth“ die Reiterweiſe
Im ahnungsbangen Mutterherzen.

Nein, Mütterchen, ſei drum nicht bange!
Nun wird er ja erſt zum Kadeten,
Und wird kein Haar ihm drum verderben.
Doch bis zur Schlacht, wie währt's noch lange! —
Und kann ihn Gott nicht einſt draus retten,
Wie auch im Frieden laſſen ſterben?

Und würd' er „durch die Bruſt geſchoſſen“:
Wär's nicht des Vaterlandes wegen?
Drum ſei auch Du nun herzensheiter!
Das Schickſal hat's einmal beſchloſſen.
So gib auch du den Mutterſegen
Für unſern lieben künft'gen Reiter!

Nicht für uns.

Nicht zum Eigenthum gegeben
Ward uns unſrer Kinder Gut:
Nur vom Himmel ward's geliehen,
Daß zu ihrem Glück wir leben
Und ſie in getreuer Hut
Nähren, pflegen und erziehen.

Freilich auch zur Augenweide
Und zum Herzenslabſal auch
Durften wir ſie mitgenießen;
Und ſtets kannten auch wir Beide
Keinen ſüßern Glückesbrauch,
Als ſie liebend zu umſchließen.

Längſt iſt nun der Kinderſpiele
Harmlos frohe Zeit dahin,
Manch poet'ſcher Reiz entſchwunden;
Und nun trifft uns, wie ſo Viele,
Was wir längſt mit bangem Sinn
Heimlich oft vorausempfunden.

Von dem lieben Kinde scheiden,
Weil es so sein Glück verlangt —
Ach, die Stunde will nun nahen;
Und wir selbst nun das erleiden,
Was der Eltern Herz durchbangt,
Da sie uns einst scheiden sahen.

Jedes Worts ich nun gedenke,
Das der Vater zu mir sprach
Und die Mutter gleicherweise;
Und als kostbarst Hausgeschenke
Trug ich's überall mit nach,
Segnend meine Lebensreise.

Auch, als du dann spät geschieden
Aus des Vaters Haus im Wald:
Weißt du noch sein Wort zum Schlusse?
„Und so ziehe hin im Frieden!" —
Ach, so sprich auch du nun bald
Vor dem letzten Abschiedskusse!

Sieh, das ist ja neuer Segen,
Daß wir, zieht ein Kind nun fort,
Wissen, wie wir reden sollen;
Denn auf unsre Lippen legen
Unsre Eltern jedes Wort,
Das auch wir nun reden wollen.

Ja, nichtwahr, du liebe Seele,
Ueben wir schon jetzt uns ein,
Voll Entsagung uns zu fassen,

Daß uns nicht der Starkmuth fehle:
Muß auch von den andern Drei'n
Eins um's Andre dann uns laſſen.

Selbſtſuchtloſer Liebe wegen
Laſſ' die Thränen nicht zu heiß
Um des Sohnes Abſchied fließen!
Elternliebe ſchafft nur Segen,
Wenn ſie zu entſagen weiß,
Nicht, wenn ſie nur will genießen.

Nicht für uns ja ward gegeben
Unſrer Kinder theuerſt Gut,
Nein, wir ſind nur deß Verwalter:
Und wir ſchulden für ihr Leben
Wie für unſre Pflegerhut
Rechenſchaft in unſerm Alter.

Im Kadetenhauſe.

Und da ſteht er vor uns ſchon,
Unſer lieber, prächt'ger Sohn,
Prangend im Kadetenrocke;
Und wie hält er ſchon ſich ſtramm,
Seit man über'n gleichen Kamm
Schnitt ſoldatiſch ſein Gelocke!

Froſtig nüchtern iſt der Saal,
Drin wir Fünf zum letztenmal
Nun vor'm Sohn und Bruder ſtehen;
Doch im Herzen, o wie warm!
Und vor ſtillem Abſchiedsharm
Uns die Augen übergehen.

Röschen lehnt an's Fenſter ſich
Und ſchon weint es bitterlich,
Da 's den Bruder nun ſoll laſſen.
Käthchen ſich zum Lachen zwingt,
Doch auch ſie mit Weinen ringt;
Nur der Karl weiß ſich zu faſſen.

Doch Minuten noch ſind's nur,
Pünktlich geht hier nach der Uhr
Auch vom Kind das Abſchiednehmen.
Kurz drum ſei der Herzen Strauß!
Draußen vorm Kadetenhaus
Können wir uns lang noch grämen.

Drum zum Abſchied drängt' ich fort,
Doch ich ließ das Scheidewort
Erſt die Mutter zu ihm ſagen,
Die ja ſchon von Kindheit an
Noch mehr Lieb' ihm angethan,
Und auch mehr um ihn ertragen.

Und im tiefſten Herzenston
Sprach ſie: „Ach, mein Herzensſohn,
Laſſ' im Frieden denn uns ſcheiden!
Und was ſag' ich dir noch viel,
Was du für dein Lebensziel
Hier nun thun ſollſt oder meiden?"

„Nur um Eines bitt' ich dich:
Wie du fortziehſt, laſſe mich
Heimgekehrt dich wiederſehen!
Und es wird ſo, denkeſt du:
Stets ſieht mir die Mutter zu,
Was ich hier auch mag begehen."

„Kindeswort ja nimmermehr
Mutterliebe, ſorgenſchwer,
Lohnen kann auch nur zum Theile;

Nur dein Leben das vermag.
O ſo lohn' mir's Tag um Tag,
Mir zum Troſt und dir zum Heile!"

„Und ſo laß mich noch einmal
Deiner Seele reinen Strahl
In des Auges Spiegel ſchauen!
Und ſo ſegn' ich noch dein Haupt;
Wenn dein Herz an Segen glaubt:
Darfſt auf dieſen du vertrauen!" —

Noch ein langer Mutterkuß
Unter heißem Thränenfluß,
Letztes ſegnendes Umfangen;
Der Geſchwiſter Küſſe dann,
Dabei gleiche Thräne rann,
Und die Viere los ſich rangen.

* * *

Schluchzend ſtand auch er zumal,
Und nur ich war noch im Saal
Gleich bewegt zurückgeblieben.
Da ich dann mich niederließ,
Ich ihn zu mir ſitzen hieß,
Und ich ſprach in treuſtem Lieben:

„Nichtwahr, ſeit du denkſt, mein Sohn,
Alſo lang auch weiſt du ſchon:
Bin dein beſter Freund auf Erden!
Und auch du, ſo jung du biſt,
Biſt der meine, wie's nicht iſt,
Und nie kann ein Fremder werden!"

„Bin zwar auch der Vater dir,
Und ich weiß: du hängst an mir,
Wie es zukommt treuem Sohne!
Auch von des Gebotes Geist,
Das die Eltern ehren heißt,
Weiß ich, daß es in dir wohne."

„Doch auch beſter Sohn manchmal
Schafft dem Vater Leidesqual,
Wenn's ihn ſchmerzlich dann auch reue;
Aber ſind ſich Freunde Zwei:
Mein' ich, daß unmöglich ſei,
Sich zu brechen Freundestreue."

„Echter Freund iſt ſelbſtſuchtlos,
Denkt an's Glück des andern bloß,
Ob ihm nahe, ob ihm ferne;
Selbſt für's größte Opfer will
Er nicht andern Lohn, als ſtill
Mit ihm ſich zu freuen gerne."

„Wenn dann Vater gar und Kind
Solche treue Freunde ſind
Wolle doch, mein Sohn, bedenken:
Müſſen ſie nicht ewiglich
Allertreuſte Liebe ſich
Und auch tiefſt Vertrauen ſchenken?"

„Iſt's drum denkbar, daß die Zwei
Anders, als ganz ſelbſtſuchtfrei,
Sich zu Glück und Freude leben?

Ich, mein Sohn, ich will es dir.
Lebe denn, als Freund, auch mir!
Drauf magſt du die Hand mir geben!“ —

Und nicht nur die Hand allein,
Kuß und Thräne gab er drein,
Da er mir an's Herz gefallen;
Und er ſchluchzt': „Ach, Freund dir? — Nein,
Deinen Sohn nur laß mich ſein,
Beſter Vater du von allen!“

Als er wieder ruhig war,
Sprach ich: „Was hat's für Gefahr,
Wenn wir „Freunde“ zu uns ſagen?
's iſt, bei Gott, nicht Unnatur —
Weiß ich auch, daß ſelten nur
Andre Söhne das vertragen!“

„Doch mein eigner Vater ſchon
Hielt mich ſo als Freund und Sohn,
Das Vertraun in mir zu mehren;
Und ich liebt' ihn doppelt heiß.
So wirſt du auch, wie ich weiß,
Stets im Freund den Vater ehren!“ —

Tief ergriffen wiederum
Küßt' er mir die Hand ganz ſtumm,
Doch mit liebestiefen Blicken.
Ach, was ſchaut' ich Alles drin!
Worte faſſen nicht den Sinn
Von ſolch ſtummem Herzerquicken.

Glücklich traurig fuhr ich fort:
„Und nun hör' mein letztes Wort!
Es iſt kurz und ſpricht ſich eilig:
Was du einſt im Elternhaus
Sahſt und hörteſt, führ's nun aus,
Und deß Geiſt halt' hier auch heilig!"

„Doch o horch, ſchon ſchlägt die Uhr.
O fahr' wohl, doch küß mich nur!
Nicht Empfindelei nun treiben! —
Muth und Kraft ziemt jetzt dir ſchon.
Ach, ſo woll' als treuer Sohn
Treuen Vaters Freund verbleiben!

Mein erſter Brief.

„Wie freut uns doch ſo herzlich
Dein erſter lieber Brief,
Davon der Mutter ſchmerzlich
Das Aug' bald überlief,
Bald über neuen Zeilen
Vor Stolze leuchtend ward:
Ein Freud'- und Leidvertheilen
So recht nach Mutterart."

„Auch mir, mein junger Krieger,
Hob's hoch die Vaterbruſt,
Daß du als Schmerzbeſieger
Zu wehren dich gewußt.
Recht ſo — ſtets kampfesmuthig
Nur vorwärts, nie zurück:
Iſt auch noch ganz unblutig
Dein jung Soldatenglück!"

„Du lieber Gott, zu Schlachten
Hat's ja noch lange Zeit,
Drum mußt du eben trachten
Nach inn'rer Tapferkeit!
Und ſo laß mich dir rathen:
Was in ſolch' innerm Krieg
Dich einſtigen Soldaten
Hoch ehrt als inn'rer Sieg."

„Zum Beiſpiel: Mutterſöhne,
Von Haus aus weibiſch zart —
Schmach, wer ſie ſo verwöhne! —
Die haben meiſt die Art:
So lang ſie draußen bleiben,
Geht's ihnen ſonſt auch gut,
Stets Alles heimzuſchreiben,
Was ihnen wehe thut."

„Bald kleinliche Beſchwerden,
Bald ſchlechte Laune nur,
Bald, wie gequält ſie werden
In ſtrenger Schuldreſſur.
Solch Brieflein voller Klagen
Iſt ihnen Arzenei,
Ob's, kaum zur Poſt getragen,
Ob ſchon nicht wahr mehr ſei."

„Ob's auch der Eltern Herzen
Dann lang noch drück' als Stein: —
Denn aus geſchriebnen Schmerzen
Zieht zwiefach Sorgen ein —

Ei was, ſich auszuklagen
Hat einmal wohlgethan;
Was geht ſie Mißbehagen
Entfernter Eltern an?“

„Doch du, ich weiß, mein Junge:
Biſt viel zu ſtramm und ſtolz,
Von viel zu kräft'gem Schwunge,
Und viel zu kern'gem Holz,
Als daß du je uns Beiden
In Briefen klagteſt vor
So kleine, flücht'ge Leiden,
Sammt kränkelndem Humor.“

„Nein, du ſtets frohen Muthes
Der Bagatellen lachſt,
Und ſchreibſt uns lieber Gutes,
Als du beſorgt uns machſt!
Doch deine tiefſte Seele
Ström' ungehemmt ſie aus!
Wenn je ein Rath dir fehle,
Hol' ihn vom Elternhaus!“

„Ja, Liebe gegen Liebe,
Vertrauen um Vertraun!
Wo dir zu helfen bliebe,
Kannſt ſicher drauf du baun!
Iſt's deiner Kraft gegeben:
Nur ſelber hilf dir dann!
Wer's jung nicht übt im Leben,
Kann's einſt auch nicht als Mann.“

„Auch deine Offiziere
Und Profeſſoren auch,
Und wer noch kommandire
Dich nach Kadetenbrauch:
Mag dir bei ihnen glücken
Nur ſelber dein Reſpekt!
Du weißt, daß deinen Rücken
Kein ſchwacher Vater deckt."

„Und ich, ich weiß hinwieder,
Daß nie dein Muth und Fleiß
Die Waffe feig legt nieder,
Eh' ſie zu ſiegen weiß.
Doch haſt du Sieg errungen,
Ei ja, den ſchreib' uns dann,
Auf daß, von Stolz durchklungen,
Dein Haus mitfreun ſich kann!"

Fern und nahe.

Als das Abſchiedsleid verwunden,
Welch ein Kranz von ſchönen Tagen
Ward nun unſerm Haus gebunden!
Ja, kaum weiß ich es zu ſagen,
Wann uns unſer lieber Sohn,
So zu Luſt wie Liebeslohn,
Lichtern Blumenſtrauß gepflückt:
Ob, als er noch hier geweſen,
Ob, da leiblich ihm entrückt,
Seine Briefe wir geleſen,
Drin er geiſtig uns beglückt.

Auch daheim ja offenbart' er
Früher ſchon ſein kindlich Lieben,
Doch viel tiefer noch und zarter
Klingt ſein Wort nun, nur geſchrieben.
Und auch unſern Herzensklang
In harmon'ſchem Wechſelſang
Jetzt nochmal ſo liebestief

Wir mit ſeiner Seele tauſchen. —
Wann die Woche dann verlief:
O welch wonnig Elternlauſchen
Bei des lieben Sohnes Brief!

Doch nicht wir nur mit dem Sohne
Solche Liebesweiſen ſingen;
Nein, auch in ganz gleichem Tone
Der Geſchwiſter Herzen klingen,
Wechſeln Brief um Brief auch ſie.
In ſtets rein'rer Melodie
Strömt ihr Herz ſich aus darin.
Und in den Geſchwiſterbriefen
Unbewußt der Liebe Sinn
Sie für uns auch noch vertiefen. —
Welch ein doppelter Gewinn!

Und ſo ward des Sohnes Leben
Für uns ſelbſt zum Freudenborne,
Und für der Geſchwiſter Streben
So zur Leuchte wie zum Sporne.
Denn der Ferne duft'ger Strahl,
Er verklärt zum Ideal
Nun den Bruder mehr und mehr.
Und er webt die Liebesbande
Alſo heiter und ſo hehr,
Wie's daheim nie wär' im Stande
Der nur mündliche Verkehr.

Seht, ſo ſiegten die Gedanken
Ueber die Gewalt der Ferne;
Liebe kennt ja keine Schranken,
Nein, bis in das Reich der Sterne
Sie den Raum noch überbrückt. —
Wenn ſie nur den Leib entrückt,
Doch den Geiſt noch näher bringt:
Iſt dann Ferne zu beklagen? —
Briefestauben, euch beſchwingt,
Botſchaft hin- und herzutragen,
Drin der Liebe Geiſt erklingt!

Ein Peſſimiſt als mein Hausgaſt.

Ich weiß es wohl: ihr Peſſimiſten,
Ihr haltet's nicht der Mühe werth,
Um all des Lebens Noth und Qual
Das Daſein länger noch zu friſten;
Denn Trug nur, eure Weisheit lehrt,
Sei alles Glück und Ideal;
Und der nur zähle zu den Weiſen,
Der einzig nach dem Tod verlangt,
Weil er als einz'ges Gut zu preiſen,
Vor dem der Thor nur feig erbangt.

Nun wohl, nicht will ich mit euch ſtreiten.
Der Völker Buch, wie's Menſchenherz,
Gibt oft euch recht, mehr als genug,
Denn heut noch wie zu allen Zeiten
Iſt dieſe Welt voll Wundenſchmerz,
Unrecht und Bosheit, Noth und Trug;
Und trifft zuviel davon zuſammen

Auf Einen, der des Glückes werth:
Wer will als Schwächling ihn verdammen,
Wenn Trübſinn ſeinen Geiſt beſchwert?

Nein, nicht mit ſolchem Peſſimiſten
Wag' ich zu rechten um ſein Recht,
Daß er vom Leben nicht viel hält.
Ich meine jener Lebensriſten
Neumodiſch und blaſirt Geſchlecht,
Dem ſonſt die Welt ganz wohlgefällt,
Um niedern Sinnenreiz zu ſtillen,
Und das dann doch nur ſtets moros
In's Leben ſchaut mit ſchwarzen Brillen,
Bejammernd alles Menſchenloos.

Ei, möge doch in's Haus mir kommen
Solch ein moderner Peſſimiſt!
Kein einz'ger Weltſchmerzparagraph
Sei ſchon im Voraus ihm benommen;
Mein Gaſt nur ſei er kurze Friſt,
Nur vom Erwachen bis zum Schlaf!
Und, wenn ich dann ihn nicht bekehre
Durch meines eignen Hauſes Glück:
Dann ſchwör' ich ſelbſt zu ſeiner Lehre,
Als aller Weisheit Meiſterſtück.

Und ſieh, da biſt du ſchon zur Stelle,
Als eben ich vom Traum erwacht!
So ſchau', wie unſer Herz und Blick
Schon gleich bei erſter Tageshelle

Froh grüßend ſich entgegenlacht!
Und wiß: ſo ſegn' ich mein Geſchick
An jedem Morgen drum auf's Neue,
Daß dieſe Frau mich's finden ließ,
Die ſo voll ſanfter, kluger Treue
Das Haus uns ſchafft zum Paradies.

Ich hoffe wohl: du wirſt dran glauben!
Recht ſcharf nur ſchau' mir in's Geſicht!
Selbſt den geheimſten Herzensſchlag
Will ich zu prüfen dir erlauben.
Und ſieh, ſo etwas macht man nicht;
Von innen kommt es Tag für Tag,
Und jetzt ſchon an die zwanzig Jahre.
Ich denke doch: 's iſt Zeit genug,
Daß ſich dein Kopf den Zweifel ſpare:
Ob dieſes Herzensglück kein Trug?

Und nun komm' mit zum Frühſtücktiſche!
Doch nein, erſt horch, wie Kind um Kind
Die Morgengrüße mit uns tauſcht,
So Blick wie Wort voll Morgenfriſche! —
So kurz auch nur die Stunden ſind,
Die zwiſchen uns im Traum verrauſcht:
Wie an der Kinder Wiederſehen
Sich unſer Elternherz doch freut!
Wie wird für unſer Wohlergehen
Ihr ehrfurchtsvoller Wunſch erneut!

Und ſieh, da ſitzeſt du ja traulich,
Wie dir wohl ſelten noch geſchah,
Schon mitten im Familienkreis!
Ich merk's: ſchon wirſt du ſtill beſchaulich,
Und auch dein Blick verräth mir ja:
Dein innerſt Herz, ſchon ſeufzt es leis.
Ja, nichtwahr, ſo im Liebesbunde
Früh Morgens ſchon vereint zu ſein:
Solch trautes Glück der Morgenſtunde —
Geſteh' mir's doch: iſt's denn nur Schein?

Es ſchien dir, glaub' ich, zu gefallen.
Du ſchauſt ſchon nicht ſo trüb mehr aus!
Nun komm nach neuem Morgengruß
Zu neuer Arbeit mit uns Allen:
Zum Amt, zur Schulſtub' und in's Haus!
O folgt erſt dieſer auf dem Fuß
Ein friedensſattes Wohlbehagen,
Das ſtets zur Arbeit neu verführt!
Willſt du's vielleicht zu läugnen wagen,
Weil du's nie ſelbſt an dir verſpürt?

Doch, da vom Amt ich heim nun kehre,
Sei auch beim Mittagsmahl mein Gaſt!
Sitz' her! ſchon iſt der Tiſch gedeckt!
Ha, ha, wie's zu der Hausfrau Ehre
Nach abgeworfner Arbeitslaſt
Uns Allen nun gar trefflich ſchmeckt!
Mir nach der Präſidentenſpule,
Ihr nach dem Weberfleiß im Haus,

Und gar den Kindern nach der Schule
Behagt's wie ein Lucullusſchmaus.

Und doch, geſteh's, wie war beſcheiden,
Was uns der Küchenzettel bot!
Doch weißt du, welch ein Glückgenuß
Jed Mittagsmahl noch würzt uns Beiden?
Das iſt: daß unſer täglich Brot
Ich täglich neu verdienen muß,
Daß auch mein Weib mit klügſtem Mühen
Im Hausfleiß mir zur Seite ſteht,
Und unſre Kinder nur ſo blühen,
Weil Maß hier über Fülle geht.

Drum, mochteſt du wohl früher wähnen:
Der Reichthum höchſtens ſei das Gut,
Das noch für dich begehrenswerth —
Nein, woll' ihn nie für dich erſehnen!
Des Glückes größre Wunder thut
Das Maß, wie längſt das Leben lehrt;
Doch äußern Glückskelchs Ueberlaufen
Noch lang nicht inn'res Glück verheißt.
Verdienen läßt ſich's, nicht erkaufen,
Und wer zu reich, verſchwendet's meiſt.

Ja, wehr' nur ab mit höhn'ſchen Geſten,
Schilt lachend mich „Idealiſt!"
Ich bin ſo frei und lache mit,
Und wer zuletzt lacht, lacht am Beſten.
Drum noch Geduld, Herr Peſſimiſt,

's iſt unſre Rechnung noch nicht quitt.
Erſt wollen wir auch zum Verdauen
Gewöhnten Brauchs ſpazieren gehn;
Ganz nahe grünen Wald und Auen,
Die juſt ganz prächtig anzuſehn.

Schau her, ſolch ſinnig Weib zur Seite,
Zu freun ſich an der ſchönen Welt,
Daran uns labend Aug' und Herz,
Und muntre Kinder zum Geleite:
Ei ſag', ob dir's nicht auch gefällt? —
Was ſenkt dein Blick ſich erdenwärts?
Komm doch, ſieh auf, und mit dich freue!
Iſt ſolch ein Labſal denn nicht Glück?
Und wie erquickt kehrt ſtets auf's Neue
Zur Arbeit Jedes gern zurück!

Doch kommt dann erſt die Abendſtunde,
Du armer Gaſt, o dann gib Acht:
Ob Längnerſpott, wie vorhin erſt,
Sich ſtets noch wagt in unſre Runde!
Ob's nicht vielmehr gar ernſt dich macht,
Wie du dich auch dagegen wehrſt:
Wirſt du beim trauten Lampenſchimmer
Mit unſerm Haus erſt recht vertraut,
Deß Glück auf Trug ja nie und nimmer,
Nein, nur auf Wahrheit aufgebaut!

Dank dir! ſchon haſt du Platz genommen!
Doch ſitze nicht ſo ſcheu uns fern!

Nein, mitten in der Unſern Kreis,
Recht herzensnah ſollſt du uns kommen!
Hab' ich's bei jedem Gaſt doch gern,
Daß jeder gleich daheim ſich weiß! —
Recht ſo, jetzt ſitzeſt du gemüthlich,
Und ſcheineſt dich nicht mehr zu ſcheun!
So thun auch wir uns denn recht gütlich,
Und ſollſt du herzlich mit dich freun!

So kommt und laßt vor allen Dingen
Uns etwas leſen, wie nunmehr
Faſt jeden Abend wir gewöhnt,
Und dann auch ſpielen noch und ſingen!
Und daß es unſerm Gaſt zu Ehr'
Recht hehr und feierlich nun tönt:
Das Lied uns von der Glocke läute
Des Hauſes Feierabend ein!
Weiß ich doch höhern Schatz nicht heute,
Als dieſen ew'gen Edelſtein!

Nur, lieber Gaſt, mögſt du verzeihen,
Daß jetzt auch unſrer Kinder Mund,
Der trefflich ſchon darin geübt,
Im Leſen wechſelt mit uns Zweien!
Dir dünkt's wohl kindiſch, doch im Grund
Wird der Genuß drum nicht getrübt;
Im Gegentheil ich längſt ſchon meine,
Und 's wird vielleicht auch dir nun kund:
Es klingt das Schöne, Hohe, Reine
Recht wohl erſt aus der Jugend Mund.

Und daß wir Poeſie noch pflegen,
Nichtwahr, du zuckſt die Achſeln nicht!
Altmodiſch zwar wird's heutzutag,
Sich auf ſolch Schwärmen zu verlegen.
Was ſolch ein ideal Gedicht
Uns praktiſch auch noch nützen mag?
Doch zähl' ich einmal zu den Alten,
Die, wie die Nacht auf Mond und Stern,
Noch auf Poetengeiſter halten.
Ha, welch ein Zopf, höchſt unmodern!

Doch ſiehe da, indem wir leſen,
Wie anders ſchon dein Auge ſchaut! —
Von dieſer Töne Bann umſtrickt,
Ahnſt wohl auch du des Geiſtes Weſen,
Deß Gnade jetzt in's Herz uns thaut,
Und unſern Geiſt mit Licht erquickt? —
Iſt's nicht ein Strahl von jenem Lichte,
Das unſres Volkes Geiſt erhellt?
Weh ihm, wenn drauf er je verzichte,
Daß er in neue Nacht verfällt!

Ja, ohne dieſen Himmelsfunken
Wär' ich nicht ſelbſt, ſo ſtark ich ſei,
Schon längſt in dumpf'ger Aktenluft
Zum Kärrnerdienſt herabgeſunken?
In ihrer Hauspflicht Einerlei,
Was wahrte ſolchen Waldesduft
Dem Herzen meiner Frau für immer?
Auch bei des Kinderbaumes Zucht,

Ohn' idealen Sonnenſchimmer,
Wie erntet' ich wohl ſolche Frucht?

Du ſchweigſt? — Doch 's iſt ein ernſtes Schweigen,
Drum dräng' ich dich zum Reden nicht.
Ich ahn's ja doch, wie friſches Laub
Aus deiner Weisheit dürren Zweigen,
Von Thau getränkt, hervor nun bricht;
Verwehen ſeh' ich dran den Staub.
Nein, rede nicht, nur ſtumm beſinnen
Magſt du dich auf dein beſſres Theil! —
Und nun laßt uns Muſik beginnen!
Die macht erſt recht das Herz dir heil.

Komm, liebe Frau, als Amſel ſinge
Das Liebeslied von Mendelsſohn
Mit Lerche Käthchen im Duett!
Dann Karl mit mir den Bogen ſchwinge,
Gieb ja recht Acht auf zarten Ton!
Denn 's iſt von Mozart das Terzett.
Daß du, mein Röschen, uns recht innig
Begleiten wirſt auf dem Klavier:
Wie zweifel' ich dran? Denn juſt ſo ſinnig,
Wie die Muſik, klingt's ja in dir. —

Nun, lieber Gaſt, ſchon iſt zerronnen
Der Stimmen wie der Saiten Klang.
Sag' ehrlich: ſpürteſt nicht auch du
Darin des Hausglücks heil'ge Wonnen? —
Und hörteſt du dem Wechſelſang

In unſern Seelen erſt noch zu,
Gleich rein und tief zu allen Zeiten,
Wie je zwei Menſchen noch geliebt:
Du würdeſt nie mehr mit mir ſtreiten,
Ob's ideales Glück noch giebt.

O ſage nicht: Du haſt gut reden,
Du ſchwelgſt ja in des Glückes Schooß,
Und nie hat Trübſal dich bedrückt! —
So hätſchelt das Geſchick nicht Jeden. —
Nein, ſag' ich dir, nicht mühelos
Hab' ich des Glückes Frucht gepflückt;
Auch mir blieb Hausleid nicht verborgen,
Am Krankenbette wie am Sarg,
Und oft nur unter ſchwerſten Sorgen
Vor Sturmnoth ich mein Hausſchiff barg.

Wenn trotzdem unſer Glück nicht wankte,
Weißt du's Geheimniß wohl: warum?
Weil ſelbſtlos unſer Herz verblieb
Und nie an Neid noch Hoffahrt krankte;
Weil wir des Glücks Myſterium
Verſtanden ſtets in unſrer Lieb',
Indem zur Lehre wir geſchworen,
Die Kant'ſche Weisheit uns enthüllt:
Der Menſch wird nicht zum Glück geboren,
Nur, daß er ſeine Pflicht erfüllt. —

Was hindert dich, daß gleich du thueſt?
Und thuſt du's nicht, was frommt es dir?

Ob dich beſonnt der Vollkraft Licht,
Ob müde du im Schatten ruheſt:
Gleich düſter bleibſt du, glaub' es mir,
Wenn dir's am innern Licht gebricht,
Dem idealen Sterngefunkel
An deinem geiſt'gen Himmelszelt,
Gen das jed' äußres Licht nur Dunkel,
Und das jed' äußre Nacht erhellt.

Nein, läugne nicht des Glückes Gnade!
Dein beſſres Selbſt errette draus,
O glaub' an ſie, und werd' geſund!
Denn löſcht' am Völkermeergeſtade
Einſt dieſes Glaubens Leuchtthurm aus:
Geſcheitert bis zum tiefſten Grund
Die beſte Volkskraft niedertriebe. —
Doch wär' auch Alles Trug und Qual:
Glaub' wenigſtens an's Glück der Liebe
Und an ein häuslich Ideal!

Und nun gut Nacht! 's iſt Zeit zum Scheiden,
Mein Weib ſammt Kindern ſchon verſchwand.
Nicht mögſt du um mein häuslich Glück
Verbittert mich daheim beneiden!
Doch nein, ich ſpür's am Druck der Hand:
Nur friedlich kehrſt du jetzt zurück!
Und wie der Himmel deinen Füßen
Nun ſternenlicht der Führer iſt,
Mögſt morgen du die Sonne grüßen
Als ein bekehrter Peſſimiſt!

Nach ewigen Geſetzen.

Nach ew'gen ſittlichen Geſetzen
Geht aller Lauf der Welt.
Weh' Jedem, dem's gefällt,
Sie offen frevelnd zu verletzen!
Und, thut er's mit geheimer Liſt:
Er wird dennoch, ſo ſchlau er iſt,
Zuletzt verſtrickt in eignen Netzen.

Und nicht nur in der Weltgeſchichte
Sich dies Geſetz vollzieht,
Nicht nur im Volksgebiet
Sitzt deß Vollſtrecker zu Gerichte:
Nein, auch an jedes Hauſes Herd,
Ganz unſichtbar mit Wag' und Schwert,
Die Binde vor dem Augenlichte.

Doch könnt ihr ſelbſt ihn auch nicht ſchauen,
Und, ſähet ihr auch ihn,

Ob er euch blind nur ſchien':
O mögt ihr nicht der Blindheit trauen!
Denn Alles in euch iſt ihr kund
Bis zum geheimſten Herzensgrund
Mit einem Scharfblick voller Grauen.

Und was an jedem eurer Tage
Ihr ſinnet oder thut,
Sei's böſe, ſei es gut:
Der Richter prüft's in ſeiner Wage
Geſtrengſten Blicks auf das Gewicht,
Daß er's zum Maßſtab für's Gericht
In's Buch des Lebens ein dann trage.

Sag' Keiner, daß er nichts verſpüre
Von ſolchem Richteramt,
Das lohnt und das verdammt,
Je nach der That, die man vollführe;
Daß es den Guten ja ſeit je
Oft ſchlecht, den Schlechten wohl ergeh',
Drum dies Geſetz ihn auch nicht rühre!

Und doch, ſo wahr am Sand und Mooſe,
Am Fels, von Eis bedeckt,
Sich gleich Geſetz vollſtreckt,
Wie an der Ceder und der Roſe:
Auch ſittliches Geſetz gleich wahr
Vollſtreckt wird gleich unwandelbar
An jeder That, die man erloſe.

Nicht zwar mit Händen ſtets zu faſſen
Iſt der Geſetzvollzug;
Manch äußerlicher Trug
Mag allzu oft dran zweifeln laſſen;
Doch tiefgeheim im Herzensbuch,
O wie da Gnade, ſowie Fluch,
Genau zu dem Geſetze paſſen!

Mag auch der Schurke drum erjagen
Manch äußres Glück der Welt:
Stets bleibt ihm doch vergällt
Des tiefſten innern Glücks Behagen.
Ihn labt nur niedrer Sinnenreiz;
Gequält von Habſucht, Neid und Geiz,
Macht's kleinſte Leid ihn gleich verzagen.

Doch mag's dem Guten ſchlecht ergehen:
Auch kärgſtes Glück im Leid
Umſtrahlt ihn troſtbereit,
Daß Muth und Kraft neu auferſtehen;
Und ſelbſt im tiefſten Dulden auch
Wird der Ergebung Glückeshauch
Ihm friedensreich das Herz durchwehen.

Drum auch umgarnt von Finſterniſſen,
Ihr Kinder wanket nicht,
Und haltet feſt am Licht! —
Dann, müßt ihr auch vielleicht oft miſſen
Manch Glücksgut äußerlicher Art:
Doch höchſtes inn'res ihr euch wahrt
In einem freudigen Gewiſſen!

Unſer Käthchen.

Wie kann's nur oft ſo kommen,
Daß jählings ausgeglommen
Des Hauſes Freudenlicht!
Uns war es ſo ergangen:
Zwiefach von Flor umhangen
Ward unſres Glücks Geſicht.

Erſt trugen wir im Walde
Vom Forſthaus auf der Halde
Den Vater in das Grab.
O was es da uns Beiden
Beim letzten, ſtummen Scheiden
Für Herzensſtöße gab!

Kein letztes Blickbegegnen,
Kein Abſchiedswort, kein Segnen
Der treuen Vaterhand!
Als wir das Haus betraten,
Die Träger ſchon uns nahten;
Der Sarg im Saale ſtand.

Beim hellen Morgenſchimmer
Ging friſch und froh wie immer
Er in den Waldesgrund.
Des Nachts ſie todt ihn trafen,
Wie hingelegt zum Schlafen,
Bewacht vom treuen Hund.

Wie viel uns Thränen rannen,
Wie wehmuthsſtumm von dannen
Wir wieder heimgekehrt:
Was klag' ich viel nun drüber?
Es iſt ja längſt vorüber,
Der Kelch iſt ausgeleert.

Ich ſage nur dies Eine:
Vor eines Vaters Schreine
Stand treu're Tochter nie;
Und nie kann einem ſchenken
Ehrfürchtiger Gedenken
Und frömmern Dank, als ſie.

Doch, muß zur Grube fahren
Der Greis mit ſiebzig Jahren:
So fordert's die Natur.
Uns ward nach wen'gen Wochen
Des Kindes Herz gebrochen —
Ach, ſiebzehn Jahre nur!

Es waren lenz'ge Tage,
Als ſo mit einem Schlage
Es in uns Winter ward.

Nun, neu die Knoſpen treiben,
Laßt neu mein Buch mich ſchreiben
Nach ſtillen Schmerzes Art!

Noch kann ich's ja kaum faſſen,
Daß die uns mußt' erblaſſen,
Die uns ſo hold erblüht;
Daß nun trotz Frühlingsſchimmer
Verſtummt uns bleibt für immer
Ihr lerchenfroh Gemüth.

Zu jählings war's gekommen,
Daß ſie uns weggenommen
Ward gleichſam über Nacht. —
Ach, ſei'n der liebſten Güter
Wir noch ſo treue Hüter:
Was frommt oft unſre Wacht?

Doch, daß wir uns bewachen
Vorm kleinen Geiſt der Schwachen,
Das hilft uns allemal;
Nicht nur im Glücksgenuſſe,
Nein, auch im Schmerzerguſſe
Giebt's gleiches Ideal.

Ich kann damit nicht prahlen;
Dem Vaterſchmerz bezahlen
Mußt' ich die Schuld ganz baar
Die All' uns aufgerichtet
Und unſre Nacht gelichtet,
Nur eure Mutter war.

Auf's Neu' mußt' ich's empfinden:
Im Trübſalüberwinden
Die Frau die Stärk're ſei;
Drum, ward das Leid uns linder,
Der Mutter dankt's, ihr Kinder!
Ich ſtand nur nebenbei.

So wollt mit Liebesblüthen
Das Grab der Schweſter hüten,
So, wie ſie euch geliebt!
Und wir zum Troſtesſegen
Des Dankes Kranz drauf legen,
Daß ihr uns noch verbliebt.

Mehr laßt mich euch nicht ſagen,
Ihr habt's ja mit ertragen! —
Und wie auch und warum
In leidvoll Wort es kleiden? —
Drum will ich mich beſcheiden.
Der tiefſte Schmerz bleibt ſtumm.

Roſen und Myrthen.

O Menſchenherz, du ſo räthſelhaft
In Allem, was in dir lebt und ſchafft:
Was ſoll ich von dir nur halten?
Wie warſt du welk von Schmerzenbrand,
Und nun, da der Frühling zieht in's Land,
Willſt wieder dich blühend entfalten!

Doch 's iſt ja nicht der Frühling allein,
Der nun mit zauberndem Sonnenſchein
Die Welt und mein Herz will ernenen;
Ach, denk' ich, daß neue Roſen auch
Nun knoſpen an jenes Grabes Strauch:
Wie könnte der Lenz mich erfreuen?

Mich freut ganz andere Frühlingsblüth'
In einer lebendigen Roſe Gemüth;
Ihr rathet's wohl, was ich meine!
So ringt's in mir voll heiliger Scheu:
Ob mehr mit der Lebenden ich mich freu',
Ob mehr ich die Todte beweine.

Und ſo bald jubl' ich und traur' ich bald;
Allſtündlich wechſelnd in der Gewalt —
Ein Kampf, wie ſchwer oft iſt er!
Und dennoch bleiben ja Freud' und Leid
Im Menſchenleben für alle Zeit
Die treueſten Geſchwiſter.

So wohn' auch Freud' und Leid jetzund
Verträglich in meinem Herzensgrund,
Und keins ſoll's andre hindern!
Gilt doch das ein' und andre bloß
Aus gleichen Hauſes Liebesſchooß
Zwei ſchweſterlichen Kindern!

Und ach, lebt' unſer Käthchen noch:
Wie herzlich freute ſie ſich doch,
Daß unſer Röschen nun liebe!
Die Lerchenbruſt von Glück geſchwellt,
An ihrer Schweſter Himmelszelt
Sie jubelnd ſchweben bliebe.

Drum weiß ich's auch: nicht thut ihr's weh',
Wenn ich zu ihrem Grabe geh',
Die Roſen zu begießen,
Und gleich danach den Myrthenſtock,
Deß Blüth' einſt ihrer Schweſter Gelock
Als Brautkranz ſoll umſprießen.

Kindeslieb' und Mutterleid.

Wie kam's nur ſo ſchnell? — Noch faſſ' ich's kaum;
Und doch, wie kann ich nur fragen? —
Wen wundert's, wenn ein junger Baum
Im Frühling aus will ſchlagen?
Und half ich ihm nicht das Sonnenlicht
Im eignen Heim erſchließen,
Und ihn mit Thau begießen?
Und, wenn nun Knoſp' um Knoſpe bricht:
Was ſtaun' ich — ob ich's wollt', ob nicht,
Ob mir's nun wohl, ob wehe thut —
Daß dann das Knoſpen nimmer geruht,
Bis ſich's mit unaufhaltſamer Macht
Entfaltet zur vollen Laubespracht?

Wie harmlos alles doch geſchah!
Auf Urlaub hier zugegen
Verehrte bei uns Frau Muſika
Der Sohn eines Amtskollegen:

Aſſeſſor, wie einſt ich zuvor.
Er ſang gar klangesprächtig,
Sie ſpielte ſchon bedächtig
Zu ſeinem fluthenden Tenor.
Ein Labſal war's für Aller Ohr,
Und nie wohl Sanct Cäcilia
Andächt'gere Lauſcher bei uns ſah.
Wer dacht' an Röschens Herz dabei?
Ob wohl, ob wehe davon ihm ſei?

Indem noch über uns Allen lag
Gedämpfter Wehmuth Schleier;
Seit Kurzem erſt noch freudenzag
Zur alten Abendfeier
Sich gaſtlich unſer Haus erſchloß.
Zuletzt mußt' unſer Grämen
Doch auch ein Ende nehmen;
Und iſt das Lied des Leids Genoß:
Wen doch ſolch Singen noch je verdroß,
Das oft ſogar am Grab ertönt? —
So hatt' es auch unſer Leid verſöhnt. —
Daß nun ſolch Lied auch der Liebe Geleit:
Gott, lag dieß Denken uns himmelweit!

Doch wie bei feierlicher Nacht
Erſt matt nur einzelne Sterne,
Und dann ſtets mehr mit wachſender Pracht
Aufglühn aus der himmliſchen Ferne:
So ſahn an des Kindes Himmel auch wir
Erſt nach und nach aus dem Dunkel

Der Liebe Sternengefunkel
Hervorſprühn in ſtets reicherer Zier.
Und durften denn warnend wir ſagen ihr:
„Nimm vor der Liebe dich in Acht!“ —
Ach nein, auch treuſter Eltern Wacht,
Sie muß es willig laſſen geſchehn:
Des Kindes Herz ſo beſternt zu ſehn.

Uns freilich wird's nun doppelt ſchwer,
Zu freun uns dieſer Liebe.
Ja, wenn ſie auch als Frau nunmehr
In unſerer Nähe bliebe! —
Doch, der ſie ſich zur Braut erkor,
Wird bald gar viele Meilen
Zu neuem Haus mit ihr eilen;
Und wer erſt eine Tochter verlor,
Die nie mehr pocht an unſer Thor,
Und ſoll auch noch die andere dann
Fortziehen laſſen mit fremdem Mann,
Die Troſt im Leide war uns Zwei'n:
Dem iſt wohl Wehmuth zu verzeihn.

Doch mehr, als Wehmuth, ſei's auch nicht!
Und ſie auch wird ſich verklären;
Wir wollen in unſrer Elternpflicht
Auch jetzt uns treu bewähren.
Nicht ſoll uns Eiferſucht, nicht Neid,
Des Herzens Spiegel trüben,
Wir wollen uns drin üben:
In nicht zu bitterm Herzensſtreit

Zu tragen unſre Einſamkeit. —
„Ja, beſtes Mütterchen, nichtwahr?
Mit Leib und Seele ganz und gar
Gehöre ſie jetzt nur ihm noch zu —
Ein Leben nur, wie ich und du!“

„Und ob dann auch ſein eigen ſei
Ihr Leib mitſammt der Seele:
Wir wiſſen's ja doch, daß für uns Zwei
Ihr's nie an Liebe fehle. —
Als deines Vaters Waldrevier
Die ſchönſte Roſ' ich entriſſen:
Mußt' er dein Herz drum miſſen?
Blieb er nicht doch ſtets Vater dir?
Fand er nicht neuen Sohn an mir?
Ward einſt mein eignes Mütterlein
Nicht auch noch deines obendrein?
Und ſchmückt ganz gleicher Ehrfurcht Strauß
Nicht unſrer Liebſten Gräber aus?“

„O wie ward's uns einſt leicht gemacht,
Den Vater zu verlaſſen!
So ſei'n auch wir ſchon jetzt bedacht,
Gleich ſtark uns einſt zu faſſen!
Das arme Kind, es quält ſich ja
Aus Angſt vor Abſchiedsſchmerzen
Genug ſchon im ſtillen Herzen,
Und geſtern Abend erſt ich ſah:
Wie heimlich leidvoll ihr geſchah,
Denn mit dem ſüßen bräutlichen Kuß

Vermenge ſich bitterer Thränenfluß.
Ja, helfen treu zuſammen wir:
Das bange Herz zu tröſten ihr!“

„Und Alles kommt uns dann zu gut,
Was ihr an Leid wir erſparen;
An unſerm wachſenden Opfermuth
Wirſt du's ſammt mir erfahren!
O komm, und trockne dein Auge nun ab!
Nicht weinen kann ich dich ſehen,
Nicht ſo bekümmert ſtehen.
Nun will ich ſelber ſein dein Stab,
Wie meiner du warſt an Käthchens Grab.
O ſel'ge Hilfe, wenn Frau und Mann
Sich wechſelſeitig ſtützen kann,
Und Keines rühmt als Stärkern ſich! —
Komm, richte dich auf und küſſe mich!“

Unſerm neuen Sohne.

Mein künft'ger Sohn, o leih' dein Ohr
Nun deines künft'gen Vaters Wort!
Aus tiefſtem Herzen quillt's hervor,
Gleich tief kling's auch in deinem fort! —
Wie ich dich heimlich längſt betrachtet,
Biſt du kein Schwärmer, der nur ſchmachtet,
Und, tändelnd mit der Liebe Preis,
Von ihrem heil'gen Ernſt nichts weiß:
Nie hätt' ich ſonſt dich werth erachtet
Für unſres Hauſes Liebeskreis.

Gleich ehrlich zwar geſteh' ich dir:
O wie ſo gern noch manch ein Jahr
Behielt' ich dieſes Kind bei mir,
Das unſer duft'ges Labſal war
In ſeiner Roſenblüth' Entfalten!
Und doch, wie darf zurück ich's halten,
Lieb' ich's als Vater, wie ich ſoll?

So füg' ich denn mich ohne Groll
Der heil'gen Liebe höherm Walten,
Und zahle der Entſagung Zoll.

O haſt, mein Sohn, du gut gewählt!
Von Allen, die noch je gefreit,
Zu den Beglückteſten gezählt
Wirſt werden du für alle Zeit!
Denn nimmer kannſt du für dein Leben
Noch köſtlicheren Schatz erſtreben,
Als ich in meinem Töchterlein,
Dem jungfräulichen Edelſtein,
Dir bald nun will zu eigen geben,
Auf daß du ſollſt deß Hüter ſein.

Nicht prahlend ſprech' ich dieſen Satz,
Mein Leben ſetz' ich dafür ein;
Ganz gleicher ſeltner Frauenſchatz
Iſt ja ſeit langen Jahren mein.
Doch, wie ſein Glanz das Haus mir ſchmückte
Durch wunderbares Farbenſpiel,
Wie Aug' und Herz er mir entzückte:
Was mach' ich drum der Worte viel?
Ach, auch das ſchönſte, das mir glückte,
Erreichte nicht des Lobes Ziel.

Nein, laß mich ſtumm ſein, lieber Sohn!
Wer ſagt, was unausſprechlich iſt?
Lauſch' lieber unſres Hauſes Ton,
Drin lang genug du heimiſch biſt!
Hör' jede Freud' ihn drin verſchönen,

Hör' jede Trübſal ihn verſöhnen!
Und, haſt mein Kind du heimgeführt —
Gieb Acht: wie du's bei uns verſpürt,
Auch ſie in gleicher Liebe Tönen
Dann deines Hauſes Harfe rührt.

O, glaub' es jetzt ſchon, zweifle nicht!
Denn dieſe Mutter und dies Kind
So ähnlich, wie im Angeſicht,
Auch gleich in ihrer Seele ſind.
Der Mutter Herz nur wolle fragen,
Dann brauchſt du nicht beim Kind zu zagen:
Ob ſeines wohl auch tief genug,
Und ob dein Glück wohl einſt kein Trug?
Nein, unſer eignes kann dir ſagen:
So wird auch deins — und 's iſt genug.

Und daß, wie ſtets die Mutter ich,
Mein Kind auf Händen trägſt auch du:
Verlang' ich, daß erſt feierlich
Du mir's als Vater ſchwöreſt zu? —
Nein, hätt' ich dich auch nie geſehen,
Und würde mir mein Kind geſtehen,
Daß, fern uns, ſie dich lieb gewann:
Ich würd', auch als uns fremdem Mann,
Dir ſegnend gleich entgegengehen,
Weil ſie nur würdig lieben kann.

Ja, ſieh, ſo feſt vertrau' ich ihr,
Denn nie noch täuſchte ſie uns, nie.

Ganz gleichen Glauben ſchenk' ich dir
Und leg' in deine Hände ſie.
Neidlos ſei ſie dir hingegeben!
Verarmt auch unſer eignes Leben
Als unſres Hauſes Edelſtein —
In Gottesnamen, er ſei dein!
Wir wollen uns begnügen eben
Mit ſeinem fernen Widerſchein.

Ein Brautkranz.

I.

Horch, Röschen, wie die Nachtigallen ſingen,
Wie höchſter Jubel und wie tiefſtes Klagen!
So fühl' auch ich mein Vaterherz nun ſchlagen,
Doch jedes Leid will ich nun drin bezwingen.

Nur Freude ſoll dein Elternhaus durchklingen,
Da du auch uns erfreut in allen Tagen,
Und jedes Wort, das ich dir nun will ſagen,
Laß mich als Roſen dir zum Brautkranz ſchlingen!

Komm, Kind, und ſetz' dich traulich zu uns nieder!
Indeß ich Roſ' um Roſe für dich pflücke,
Leg' in der beſten Mutter Hand die deine!

Ach, ſüßer Waldesduft umweht mich wieder
Von unſerm eignen erſten Liebesglücke! —
Nein, glücklich Mütterchen, nicht jetzt ſchon weine!

II.

O ſel'ge Zeit, da ich im Haus der Heide,
Gar traut umgrünt von duft'gem Waldesſaum,
Einſt ſelbſt geträumt der Brautzeit goldnen Traum,
Fernab vom Lärm der Welt und ihrem Leide!

Da wir, ein ſchwärmend Brautpaar, wie ihr Beide,
Vom Kelch der Liebe nippten ſüßen Schaum;
Da uns der Jugend hoffnungsgrüner Baum
Das Haupt umrauſcht in friſchen Than's Geſchmeide.

O theures Kind, das war gar hehre Minne,
Ein himmliſch Träumen von der Liebe Glück. —
Und ach, gottlob, 's ward Alles, Alles wahr!

O daß auch euch die Brautzeit ſo verrinne,
Und ihr gleich glücklich einſt dran denkt zurück,
Wie wir dran denken nach ſo manchem Jahr!

III.

Du ſahſt in deinem Haus nur tiefſten Frieden,
Und athmeteſt die Luft der Liebe bloß!
Und auch die Eltern, die dir neu beſchieden,
Sind alt geworden in des Friedens Schooß.

Auch Neid und Groll hat ſtets dein Haus gemieden,
O Kind, das iſt ein neidenswerthes Loos;
Und giebt es einen Himmel ſchon hienieden,
So war's das Heim, darin du wurdeſt groß!

Drum, mußt als Frau du einſtens von uns ſcheiden,
Bring' gleichen Frieden in des Mannes Haus,
Daß du drin deiner Mutter ähnlich biſt,

Die, weiß es Gott, in Freuden ſowie Leiden,
Wohlthuend Allen uns, Jahr ein Jahr aus,
Der immer gleich leibhaft'ge Frieden iſt.

IV.

Ich hätt' es nie geglaubt in meinem Leben,
Daß ohne langes, ſchmerzlich ſchweres Ringen
Ich über's Vaterherz es könnte bringen,
An einen fremden Mann dich hinzugeben.

Stets fühlt' ich Eiferſucht mein Herz durchbeben,
Gedacht' ich dran, es möchte wem gelingen,
Durch Liebeszauber es ſich zu erzwingen:
Als Fremder meines Hauſes Schatz zu heben.

Doch ſieh, er kam, der Mann nach deinem Herzen:
Er hob den Schatz; ſchnell lernt' ich's zu verſchmerzen,
Und freudig will euch meine Hand vereinen.

Weiß ich doch felſenfeſt dein Glück geborgen!
In deine Zukunft ſchau' ich ohne Sorgen,
Denn beſſern Mann, wie dieſen, wüßt' ich keinen.

V.

Mein theures Kind, wie magſt du Gott drum danken,
Daß für dein Glück ſich ſolch ein Bauherr fand!
Gewiß, der wird mit ſichrer Manneshand
Ein Haus dir baun, dran nie die Pfeiler wanken.

Der fügt aus deutſcher Treue Eichenplanken
Gen jeden Sturm gar feſt des Dachs Verband.
Und du, mein Kind, du ziere Säul' und Wand
Mit deiner frommen Liebe duft'gen Ranken!

Das Inn're ſchmücke du mit Sorgfalt aus,
Mach' deinem Mann behaglich alle Räume,
Zum trauteſten Daheim ſchaff' ihm ſein Haus!

Du biſt im Geiſt und Herzen ja ſo reich!
In Wahrheit wandle ſeine ſchönſten Träume!
O mach' ihn glücklich – ihn und dich zugleich!

VI.

Wie lange währt es? Weht nur Herbſteswind,
So ziehſt du hin zu dem, der dich erkoren!
Doch ach, ich weiß: du bleibſt doch unſer Kind!
Dein Herz, es geht uns dennoch nicht verloren.

An Liebe wir nicht ärmer worden ſind;
Das iſt mein Troſt; denn, der als Mann geſchworen
Die Treue dir zum ew'gen Angebind,
Der ward für uns als neuer Sohn geboren.

Ich weiß von ihm: in höchſten Ehren halten
Wird er die neuen Eltern, wie die alten —
Und du mein Kind, thu' es darin ihm gleich!

O koſtet dann dein Abſchied auch viel Zähren:
So ſoll ſie heil'ge Freude doch verklären;
Nicht ärmer ſind wir ja — doch doppelt reich.

VII.

O Kind, von Selbſtſucht ganz ſich loszuſtreiten,
Iſt eine Elternkunſt gar ernſt und ſchwer;
Wir aber wollen bangen nicht zu ſehr:
Des Opfers Geiſt wird uns zum Ziele leiten.

Wenn klingen eurer Freudenharfe Saiten,
Dann tön' auch unſer Herz gar hell und hehr!
Auf eurer Liebe ſonnig heiterm Meer
Wird unſer Schiff von Weitem euch begleiten.

Nie werd' euch unſer Wille je zur Laſt!
Frei ſollt in eurem neuen Haus ihr ſchalten,
Und fern ſei uns zudringlich Mitverwalten!

Doch, kommt das Leid als ungebetner Gaſt:
Dann laßt beſorgt in euer Haus uns eilen,
Der Trübſal bittern Trank mit euch zu theilen!

VIII.

O Kind, wie biſt du reich an allen Gaben,
Um deines Mannes Leben zu beglücken!
Was Aug' und Herz nur kann erquickend laben,
Verſchwendriſch ſeh' ich's Leib und Geiſt dir ſchmücken.

Ja, Töchterlein, faſt möchteſt Angſt du haben,
Und könnte Dankesſchuld dich ſchier bedrücken;
Drum wolle tief dir in die Seele graben:
Laß nie von Eitelkeit dein Herz berücken!

Nein, deines Herzens tiefgeheimes Leben,
Das bilde ſorglich ſtets noch in dir aus:
Des Opfers höchſten Grad muſt du erſtreben!

Und fragſt du mich: wie kann ich das erreichen?
So ſag' ich dir: o woll' in deinem Haus
Stets deiner Mutter in dem unſern gleichen!

IX.

Wie blaut dein Himmel jetzt noch ſonnig heiter!
Nicht eine Wolke will daran ſich zeigen;
Nur goldne Träume auf und nieder ſteigen
Auf deiner jungen Liebe Himmelsleiter.

Und doch, mein Kind, ſchau jetzt ſchon weit und weiter!
Das Leben iſt kein tändelnd froher Reigen,
Ein Kampfplatz iſt's mit oft gar ernſtem Schweigen;
Und auch ihr zwei ſteht einſt darauf als Streiter!

Drum glaub' mir, Töchterlein, nicht feſt genug
Könnt ihr in Liebestreu' zuſammenhalten
Gen des Geſchickes feindliche Gewalten,

Daß, wann des Unglücks Hand euch niederſchlug,
Die Liebe helf', euch wieder aufzuraffen,
Und ſiegreich bleiben ihre heil'gen Waffen.

X.

Nun laß zuletzt auch dieſes noch dir ſagen:
Nicht eure Lieb' allein das Haus bewohne!
Ein heilig Zelt ſei drin auch aufgeſchlagen
Der Gottesliebe, aller Liebe Krone!

In euern Herzen ſollt ihr liebend tragen
Die Menſchen all: gleichviel, ob man's euch lohne,
Ob man's vergelte mit des Undanks Hohne —
Nur nach dem innern Lohne ſollt ihr fragen!

Was ſchön und wahr und heilig iſt zu nennen,
Zu deſſen Dienſte ſollt ihr Prieſter ſein,
Und ſoll bei euch die Tempellampe brennen!

So ringt ſtets mehr nach geiſtiger Verklärung,
Bis euch umglänzt des Tabor's Lichtesſchein! —
Und euren Bitten ſchenke Gott Gewährung!

Wieder allein.

Und ſchon verfloß der Hochzeitstag,
Verſtummt iſt längſt das Feſtgelag,
Und Röschen zog zur Ferne.
Und ſtill nun auch vom ſtillen Gram,
Als ſie den letzten Abſchied nahm!
Ihr wißt: nicht klag' ich gerne.

Doch, als nach wenig Tagen nur
Ich auch mit Carl zur Forſtſchul' fuhr,
Und einſam kam zurücke:
Da fühlt' ich mich ſo leidbeſchwert,
Als ſei mein Haus ganz ausgeleert
Von allem alten Glücke.

Zu weichlich zwar ich nie empfand,
Und auch im ſtärkſten Leide ſtand
Stets aufrecht noch mein Wille;
Doch, wenn ein Lied, ſo lang gewöhnt,
Zu jählings dann im Haus vertönt,
Wird's Herz auch gar zu ſtille.

Kein Gruß und Kuß der Kinder mehr,
Die Zimmer alle ſtill und leer,
Im Haus ein Kirchhoffrieden!
Ernſt kam ich heim und ging auch fort,
Nur Wehmuth klang aus unſerm Wort,
Und jeden Scherz wir mieden.

Beim Frühſtück, wie beim Mittagstiſch,
Wie ſaßen ſtumm und träumeriſch
Wir zwei nun einſam wieder!
Kein Buch noch hatt' uns froh gemacht,
Verſtummt auch blieben jede Nacht
Die Saiten wie die Lieder. —

Daß unſre Kinder ſo erblüht,
Wie hatten wir uns drum gemüht
In ſorgenvollem Warten!
Und nun mit ihrem Blüthenduft
Durchhauchen ſie der fremde Luft,
Und nicht des Hauſes Garten. —

„'s iſt einmal ſo, und muß ſo ſein!
Drum laß getroſt, lieb Mütterlein,
Das Leben nur gewähren!
Ach, wär's nicht uralt Elternloos,
Und träf' es jetzt uns Beide bloß:
Nicht wüßt' ich's zu erklären."

„Doch ſieh', aus meines Vaters Haus,
Da zogen auch einſtmalen aus
Zwei Töchter ſammt drei Söhnen;

Und meinen Eltern auch ward's ſchwer,
Sich an ihr Haus, gleich kinderleer,
Dann langſam zu gewöhnen."

„Und doch, ich weiß: ſie ſind allzeit
In ihrem Herzen auch zu Zweit
Stets liebesfroh geblieben;
Und hatten doch, o glaub' es mir,
Auch uns nicht minder lieb, als wir
Nun unſre Kinder lieben." —

So ſprach ich bei der Lampe Schein
Jetzt in mein traurig Weib hinein,
Mein Arm hielt ſie umſchloſſen;
Und um gar Vieles linder ſchon,
Ich ſah's, bei dieſer Worte Ton
Ihr nun die Thränen floſſen.

Tief Odem holend ſprach ſie dann:
„O Dank dir, mein herzliebſter Mann!
Doch bang' nicht meinetwillen!
Ach, wenn ich dich nur ruhig weiß,
Dann alle Thränen, noch ſo heiß,
Der Kinder halb ſich ſtillen."

„Ich will ja noch mehr lieben dich,
Nur, wie ich's kann, belehre mich!
Jed' Opfer will ich bringen;
Nur Eins ja ſinn' ich jeden Tag,
Wie ich dir wohl erſetzen mag
Die Kinder, die nun gingen."

Und tiefgerührt erwiedert ich:
„Wie kannſt du noch mehr lieben mich,
Welch Opfer noch erdenken?
Und fehlt uns auch nun jedes Kind:
So lang nur wir beiſammen ſind,
Soll's mich zu tief nicht kränken."

„Du füllteſt ja mein Herz ſchon aus,
Da kinderlos noch unſer Haus!
Wie kannſt du drin dich trügen? —
Drum, fern auch unſern Kindern, bleib',
Wie ſonſt, auch jetzt, du Engelsweib,
Mein vollſtes Glücksgenügen!"

„Auf Alles leiſt' ich ja Verzicht;
Nur, du mein Weib, verlaß mich nicht,
Mein Licht, mein Troſt für immer!
Erſt, wenn man dich auch von mir reißt,
Erſt dann fühl' ich mich ganz verwaiſt,
Doch mit dir nie und nimmer!" —

Wie lauſchte ſie mir freudigſtumm!
Dann ſprach ſie liebreich wiederum,
Mich faſſend bei den Händen:
„Ach ja, komm, deine Hand mir gieb!
Nimmſt du mit mir allein fürlieb,
Wird all mein Leid bald enden."

„Und jenes Glück vom erſten Jahr
Wird dann, wie's einſt ſchon bei uns war,
Gern zu uns wiederkehren;

Und wollen wir's nach kurzer Zeit
Auch ganz die alte Traulichkeit
Durch unſre Liebe lehren."

Heiß küßt' ich ſie und fiel dann ein:
„Ja, treuſtes Herz, ſo ſoll es ſein,
Ganz, wie du jetzt geſprochen!
So feiern wir auf's Neu' zu Zweit
Von jetzt an bis in Ewigkeit
Des Ehſtands Flitterwochen."

„Noch iſt ja unſer Herz ganz jung,
Auch wird des Glücks Erinnerung
Es jung uns ſtets erhalten.
Ach ja, wer liebt, wie du und ich,
Deß Liebesglück kann ſicherlich
Gar niemals ganz veralten."

O wie ihr jetzt, da ſtill ich ſchwieg,
In's Auge licht die Seele ſtieg,
Ein Stern in Himmelsbläue!
Und unſre Hände drückten ſich;
Es klang in uns hochfeierlich
Das Lied von ew'ger Treue.

Drauf drängt' es mich zu neuem Wort:
„Und ſind auch nun die Kinder fort,
Wie darf's zu ſehr uns grämen?
Ihr Herz und Geiſt uns ja verblieb
Mitſammt all ihrer Kindeslieb':
Die kann uns Niemand nehmen."

„Und kann auch leider nun einmal
Nur in der Fremde Sonnenſtrahl
Ihr Glück erblühn und reifen:
Es weht ja doch aus ferner Luft
Noch zu uns her ihr Blüthenduft,
Und wird ihr Glanz uns ſtreifen.“

„Und lechzen wir auch noch ſo lang
Nach ihrer Stimmen Herzensklang
Und ihrer Liebe Blicken:
Es kommt die Zeit, dann dürfen wir
Nach all der Sehnſucht Durſtbegier
Uns doppelt dran erquicken.“

„Ja, warte nur, wie kommt's geſchwind,
Dann werden wir ein Enkelkind
Auf unſern Armen wiegen;
Dann wird auch unſrer Söhne Paar
Stets prächt'ger uns von Jahr zu Jahr
An's Herz entgegen fliegen.“

„Vom eignen Haus ja weiß ich's her,
Wie ſolche Heimkehr noch viel mehr
Beglückt, als ſtetes Bleiben.
O wundervolle Ferienzeit!
Das ganze Haus wird lenzgefeit,
Drin Glückesknoſpen treiben.“

„Was ſonſt in Einzeltönen klang,
Strömt als der Freude Vollgeſang
Dann durch die flücht'gen Wochen;

Was einſt nur tropfenweiſe rann,
Als mächt'ger Liebesborn alsdann
Kommt's brauſend hergebrochen."

„Und ſo auch wird es uns ergehn,
Drum lernen wir die Kunſt verſtehn,
Die Kinder zu entbehren!
Nur aufgeſpart wird unſer Glück,
Mit Zinſen zahlt's die Zeit zurück,
Wenn ſie uns wiederkehren." —

Sie nickte ſinnend vor ſich hin,
Dann ſprach ſie: „O wie dankbar bin
Ich dir, mein Troſtesſpender!
Nun komm, mein Liebſter, lauſche mir!
Beethovens Geiſt ſei jetzt nach dir
Noch unſer Troſtvollender!"

Und, wie's dann wie ein Sphärenſang
Gewaltig mir das Herz durchklang,
Mußt' ich das Auge ſchließen;
Und, wie zum Seher eingeweiht,
Sah ich den ew'gen Strom der Zeit
An mir vorüberfließen.

Was ſonſt uns dünkt' ein langes Jahr,
Das jetzt nur eine Welle war,
Die raſch vor mir entſchwunden;
Kaum merkt' ich auf der einen Lauf.
So ſtürzte ſchon die andre drauf,
Als wären 's nur Sekunden.

Und eines Geiſtes Duftgeſtalt
Kam über'm Waſſer hergewallt,
Deß Stimm' ich dann vernommen:
„Sieh her, wie ſtrömt die Zeit ſo ſchnell!
Dein Leben kommt bald trüb, bald hell,
Gleich eilig mitgeſchwommen.“

„O ſeid nicht ungeduldig drum!
In Freud' und Leid gleich raſch herum
Gehn ſtundengleich die Jahre.
Und eure Kinder fangen an,
Was ihr Zwei dann ſchon abgethan;
Zuletzt kommt eure Bahre.“ —

Neunter Abſchnitt.

Im Ruheſtand.

Das letzte Falkennest.

's war genug nun Arbeitslaſt,
Will ſie jetzt auch niederlegen;
Ungebundner Arbeitskraft
Jubl' ich frohſten Gruß entgegen.
Noch zwar, Gott ſei Dank und Preis,
Iſt mein Leib nicht juſt gebrechlich,
Kopf und Herz auch iſt nicht ſchwächlich:
Alt zwar bin ich, doch kein Greis.

Ei, und doch im Ruheſtand?
Hör' ich oft verwundert fragen;
Andre bis zum Grabesrand
Sich doch erſt todmüde plagen!
Mögen das die Thoren thun!
Weiſer iſt's: nach vierzig Jahren
Stetem Akten-Karrenfahren
Noch bei Kraft ſich auszuruhn.

Habe nun voll treuer Hut
Meiner Kinder Glück geborgen;
Möge jedes nun gleich gut
Eignen Hauſes Glück beſorgen!
Doch ſie all' in gleicher That
Gleichen Geiſt ja ſchon bewähren,
Und es prangt in vollen Aehren
Unſrer Elternliebe Saat.

Als der Mutter Ebenbild
Seh' ihr Haus ich Röschen warten!
's iſt ihr Mann ihr Stab und Schild,
Lieblich blüht ihr Kindergarten.
Franz iſt längſt ſchon Offizier,
Ein gar ſtattlicher Ulane;
Unter Sanct Huberti Fahne
Steht mein Carl im Waldrevier.

Ha, ha, ha, und wie ſie gleich
Herzig Weibchen ſich genommen!
Und ſchon iſt vom Kindleinsteich
Wiederholt der Storch gekommen.
Recht ſo, Buben! — Jung gefreit,
Heißt es, Keinen je noch reute.
Spürt ihr doch an uns noch heute
Dieſes Spruches Richtigkeit!

Macht denn auch den andern Satz
Allzeit wahr in euerm Leben:
Eures Glückes reichſten Schatz
Nur im eignen Haus zu heben!

Erſt die Arbeit, dann die Raſt,
Treue Lieb' in allen Zeiten:
Frohſinn ſtets wird den begleiten,
Wer das Leben ſo erfaßt.

Drum auch trotz dem Großpapa
Zähl' ich mich nicht zu den Alten,
Und auch die Frau Großmama
Hat ihr Herz gleich jung erhalten.
O wer uns gleich noch ſo froh
Darf das Enkelglück genießen:
Wie könnt' Alter den verdrießen? —
Kinder, macht's einſt ebenſo!

Freier Mann auf eignem Grund
Will erſt recht mit Wohlbehagen
Ich des Lebens mich jetzund
Freun in meinen alten Tagen:
Wie, wenn ſich beim Erntefeſt
Schnitter frohen Trunk erlauben,
Wie der Winzer, der die Trauben
Unter Liedern keltern läßt.

Komm denn, göttliche Natur,
Nimm mich auf in dir zu Gnaden!
Jedes Aktenſtaubes Spur
Laß in dir mich weg nun baden!
Gleich dem eifrigſten Scholar
Weih' mich ein in neues Wiſſen!
Heitrer Weltweisheit befliſſen
Steh' ich vor dem Weihaltar.

Laß mich, eng begrenztes Gut,
Warten dein als freier Bauer!
All mein Ehrgeiz nunmehr ruht
Zwiſchen Zaun und Gartenmauer.
Weg mit Streit nun und Gericht!
Blum' und Baum nur will ich dienen,
Nur die Königin der Bienen
Nehme mich in Amtespflicht!

Du beſcheidnes Haus jedoch
Sollſt fortan das Heim uns werden
Alles deſſen, was uns noch
Himmliſch reizen kann auf Erden!
Sei ein neu geweihtes Zelt
Unſrer alten Liebestreue!
Der drin einkehrt, den erfreue
Unſres Glückes innre Welt!

Dichter- ſowie Denkergeiſt
Soll in dir mit uns verkehren!
Was als ſchön und gut man preiſt,
Halt' auch du in höchſten Ehren!
Kinderlieb' und Enkelglück
Grüß' als unſre liebſten Gäſte,
Und ſtets neu zum Friedensfeſte
Locke ſie zu dir zurück! —

So für meines Lebens Reſt
Ich mir hier erkoren habe
Dieſes letzte Falkenneſt
Bis zum alten Falkengrabe.

Nicht aus Weltſchmerz, nicht aus Groll,
Bin ich aus der Welt geſchieden.
Kommt nur, und mein hieſ'ger Frieden
All' euch deß verſichern ſoll.

Schein' ich Manchem drum ein Thor,
Weil ſolch Glück nicht Jedes Mode —
Weisheit lehrend klingt in's Ohr
Mir der Spruch horaz'ſcher Ode:
„Glücklich, wer, vom Amte fern,
Darf ſein ländlich Gut bebauen!“ —
Neuen Himmel ſeh' ich blauen,
Und mich grüßt manch neuer Stern.

Alte Liebe.

Du fragſt mich: „wie iſt's möglich nur,
So lieb mich noch zu haben,
Wo mir doch ſchon des Alters Spur
So ſichtbar eingegraben?“

„Sieh her, wie ward das Haar mir grau,
Voll Falten ſind die Wangen!
Und dir iſt für ſolch alte Frau
Die Liebe nicht vergangen?“ —

„Ei Mütterchen, faſt ſchelt' ich dich,
Daß du nur ſo magſt fragen!
Um zehn Jahr älter ja bin ich:
Was ſoll dann ich erſt ſagen?“

„Doch nein, ich ſage Nichts von mir,
Und will auch gar nicht bangen;
Nur hör': warum die Lieb' zu dir
Mir ſtets noch nicht vergangen!“ —

„Was ich zumeiſt an dir geliebt,
Und auch zuhöchſt gehalten:
Dafür es kein Ergrauen ja giebt,
Und keines Alters Falten.“

„Nur ſchöner iſt's in dir erblüht,
Je mehr der Jahre kamen;
Stets tiefer ging mir's zu Gemüth:
Was geb' ich ihm für Namen?“ —

„Am beſten iſt: ich nenn' es nicht,
Du weißt ſchon, was ich meine.
Es ſtrahlt aus deines Auges Licht
Mit ſternenmildem Scheine.“

„Wie Liebesklang aus deinem Mund
Hör' ich es zu mir ſprechen;
Ich ſpür's aus deinem Herzensgrund
Hervor, wie Zauber brechen.“

„Je mehr der äußre Glanz verblich
An dir, du einſt'ge Roſe:
Um deſto mächt'ger wirkt' auf mich
In dir dies Namenloſe.“

„Um deſto reiner noch verklärt
Aus deinem Aug' es blickte,
Um deſto treuer noch bewährt
Deß Liebreiz mich erquickte.“ —

„Drum hat, wie einſt, mir's angethan
Dein lieb Geſicht noch immer.
Was ändern viel die Falten dran,
Und grauer Locken Schimmer?"

„So lang in deines Auges Schein
Ich darf dein Herz erkennen:
Auch als ſteinaltes Mütterlein
Werd' ich noch ſchön dich nennen!"

Unſere Kinder.

Wenn ich unſrer Kinder denke
Und im Geiſte mich verſenke
In ihr liebes Angeſicht:
O dann ſpür' ich Freudenwellen
Meine Seele lind umſchwellen,
Und mein Herz wird lauter Licht.

Weißt du's noch? — In frühern Tagen
Wie ſo oft hört' ich dich ſagen
Mit beſorgtem Mutterblick:
„Ach, zwei Gnaden nur im Leben
Sei'n mir zum Geſchenk gegeben
Von dem himmliſchen Geſchick!"

„Daß ich möchte dich beglücken
Und du ſtets in allen Stücken
Mit mir wohl zufrieden ſei'ſt!
Dann, daß ſo in Sinn wie Thaten
Unſre Kinder gut gerathen
Recht nach unſres Hauſes Geiſt." —

Und wie oft kam dir ein Bangen,
Ob dein mutterfromm Verlangen
Einſt auch in Erfüllung geh'?
Siehe, längſt ward's nun Gewährung
In ſo reiner Glücksverklärung,
Wie du's kaum erhoffteſt je!

Daß dir Röschen einſtens gleiche
In des Hauſes Pflichtbereiche,
Wie auch in deß Poeſie;
Daß in Frau wie Mutterliebe
Stets dein Ebenbild ſie bliebe:
Daran zweifelt' ich ja nie.

Doch bei Söhnen, wer kann's ſagen:
Welche Mannesfrucht ſie tragen,
Und noch gar dem Hauſe fern?
Und, daß unſrer Liebe Saaten
Draußen auch gleich gut gerathen,
Braucht's beſondern Glücksſtern.

Ja, wie oft ſieht man von zweien
Nur den einen Sohn gedeihen,
Da der andere mißräth!
Und doch war ganz gleich ihr Pflegen,
Luft und Sonne gleich und Regen,
Und ganz gleich ward ausgeſät.

Wer auch weiß, was mit mag wirken
Räthſelhaft aus Geiſtbezirken,
Die kein Menſchenaug' durchblickt?

Wer kann Erbſchaftsnetze löſen,
Drin zum Guten wie zum Böſen
Oft des Kindes Art verſtrickt?

Jetzt, gottlob, darf ich es ſagen:
Nicht aus ihrer Art geſchlagen
Auch die Falkenſöhne ſind;
Und es erbt ſich fort in Beiden
Deine Art auch, die der „Heyden“,
Du einſt roſ'ges Waldeskind!

Ja, der Flug der Falkenſchwingen,
Deines Herzens Duft und Klingen,
Lebt in ihnen fort zu Zweit;
Und, gleich hellen Morgenglocken,
Töne drum des Danks Frohlocken
Stets durch unſre Einſamkeit!

Einſam? — Nein, wir ſind's ja nimmer,
Sind die Kinder doch noch immer
Unſer und uns herzensnah!
Und, was nicht die Hand kann faſſen,
Muß der Geiſt uns ſchauen laſſen:
Zauberſchnell iſt's dann auch da.

Und ſo ſieh: im Morgenglanze
Sprengt dort mit geſchwungner Lanze
Die Ulanen-Eskadron!
Und ganz vorn der kühne Reiter,
Wie der Morgen prächtig heiter
Mutter, das iſt unſer Sohn!

Und den dort im Wildgehege
Ich auf ſchattigdunkelm Wege
Seh' als Forſtmann waldwärts ziehn;
Dieſe friſche Mannesblüthe
Mit dem Blick voll Herzensgüte —
Mütterchen, erkennſt du ihn?

O ſo ſind ſie für uns Beide
Fern auch ſüße Augenweide,
Drein ſich unſer Herz verſenkt;
Und von ihnen, auch du weißt es,
Jeder kindlich treuen Geiſtes
Seiner Eltern gleich gedenkt.

Ja, wie ſie mir's einſt verſprachen,
Nie ſie das Gelöbniß brachen:
Treuſte Freunde mir zu ſein;
Und, wie noch in Kindertagen,
Sie auf zarten Händen tragen
Dich, ihr herzig Mütterlein.

Und wie kräft'gen Sinns daneben
Freu'n ſie ſich am jungen Leben,
Jeder ſeinem Stand zur Ehr'!
Ach, geht drum das Herz mir über:
Brave Kinder — nichts geht drüber;
Was beglückt' uns denn noch mehr?

Drum war unſer Elternſegen
Auch auf ihren Liebeswegen,
Wie bei mir einſt, treu Geleit;

Und wie ſie's daheim einſt ſchauten,
Nun auch ſie das Heim ſich bauten
In ganz gleicher Traulichkeit.

Treue Frau ſeh' ich's verwalten,
Die auf Zucht und Ordnung halten,
Fleiß und Sparſamkeit, gleich dir;
Gleiche Liebe ſegnet drinnen,
Und es flattert von den Zinnen
Gleichen Friedens Hauspanier.

O ſo komm, laß hin uns eilen,
Unſrer Kinder Glück zu theilen,
Enkelglück auf unſerm Schooß!
Laß uns Blick und Küſſe tauſchen,
Schmeichelwort und Märchen lauſchen,
Wenn auch jetzt im Geiſte bloß!

Wenn wir lang gedarbt dran haben,
Wird uns um ſo ſüßer laben
Solch nur aufgeſpartes Glück!
Und ſo zahl' in winz'gen Theilen
Die Entſagung hier einſtweilen
Rieſ'ge Schuld des Danks zurück!

O glückſeliges Gedenken,
Darf ſich unſre Seele tränken
An der Kinder Glückeslicht;
Darf ſie hochbeglückt bekennen:
Die uns ihre Eltern nennen —
Beſſ're Kinder giebt es nicht!

Unſere Gäſte.

Alle, die das Gute wollen,
Schlechtem und Gemeinem grollen,
Seien hier auch mir willkommen!
Alle, die noch freun ſich können,
Und auch Andern Freude gönnen,
Seien freundlichſt aufgenommen.

Nicht nach Eines Glauben frag' ich;
Jeden ehr' ich und ertrag' ich:
Meint's, der ihn bekennt, nur ehrlich.
Mög' er nur die Bitt' erlauben,
Daß er dann auch meinen Glauben
Zu bekehren nicht begehrlich.

Gleichfalls möcht' ich freundlichſt bitten,
Niemals werde hier geſtritten
In politiſchem Salbadern!

's kommt ja doch zu keinem Ziele,
Und ſolch ländlichem Aſyle
Ziemt nun einmal nicht das Hadern.

Bangt euch drum, euch zu langweilen?
Ei, würd' euern Streit ich theilen:
Wäre das erſt recht langweilig!
Friedlich drum laßt uns nur reden
Ueber Dinge, die für Jeden
Gleich erhaben, ſchön und heilig.

Groß genug iſt ja die Halle
Drin die Götterbilder alle
Jrd'ſcher Ideale ſtehen;
Confeſſionen wie Parteien
Können drinnen ohn' Entzweien
Gleichen Opferdienſt begehen.

Laßt drum auch in meinem Hauſe
Wie in einer Siedlerklauſe
Gaſtlich uns zuſammenfinden! —
Gleicher Dienſt des Guten, Schönen,
Soll an Frieden uns gewöhnen,
Und Parteiſucht überwinden!

Alles biet' ich, was ich habe,
Selbſtgebauter Wein euch labe,
Saitenſpiel, das ſelbſt wir rühren;
Und, daß keinen was verdrieße,
Auch noch Milch und Honig fließe,
Mildes Blut euch zuzuführen.

Iſt's euch recht ſo: ſeid willkommen,
Freundlich ſtets ſeid aufgenommen,
Denn nicht grämlich iſt mein Alter.
Nur die Diſſonanzen haſſ' ich,
Und nicht gern verſtimmen laß ich
Eignen Friedens goldnen Pſalter.

Sternennächte.

O denk' ich jetzt zurück,
Was mir in all den Jahren
In unſerm Haus erfahren
An reinem, vollem Glück,
Wie auch an ſchwerem Leiden;
Und dürft' aus all den Tagen
Die trüben aus ich ſcheiden:
O nein! — würd' ich dann ſagen,
Nicht einer fehle drin,
Kein Seufzer und auch keine Zähre!
Denn, gäb' ich ſie dahin:
Wer weiß, ob ich ſo glücklich wäre,
Wie ich geworden bin!

Was iſt doch erſt die Lieb'? —
Ein dämmerhaftes Ahnen,
Ein räthſelhaftes Mahnen
Voll zaubermächt'gem Trieb.
Vom Netz der Augenſtrahlen

Fühlt ſich das Herz umſponnen;
Bald ſeufzt es drin voll Qualen,
Bald jubelt's auf voll Wonnen,
Und weiß oft kaum, warum? —
Ach, was iſt Lieb' im Anbeginne,
So lang der Geiſt drin ſtumm?
Nichts, als des Blutes und der Sinne
Naturmyſterium.

Doch wird ſolch liebend Herz
Bald auch des Geiſtes inne:
Aus dunkelm Drang der Sinne
Ringt's dann ſich himmelwärts.
Was erſt im Reiz des Leibes
Gedämmert nur als Wahrheit:
Der Geiſt des Manns und Weibes
Enthüllt ſtets mehr zur Klarheit
Der Liebe Geiſtnatur.
Und fort und fort wird ſie erhoben
In reinern Arten nur,
Je mehr in Leidensfeuerproben
Sie Läuterung erfuhr.

Wir Zwei ſind, uns zum Heil,
Nicht ungeprüft geblieben;
Der höchſte Grad im Lieben
Ward drum uns auch zu Theil.
Drum, wie der frohen Tage
Wir dankbar ſtets uns freuen:
So ſei auch ohne Klage

Mit gleichem Dankernenen
Der trüben Zeit gedacht!
Nein, ſtreich' uns Keiner aus die Nächte,
Die angſtvoll wir durchwacht:
Denn ohne ſie er uns auch brächte
Um deren Sternenpracht.

Todesgedanken.

Wie oft kommt der Gedanke mir,
Der mir mein innerſt Herz erregt:
Wird ſie vor mir, werd' ich vor ihr
Wohl einſt allhier in's Grab gelegt?
Und, wenn ich mich auch noch ſo ſehr
Gen ſolch ein leidvoll Sinnen wehr':
Ach, einmal wird's ja doch geſchehn! —
Eins muß in's Grab dem Andern ſehn!

Und denk' ich an dies tiefſte Weh,
Das je ich litt und leiden kann:
Dann mein' ich, daß mir's Herz vergeh' —
So fühl' ich mich als armen Mann.
Armſelig dünkt mir all die Welt,
All Freuen wird mir ganz vergällt;
Was ich an Glück genoſſen hab',
Erſtirbt in meines Weibes Grab.

Und laß ich ſie allein zurück,
Dann trauert ſie ganz gleich um mich,
Und gleich iſt todt dann all ihr Glück,
Nur nachzuſterben ſehnt ſie ſich.
Wir liebten uns zu treu und lang,
Zu feſt ſich unſer Herz umſchlang;
Die reißt man nicht ſo leicht entzwei:
Eins mit dem andern bricht dabei.

So ſinn' ich oft und ſie mit mir,
Ob wir nun wollen, oder nicht;
Mit naſſen Augen ſchauen wir
Einander ſtumm dann in's Geſicht.
Doch ſtets nach ſolchem Sinnen neu
Beſchleicht uns auch ſogleich die Reu'
Ob unſerm allzu zagen Muth,
Nicht unſrer werth und zu Nichts gut.

Nein, wer, wie wir, ſo glücklich war,
Wie's je die Liebe wem gewährt:
Der bange nicht drum undankbar,
Daß Eins vorm Andern wird verklärt.
Der tröſte ſich in deſſen Glanz,
Und leg' auf deſſen Grab den Kranz,
Deß Blumen frommer Dank nur bricht! —
Die wahre Liebe ſtirbt ja nicht!

Und dieſes auch laß Troſt dir ſein!
Müßt' ich zuerſt zu Grabe gehn:
Solch gutes, treues Mütterlein
Wird ja doch nie verlaſſen ſtehn.

Dann zahlen doppelt ehrfurchtsvoll
Die Kinder dir des Dankes Zoll.
Ach, daß an jedes Vaters Grab
Die Mutter ſolche Tröſter hab'!

O drum, mein Engel, grüßen wir
Noch freudig jeden neuen Tag,
Den noch der Himmel mir mit dir
Geſund und froh vergönnen mag.
Sieh nur, welch' eine Blüthenpracht!
Wer bangt im Lichte vor der Nacht?
Und wer ſein Haus, gleich uns, beſtellt:
Deß Herz nie ganz in Nacht verfällt.

Wie ſchnell auch kommt die Zeit herbei —
O nur Geduld! ſie kommt gewiß:
Dann bettet gleiches Grab uns Zwei
Sammt all der kurzen Kümmerniß.
Und unſer Geiſt ſteigt draus empor,
Daß wir vereint, als wie zuvor,
Im Haus von Kind und Kindeskind
Auf Erden ſchon unſterblich ſind!

Frauengeiſt.

Würd' ich ſammt dir noch einmal jung,
Doch hätt' ich die Erinnerung,
Wie's unſrer Lieb' ergangen ſei;
Und dürft' ich nochmal völlig frei
Mir ſuchen gehn die ſchönſte Frau,
Gleich reich an Geiſte wie an Gold,
Und wüßt' ich, daß nach erſter Schau
Sie gleich mein eigen werden wollt': —
O dann, bei unſrer Liebe Glück,
Bei unſern Kindern laß mich's ſchwören:
Nur dir nochmal anzugehören
Sehnt' ich alleinzig mich zurück!
Nie ſollte mich der Wahn bethören:
Es könnt' ein andres Weib noch geben,
Beglückender für Herz und Haus.
Ach nein, nur dich ſucht' ich mir aus
Zum zweiten Mal für's ganze Leben!

Was ſchüttelſt du den Kopf dazu?
Was lächelſt und was meineſt du,
Daß nah' und fern im deutſchen Gau
Ich leicht ja fände ſchön're Frau,
Und auch mit höherm Geiſt vorab
Und größ'rer Bildung noch dabei;
Denn nur, weil ich ſo lieb dich hab',
Ich mit dir ja begnüglich ſei? —
Ach, beſtes Weib, nicht alſo ſprich!
Aus deinem ſchlichten Frauengemüthe
Viel höh'rer Geiſt dir auferblühte,
Als mancher Frau, die prunkend ſich
Aus Büchern nur um Bildung mühte,
Doch deren Herzen unterdeſſen
Das Buch von Fraun- und Mutterlieb'
Ein geiſtiges Geheimniß blieb,
So großen Geiſt ſie auch beſeſſen.

Und iſt dein Geiſt, ſo frauenklug,
Mir nicht gefolgt im höchſten Flug
Bis zu den höchſten Sternenhöhn?
Was ewig wahr und ewig ſchön,
Begriff er's nicht im tiefſten Grund?
Hat er nicht ſtets mein Herz erhellt?
Verklärt' er nicht bis heut zur Stund'
All' unſres Glückes innre Welt?
Gelang es ſeiner Weisheit nicht
Das Haus mir trefflich zu verwalten?
Der Kinder reiches Blüthenentfalten,
Bewirkt' es nicht ſein reines Licht?

Und ich ſollt' ihn für hoch nicht halten? —
Ach nein, mag glänzender berücken
Manch andrer Frauen Geiſtesflug:
Dein ſchlichter war mir hoch genug,
Weil er nicht tiefer kann beglücken.

O Dank, herzinn'gen Dank dir drum,
Daß du des Hauſes Heiligthum
Mit ſolchem Geiſt geſegnet haſt,
Mir weihend nun die Arbeitsraſt!
In unſrer Kinder Namen Dank
Für deiner Liebe Geiſt, der ſie
So treu gepflegt geſund und krank!
Dank drum, daß jedes ſo gedieh! —
Wenn je ein Weib den Mann beglückt,
Wenn je der Mutter fromme Pflichten
Die Welt noch eine ſah verrichten,
Von Opfermuthe ſtill geſchmückt:
So biſt es du mit deinem ſchlichten,
Und doch ſo hohen geiſt'gen Weſen! —
Drum ſtänden Tauſend mir zur Wahl:
Nur dich würd' ich noch tauſendmal
Auf's Neue mir zum Weib erleſen!

Heitere Weisheit.

O fließen meine Tage
Mit lindem Wellenſchlage
Nun ſpiegelklar dahin!
Mein Herzſchlag ward viel gleicher,
Mir blüht's im Geiſt viel reicher,
Seit ich ſo einſam bin.

Die Zankſucht der Parteien,
Ihr Werben und Entzweien
Mein Heim hier nimmer ſtört.
Geborgen iſt mein Friede;
Nicht eine Schwerterſchmiede
Mein Ohr mehr pochen hört.

Und doch, nicht herzlos ſehe
Der Völker Wohl und Wehe
Ich zu, gleich ſtarrem Stein:
Nur, was mich oft ergrimmte,
Was ſonſt mich traurig ſtimmte,
Läßt jetzt mich ruhig ſein.

Erſt hier in ſtillen Stunden,
So ganz mit ihr verbunden,
Belauſcht' ich die Natur;
Und täglich von ihr klarer,
Und immer wunderbarer,
Geheimniß ich erfuhr.

Die Bäume, Blumen, Pflanzen,
Sie lehrten mich des Ganzen
Allwaltendes Geſetz;
Ich ſah den Wald ihm dienen,
Den Zellenbau der Bienen,
Und ſelbſt der Spinne Netz.

Ja, Nichts zu groß und klein iſt,
Dem's nicht ganz gleich gemein iſt,
Drin ſich's nicht gleich erweiſt;
Milliardenfach geſtaltend,
Beherrſcht's, allmächtig waltend,
Sogar der Menſchheit Geiſt.

Ob ihn nach rückwärts treiben,
Ob heißen ſtehn ihn bleiben,
Gebannt mit finſterm Fluch —
Ob ihn zum Sturmſchritt drängen
Mit falſchen Freiheitsſängen:
Gleich kindiſcher Verſuch!

Ihm iſt der Weg gewieſen;
Nicht dauernd ihm verſchließen
Kann ihn der Menſchen Wahn;

Und geht er scheinbar nieder:
Nur um so höher wieder
Setzt fort er seine Bahn.

Ein Maß von hundert Jahren,
Was gilt's dem Unmeßbaren,
Dem's wie ein Tag nur ist?
Wie winzig drum die Zeiten,
Drin oft kein Vorwärtsschreiten
Die Ungeduld bemißt!

Doch, wer versteht zu schauen
So Nacht wie Morgengrauen,
Der läßt vom Glauben nicht:
Der Menschheit Geist durchfunkelt,
Wenn oft auch neu verdunkelt,
Ein stetig wachsend Licht.

Stets steigt er mehr nach oben,
Mit unter Sturmestoben,
Und grimmem Geisterstreit,
Wo Wahn und Haß erliegen,
Und Lieb' und Wahrheit siegen
In reinster Menschlichkeit. —

Wie lange das noch währe?
O wer uns das erklärte
Mit nd'scher Jahre Zahl!
Mag Jeder allerwegen
Nur jetzt schon einzeln pflegen
Des Ganzen Ideal! . . .

So ſinn' ich wie im Traume;
Im roſ'gen Apfelbaume
Summt junger Bienenſchwarm.
Mein Weib lehnt mir zur Seite,
Um ihre Schulter breite
Gar traut ich meinen Arm.

Kein lautes Wort wir tauſchen.
O ſel'ges innres Lauſchen,
Und draußen Glanz und Duft!
Die Welt liegt wie verklungen;
Nur Glückserinnerungen
Durchſingen leis die Luft.

Schluß.

O war das heut in unſerm Hauſe
Ein wunderbar Familienfeſt!
Welch freudig Klingen und Gebrauſe
Im ſonſt ſo ſtillen Falkenneſt!

Drei Kinder und der Enkel ſieben,
Und ach, ich ſelber ſiebzig Jahr',
Erdrückt noch ganz von all dem Lieben!
Was das für ein Geburtstag war!

Und drängt mich's jetzt, die Hand zu falten,
Das Haupt zu neigen dankgerührt:
Wie ſollt' ich ſtolz mich aufrecht halten,
Wo tiefſte Demuth mir gebührt?

Und ſo laßt mich mein Hausbuch enden!
Mög's euren Häuſer Kleinod ſein!
Ich weih' es mit erhobnen Händen
Zu Lehr' und Segen für euch ein.

Mit Herzblut ſchrieb jed' Wort ich nieder,
Gleich herzenswahr wie herzensſchlicht;
So tön' auch euch im Herzen wieder
Des Falkenhauſes Glücksgedicht!

Und ſo dies Hausbuch als Vermächtniß
Euch meine Hand nun übergiebt,
Für Kind und Enkel zum Gedächtniß,
Wie uns und euch wir einſt geliebt!

Wie, was wir ehrlich einſt erſtrebten,
An euch wie uns wir auch erreicht,
Und ſolch ein häuslich Glück erlebten,
Dem ſelten nur ein andres gleicht.

O mögt auch ihr in alten Tagen,
Gleich froh in Kind und Kindeskind,
Von gleicher Liebe Frieden ſagen,
Drin wir Zwei alt geworden ſind!

Und nicht allein als unſre Kinder
Macht, wie bisher, zur That mein Wort!
Vererbt für's Vaterland nicht minder
Das Vorbild unſres Hauſes fort!

Und nun euch Allen Dank und Segen!
Beugt unſern Händen Haupt und Knie!
Und nie vergeßt: gleich treu zu pflegen
Des deutſchen Hauſes Poeſie!

—— X ——

Glück.

Ein Roman

von

Oscar von Redwitz.

[illegible]

Zweite Auflage.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Herz.
(Besserſche Buchhandlung.)
1890.

(Villa Schillerhof in Obermais-Meran)
October 1897 bis August 1899.

Wilhelm Greven's Buchdruckerei in Berlin W

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Das unweit einer oſtpreußiſchen Kreisſtadt gelegene Gehölz hätte gerade nicht den Namen „Hexenmoor“ zu tragen brauchen. Auch ohne dieſe Bezeichnung wäre es ein wahrer Hohn geweſen auf den Hymnus: „Wer hat dich, du ſchöner Wald, aufgebaut ſo hoch da droben?“

Von krüppelhaften, phantaſtiſch geformten und gipfeldürren Bäumen waren hingegen im Hexenmoor wahre Prachtexemplare vorhanden: Eichen und Eſchen, Weiden und Erlen, ganz ausgeſuchte Motive für ein melancholiſches Landſchaftsbild. Zum bloßen Luſtwandeln jedoch auf ſchmalen, ſchlüpfrigen Waldpfaden voll Sumpfgeruch und Gelſengeſchwirr wäre ſelbſt im Frühling und Sommer hier Niemand verlockt worden. Höchſtens in den Wintermonaten tummelte ſich die ſtädtiſche Jugend auf der Eisfläche eines der größeren Tümpel oder ein paar ſpießbürgerliche Nimrode in großen Waſſerſtiefeln lauerten zur Jagdzeit auf Schnepfen und Duckenten. Sogar die Singvögel verſchmähten es, hier ihre Neſter zu bauen und überließen es den zahllos eingebürgerten Raben, Fröſchen und Unken, ihre mißtönigen Weiſen anzuſtimmen. Gewiß, ein Weltüberdrüſſiger

konnte nicht leicht irgendwo einen einſamen Ort ausfindig machen, der in noch ſchauerlicherem Einklang ſtände mit ſeinem nächtigen Drang, ſich mit eigener Hand das Lebenslicht auszulöſchen.

Im Laufe der Zeit ſtanden denn auch, außer den hier einſt auf freier Moorwieſe ſtattgehabten Hexenverbrennungen, noch allerhand Blutthaten und Selbſtmorde in der Chronik dieſes unwirthlichen Gehölzes verzeichnet. Und ſo war es kein Wunder, daß der Hexenmoor ſchon ſeit Jahrhunderten für den Volksaberglauben ein gar ergiebiges Feld abgab. Wenn aber auch heutzutage die früheren nächtlichen Seufzer all jener verbrannten Wahnopfer für ganz unſchuldige Unkenrufe gehalten wurden: der Begriff des Unheimlichen, Geſpenſterhaften, blieb dennoch an dieſem Walde haften und namentlich eine Spukgeſtalt, die ſchon vor etwa fünfzig Jahren hier zu rumoren begann, war auch im Lichte der Neuzeit noch nicht völlig zerronnen.

Dieſer, nach dem Glauben der kleinen Leute auch heute noch im Hexenmoor umgehende Geiſt hatte im Leben einſt Klaus Klinecke geheißen, ein habgieriger Wucherer der ſchlimmſten Sorte, der ſeinen Borgern das Blut aus den Nägeln gepreßt und dann auch noch die Haut über die Ohren gezogen. Als er aber einmal von einem noch durchtriebeneren Gauner um die Bagatelle von hundert Thalern geprellt worden war, hatte dieſer Verluſt ihn förmlich von Sinnen gebracht und in einer ſtürmiſchen Novembernacht war er in den Hexenmoor gerannt, wo er ſeinem menſchenfreundlichen Daſein am nächſtbeſten Baumaſte den Garaus gemacht.

Man hätte nun freilich denken ſollen, daß die damaligen Stadtbürger mit dieſer ſelbſt herbeigeführten tragiſchen Sühne ſich begnügt und höchſtens daraus für ſich ſelber eine heil-

ſame Sittenlehre gezogen hätten. Auch daß ſie den verdammten Geiſt des Wucherers am Orte ſeines Selbſtmordes ſolange geſpenſtig umgehen ließen, bis er ſeine Erdenſchuld völlig abgebüßt haben würde, wäre für den Volksglauben nichts Verwunderliches geweſen. Dieſer hatte ſich jedoch zu einer noch viel kühneren Märe verſtiegen. Er machte nämlich den Klaus Klinecke nicht nur zum ruheloſen Nachtgeſpenſt des Hexenmoors, ſondern ließ ihn auch manch einſamem Wanderer rittlings auf den Rücken ſpringen, daß dieſer ſich wie vom böſen Feinde erlöſt gefühlt, wenn er am Ende des Waldes, wieder frei geworden, heimlaufen durfte.

Damit dieſer Spuk womöglich noch grauſiger werde, hatte das Klinecke-Geſpenſt, wenn es, windſchnell, wie es aufgeſprungen, wieder abgeſeſſen war, auch noch ſo höllenhöhniſch lachen und, wie mit einer eiſernen Geldkiſte, dabei klirren müſſen, daß ſchon allein dieſer gräßliche Abſchied den keuchend Enteilenden hätte zeitlebens vom Verſtand bringen können.

Wie der Volksaberglaube zur Ungerechtigkeit gekommen war, nicht nur die Perſon ſeines Sühnegefühls, ſondern durch ſie auch noch ſo manchen Unſchuldigen leiden zu laſſen: wer vermöchte wohl mit dem Lichte kritiſcher Aufklärung in die verworrenen Gänge der Volksmyſtik hineinzuleuchten?

In ſolch geſpenſtiger Faſſung war dieſe Spukgeſchichte — wer will fragen, von wem? — nun einmal erdichtet und in Stadt, wie Land, lange Zeit geglaubt worden. Und wenn auch ſpäter von Jahr zu Jahr das „Klinekereiten" weniger Opfer betroffen und bei den Gebildeteren längſt ſchon zum Kindermärchen geworden: von Zeit zu Zeit war die ſchon verklungen geglaubte Volksſage im Gerede der kleinen Leute doch wieder aufgelebt, und beſonders die armen

alten Weiber der Stadt, die des Nachmittags im Hexenmoor Reisig oder Beeren sammelten, sputeten sich noch heutzutage bei ihrem Geschäft, um vor der Nacht wieder heimzukommen — aus Angst vor dem grausigen „Klineckereiten“. . . .

Soeben war es jetzt dunkel geworden und eine so sturm- und regendurchpeitschte Märznacht, daß man keinen Hund aus dem Hause jagen mochte. Trotzdem ist erst vorhin eine endlose Reihe von Männern, Weibern und halbwüchsiger Jugend truppweise durch den Hexenmoor gehuscht. Durchnäßt und fröstelnd kehrten sie von der städtischen Garnspinnerei in ihr armseliges Hüttendorf heim, das jenseits des Waldes liegt.

Kein Einziger von Allen hatte sich noch jemals vor dem Klaus Klinecke gefürchtet. Höchstens, daß einer oder der andere der jüngeren Arbeiter beim nächtlichen Heimgang über dies Gespenst mitunter seine Schnurren zum Besten gab. Doch ein anderes lastete daheim in den düstern, verwahrlosten Wohnungen gar schwer auf mancher Mannes- und Frauenbrust und auch das höhnisch äffende Klirren mit der Geldkiste durchgellte in diesem Arbeiterdorfe manchen verlotterten Haushalt. —

Die letzten Tritte einiger Nachzügler sind längst verhallt.

Jetzt aber rührt sich hier nichts Lebendiges mehr. Nicht einmal der Flügelschlag einer Eule. Die Unbill des Wetters war zu groß. —

Doch nein, da kommen wirklich noch zwei Männer aus umgekehrter Richtung gegen den Hexenmoor hergegangen, der eine ein noch blutjunger Bursche mit dem blauen Hemd über'm Rock, dem mit Wachstuch überzogenen Hut und ein wohlgefülltes Ränzlein auf dem Rücken — so recht ein schmuckes Handwerksburschenbild aus früheren Tagen. Wie kam er

jedoch zu ſeinem Begleiter, dieſem abgeriſſenen Strolch mit dem aufgedunſenen Schnapsgeſicht und einem dicken Knüppel als einzigem Gepäck?

Je nun, in der ſchlechten Kneipe jenes Arbeiterdorfes hatte der ganz durchnäßte Junge am Branntwein ſich wieder Wärme und Courage antrinken wollen. Aus einem Glaſe waren raſch nacheinander mehrere geworden, und der Dämon des ihm ungewohnten Alkohols hatte ſchon ſein Auge und Gehirn bedenklich umnebelt. Da ſah er plötzlich, wie aus dem Boden hervorgekrochen, den Andern am gleichen Schenktiſche bei ſich ſitzen. Nur wie einen Schatten ließ ihn das dunſtige Licht der Oellampe erſcheinen. Was konnte der Jüngere drum mehr viel unterſcheiden von Geſicht und Anzug des Aelteren, der ſich für einen gleichfalls wandernden Altgeſellen der Schloſſerzunft ausgab? Erſt verwünſchten ſie zuſammen dies heilloſe Wetter, dann ſchon wenige Minuten darauf hatte das weltunkundige Mutterſöhnchen mit dem abgefeimten Gauner Brüderſchaft getrunken und für ihn aus vollem Beutel die Zeche bezahlt, wofür der Andere zum Entgelt ihm erklärt, daß er ihn um eine ganze Stunde früher, als auf der Landſtraße, zur Stadt zu geleiten wüßte. Ohne viele Skrupel war dies Anerbieten auch dankbar angenommen worden. Hatte doch der ſchon halb berauſchte, erſt achtzehnjährige, Drechslergeſelle nur noch den einzigen klaren Gedanken: möglichſt bald dieſem ſchrecklichen Wetter entrinnen und auf ſeiner Gewerbsherberge ein warmes Süpplein, wie einſt bei der Frau Meiſterin, genießen zu dürfen! Erſt eine Woche war er von daheim fort und der Wanderſchaftſtrapazen noch ungewohnt.

Soeben traten jetzt die Zwei tiefer in den Herenmoor ein. Hu, was war das darin eine ſtockfinſtere Nacht und

welch ein Weg! Ueber hervorſtehende Baumwurzeln und durch Sumpflachen tappten ſie weiter, daß der junge Wanderburſche, bald ſtolpernd, bald ausrutſchend, ſich kaum auf den Beinen halten konnte. Anſtrengung und Aerger, Regen und Kälte hatten ſeinen Kopf ſchon wieder halb nüchtern gemacht.

„Ei zum Teufel, was führt Ihr mich da für einen ſchauderhaften Weg!“ ſchalt er darauf los. „Da wär' ich doch lieber noch einmal ſo lang auf der Landſtraße gegangen.“

Und ſich auf ſeinen Stock ſtützend, blieb er ausathmend vor ſeinem faſt unſichtbaren Geleitsmanne ſtehen.

„Dafür gehen wir auch im Hexenmoor, Du verzärteltes Mutterſöhnchen!“ lachte der Andere höhniſch ihn aus. „Und ſei Du nur froh, wenn nicht auch der Klinecke Dich reiten will! Denn in ſolchen Nächten thut er's am Liebſten.“

Durch dieſes boshafte Gelächter war jetzt dem Bürſchlein auch noch der letzte Reſt von Betäubung vergangen und mit zitternden Gliedern rief er: „Was, der Klinecke mich reiten? Wer iſt das?“

Dann aber überkam ihn eine ſo jähe Todesangſt vor ſeinem Geleitsmann, daß er mit dem Muth der Verzweiflung die Hand um ſeinen Knotenſtock krampfte.

„Wer der Klinecke iſt, willſt Du wiſſen?“ höhnte der Alte mit noch ſchrillerem Lachen. „Ein Geſpenſt iſt's, das hier umgeht, und Du, dummer Junge, biſt jetzt ſogleich ſein Gaul!“

Und da war er auch ſchon, durch die Finſterniß begünſtigt, ein paar Schritte hinter ſein erkorenes Opfer zurückgeſchlichen. Hierauf von hintenher ein gewaltiger Sprung gegen das Bürſchlein, dann trotz dem Felleiſen ſeine Schultern umklammert und die beiden Fäuſte ihm vorn in den Hals gekrallt! Das Alles war nur ein Augen-

blick. — Kein Raubthier hätte dieſe menſchliche Beſtie in ſolchem Anfall übertreffen können.

Und nun ritt er ihn wirklich zu Tode . . .

„O Mutter!“ preßte der ſchon halb Erdroſſelte noch mühſam hervor, dann ſank er betäubt auf den Moorboden nieder. Der Andere kniete ſich auf ſeine Bruſt und nochmals grub er ſeine langen Fingernägel ihm in die Kehle, um auch noch den letzten möglichen Lebensreſt in ihm zu erſticken.

Wie die regungsloſe Leiche dann vor ihm dalag, überfiel ihn aber dennoch ein Grauſen vor ſich ſelber. So oft er auch ſchon geſtohlen und im Zuchthauſe geſeſſen, einen Menſchen ermordet hatte er doch erſt dies eine Mal. Deshalb getraute er ſich auch nicht, den Todten ſogleich auszurauben. Und wie der Regen jetzt niederpraſſelte und der Sturmwind die Baumäſte ächzend über ihm zuſammenſchlug! Faſt hätte er jetzt ſich ſelber vor dem Klineckegeſpenſt gefürchtet. Drum erſt ein wenig untergeſtanden und ſich von der Mordarbeit verſchnauft! Zum Ausplündern währte ja die Nacht noch lange genug!

Raſch verkroch er ſich in einen rieſigen, hohlen Weidenſtrunk, der eben am Wege ſtand. Ein paar daraus aufgeſcheuchte Raben flatterten kreiſchend himmelwärts. Es klang wie ſchrille Klagerufe um dies ſo ſchuldlos hingemordete, junge Menſchenleben.

* * *

Eine halbe Stunde weit vom Schauplatz dieſer Mordſcene lag die kleine Kreisſtadt im tiefſten Frieden. Wenn auch der Regen und Sturm noch immer an die Fenſter ſchlug, um ſo behaglicher fühlten ſich alle Bewohner in ihren hellen, warmen Stuben. Ging man aber vom alterthümlichen

Rathhausplatz in die öſtliche Seitengaſſe und ſtieg man in einem alten, hochgiebeligen Hauſe drei Stockwerke hinauf, ſo mochte heut Abend wohl in der ganzen Stadt keine Wohnung gefunden werden, die jetzt von ſolch andachtsfreudiger Stimmung durchweht war.

Schon vor dem Hausflur, an deſſen Thür eine Tafel mit der Inſchrift ſtand: „Doktor Wilhelm Steffens, königl. Kreisgerichtsrath“ konnte man die im Innern ertönende Muſik vernehmen. Es war kein geringeres Tonſtück, als ein Beethoven'ſches Trio, das eben im Wohnzimmer aufgeführt ward: von Klärchen, der ſechzehnjährigen Tochter, auf dem Klavier, während zu ihrer Linken ſtehend ihr um zwei Jahre älterer Bruder Robert, ein hochgewachſener, ſtolz dreinblickender Junge, ſie mit flottem Strich auf der Violine begleitete, und ihm gegenüber der um ein Jahr jüngere Rudolph mit milden, ſympathiſchen Zügen am Cello ſaß. Und nur Vater und Mutter, auf dem Sopha ihren Kindern gegenüber ſitzend, waren die Zuhörer. Er, ein noch ſehr wohlerhaltener Mann, dem gutmüthiger Frohſinn aus den Augen blitzte, während das kluge Geſicht der zart gebauten Frau trotz der gehobenen Stimmung etwas verſorgt ausſah.

Die Beiden hatten unter dem Zuhören unwillkürlich die Hände in einander gelegt, als würde durch dieſe leibliche Verbindung auch ihre geiſtige Gemeinſchaft noch verſtärkt, und die Andacht ihrer Mienen zeugte davon, wie tief ihre Herzen von der Gewalt dieſes Tonwerkes ergriffen waren. Feierte doch die Familie Steffens heut einen ſtillen Feſttag, wenn auch die beſten Hausfreunde nichts davon wußten: den zwanzigſten Jahrestag ihres Eheſtandes!

Nicht einmal die Kinder waren darauf aufmerkſam gemacht worden, doch brauchte deren Gedächtniß gar nicht

daran erinnert zu werden, und ſchon ſeit ein paar Wochen hatte das Programm für die elterliche Ueberraſchung den geheimen Geſprächsſtoff zwiſchen ihnen abgegeben.

So waren denn auch Vater und Mutter heute ſchon am früheſten Morgen, da ſie noch zu Bette lagen, von ihren drei Kindern im Sonntagsſtaat mit Blumenſträußen und einem recht ſinnigen, von Rudolph verfaßten und Klärchen vorgetragenen, Gratulationsgedicht begrüßt worden. Nach dieſem feſtlichen Tagesbeginn war denn auch beim elterlichen Mittagstiſche der Werktagſpeiſezettel: „Suppe, Fleiſch und Gemüſe mit Brunnenwaſſer“ durch Braten, Kuchen und eine Flaſche Wein bereichert worden. Den Glanzpunkt des häuslichen Feſtes bildete jedoch am Abend das ſich eben abſpielende Beethoven'ſche Trio.

Dieſe muſikaliſche Virtuoſität dreier Kinder eines Hauſes möchte wohl etwas befremdlich lauten. Rath Steffens war aber nicht nur ein ſehr tüchtiger Juriſt, ſondern ſchon ſeit ſeinen Knabenjahren auch ein leidenſchaftlicher Muſiker. Er ſpielte Cello, wie Violine, gleich gut, und war ebenſo ſicher im Kontrapunkt bewandert. Nur ſeinem Eifer hatte es denn auch die hieſige Stadt zu verdanken, daß ein von ihm gegründeter und dirigirter Geſangsverein hier ſchon ſeit zwanzig Jahren in voller Blüthe ſtand und den hieſigen gebildeten Kreiſen über manche Oede des Kleinſtadtlebens hinweggeholfen, ſowie der Geſellſchaft einen idealeren Mittelpunkt geſchaffen hatte.

Da nun Rath Steffens in ſeinem eigenen Leben manch' frohen Segen der Tonkunſt verſpürt, war es ihm wie eine heilige Verpflichtung am Herzen gelegen, auch bei ſeinen Kindern, wenn irgend möglich, den Goldſchatz der Muſik heben zu helfen. Er hatte ſich die Ausgaben für die Lektionen

oft vom Mund abgespart; was aber das innere Glück seines Hauses dabei gewonnen, war später unbezahlbar gewesen. Kein einziger Familienkreis der Stadt konnte sich solch genußreicher musikalischer Abendstunden rühmen. Denn auf jedes der drei Kinder hatte sich die väterliche Begabung reichlich vererbt, und das heutige Festconcert gab davon ein rühmliches Zeugniß ...

Zwanzig Ehejahre im Hause eines mittleren Gerichtsbeamten, der dessen Führung bisher zumeist aus seinem Gehalt zu besorgen und noch dazu drei Sprößlinge zu erziehen hatte — was lag in diesem Zeitraume neben aller beglückenden Gatten- und Elternliebe auch für eine Summe von überstandenen Sorgen und Nöthen! Welch eine Fülle lichter und dunkler Erinnerungen! —

Das Auge der zwei Zuhörer ward immer leuchtender, immer inniger der Druck ihrer Hände, und diese himmelwärts hebenden Harmonieen vollbrachten jetzt bei Beiden das gleiche wohlthätige Wunder. Alle guten und frohen Tage, die sie in diesen zwanzig Jahren mit einander genossen, tauchten in der Rückerinnerung jetzt noch einmal so licht verklärt vor ihnen auf, und alle trüben, sorgenvollen Zeiten, die sie zusammen getragen, wurden rosig gefärbt durch das Licht der Erkenntniß, daß auch diese letzteren mit zu ihrem Glücksgenusse gehörten, als ergänzender Gegensatz, wie der Schatten zum Licht. Freude, wie Sorge ihres bisherigen Zusammenlebens beseelte deshalb jetzt auch ihre Herzen zu gleicher Dankbarkeit für ihr gesegnetes Geschick.

Der Hausherr freilich, der unwillkürlich nun auch einen Rückblick auf die einstigen finanziellen Verhältnisse vor seiner Hochzeit warf, ward heut Abend hinterher schier von einem leisen Gruseln befallen über seine damalige Kühnheit, mit

der er den Sprung in's Eheleben gewagt. Und doch durfte er sich zu seiner nachträglichen Rechtfertigung sagen: wie war zu seiner Zeit, Ende der vierziger Jahre, ein Haushalt doch auch um so vieles leichter und müheloser gewesen, als heutzutag! Ein wohlbestallter Gerichtsassessor hatte sich ohne besonderen Leichtsinn ja ganz gut getrauen können, bei mäßiger Besoldung und ebenso bescheidenen Ansprüchen, mit einer gleich vermögenslosen Frau den eigenen häuslichen Herd zu gründen. Auch ein paar Kinderchen konnte man in solchem Hause noch leicht mit unterbringen. Und wenn deren Erziehungskosten dann auch immer mehr mit ihnen heranwuchsen, so hoffte man eben, zur rechten Zeit eine höhere Sprosse der Beamtenleiter erklimmen und dann auch den Mehrbedarf ganz gut ausgleichen zu können.

Freilich, außergewöhnliche Unglücks- und Krankheitsfälle, oder gar der frühzeitige Tod des Ernährers, waren bei dieser harmlosen Berechnung nicht mit in Anschlag gebracht. Aber, Du lieber Gott! wie hätte denn ein Mann mit einem Herzen voll Liebe, einem gesunden Körper, und ebenso tüchtiger Arbeitskraft, auch solche traurige Möglichkeiten allzu ängstlich mit hereinziehen sollen? Kein junger Beamter hätte ja dann mehr an ein eigenes Heim denken dürfen, außer den wenigen Auserwählten, die als schon wohlhabende Junggesellen sich den Luxus einer Brautwerbung aus bloßer Liebe gestatten können, oder von der künftigen Frau eine reiche Mitgift zugebracht erhalten.

Das waren für das liebebedürftige Herz des damals achtundzwanzigjährigen, neugebackenen Gerichtsassessors gewiß recht ideale Anschauungen. Als er dann aber im Hause des hiesigen Gerichtsphysikus Doktor Breseler um dessen Töchterlein Hedwig angehalten, da hatte deren Vater ihm

in ſo ganz anderen Zahlen die Bedenken über ſeinen Freier-antrag vordemonſtrirt, daß der Aſſeſſor ſeine ganze Rechen-kunſt der Liebe in's Treffen führen mußte, um ſeinen eigenen Ziffern: „Liebe, Arbeitskraft und Lebensmuth“ zum Siege zu verhelfen. Und wer weiß, ob ihm die Umſtimmung des künftigen Schwiegervaters dennoch geglückt wäre, hätte ihm nicht Hedwig's Mutter mit klugem, tapferem Herzen Beiſtand geleiſtet und auch ihrerſeits die glückverheißenden Eigen-ſchaften der Tochter, als einer ebenſo tüchtigen, wie ſpar-ſamen und anſpruchsloſen Haushälterin, mit aufgezählt, womit ſie dann den letzten Reſt der väterlichen Bedenklichkeit hinweggeräumt hatte. —

Jetzt liegen ſchon beide Eltern der Frau Rath Steffens, raſch nacheinander geſtorben, unter der Erde. Sie hatten jedoch noch Zeit genug gehabt, um am liebebeglückten, ſtreng geordneten Haushalt, wie auch am Kinderſegen der Tochter, ſich mitfreuen und das Rechenexempel der Liebe als richtig anerkennen zu dürfen. Und ſo war beim Steffens'ſchen Ehepaare das alte gute Wort: „Jung gefreit, hat Niemand gereut“ in glücklichſte Erfüllung gegangen.

Große Sprünge zu machen, dazu hatte freilich der Gehalt des Aſſeſſors, und faſt noch weniger der des Kreis-gerichtsrathes, ausgereicht. Um nur den gewöhnlichen Haus-halt anſtändig und ſchuldenfrei beſtreiten zu können, waren dieſelben zarten Finger, die geläufig Klavier zu ſpielen ver-ſtanden, gar oft genöthigt geweſen, ſich mit dem Schneidern der Kinderröckchen zu befaſſen und neben der einzigen Köchin die Geſchäfte des Stubenmädchens zu beſorgen. Je größer die drei Kinder dann heranwuchſen, mit um ſo kleineren Schritten mußten die Eltern auftreten, und bei ihren beider-ſeitigen Berathungen über die ſich ſtets mehrenden Aus-

gaben hatte gar manchmal die Sorge um's liebe Geld zudringlich neben ihnen Platz genommen. Doch was leistet und erträgt man nicht um des Kinderglückes und der Liebe willen? Und es ging auch Alles immer ganz gut.

Zudem war es für Beide ein gewisser Trost, daß in den meisten Beamtenfamilien dieser Kleinstadt der Kampf mit dem Leben kein leichterer war. Das einzige Haus, das überhaupt hier ein wahrhaft reiches genannt werden konnte, darin die Sorge um's tägliche Leben eine völlig unbekannte Mitbewohnerin gewesen, war jenes des auf zwei Millionen Thaler geschätzten Fabrikbesitzers, Commerzienrathes Gustav Emil Bode. Ein paar Minuten außerhalb der Stadtmauer stand dessen großes, aber geschmackloses Wohnhaus, das mit plump übertriebenem Luxus eingerichtet war, während seitwärts davon die Garnspinnerei wie eine riesige Kaserne einförmig in's Flachland hinausragte.

Und doch, hätte das Steffens'sche Ehepaar sein häusliches Glück mit dem der Bode's vertauschen sollen: sie wären keinen Augenblick unentschieden geblieben, solchen Antrag des Schicksals fast mit Furcht und Zittern von sich abzulehnen.

* * *

Das Triospiel währte noch immer fort. Soeben erklang der Adagiosatz und jeder aufmerksame Zuhörer hätte dabei wahrnehmen können, daß der ältere Sohn Robert seine Violinstimme zu lange nicht so seelenvollem Ausdruck brachte, wie der brüderliche Cellospieler seine eigene Partie. Aber nicht nur das Ohr des Zuhörers, auch das Auge, wäre bei dieser Erfahrung betheiligt gewesen, denn während Robert's Gesichtsausdruck beim Spiele so gar keine

in ſo ganz anderen Zahlen die Bedenken über ſeinen Freier-antrag vordemonſtrirt, daß der Aſſeſſor ſeine ganze Rechen-kunſt der Liebe in's Treffen führen mußte, um ſeinen eigenen Ziffern: „Liebe, Arbeitskraft und Lebensmuth“ zum Siege zu verhelfen. Und wer weiß, ob ihm die Umſtimmung des künftigen Schwiegervaters dennoch geglückt wäre, hätte ihm nicht Hedwig's Mutter mit klugem, tapferem Herzen Beiſtand geleiſtet und auch ihrerſeits die glückverheißenden Eigen-ſchaften der Tochter, als einer ebenſo tüchtigen, wie ſpar-ſamen und anſpruchsloſen Haushälterin, mit aufgezählt, womit ſie dann den letzten Reſt der väterlichen Bedenklichkeit hinweggeräumt hatte. —

Jetzt liegen ſchon beide Eltern der Frau Rath Steffens, raſch nacheinander geſtorben, unter der Erde. Sie hatten jedoch noch Zeit genug gehabt, um am liebebeglückten, streng geordneten Haushalt, wie auch am Kinderſegen der Tochter ſich mitfreuen und das Rechenexempel der Liebe als richtig anerkennen zu dürfen. Und ſo war beim Steffens'ſchen Ehepaare das alte gute Wort: „Jung gefreit, hat Niemand gereut“ in glücklichſte Erfüllung gegangen.

Große Sprünge zu machen, dazu hatte freilich der Gehalt des Aſſeſſors, und faſt noch weniger der des Kreis-gerichtsrathes, ausgereicht. Um nur den gewöhnlichen Haus-halt anſtändig und ſchuldenfrei beſtreiten zu können, waren dieſelben zarten Finger, die geläufig Klavier zu ſpielen ver-ſtanden, gar oft genöthigt geweſen, ſich mit dem Schneidern der Kinderröckchen zu befaſſen und neben der einzigen Köchin die Geſchäfte des Stubenmädchens zu beſorgen. Je größer die drei Kinder dann heranwuchſen, mit um ſo kleineren Schritten mußten die Eltern auftreten, und bei ihren beider-ſeitigen Berathungen über die ſich ſtets mehrenden Aus-

gaben hatte gar manchmal die Sorge um's liebe Geld zudringlich neben ihnen Platz genommen. Doch was leistet und erträgt man nicht um des Kinderglückes und der Liebe willen? Und es ging auch Alles immer ganz gut.

Zudem war es für Beide ein gewisser Trost, daß in den meisten Beamtenfamilien dieser Kleinstadt der Kampf mit dem Leben kein leichterer war. Das einzige Haus, das überhaupt hier ein wahrhaft reiches genannt werden konnte, darin die Sorge um's tägliche Leben eine völlig unbekannte Mitbewohnerin gewesen, war jenes des auf zwei Millionen Thaler geschätzten Fabrikbesitzers, Commerzienrathes Gustav Emil Bode. Ein paar Minuten außerhalb der Stadtmauer stand dessen großes, aber geschmackloses Wohnhaus, das mit plump übertriebenem Luxus eingerichtet war, während seitwärts davon die Garnspinnerei wie eine riesige Kaserne einförmig in's Flachland hinausragte.

Und doch, hätte das Steffens'sche Ehepaar sein häusliches Glück mit dem der Bode's vertauschen sollen: sie wären keinen Augenblick unentschieden geblieben, solchen Antrag des Schicksals fast mit Furcht und Zittern von sich abzulehnen.

* * *

Das Triospiel währte noch immer fort. Soeben erklang der Adagiosatz und jeder aufmerksame Zuhörer hätte dabei wahrnehmen können, daß der ältere Sohn Robert seine Violinstimme zu lange nicht so seelenvollem Ausdruck brachte, wie der brüderliche Cellospieler seine eigene Partie. Aber nicht nur das Ohr des Zuhörers, auch das Auge, wäre bei dieser Erfahrung betheiligt gewesen, denn während Robert's Gesichtsausdruck beim Spiele so gar keine

innere Bewegung verrieth, ſchien ſein Bruder mit einer wahren Andacht in dieſe Klangfluth verſenkt zu ſein.

Soeben hatte das Spiel geendet. Da erhob Vater Steffens den Kopf, patſchte ſacht in die Hände und ſagte hochbefriedigt: „Bravo, bravo, ihr guten Kinder! Ganz prächtig habt Ihr Eure gar nicht leichte Sache durchgeführt! Von ganzem Herzen dank' ich Euch dafür. Ja, Ihr dürft mir's glauben: wenn ich heut Abend von der ganzen Stadt noch ſo pompös glorifizirt worden wäre, hätt' ich doch keine ſo reine Freude darüber empfunden, als Ihr, meine guten, braven Kinder, ſie mir jetzt geſchaffen habt."

Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden. Zugleich traten Tochter und Söhne ihm entgegen und küßten hochbeglückt erſt ſeine Hand und dann auch die der Mutter.

„Ja wirklich, gute Kinder," ſagte nun auch dieſe gerührt, „Euer ſchönes Spiel hat auch mir von Herzen wohlgethan. Ich dank' Euch innig dafür. Und da habt Ihr einmal wieder ſo recht erleben können, mit welch einfachen Mitteln man ſich gegenſeitig beglücken kann, wenn andere Liebe und Friede dabei mitwirken."

Mit einem bedeutungsvollen Blick auf Robert fügte ſie dann hinzu: „Und ſiehſt Du nun, mein Sohn, daß das meiſte Geld noch lange nicht das größte Glück verſchafft. Ja, glaube mir, daß zum Beiſpiel die ſo ſehr reichen Commerzienraths auch mit dem allergrößten Geldaufwand einen ſolchen Feſtabend, wie den unſrigen, doch nie und nimmer zu Stande bringen könnten."

Ueber das ſchöne, ſtolze Geſicht des Angeredeten flog eine jähe Röthe. Er verſtand den mütterlichen Stich gar wohl, doch er antwortete nichts und wandte ſich ſchmollend ſeitwärts. Rudolph und Klärchen ſahen den Bruder the

nahmsvoll an. Der Vater aber schüttelte den Kopf, und sein vorher so froher Blick verdüsterte sich etwas. Er konnte diese herbe Anspielung seiner Frau weder begreifen noch billigen. Aber auch sie selber hätte jetzt ihr Wort am Liebsten wieder in's Herz zurückgerufen, sie, die Tag für Tag der leibhaftige Friede ihres Hauses war. —

Die Schlafenszeit war längst herangekommen, und die drei Kinder sagten den Eltern gute Nacht. Robert mit einem geheimen Stachel im Herzen, Rudolf noch immer von den Tönen des Trio's umklungen und Klärchen glückselig darüber, daß die Ueberraschung ihnen heute so herrlich geglückt war. Der Schlaf senkte sich denn auch gar bald auf des Mädchens und ihres jüngeren Bruders Augen; nur der ältere brütete noch eine Stunde lang schlaflos vor sich hin, denn sein Gemüth war jetzt ein schriller Gegensatz zu dem geschwisterlichen Dreiklang des heutigen Abends.

* * *

Die beiden Ehegatten kamen noch viel länger nicht zur Nachtruhe. Rath Steffens ging schon ein paar Minuten unstet im Schlafzimmer auf und ab, dann nahm er seine Frau bei der Hand und sagte: „Nichtwahr, liebe Hedy, Du gönnst mir noch ein Weilchen, um mich gegen Dich erst aussprechen zu können? Denn vorab am heutigen Abend möcht' ich nur in voller Herzenseintracht mit Dir einschlafen."

„So rede, lieber Wilhelm!" entgegnete sie betroffen.

Er setzte sich auf ein, aus der Wohnstube schon längst ausgemustertes Kanapee, das im Schlafzimmer sein gebrechliches Alter noch vollends ausleben sollte. Seine Frau nahm auf seinen Wunsch neben ihm Platz, und, wie schon zuvor beim Zuhören der Musik, legte er auch jetzt wieder seine Hand in die ihrige.

„Sieh', gute Frau, daß ich es Dir nur ehrlich gestehe: es hat mir vorhin für Robert weh gethan, daß Du ihm mit der Erwähnung des Bode'schen Hauses einen Vorwurf gemacht, den ich nicht verstehen konnte. Ich bitte Dich also, sage mir offen, was ist es? Und warum hast Du's bis jetzt vor mir verschwiegen?"

„Das will ich Dir gern sagen," erwiderte sie ruhig. „Sieh', wenn Du müde gearbeitet aus Deiner Amtsstube heimkehrst, da hab' ich es noch zu allen Zeiten vermieden, durch unangenehme Erörterungen Deine Erholungszeit zu stören. Ich weiß ja, daß Du's mit Deinen amtlichen Sorgen mir gegenüber ganz ebenso hältst und bin der festen Meinung, daß in diesem gegenseitigen Verschweigen von unerfreulichen Dingen, die Jedes für sich allein abmachen kann, viel mehr wirkliche Liebe steckt, als wenn zwei Eheleute aus lauter überschwänglichem Vertrauen sich beständig etwas vorzuklagen haben und das Leben sich gegenseitig schwer machen. Und so hatt' ich mir auch diesmal vorgenommen gehabt, mit meiner Sorge um Robert ganz allein wieder fertig zu werden."

„Aber was hast Du nur für eine Sorge mit ihm? Ich weiß ja kein Sterbenswort davon."

„Nun freilich, guter Mann," erwiderte sie mit ungewollter Ironie, „in Deinen Akten und Notenbüchern hat auch kein Wort davon gestanden. Und wenn Robert seine Partie Dir nur recht korrekt vorgegeigt hatte und in der Schule immer der Erste gewesen, dann warst Du stets mit ihm zufrieden gewesen! Eine Mutter jedoch hat gewöhnlich ein schärferes Auge für die Charaktere ihrer Kinder. Und weil Du's denn durchaus von mir wissen willst, obwohl es jetzt

viel richtiger für uns Schlafenszeit wäre, so will ich Dir in Gottesnamen sagen, wie es mit unserem Robert steht.“

„Mit ihm steht?“ fragte Rath Steffens ängstlich. „Ja, um des Himmels willen, was ist mit ihm denn so besonders Schlimmes vorgefallen?“

„Je nun,“ beschwichtigte sie wieder, „vorderhand ist's noch gar nichts so Schlimmes. Wenn wir Eltern aber nicht mit aller Liebe und Klugheit dagegen ankämpfen, so kann es für unseren Aeltesten sogar höchst gefährlich werden. Sieh', lieber Wilhelm, ich will heute gar nicht mehr davon reden, wie Robert schon als ganz kleiner Junge an seinem Anzug, ja selbst an seinem Spielzeug, fast immer nur mißvergnügt herumgenörgelt, während Rudolph allzeit damit zufrieden und dafür dankbar gewesen“ —

„Aber Frau“ unterbrach er sie jetzt ungeduldig, „diese alten Kindergeschichten kommen doch in allen Familien vor, besonders bei kleinen Jungen. Du lieber Gott! ich selber hatte meinen Bruder nicht nur um Dies und Jenes, was mir besser und schöner gedünkt, mit wirklich boshaftem Neide verfolgt, sondern mich sogar oft zornig mit ihm herumgebalgt. Und wäre mir damals als kleiner Junge ein gleich ängstliches Horoskop von meiner Mutter gestellt worden, dann hätte man mir wegen meiner neidischen Unbändigkeit zum mindesten das Zuchthaus prophezeit.“

Trotz dieser humoristischen Art, sie zu beruhigen, erwiderte sie in sorgenvollem Ton: „Ja, freilich bei Dir, guter Mann, kann man hinterher über den frühern bösen Buben leicht lachen. Doch nichtwahr, so ungezogen Du auch als kleiner Junge gewesen sein magst: Vater und Mutter hatten Dir doch auch schon damals als die zwei

beſten Menſchen auf der ganzen Welt gegolten und Dein Elternhaus als der ſchönſte, liebſte Ort auf Erden?"

„Das will ich meinen!" rief er mit feierlicher Betheuerung dazwiſchen, während ſie ſchon wieder fortfuhr:

„Und Deine eigenen Eltern waren auch keine reichern Leute, als wir; ſie hatten vielmehr gleich uns zu ſorgen und zu ſparen, und auch ihr Haushalt war gleichfalls einfach geweſen, wie bei uns. Trotzdem aber, nichtwahr, wäre Dir's doch nie in den Sinn gekommen, Dir reichere Eltern und ein prunkvolleres Heim zu wünſchen?"

„Gewiß nicht!" erwiderte er mit einem jetzt ſchon nachdenklicheren Geſicht. „Wie hätt' es denn auch anders ſein ſollen?"

„Ja, freilich, guter Wilhelm, weil das Gegentheil davon eben die reinſte Unnatur geweſen wäre," fuhr ſie wehmüthig fort. „Und doch, ſo ſchwer es mich nun auch ankommt, muß ich Dir es ſagen: bei unſerem Robert iſt die Entwickelung dieſer Unnatur auf dem beſten Wege, und daran iſt einzig nur ſein Beſuch des reichen Bode'ſchen Hauſes ſchuld."

„Das Bode'ſche Haus?" polterte Rath Steffens verblüfft hervor. „Ja, das iſt ja jetzt wieder etwas ganz Neues!"

„Für mich nicht, lieber Mann," entgegnete ſie um ſo ruhiger, „denn ſchon ſeit einigen Monaten bemerk' ich den gefährlichen Einfluß dieſes Verkehrs." Und erregter fuhr ſie fort: „„Ja, glaube mir's doch: das Wohlleben und all der Luxus dieſes Hauſes imponirt unſerem Robert ſo gewaltig und hat ihm Kopf und Herz ſchon dermaßen berauſcht, daß auch ſchon ſein Mund gar oft davon übergefloſſen iſt. Da heißt es bald: ‚Mutter, wie unelegant und ärmlich wohnen wir

doch gegen Commerzienraths!' bald wieder: ‚Was Erwin Bode für eine Menge prächtiger Kleider hat! Dagegen sehen die meinigen aus, wie aus einem Trödlerladen. Auch sein eigenes Reitpferd hat er schon und jeden Sommer macht er große, herrliche Reisen, wir aber müssen das ganze Jahr in diesem elenden Neste hocken bleiben.' — Nun, guter Mann, sind das nicht recht tröstliche Aussprüche eines Sohnes, die einer Mutter das Herz abdrücken möchten? Ja, offen herausgesagt, ich habe bei Robert die traurige Empfindung, daß er seitdem fast voll Aerger und Scham auf sein elterliches Haus herunterblickt und sein Schicksal verwünscht, weil es ihn nicht als reicher Leute Sohn auf die Welt kommen ließ. Und ich bleibe dabei: wer sich in seinem Elternhause nicht so zufrieden fühlt, wie nirgendwo anders, für dessen ganzes künftiges Lebensglück muß mir bange sein."

„Was das für Geschichten sind!" rief jetzt der Vater ganz außer sich. „Da hab' ich nun den ganzen Abend im höchsten Himmel des Familienglücks geschwärmt und jetzt werd' ich von Deiner eigenen Hand mit einem Male wieder daraus herunter geworfen. Ja, warum hast Du denn nicht schon selber diesem Burschen seine gottlose Ansicht aus dem Kopfe getrieben?"

„O wie oft hab' ich es schon versucht, durch strenge Ermahnung, wie liebreiches Zureden! Seinen eigenen Bruder hab' ich ihm als Exempel vorgehalten, wie der nur immer mit dem armen Tischler-Jakob treue Freundschaft hält und sich stets so wohl in unserem Hause fühlt, wenn er aus dem seines Freundes wieder zu uns heimkommt. Es ist Robert auch manchmal recht zu Herzen gegangen, und einmal hat er sogar aus reuiger Scham über seine verkehrten, unkindlichen Ansichten bitterlich geweint. Immer wieder hab'

ich es aber aus ſeinem Benehmen herausgefühlt, daß dieſe giftige Wurzel in ihm weiter wuchert, und drum, mein guter Mann, iſt es jetzt allerhöchſte Zeit, daß auch Du mit Deiner ganzen Energie mit eingreifſt!"

„Ja, weiß es unſer Herrgott," ſtieß der Rath hervor, und ſchon jetzt ballten ſich ſeine Hände, „dieſem albernen, undankbaren Jungen will ich den Kopf kurios zurechtſetzen und er ſoll meine Hand an ſich verſpüren lernen."

„Nein, nicht ſo, guter Mann!" beſchwichtigte ſie ihn. „Mit ſtrenger Härte richteſt Du gar nichts bei ihm aus und machſt ihn nur noch verſchloſſener und trotziger! Aber ein kluges, liebreich unterweiſendes Wort des Vaters hat bei ihm doch noch eine ganz andere Kraft, als mein auch noch ſo eindringliches Zureden. So hoff' ich denn auch, daß er ſich in ſeinem Elternhauſe wieder voll Liebe und Dankbarkeit zurechtfinde. Mein Gott! Er muß ja mit unſerm einfachen Leben ſich zufrieden geben, ob er will, oder nicht. Und wie noch viel, viel größere Bedürfnißloſigkeit wird er erſt künftighin nöthig haben! Schon dieſen Herbſt ſoll er ja auf die Königsberger Univerſität. Welch beſonderes Wunder aber erſt geſchehen muß, daß wir ihn dort aus unſeren eigenen Mitteln erhalten können, das weiß ich wahrhaftig nicht."

„Ich aber weiß es, liebes Herz," fiel jetzt der Rath ſo freudig ein, daß ſeiner Frau von dieſem räthſelhaft klingenden Ausruf faſt bange ward.

„Was weißt Du denn, guter Wilhelm?" fragte ſie dann hoch erſtaunt.

Wie ein plötzlicher Lichtſtrahl umwob es jetzt ſein Geſicht, da er, geheimnißvoll thuend, fortfuhr: „Ich weiß etwas, liebe Hedy, von dem ich mir feſt vorgenommen hatte,

es Dir erſt nach deſſen glücklicher Verwirklichung zu ſagen, da ich Deine Aengſtlichkeit nur zu gut kenne. Da Dich nun aber ſo ſchwere Sorge für Robert's Univerſitätszeit befallen hat, ſo kann ich ein längeres Verſchweigen unſeres zu erhoffenden Glückes nicht über's Herz bringen. Als ich nämlich jüngſt in Berlin geweſen, da hab' ich mich auch beim Juſtizminiſterium wieder in's Gedächtniß gerufen, denn ich ſtehe nun dicht vor dem Appellrath. Na, und der Perſonalreferent, auf den Alles ankommt, nämlich der Geheimrath Benndorf, iſt zum Glück einſt mein Leibfuchs bei den Teutonen geweſen und hat ſeinem alten Leibburſchen ganz beſtimmt verſprochen, ihn allernächſtens zum Rath für's oſtpreußiſche Tribunal in Königsberg vorzuſchlagen. Solches Verſprechen eines Korpsbruders iſt aber gerade ſoviel, als wenn ich das königliche Ernennungsdekret ſchon in der Taſche hätte. Alſo friſchen Muth, beſte Hedy, und dauf' unſerm Herrgott, der uns nicht verläßt, Du Frau Tribunalräthin in spe! Was kümmert uns dann noch dieſer reiche Commerzienrath ſammt ſeinem Jungen und ſeinem großthueriſchen Luxus? Wir ſind doch hundertmal glücklicher, als er, und alle weitern Sorgen um Robert, die finanziellen, ſo gut wie die moraliſchen, haben dann in Königsberg ein Ende genommen."

„Ach, Wilhelm!" ſeufzte ſie, ſtand auf und lehnte den Kopf an ſeine Schulter. „Würde Deine Hoffnung nur auch in Erfüllung gehen! Weiß es der Himmel, zu Fuß wollt' ich dann nach Königsberg laufen, und unſer Herrgott ſollt' auf der weiten Welt kein dankbareres Menſchenherz haben, als das meinige." —

So hatten ſich all dieſe nachträglichen Mißklänge dennoch wieder zur Harmonie neuen Hoffens abgeklärt und

vor dem ſanguiniſchen Geiſte des Mannes lag die Zukunft ſonnenhell ausgebreitet, die das Auge der Frau noch nebelhaft umſchleiert ſah. —

Die Beiden lagen jetzt im Schlaf und in Träumen, heiteren und ängſtlichen. Der Sturm brauſte noch immer fort, doch er hatte den Himmel von dem Regengewölk etwas reingefegt. Sogar die leuchtende Mondſcheibe ward dann und wann ſichtbar.

Um dieſe Nachtſtunde ſchlich draußen im Hexenmoor der alte Galgenſtrick aus ſeinem hohlen Weidenbaume heraus. Trotz der verſchwiegenen Mitternacht vorſichtig um ſich lugend, ſchlich er zu dem Ermordeten hin, zerrte das Fell-eiſen von ſeinem Rücken und zog ihm den Geldbeutel aus der Taſche. Dann packte er die Leiche, raffte ſie auf und warf ſie mit dem Aufwand all ſeiner Kraft in den nahen Waſſertümpel, von deſſen ſchmutziger Fluth ſie ſogleich überquollen ward. Nun konnte des Morgens kein Vorübergehender ſie mehr gewahren. Alles ſchien auf das Beſte beſorgt. —

Daß die zwei Fußſpitzen hinterher aus dem dunkeln Waſſer wieder verrätheriſch auftauchten, das merkte der raſch davon eilende Mörder freilich nicht.

Zweites Kapitel.

Rath Steffens ſaß am anderen Vormittag um acht Uhr noch in ſeinem Schlafrock mit verſchoſſenen Blumen und in geſtickten Pantoffeln, Klärchen's letztem Weihnachtsgeſchenk, am Kaffeetiſch und rauchte in aller Gemüthlichkeit von ſeinen täglichen drei Cigarren die erſte, deren Wohlgeruch gerade nicht zur feinſten Art gezählt werden durfte. Ihm gegenüber ſaß ſeine Frau und war ſchon ſo früh mit dem Ausbeſſern eines ausgefranſten Hoſenbeines beſchäftigt. Sie hatte, wie alltäglich, mit den drei Kindern ſchon eine Stunde eher das Frühſtück genoſſen, und die beiden Söhne waren bereits im Gymnaſium, während Klärchen noch im Morgenanzug ihr Schlafzimmer in Ordnung brachte.

„Alſo, liebe Hedy," begann jetzt der Rath, nachdem er ſich in einem neuen Schluck Kaffee die rechte Stimmung geholt, „um auf unſer geſtriges ſpätes Geſpräch wieder zurückzukommen, ſo ſag' ich Dir heute Morgen, wo der Kopf überhaupt immer klarer denkt, als in der Nacht, daß ich am heutigen Nachmittag, an dem Robert ſchulfrei iſt und auch ich nicht auf's Büreau muß, ihn ganz gehörig, doch mit aller Ruhe, in's Gebet nehmen will, und ich garantire

Dir dafür, daß meine väterliche Ermahnung ihre heilſamen Folgen haben wird."

„Geb's Gott!" ſeufzte die Frau kleinlaut.

„Na na, Hedy! Warum jetzt wieder dieſe Kleinmüthigkeit?" erwiderte er, ein wenig ärgerlich. „Denkſt Du denn heute Morgen gar nicht mehr an die Königsberger Tribunalräthin? Und zu dieſer neuen Würde paßt doch bei Gott kein ſolcher Seufzer."

„Ha, ha!" fuhr er dann lachend fort und ſchaute den Rauchwolken ſeiner Cigarre vergnüglich nach. „Was hab' ich doch heute Nacht ganz pudelnärriſches Zeug geträumt! Da höre nur einmal! — Alſo zuerſt ging ich in Königsberg umher, darin ich ja noch von meiner Studentenzeit jedes Gäßchen auswendig weiß. Und zwar, wie kurios! Ich ſtolzirte wie auf Stelzen und maß mindeſtens meine ſieben Fuß; ein kompleter Rieſe, ſag' ich Dir. Dabei war ich auch noch über und über in Purpur gekleidet, daß alle Leute auf meinem Wege ſtehen blieben und mit großen Augen mich anſtaunten, worauf ich nicht wenig ſtolz geweſen war. Auf einmal aber, wie ich eben vor's Tribunalgebäude komme, da ſpür' ich's, wie ich von Sekunde zu Sekunde ſtets kleiner zuſammenſchrumpfe bis zu einem winzigen Männlein von höchſtens zwei Fuß. Statt Purpur trug ich jetzt aber ein graues, luſtiges Mäntelchen, und alle Gaſſenkinder liefen auf mich Zwerglein zu und tanzten dann neckend um mich den Ringelreihen. Endlich aber war ich ganz dem Erdboden gleich geworden und zuletzt verſank ich ſogar noch darin. Mit ſchwerer Bruſt nach Luft ſchnappend, wachte ich dann auf. — Nun ſage mir doch Einer, was ſolch ein Traumgott für eine vertrackte Phantaſie entwickeln kann!"

Und wieder blies er eine große Rauchwolke hinaus.

„Das war aber ein garſtiger Traum," meinte die darüber faſt erſchrockene Frau. „Der könnte Einen für die Zukunft ganz ängſtigen."

„Ja, natürlich, auch noch ängſtigen!" ſcherzte der Rath. „Wär' auch der Mühe werth. Nein, weißt Du, Hedy, das leg' ich einfach ſo mir aus: hier natürlich, in dieſer kleinen Kreisſtadt, da könnt' ich, ein Königsberger Tribunalrath, mir als wunder was für ein großes Thier vorkommen. Und dieſer gewiſſe Beamtenſtolz war eben jener Rieſe mit dem Purpurkleid. Bin ich aber einmal in Königsberg in mein neues Amt eingetreten, na, dann werd' ich vor den dortigen Excellenzen wieder ganz klein zuſammenſchrumpfen, und dies beſcheidene Bewußtſein von meiner dortigen Stellung war das Zwerglein geweſen. Da haſt Du nun meine ganze Traumdeutung!"

„Aber, daß Du zuletzt auch noch in den Erdboden verſunken biſt?" fragte ſie wieder etwas ängſtlich.

„I, das war nichts, als mein dermaliger Herbſtſchnupfen, der mir im Schlaf den Athem beengte. Drum geh' doch, Frauchen! Biſt ſonſt ſo vernünftig und willſt jetzt etwas auf ſolch albernen Traum geben?"

Die Räthin ſeufzte jedoch abermals, und kaum die Beiden ſich deſſen verſahen, trat der alte Gerichtsdiener, deſſen Anklopfen ganz überhört worden, aus der geöffneten Thür gegen den Rath Steffens zu und überreichte demſelben in ſoldatiſch ſtrammer Haltung ein amtliches Schreiben. Dann machte er Kehrteuch, wie einſt auf dem Exercierplatz. Der Ueberbringer war dann kaum auf den Hausflur getreten, da hatte der Rath das Blatt auch ſchon durchflogen und ſagte ſehr raſch: „Frau, ich muß ſogleich hinaus in den Hexenmoor. Wie unſer Präſident mir nämlich ſoeben mit-

theilt, ist heute Nacht dort wahrscheinlich ein Mord verübt worden und mir der Vorsitz bei der Gerichtscommission, die sich schnellstens auf den Weg machen muß, übertragen. Also bitte, liebe Frau, meine hohen, geschmierten Stiefel, meinen alten Winterüberzieher und den großen Regenschirm! Dann bin ich prächtig ausstaffirt."

Während er diese Worte amtseifrig hervorstieß, schlug der Regen in schweren Tropfen an's Fenster, und der dareinbrausende Wind bewies so recht die Unwirthlichkeit dieser gerichtlichen Expedition.

Frau Steffens rief auch sogleich: „Was, lieber Mann, in diesem ganz entsetzlichen Wetter sollst Du bis in den Hexenmoor? Warst Du nicht schon in Deinen jungen Jahren lange genug Untersuchungsrichter gewesen und hätte nicht ein viel jüngerer Herr dies Geschäft jetzt gleich gut übernehmen können? Aber ich weiß schon: Du, mit Deinem übertriebenen Pflichteifer, wirst immer mißbraucht! Nein, Wilhelm, Du darfst nicht fort, ich lasse Dich nicht!"

„Aber, liebes Herz, mich nicht fortlassen! Was das für inkorrekte Redensarten sind!" entgegnete er, ihre Arme von sich abwehrend. Dann wies er mit der rechten Hand auf das Schreiben, das seine linke noch festhielt, und sagte pathetisch: „Hier steht's einmal schwarz auf weiß, daß ich anstatt des unpaß gewordenen eigentlichen Untersuchungsrichters heute funktioniren muß. Und damit basta. Das wäre mir eine saubere Beamtendisciplin, wenn jeder Assessor oder Rath dem dirigirenden Präsidenten nicht sogleich Ordre pariren wollte! Nein, das giebts einmal nicht bei uns in Preußen."

„O ja," fiel sie erregt ein, „mit einem solchen Katarrh —"

„Aber, liebes Kind, ich habe ja nur einen ganz gewöhnlichen Schnupfen," unterbrach er sie, „da ist man doch nicht gleich dienstunfähig. Oder soll ich meinem Präsidenten gar etwas vorschwindeln? Nein, das giebts ebenso wenig, und drum bitt' ich Dich jetzt: mach' mir in dieser rein amtlichen Frage keine nutzlosen Einwendungen mehr und hole mir, was ich zu meiner Commission an Kleidungsstücken nöthig habe!"

„Aber so nimm doch wenigstens für die halbe Stunde bis zum Wald einen gedeckten Wagen! Der alte Physikus, der wohl auch mit muß, ist gewiß damit einverstanden. Sonst ängstige ich mich in diesem Wetter rein zu Tod um Dich. O dieser verwünschte Hexenmoor!"

„Na, na, Frauchen! Warum soll jetzt dieser Hexenmoor gar so verwünscht für uns sein? Von uns hat ja doch noch Niemand den Klinecke reiten müssen und bei hellem Tage hat es schon gar keine Gefahr."

„O, spaße nur auch noch damit! War nicht erst im vorigen Winter unser Rudolph beim Schlittschuhlaufen dort im Eis eingebrochen? Und als er dann vier Wochen lang am Typhus zwischen Leben und Sterben gelegen, da hab' ich zwar nicht den Klinecke auf mir herumgetragen, aber doch eine so zentnerschwere Sorgenlast, daß ich selber darüber fast sterbenskrank geworden wäre. Und seit dieser Zeit läuft's mir immer eiskalt über den Rücken, wenn ich den Namen Hexenmoor nur aussprechen höre."

Nach diesen Worten verließ sie die Wohnstube und ging in eine halbdunkle Rumpelkammer, die zu einer Art Garderobe diente. —

Eine Viertelstunde darauf war Rath Steffens unter der sorgsamen Beihülfe seiner Frau schon völlig ausgerüstet zu

ſeinem ſo wenig verlockenden Amtsgeſchäft. Außer den großen, gethranten Waſſerſtiefeln, die ihm bis über's Knie reichten, und dem alten Biberrock, der nurmehr noch beim ſchlechteſten Wetter, oder des Nachts, funktionirte, hatte ſie ihm auch noch trotz ſeinem kräftigen Proteſt ein ſo dickes Wolltuch um den Hals geknotet, daß er faſt wie ein Nordpolfahrer ausgeſehen hatte. Der gewaltige Familienſchirm in ſeiner Hand war das einzige Zeichen gegen dieſe Vermuthung geweſen.

„Und nichtwahr, lieber Wilhelm, ich bitte Dich eben um Alles: ſei nur ja recht vorſichtig!“

Mit dieſem letzten Mahnwort hatte Frau Hedwig ihn noch in den Hausflur hinausgeleitet. Dann küßte ſie ihn ſtürmiſch, und nach ſeinem Weggehen ſann ſie ſogleich darüber nach, mit welch beſonders kräftigem Mittageſſen ſie ihn für dieſen kalten, naſſen Gang daheim entſchädigen wollte. —

Nach der Ermahnung ſeiner Frau fuhr dann auch Rath Steffens, in Gemeinſchaft mit dem ſchon ſechzigjährigen Gerichtsphyſikus und einem Protokollführer, in einem geſchloſſenen Wagen bis zum Saume des Hexenmoors. Von dort aber bis zum eigentlichen Unglücksplatze mußte die ganze, unfahrbare Wegſtrecke zu Fuß zurückgelegt werden. Und noch immer goß es, wie mit Eimern, vom Himmel herab. Ein paar Gerichtsdiener und Gendarmen, die ſchon vorangeeilt waren, hatten ſich den beiden Beamten beim Eintritt in den Wald angeſchloſſen.

„Wirklich, ein wahres Hexenwetter!“ brummte der weißhaarige Phyſikus vor ſich hin und ſagte dann zu dem ihm vorausſchreitenden Rath: „Für Unſereinen, wie wir

Zwei, iſt es denn doch eine ſtarke Zumuthung, bei ſolchem Regen und Wind in dieſem Sumpfe herumzuſtapfen.“

„Je nun, Amtspflicht, mein lieber Herr Phyſikus!“ erwiderte der Rath und auch er hatte Mühe, ſich auf dem ſchlüpfrigen Fußpfad im Gleichgewicht zu erhalten. Trotz dem gewaltigen Regenſchirm fing ſein Ueberzieher gar bald an den Aermeln förmlich zu tropfen an, denn der Wind trieb mit dem Regen, bald von rechts, bald von links, ſein boshaftes Spiel. Nur die Waſſerſtiefel thaten noch ihre Schuldigkeit.

„Alle Wetter! Wenn mich jetzt meine gute Frau ſo ſehen könnte! Gäbe das ein Lamento!“ dachte der Rath für ſich.

Und ſchon tappte und watete die Commiſſion eine halbe Stunde lang durch das bodenloſe Gehölz. Allen war das weitere Reden vergangen, ſoviel hatte Jeder mit ſich ſelber zu thun, um nur mühſam vorwärts zu kommen. Endlich ſtanden ſie an einer mißfarbigen Waſſerlache, vor der ſchon ſeit früher Morgenſtunde zwei weitere Gendarmen Schildwache hielten. Ein paar aus dem flüſſigen Moor hervorſtehende Stiefelſpitzen ließen keinen Zweifel daran übrig, daß hier das corpus delicti verſunken liege.

Mit einem einzigen flüchtigen Blick hatte Rath Steffens die ganze Lage überſchaut und ſofort war in ihm auch der frühere langjährige Unterſuchungsrichter wieder aufgewacht. Faſt wäre er einem Jagdhunde zu vergleichen geweſen, der nach jahrelangem Stubenhocken wieder einmal in wildreiches Waldrevier mitgenommen wurde.

Raſch klappte er jetzt ſeinen tropfenden Regenſchirm zuſammen, grub mit energiſchem Stoß deſſen Eiſenſpitze in's verſumpfte Moos, und, als ob ein völlig blauer Himmel ſich über ihm wölbte, ſo ruhig gab er ſeine Befehle.

„Alſo fix, ihr Leute!“ herrſchte er die Gerichtsdiener und Gendarmen an, „und den Leichnam herausgefiſcht!“

Als dieſe jedoch ſich etwas unanſtellig zeigten, da rief er ungeduldig: „Seid ihr doch ungeſchickte Leute! — Seht, hierher müßt ihr euch poſtiren!“ Und ſo weit vergaß er ſich in ſeinem Amtseifer, daß er jetzt ſelber an den äußerſten Rand des Tümpels eilig heranſchritt. Aber welch ein Mißgeſchick! Der durchweichte Boden wich unter ihm — ein jähes Hinabrutſchen — und noch halb ſchuhweit über die hohen Stiefel ſtand er im ſchmutzigen Waſſer, das nun in die Schäfte eiskalt herunterquirlte.

„Um des Himmels willen, Herr Rath, was machen Sie denn?“ rief der Gerichtsarzt erſchrocken.

„Ei was, wird nicht viel zu bedeuten haben!“ tröſtete ihn Jener. „Reichen Sie mir nur ſchnell den Regenſchirm her, daß der mir wieder heraushilft! Andern geht's oft ſo bei der Entenjagd und mir jetzt im Kriminaldienſt“, ſcherzte er dann, da er wieder oben ſtand. „Das iſt doch immer noch beſſer, und praesente medico nihil nocet.“

„Wollen's hoffen,“ ſagte der Gerichtsarzt. „Nur ſollten Sie ſich jetzt völlig umkleiden können!“

„Ja, natürlich,“ lachte der Rath, „weil hier ein ſo famoſes Appartement dafür iſt! Dazu hab' ich daheim noch lange Zeit. Nun aber vorwärts, ihr Leute, und eure Sache jetzt geſchickter angefaßt!“

Nach vieler Mühe ward endlich von den bis über die Kniee im Waſſer ſtehenden vier Männern der Leichnam auf feſten Boden heraufgebracht.

„Hm, hm! ein blutjunges Handwerksbürſchlein!“ ſagte Rath Steffens mitleidig. „Und ſcheint mir, nach ſeiner Klei-

dung zu ſchließen, guter Leute Kind geweſen zu ſein. Aber ein Verbrechen liegt hier ſicherlich vor und kein Unglücksfall."

„Freilich, freilich!" beſtätigte der Phyſikus, der ſich ſoeben mit kritiſchem Blick zum Leichnam niedergebückt und jetzt auf deſſen Hals deutete. „Sehen Sie nur, Herr Rath, da haben wir ja die deutlichen Spuren der ſtattgehabten Strangulirung. Jeder Fingernagel iſt hier noch ſichtbar. Daran jedoch, dächte ich, könnten wir's uns für jetzt genügen laſſen. Es iſt ja bei dieſem Wetter nicht länger auszuhalten."

„Doch das Protokoll über Ortsbeſichtigung und Leichenbefund, verehrter Herr Gerichtsarzt!" meinte der Rath.

„Das wollen Sie hier auch noch feſtſtellen laſſen?" fragte der Andere faſt unwillig. „Bei dieſem Regenguß kann ja kein Menſch ſchreiben. Machen wir's doch lieber daheim ab! Die Oertlichkeit iſt ja ſehr leicht im Gedächtniß zu behalten, und die Leiche kommt ohnedies ſogleich in's Spital."

„Bitte recht ſehr, Herr Gerichtsphyſikus!" erwiderte Rath Steffens mit allem Nachdruck. „Das Geſetz verlangt durchaus, daß dies Protokoll an Ort und Stelle hier abgefaßt werde, und ich bedauere aufrichtig, darauf beſtehen zu müſſen, auch wenn es uns noch ſo unangenehm wäre. Mir ſelber macht es ja ſo wenig Spaß, wie Ihnen."

Er hatte dieſe Worte mit nur halber Stimme geſprochen, damit die niedrigeren Diener des Geſetzes, die ſoeben mit dem Ausſuchen des Ermordeten beſchäftigt waren, nichts davon hören konnten.

Trotz dieſer zarten Rückſichtnahme zog der Gerichtsphyſikus den Mund etwas ſchief. Rath Steffens jedoch kümmerte ſich nicht weiter drum, ſondern hieß den Protokollführer auf einen Weidenſtumpf niederſitzen, ließ von einem

Gerichtsdiener den Regenſchirm über ihn ausſpannen und ihm ſelber befahl er, ſeine Kniee zum Schreibtiſche zu benützen. Hierauf diktirte er ihm mit gleicher Ruhe, als ob er wieder in der warmen Amtsſtube ſäße, das Protokoll, ſo ſehr es ihn ſelber dabei auch fröſtelte.

Die Auffindung des Mörders mußte auch noch ſogleich eingeleitet werden, und er gab den Gendarmen hierüber ſeine gemeſſenen, ſcharfſichtigen Befehle. Erſt jetzt war ſein amtlicher Auftrag in aller Form vollzogen. Soviel aber war ihm klar bewußt geworden: in ſeiner fünfjährigen Kriminalpraxis als Unterſuchungsrichter hatte er keine einzige gleich unwirthliche Commiſſion mit durchmachen müſſen. Und dennoch, als er mit dem Gerichtsphyſikus dann wieder eine halbe Stunde lang durch den Hexenmoor bis an die Landſtraße gerutſcht und gewatet, überkam ihn dabei eine ſo frohe Stimmung, als ob er einen frühlingsduftigen Wald durchwandelte.

Beim Anſichtigwerden der erlöſenden Kutſche ſcherzte er auch noch: „Nichtwahr, mein lieber Herr Gerichtsphyſikus, das iſt doch eine ebenſo weiſe, wie gütige Anordnung der Mutter Natur, daß man auch beim ſtärkſten Regen nur bis auf die Haut naß werden kann?“

„Mitunter auch bis in die Knochen hinein,“ murmelte der andere verdrießlich, als Rath Steffens ſchon wieder fortfuhr: „Und wenn wir nach dieſer Hexenmoor-Expedition wieder in trocknen Kleidern ſtecken, herrje! wie ſoll uns dann bei unſerm lieben Weibchen das Mittageſſen ſchmecken und heute Nacht das warme Bett!“

„Ja, ja, lieber Herr Rath,“ verſetzte der Phyſikus, „wenn es uns Beiden wohlbekommt, dann will ich's loben und wollen wir Zwei dann morgen im Kaſino bei einer

Flaſche Wein über dieſe Herenmoor-Expedition recht herzlich lachen.“ —

Nun ſaß Rath Steffens ſchon wieder in wohlthuend warmer Kleidung zwiſchen Weib und Kindern beim Mittag eſſen, das heute beſonders ſchmackhaft ausgefallen und durch eine Flaſche Wein bereichert worden war. Und alles, was ihm heute im Herenmoor begegnet, erzählte er jetzt ſeiner Familie, womit er ja kein Amtsgeheimniß verletzte.

„Ja, denkt Euch nur! Ein bildſchönes, junges Handwerksbürſchlein war es,“ fuhr er mitleidig fort, „das von irgend einem Gauner hingemordet oder, genau geſagt, mit den Fingernägeln geradezu erwürgt worden iſt. Nun ſtellt Euch dieſe armen Eltern vor, wenn er noch ſolche am Leben hat!“ . . . .

Aber was war ihm denn jetzt? Ueberfiel ihn nicht nach dieſen letzten Worten ein leiſes Zähneklappern? Und von Secunde zu Secunde ward es immer ſtärker, immer heftigere Stöße gab es ihm an Armen und Beinen, daß er ſie gar nicht mehr bemeiſtern konnte.

„Um des Himmels willen, Wilhelm!“ rief die Frau in Todesangſt aufſpringend. „Was iſt Dir und wie ſiehſt Du plötzlich aus?“

Auch die drei Kinder ſahen erſchrocken auf den Vater hin.

„Es iſt nichts, gar nichts! Nur ſchnell einen Schluck Wein!“ brachte er noch mühſam heraus, und mit ſchon unſicherer Hand griff er nach dem halbvollen Glaſe.

„O barmherziger Gott! Das iſt der Schüttelfroſt!“ dachte Hedwig ſogleich für ſich, denn ſie getraute ſich gar nicht, dieſen verdächtigen Namen laut auszuſprechen. Zu gut wußte ſie ja von ihrem Vater her, als welch bedenk-

licher Vorbote ſchwerer Erkrankung dieſes Symptom zu deuten ſei.

Raſch dann nach ſeiner Hand greifend, mahnte ſie: „O jetzt nur ſchnell zu Bett, guter Mann! Komm', ich führe Dich hinüber! Dann recht warme Tücher und heißer Thee."

Und für ſich murmelte ſie: „O meine Ahnung, meine Angſt!"

Der alſo von innerm Froſte geſchüttelte Mann hätte gar ſo gern ſeinen Zuſtand vor Frau und Kindern mit einigen Worten hinweggeſcherzt. Ihm war aber alle Luſt zum Spaßen vergangen. Wie von einer unwiderſtehlichen, geheimen Feindesgewalt fühlte er ſich am ganzen Leibe gepackt. Und wie ein folgſames krankes Kind von der Mutter, ließ ſich der ſonſt ſo lebensfriſche Mann von ſeiner Frau in's Schlafzimmer hinüberführen. —

Und ſchon in derſelben Nacht war dem unheilverkündenden Schüttelfroſt eine hochgradige Lungenentzündung nachgefolgt.

Dann noch zwei ſchwere Tage und Nächte. Fieberhitze, Athemnoth und Bewußtloſigkeit dauerten in ſteter Zunahme beim Kranken fort. In deſſen Delirien hatte der Hexenmoor die Hauptrolle geſpielt, und als man ihm in einem lichten Augenblick ſagte, daß der Mörder ſchon eingefangen ſei, war ein Lächeln über ſein Geſicht geflogen, als habe er wunderwas für eine Wohlthat empfangen....

Es iſt heute Mittwoch Abends acht Uhr. Seine Hand liegt in der ſeiner Frau, die ihm zu Häupten ſitzt und mit thränenumflortem Auge betrachtet ſie ängſtlich forſchend ſein glühend rothes Geſicht. Klärchen hat ſich dem Vater zu Füßen niedergekniet und ihr vergrämtes Antlitz iſt tief vorn-

übergebeugt. Ihr jüngerer Bruder Rudolph ſteht mit ineinander gelegten Händen dicht an ihrer Seite; ſein Kopf iſt gleichfalls niedergeſenkt und nur dann und wann getraut er ſich einen ehrfurchtsvollen Schmerzensblick nach dem ſterbenden Vater. Hinter beiden Geſchwiſtern lehnt mit verſchränkten Armen der ältere Bruder Robert an der Wand, und man weiß kaum, ob aus ſeinem düſtern Blicke mehr herbſte Trauer des Sohnes, oder mehr trotzige Erbitterung über dieſes jähe tragiſche Geſchick, hervorglüht. Vielleicht Beides.

Etwas ſeitwärts ſteht der alte Gerichtsarzt, der den Todkranken erſt vor vier Tagen in den Hexenmoor begleitet, und neben ihm der noch ſehr kräftig ausſehende Bruder der Frau Räthin, Sanitätsrath Rudolph Breſeler, der erſt geſtern zum Krankenbette ſeines Schwagers aus der nächſten Stadt herbeigeeilt war.

So fehlt Niemand von der Familie, deren Haupt und Verſorger ſchon in wenigen Stunden in jenes geheimnißvolle Land von hinnen gehen ſoll, aus dem es keine Wiederkehr giebt, ſo ſchmerzlich auch trauernde Frauen- und Kindesliebe ſie herbeiſehnen mag.

Beide Aerzte erwarten nach der bereits drohenden Lungenlähmung noch heute Nacht das Hinſcheiden des Kranken.

Und ſiehe, jetzt erhebt er ſich ein wenig. Seine Bruſt ringt gewaltſam nach Athem, und mit großen, ſchon ganz geiſterhaften Augen ſieht er erſt auf ſeine Frau, dann auf ſeine Kinder. Daß jetzt ſeine letzten Minuten, in denen er noch ſprechen könne, herangekommen ſeien, fühlt er mit jenem innern Seherblick, der ſo manchem Sterbenden beim Nahen des Todes zu Theil wird. Aber er empfindet es auch mit

jenem erhabenen, heiligen Muthe, der den Menſchen nur ſelten überkommt, wenn er bei noch klarem Bewußtſein den Todesernſt ſich lebendig vor die Seele hält.

Ja, wie ſeltſam! Er, deſſen ganzes Leben, Wirken und Sorgen einſt nur ſeiner Familie angehört, jetzt, wo es damit für immer ein Ende nehmen ſoll, und er die Seinigen der Noth des Lebens überlaſſen muß, jetzt, in dieſer traurigſten Abſchiedsſtunde iſt ſein Geiſt von allen irdiſchen Schmerzen, wie Sorgen, ſchon losgelöſt und die ganze Welt ihm weit entrückt. Wie ein ſegnender Prieſter hält er die zitternden Hände gegen Frau und Kinder ausgeſtreckt und mit immer wieder ſtockendem Odem ſtammelt er mühſam: „Dank, liebe Hedy, für alle Deine Liebe! — Verzage nicht! — Bleibt brav und gut, Ihr Kinder, und ſteht der Mutter bei! — Gott ſchütz' und ſtärk' Euch Alle!“ ....

Müde ſank ſein Kopf wieder in's Kiſſen zurück, und das Bewußtſein war ihm für immer entſchwunden. Noch viele Stunden lag dann ſein Leib im letzten ſchweren Todeskampfe. Für Frau und Kinder war er aber jetzt ſchon ſo gut, wie geſtorben. Sein Geiſt galt ihnen als ſchon hinübergeſchwebt, ſein Herz ſtand für ihre Empfindung ſchon ſtille und mit ihm ſtille ſtand zugleich in ihren eigenen Herzen jede troſtloſe Verzagtheit. Die hehre Majeſtät des Todes hatte alle Hinterbliebenen weihend berührt und ſie goß eine Heldenſtärke der Ergebung in ihre Seelen aus, wie ſie es niemals am Sterbebett eines ſolchen Mannes und Vaters für möglich erachtet hätten.

Die gemeine Noth des Lebens ſtand noch in ſcheuer Entfernung ſeitwärts. Vor der Hoheit des Sterbens getraute ſie ſich noch nicht, mit ihrem grimmen Geſicht hervorzutreten. Aber ſie war doch ſchon auf heimlicher

Lauer, um ihren Opfern gar bald auf den Rücken zu ſpringen, gleich dem Klinecke-Geſpenſt des Hexenmoors, deſſen verſumpftem Gehölz das ganze Steffens'ſche Haus, noch vor wenigen Tagen einem blühenden Walde vergleichbar, jetzt nur allzu ähnlich geworden iſt.

Drittes Kapitel.

Auch das Begräbniß iſt nun ſchon vorüber. Wie die kleine Kreisſtadt ſchon ſeit vielen Jahren keines mehr geſehen, ſo groß war der Leichenzug, ſo prachtvoll der Blumen- und Palmenſchmuck des Sarges, aber auch ſo allgemein und ungeheuchelt die Theilnahme aller Bewohner. Denn Rath Steffens galt hier als die weitaus populärſte Perſönlichkeit des Beamtenſtandes, und man konnte von ihm in Wahrheit ſagen, daß er keinen einzigen perſönlichen Feind hier hinterlaſſen habe.

Der hieſige Liederkranz hatte ſeinem Stifter und Dirigenten ſein Abſchiedslied in's Grab nachgeſungen und der geiſtliche Leichenredner die Tugenden dieſes muſterhaften, in all ſeinem Wandel echt chriſtlichen Mannes und Familienvaters geprieſen, ſowie auch deſſen Dienſttreue betont, als deren Opfer er in ſolch frühzeitiges Grab hinabſinken mußte. Als er dann vom göttlichen Vater der Wittwen und Waiſen geredet, hatte die nachmittägige Sonne das kalte Gewölk gerade durchbrochen, und ein Lichtſtrahl beſchien das Grab ſammt den daran Trauernden.

Nur wenige Augen waren dabei trocken geblieben und

Alle ſchauten nach den zwei Söhnen, von denen der ältere, wie ſchon früher am Sterbebette, ſtarr und finſter nun auch am Grabe ſtand, während ſein Bruder Rudolph, von heftigem Weinen geſchüttelt, jeden Augenblick in die Knie zu brechen drohte.

„Die armen Jungen!“ Dieſer Gedanke beherrſchte die ganze Trauerverſammlung, und Mancher darin hatte mit dem älteren Sohne faſt noch größeres Mitleid, weil deſſen Schmerze ſogar die Wohlthat der Thränen verſagt blieb. —

Die Condolenzbeſuche waren im Trauerhauſe bereits abgeſtattet, und die Thürglocke, die zwei Tage lang kaum ein paar Minuten zur Ruhe gekommen war, verſtummte nun immer länger. Der Vollklang aller Beileids- und Troſtesworte war jetzt allmählich zerronnen in der Oede der wie ausgeſtorbenen Wohnung.

Nun war eben die Zeit gekommen, in der die laute, wohlthuende Theilnahme von außen aufhört, und auch die mitleidigſten Freunde mit dem eigenen Leben ſo viel zu thun haben, daß für die traurige Lage des Nächſten nicht mehr viel Zeit und Stimmung übrig bleibt. Auch in den Herzen der trauernden Hinterbliebenen wird jener heroiſche Muth, der ſie erſt aufrecht erhalten, von Tag zu Tag mehr abgeſchwächt, und die erſte übermenſchliche Kraft der Ergebung macht wehmüthiger Verzagtheit, ſowie dem Heimweh nach dem Fortgegangenen, immer größeren Platz.

Für die Wittwe Steffens aber kam noch das Allertraurigſte hinzu: die Sorge um das tägliche Leben, die ſich jetzt in die Heiligkeit ihres Schmerzes eindrängte und dieſem dann auch die widerlichen Züge der gemeinen Noth aufdrückte.

Eine gewiſſe Beruhigung für die arme Frau war es

wenigſtens, daß deren Bruder noch einige Tage hierblieb, um ihr mit ſeinem Troſt und Rath zur Seite zu ſtehen.

Hätte der Sanitätsrath als ein wohlhabender Mann kräftig und dauernd ſeiner Schweſter unter die Arme greifen können, dann wäre ja leicht geholfen geweſen, denn an der nöthigen opferwilligen Liebe gebrach es ihm nicht. So aber war auch ſein eigenes Haus mit vier Kindern geſegnet, und die einträgliche ärztliche Praxis hatte eben doch nur hingereicht, um mit ſorgenfreiem Anſtand ſeine Familie ernähren und auch deren Zukunft ſichern zu können. Zinstragender Kapitalien konnte er ſich jedoch ſo wenig rühmen, wie ſein verſtorbener Schwager.

Was alſo rathen, was beginnen?

Ein kleines Schulkind, das noch nicht weit über das Einmaleins hinausgekommen iſt, hätte leicht den Unterſchied ausrechnen können zwiſchen dem früheren Gehalt eines Kreisgerichtsrathes und der jetzigen Penſion ſeiner Wittwe. Und wäre dieſem Kinde auch das weitere Subtraktionsexempel vorgelegt worden, bei dem die künftigen Einnahmen die obere und die Ausgaben die untere Reihe bildeten, ſo hätte es wohl bei jeder einzelnen Zahl immer daſſelbe einſilbige: „Kann ich nicht, muß ich mir borgen,“ herſagen müſſen, ohne jedoch bei der allerletzten Ziffer das vorher Geborgte wieder einbringen zu können.

Zwölfhundert Thaler früherer Ausgaben von höchſtens zweihundert Thalern jetziger Einnahme kann man nun einmal nicht ſubtrahiren, auch wenn man ſich den Kopf mitſammt dem Herzen darüber zerbrechen wollte. Es geht eben nicht. —

Alſo in Gottes Namen die künftigen Ausgaben auf das denkbar niedrigſte Maß herabgeſetzt und die künftigen Ein-

nahmen mit allen Kräften möglichſt geſteigert! — Ein ſehr klares, richtiges ökonomiſches Nothgebot für den groſſen Völkerhaushalt ſowohl, wie für den kleinen der Familie. Aber für beide Forderungen giebt's eben auch eine äuſſerſte obere und untere Grenze, die nicht mehr überſchritten werden darf, ſoll nicht der Staat dem Bankerott verfallen und der Einzelne in die Kaſte privilegirter Almoſenbedürftiger erniedrigt werden. —

„Du darfſt mir's glauben, Rudolph," ſagte jetzt die Wittwe am zweiten Tag nach dem Begräbniſſ zu ihrem neben ihr ſitzenden Bruder, „was ich als Frau und Mutter an Thatkraft und Entbehrung zu leiſten vermag, um mir und meinen Kindern ein einigermaßen erträgliches Leben zu verſchaffen, das will ich künftighin thun. So will ich noch vor Oſtern von hier nach Königsberg überſiedeln und dort eine kleine, möglichſt billige Wohnung miethen, ſei ſie auch noch ſo hoch und in noch ſo enger Gaſſe gelegen. Darauf kommt es auch gar nicht an. Der Geiſt meines ſeligen Wilhelm wird ſich auch in den kleinſten Räumen bei uns heimiſch fühlen. Ich will ſchon dafür ſorgen. Eine zweite Hauptſache: ich werde mich mit einer bloßen Aufwärterin für die gröbſten Arbeiten behelfen. Die Köchin aber will ich ſelber ſein. Gottlob, kann ich es ja, und ſo wird es mit gutem Willen auch gehen. Ob ich freilich auch an unſerer bisherigen Koſt viel abſparen kann, das möcht' ich bezweifeln. Denn, wenn ich's auch für mich ſelber wollte, ſo kann ich's doch nicht den Kindern zumuthen, beſonders nicht den zwei Jungen, die noch im Wachſen begriffen ſind und tüchtig eſſen müſſen. Und was die Sparſamkeit in der Kleidung betrifft, ſo hat auch dieſe ihre Grenzen, ſo gut, wie der Gebrauch von Holz und Licht. Damit wär' ich

mit meiner Weisheit des Sparens zu Ende. — Oder wüßtest Du noch etwas Beſſeres?"

Der Sanitätsrath hatte bisher mit geſenktem Kopfe ſeiner Schweſter zugehört. Jetzt ſah er ſie trüben Auges an und ſagte: „Ach, arme Hedwig, wie tief Du mich dauerſt, das kann ich Dir mit Worten gar nicht ſagen. Wenn ich daran denke, welch ein gefeiertes Mädchen Du in unſerm Elternhauſe geweſen und dann in Deinem eigenen Haushalte welch allgemein verehrte Frau, und ich ſoll mir nun vorſtellen, daß Du künftighin in einer Dachwohnung Deine eigene Küchenmagd ſein und doch dabei ſammt Deinen Kindern noch nothleiden mußt —"

Der ſtarre Blick ſeiner Schweſter hieß ihn auf einmal mitten im Satz innehalten, dann fuhr er bitterſten Tones fort: „Und das nennt man dann einen civiliſirten, geordneten Rechtsſtaat, der die Wittwen und Waiſen ſeiner treuen Diener halb verhungern oder ihr tägliches Brot erbetteln läßt! Ja, wahrhaftig, noch in meinem ganzen Leben iſt dieſe Beamtenmiſère mir nicht ſo gottserbärmlich vorgekommen. Und wenn man ſo gern rathen und helfen möchte und es doch nicht kann — weiß es der Himmel, das Herz möchte Einem zerſpringen."

„Aber Rudolph!" fiel ihm die Schweſter jetzt in's Wort. „Was redeſt Du da? Nein, weder unſern Herrgott noch den Staat wollen wir drum anklagen, daß wir Geſchwiſter einſt nicht reichere Eltern gehabt oder ich keinen reichern Mann geheirathet hatte."

„Aber er ſelber," fiel der Bruder gereizt nun ein, „hätte doch auch wohl beſſer für Dich ſorgen können. Hat er denn nie an eine Lebensverſicherung gedacht, um auch für den äußerſten Fall —"

„Bruder, um des Himmels willen!“ unterbrach ihn jetzt die Wittwe mit erhobenen Händen. „Verſchone doch Wilhelm mit ſolchem Vorwurf noch über's Grab hinaus! O wie oft hatten wir an eine ſolche Lebensverſicherung gedacht, aber das Geld für die jährliche Einzahlung nicht erübrigen können! Und er ſtand ja noch in ſeinen beſten Jahren, war auch immer geſund und kräftig geweſen. Wer hätte drum an ſeinen ſo frühen Tod denken ſollen? Zudem wäre er ja, wie ich Dir ſchon geſagt, in allernächſter Zeit zum Königsberger Tribunalrath befördert worden, und wir hätten dann ganz ſorgenfrei unſere Jungen dort weiterſtudiren laſſen können. Nein, Bruder, gönne meinem braven ſeligen Manne den ewigen Frieden! Er hat mich treu geliebt und immer nur auf den Händen getragen, und wenn er mich nun als arme Wittwe hinterlaſſen, ſo that dies nur unſer Herrgott und bei allem Jammer darüber werd' ich dennoch mein ganzes Leben lang die Tage ſegnen, die ich in Freud und Leid mit ihm hatte verleben dürfen Nein, Bruder, ich verzage nicht, ſondern hoff' auf den Himmel und meine eigene Kraft. An Gottes ewige Vaterhand klammere ich mich vertrauensvoll an, und ich baue darauf felſenfeſt: Dieſe ſelbe Hand, die mich jetzt ſo tief heruntergeworfen, wird mir auch wieder heraufhelfen.“

„Du beſchämſt mich völlig!“ erwiderte der Sanitätsrath kleinlaut. . . .

Beide ſaßen dann eine Zeit lang einander ſchweigend gegenüber. Trotz dem heldenhaften Aufſchwung der Schweſter, die ſein eigenes Herz für einen Augenblick in gleich ideale Glaubenshöhen mit hinaufgezogen hatte: ſein praktiſcher Menſchenverſtand ließ ihn dennoch nicht zur Ruhe kommen.

„Was fragt der Hausherr bei ſeinen Miethsleuten nach

deren gläubiger Zuverſicht auf eine beſſere Zukunft?“ — So hielt jetzt ſein Kopf in kühler Nüchternheit ſeinem Herzen vor. „Auch der frömmſten Wittwe gegenüber verlacht er jeden ihm, ſtatt des Miethzinſes, präſentirten Wechſel auf himmliſchen Beiſtand. Oder kann man mit Gebet und frommen Hoffnungen den täglichen Tiſch beſtellen, ſich Kleider verſchaffen und die Stube heizen? Ja, wenn der Menſch nur eine Seele hätte! — Wenn es aber für den Unterhalt des Leibes am nöthigen Gelde fehlt, was dann? — Von Andern welches borgen? Und wenn's Einer riskirt, wovon es wieder zurückbezahlen? Oder gar betteln gehen bei wohlthätigen Vereinen, bei Prinzen, beim König? Doch wieviel bekommt man dann, daß dieſe Verdemüthigung einer gebildeten Frau ſich lohnt? Kommen aber ſolche Bettelbriefe zu häufig, legt man ſie dann nicht für immer ad acta? — Und doch wachſen die Koſten für die Fortbildung der Kinder von Jahr zu Jahr!“

Alle dieſe peinlichen proſaiſchen Gedanken waren dem Sanitätsrath ſoeben durch den Kopf gegangen. Da konnte er der Schweſter gegenüber nicht länger mehr ſchweigen. Er fühlte zu gut, wie weh er ihr damit that, und ſich zu einem ruhigen Ton zwingend, nahm er das unterbrochene Zwiegeſpräch in harmloſerer Richtung wieder auf.

„Sag' mir einmal, Hedwig, glaubſt Du wirklich, daß es in Königsberg leichter für Dich zu leben wäre? Ich habe mir's nämlich ſoeben überlegt, ob es doch nicht viel theurer dort ſein möchte, als hier in der kleineren Stadt. Auch biſt Du ja hier ſchon von kindauf eingewöhnt und haſt eine Menge Dir ſehr befreundeter Familien!“

„Nein, nein, Bruder!“ unterbrach ſie ihn erregt. „Ich muß fort von hier um jeden Preis. Königsberg iſt aber

auch eine Univerſitätsſtadt, worauf ich vor Allem zu achten habe.“

„Ja freilich, freilich, das hatt' ich ganz überſehen,“ ſprach er dazwiſchen, als ſie ſchon wieder fortfuhr: „Und dann, ſiehe, guter Rudolph, wenn ich hier, wo ich bisher in ſo anſtändigen Verhältniſſen gelebt, nun plötzlich unter die ärmſten Leute der Stadt herunterſteigen müßte, als ein Gegenſtand des allgemeinen Mitleids: gewiß fühlſt Du mir das nach, daß ich mein künftiges beſchränktes Leben hier weit bitterer empfinden müßte, als in einer größeren Stadt, in der Niemand weiß, wie ich vorher gelebt, auch Niemand ſich drum kümmert, wie ich künftighin zu leben gezwungen bin.“

„Wie wär's aber,“ fuhr ſie nach einigem Beſinnen fort, „wenn ich mir in Königsberg eine noch größere Wohnung, als die hieſige, miethen und einzelne Zimmer davon an Studenten abgeben würde? Sogar auch in die Koſt könnt' ich ſie nehmen und dazu mir dann eine eigene Köchin halten. Vielleicht wäre manchen Eltern, die ihre Söhne gern in einem guten Hauſe haben möchten, damit gar ſehr gedient. Ich hab' es auch ſchon öfter gehört, daß in meiner Lage manche Wittwe ſich als ſolche Studentenmutter ganz leidlich durchgeholfen hat. Gefiele dieſer Ausweg Dir etwa beſſer?“

„Hm, hm, was ſoll ich darauf antworten?“ erwiderte der Sanitätsrath mit bedenklicher Miene. „Wenn man dieſen neuen Plan ſo hört, klingt er ja ganz ſchön und zweckmäßig. Betrachte jedoch auch gar wohl die andere Seite! Wenn Du nun eine ſo große Wohnung gemiethet, und dafür Quartal um Quartal den großen Zins zu zahlen haſt, es ſteht Dir aber, wie das ja vorkommen kann, das

eine und andere Zimmer mitunter Monate lang leer: womit willſt Du einen ſolchen Ausfall der Einnahmen dann decken und was für eine Sorgenlaſt bürdeſt Du Dir mit ſolchen jungen Leuten dann auf? Ach, meine arme Schweſter, wie ich es mir auch hin und her überlege: es iſt und bleibt eben ein Elend, eine vermögensloſe Beamtenwittwe zu ſein!"

„Ich bin nun aber eine ſolche geworden, Bruder!" entgegnete ſie mit verletztem Stolze. „Und gegen dieſes Wittwenelend hab' ich anzukämpfen mit all meinen Kräften. Sei indeſſen ruhig über mich! Ich bin nicht mehr die frühere, oft ſo verzagt geweſene Frau. Nein, ſeit mein Wilhelm todt iſt, auf deſſen Kraft ich mich immer geſtützt, weiß ich auch, daß ich fortan auf eigenen Füßen ſtehen, ſowie für mich allein handeln muß. So hat die mir aufgedrungene Nothwehr gegen das Schickſal mich ſtärker gemacht, als ich es vorher geweſen. Und nun dank' ich Dir für all Deine guten Abſichten und Dein brüderliches Mitgefühl. Von nun an aber, nichtwahr, laß uns über alle Möglichkeiten einer beſſern Lage nicht mehr miteinander ſprechen, ſondern mich ſelbſtändig die Wege gehen, die Kopf und Herz mich betreten heißen!"

Den heimlichen Gedanken, der ſie am ſchwerſten bedrückte: die Sorge nämlich, wie Robert ſich in die künftige Armuth ihres Wittwenhauſes finden würde, hatte ſie ihrem Bruder mit keinem Worte verrathen. Sie wußte gar wohl, warum nicht.

In ſich verſunken ſaß der Sanitätsrath vor ihr da. Da ſtand ſie plötzlich auf mit den Worten: „Komm', laß uns jetzt zum Friedhof gehen! Ich hab' ein wahres Heimweh danach." —

Es war ein windſtiller Nachmittag, der ſich ſchon dem Abend zuneigte, und wer immer den Zweien auf ihrem Wege durch die Stadt begegnete, der ſah ihnen wehmüthig nach, als wüßte er ganz genau, welchen ſtillen Beſuch ſie miteinander nun abſtatten wollten.

Viertes Kapitel.

Unterdessen weilte von den drei Steffens'schen Kindern jedes wo anders. Es war das erste Mal seit dem Tode des Vaters, daß sie auswärts waren. Die Mutter hatte sie dazu förmlich gedrängt, damit sie die Luft des Trauerhauses mit der froheren eines andern für ein paar Stunden vertauschen möchten.

So weilte denn Klärchen heute Nachmittag in der Familie ihrer intimsten Jugendfreundin Grethe Brockmann, deren Vater gleichfalls Kreisgerichtsrath war und zu seinem seligen Kollegen Steffens immer gute Freundschaft gehalten hatte. Er war, neben einem jungen Assessor, hier der einzige Beamte, der in wirklich sorgenfreien Verhältnissen lebte und sogar ein eigenes Familienhaus bewohnen durfte.

Rudolph besuchte seinen einzigen Busenfreund und Schulkameraden, den sogenannten Tischler-Jakob in dessen armseligem Elternhause.

Robert hingegen war von seinem Freund Erwin Bode sogleich nach dem Mittagessen abgeholt worden. Und wie hätte die Frau Räthin in ihrer jetzigen Stimmung ihn nicht mitgehen lassen sollen? War ihr früher diese reiche Familie

unſympathiſch geweſen: jetzt, da es dieſe an äußern Beweiſen der Theilnahme bei der Krankheit und Beerdigung den beſten Hausfreunden gleich gethan hatte, erſchien ihr das Bode'ſche Haus in viel milderm Lichte. Für die nur noch ſo kurze Zeit ihres hieſigen Aufenthaltes wollte ſie ſich drum auch bezüglich Robert's und ſeines Verkehrs mit Erwin keine weitere Sorge machen.

* * *

Das arme Klärchen! In ſeinem ſchwarzen Trauerkleide mit dem tiefen Leid auf dem lieblichen Geſichte ſah ſie jetzt um ein paar Jahre älter aus, als noch am Ende der letzten Woche.

Troſtlos war ſie erſt der Freundin und dann deren Mutter um den Hals gefallen und ſchluchzte dabei: „Ach, Frau Räthin, was bin ich ein armes Geſchöpf geworden!"

Auch Grethe begann jetzt zu weinen, und der Mutter war es nicht minder ſchwer um's Herz geworden.

„Tröſte Dich, gutes Kind," ſagte ſie mitleidig, „und verliere nur nicht den Muth! Denn glaube mir: Gott ſchlägt die Menſchen nicht härter, als ſie es zu ertragen vermögen. Und haben ſie eine Zeit lang geduldig und ergeben in der Trübſal ausgehalten, dann will er auch das ſchmerzkranke Herz wieder geſund machen."

„Ach, ja!" erwiderte Klärchen. „Ich will's ja gern glauben, und auch die Mutter hat mir das ſchon gar oft zum Troſte geſagt."

Zur Tochter gewendet ſagte dann die Räthin Brockmann: „Siehſt Du wohl, Grethe, wie glücklich und dankbar Du ſein mußt, weil Dein guter Vater noch am Leben iſt?"

„Aber Mutter," erwiderte die Tochter betroffen, „das

weiß ich doch ſchon," und etwas ſchmollend wandte ſie ſich ſeitwärts.

Inzwiſchen ertönte aus dem Nebenzimmer von noch ſehr unbeholfenen Kinderhänden eine Tonleiterübung auf dem Klavier. Doch bevor noch Klärchen ſich des innern Mißklanges bewußt geworden, ſagte ſchon die Räthin: „Nichtwahr, Du nimmſt mir's nicht übel, daß ich Julchen's Klavierunterricht nicht unterbrechen laſſe, ſo wenig dieſes Geklimper auch jetzt zu Deiner Stimmung paſſen mag?"

„O bitte, nein!" verſicherte Klärchen. „Aber ſeit wann hat denn Julchen überhaupt Klavierunterricht? Davon wußt' ich ja gar nichts."

„Erſt ſeit dieſer Woche," gab die Gefragte zum Beſcheid. „Lieber Gott! mein Mann will's nun einmal mit unſerm Neſtquack probiren, ob ſie vielleicht mehr muſikaliſches Talent hat, als hier unſere Große. Und obendrein thut man der Lehrerin ein gutes Werk damit. Das arme, junge Ding iſt nämlich die Tochter des verſtorbenen Gerichtsaktuars Schneider. Und dieſe fünf Groſchen per Stunde kann ihre Mutter, die jetzt in den Häuſern nähen und plätten geht, mit ihren andern drei Kindern gar gut brauchen, wenn's auch blutwenig iſt."

„Blutwenig?" wendete Klärchen ein. Und wie verloren vor ſich hinblickend, brach ſie dann ſchmerzlich aus: „Ach, iſt das ein glückliches, beneidenswerthes Mädchen, das ihrer armen Mutter ſo viel Geld verdienen kann!"

Da überkam's die Räthin wie ein plötzlicher Lichtſtrahl. Ohne langes Beſinnen faßte ſie freudig Klärchen's beide Hände und ſagte: „Aber, Kind, ſolches Geld, und noch viel mehr, kannſt Du ſelber Dir auch ganz leicht verdienen! Du biſt ja eine wahre Virtuoſin gegen dieſe junge Lehrerin

da drinnen, und ſei nur unbeſorgt darüber: Du ſollſt hier ſo viel Klavierſtunden bekommen, als Du nur geben kannſt! Ich will ſchon dafür werben. Auch ich ſelber könnte Dich ja ſogleich für unſer Julchen nehmen."

„Gott, Frau Räthin! Was denken Sie?" erwiderte Klärchen faſt beſtürzt. „Ich ſollte dieſem armen Mädchen das Brot wegnehmen? Nein, wenn Sie mich wirklich lieb haben, dürfen Sie an ſo etwas nicht denken! Wir bleiben ja auch gar nicht hier, wie Sie wiſſen, und hier könnt' ich ſolches Geld überhaupt nicht verdienen. Aber fern von meinen Freundinnen, in Königsberg, wo Niemand mich, noch meine Mutter, kennt, dort will ich Klavierunterricht geben und kein Opfer ſoll mir dann zu groß ſein. Ach, wie dieſer Gedanke mich jetzt glücklich macht! O Sie liebe, gute Frau Räthin, nur Ihnen hab' ich es jetzt zu verdanken, daß ich mich zum erſtenmale wieder ein wenig freuen darf."

Und in neue Thränen ausbrechend, küßte ſie ihrer mütterlichen Freundin die Hand.

Auch die ſcheu aus der Fenſterniſche herüberblickende Tochter fuhr ſich über die feuchten Augen....

Wer von den Zweien in dieſem Augenblicke jetzt wohl die innerlich Glücklichere war? — Die Eine, die ihren Vater noch am Leben hatte und als verwöhntes Töchterchen bisher keine Sorge kannte? — Oder die Andere, deren Vater im Grabe lag, und die einer ſo ſchweren Zukunft entgegenging?

* * *

Zu gleicher Zeit, in der Klärchen im Hauſe des Rathes Brockmann gleichſam ein neues Leben der Hoffnung begann, ſaß ihr jüngerer Bruder Rudolph bei ſeinem vertrauteſten

Schulkameraden, dem Tiſchler-Jakob, mit dem er ſchon auf der deutſchen Schulbank geſeſſen und dann ſchon ſeit ſieben Jahren in ſtets gleicher Gymnaſialklaſſe ſeine Studien fortgeſetzt hatte.

Es war ein gebrechliches, windſchiefes Häuschen in einer der engſten Seitengaſſen, das Jakob's Vater als altes, aber ganz verſchuldetes Eigenthum bewohnte. Auf dem ſchmutzfarbigen Schilde ſtand zwar auch heute noch mit vergilbten Goldlettern die Inſchrift: „Chriſtian Plöhne, Tiſchlermeiſter.“ Mit dieſer Meiſterſchaft war es aber nicht weit her und die wenigen Kunden, die mehr aus Barmherzigkeit bei ihm arbeiten ließen, beſchränkten ihre Beſtellungen auf bloße Reparaturen oder ſolche neue Möbelſtücke, mit denen Geſchmack und Eleganz nichts zu thun hatten. Seine einzige feſte Kundſchaft war das hieſige Spital und Armenhaus, für welche er die unpolirten Tannenſärge ſchon ſeit mehreren Jahren zu liefern hatte.

Daß Meiſter Plöhne bei ſolch blühendem Geſchäft ein armer Schlucker geblieben, zudem auch ſeine Frau ſchon lange gichtkrank zu Bette lag, war wohl nicht zu verwundern, und dieſen Verhältniſſen entſprach auch die innere Einrichtung des Hauſes.

Im Erdgeſchoß lag die Tiſchlerwerkſtätte mit zerbröckelten Wänden. Nebendran die weißgetünchte, ärmlich eingerichtete Wohn- und Speiſeſtube. Ueber einer Stiege befanden ſich drei kleinere Schlafzimmer für Mann und Frau, ſowie deren vier jüngere Kinder. Für den älteſten, nun ſchon achtzehnjährigen Jakob war dann noch unter dem Giebel eine Dachkammer angebracht, die ihm zu einſiedleriſchem Schlaf- und Studirzimmer diente. Eine tannene Bettſtatt, ein gleicher Tiſch mit drei Rohrſtühlen und ein an der Wand

hinlaufendes Büchergeſtell neben einem kleinen eiſernen Ofen und einer hölzernen Kuckucksuhr — das war die ganze Einrichtung. Und doch, wie viel hatte dieſer arme Tiſchlerſohn in ſeiner Dachkammer ſchon gelernt! In jeder Gymnaſialklaſſe auf und nieder war er immer der Erſte geweſen. Sein intimſter Freund, Rudolph Steffens, hatte die frühere Rivalität mit ihm auch ſchon längſt aufgegeben und ſich mit dem Platze hinter ihm gern zufrieden geſtellt. Freilich war aber auch der Tiſchler-Jakob um volle zwei Jahre älter, als er. Der Rathsſohn ſah indeſſen zu ihm auf, wie zu einem viel höher gearteten Menſchenkinde und er war auf ſeine vertraute Freundſchaft mit ihm ſo ſtolz, als wäre dieſer der vornehmſten Familie angehörig.

Dieſer, wohl ärmſte hieſige Unterprimaner verdiente ſich nämlich ſchon ſeit ſeinem ſechzehnten Jahr durch Lectionen an kleine Lateinſchüler allmonatlich ein ganz anſehnliches Stück Geld, von dem er ſich ſeine ſämmtlichen Kleider und Bücher beſchaffte und noch manches Geſchenk für Eltern und Geſchwiſter beſtreiten konnte. So war auch ſein Anzug ſtets ein durchaus anſtändiger und ſeine ganze Haltung ſo ſicher, ſogar ſelbſtbewußt, daß man ihn nach dem äußern Anſchein viel eher für einen jungen Mann aus den beſten Ständen gehalten haben würde.

Wie viele unzählige Stunden in all dieſen Jahren hatte Rudolph mit dieſem Freunde verkehrt, bald auf Spaziergängen, bald auf deſſen Dachkammer in gemeinſamem Studium! Es war ſeltſam, mit welch geheimnißvollem Zauber dies armſelige Tiſchlerhaus es ihm angethan hatte. Sogar die Werkſtätte, drin Jakob's Vater mit einem andern ſchwächlichen Sohne ſeine wenig lohnende Arbeit betrieb, übte einen gewiſſen Reiz auf Rudolph aus, denn immer ſah

er dieſen leichtlebigen Mann in beſter Laune mit Hobel und Säge hantiren und hörte ihn ſeine ſchnurrigen Späße machen. Auch, wenn die ganze Familie im Nebenzimmer beim Mittageſſen beiſammen ſaß, hatte Rudolph gar manchmal zugeſehen, mit welch zufriedenem Behagen ſie ſich's dran genügen ließen, wenn auch ein Stück Fleiſch nur ſelten dabei aufgetragen ward.

Und doch, mit welchem Reſpekt ſah er ſeinen Freund allzeit den Vater behandeln, der geiſtig ſo tief unter ihm ſtand und ſogar in ſeinem Handwerk ein Stümper war! Mit welcher Liebe ſprach Jakob gleichfalls von ſeiner durch Bettliegen und Gichtſchmerzen halb täppiſch gewordenen Mutter! Und was hatte er denn eigentlich, außer dem Leben, ſeinen Eltern viel zu verdanken gehabt? Ohne jede ſorgliche häusliche Erziehung war er hier aufgewachſen und Niemand hatte je nach ſeinem Lernen gefragt. Ja, ſogar, als ein unwiderſtehlicher Drang ihn zur Lateinſchule getrieben, mußte er ſich die Erlaubniß ſeines Vaters erſt erbetteln, da dieſer ihn durchaus zu einem Handwerker in die Lehre geben wollte. Und dennoch dieſe ſich ſtets gleich bleibende Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen Vater und Mutter? — Rudolph hatte oft nicht genug darüber ſtaunen können, und von Jahr zu Jahr war ihm der Tiſchler-Jakob ſtets mehr als rührendes Vorbild eines braven Sohnes erſchienen.

So war dieſes arme Tiſchlerhaus faſt noch mehr, als das eigene elterliche, für Rudolph's ganzes Weſen, Denken und Empfinden, eine Erziehungsſchule geworden, in der er ſchon frühzeitig durch eigenes Miterleben die goldene Weisheit erlernt, wie man ſich auch unter den dürftigſten Verhältniſſen ein glückliches, zufriedenes Herz bewahren könnte.

Ja, wenn er ſeine andern Schulgenoſſen aus beſſern Häuſern, und obenan den Erwin Bode, mit dieſem Tiſchler-Jakob verglich, dann wollte manchmal ihm vorkommen, als ob gerade in ſolcher Armuth der Kinder- und Jugendzeit ein beſonderer Segen gelegen ſei, und er war dann ordentlich froh, daß auch ſein eigenes Elternhaus nicht zu den reichen gezählt werden durfte. —

Mit welch harmlos frohem Herzen hatte Rudolph noch in der letzten Woche ſpät Abends in Jakob's Dachkammer geweilt und ihm vertraulich Alles mitgetheilt, wie er und ſeine Geſchwiſter am andern Tag die Eltern feſtlich überraſchen wollten! Auch ſein Gratulationsgedicht hatte er dem Freunde damals zur Kritik vorgelegt und war ſtolz darauf geweſen, daß dieſer für ihn berufenſte Richter ſeine Verſe für ſchön und ſinnig erklärt hatte.

Heute, wo er ſeit jenem Abend zum erſten Male wieder in demſelben Stübchen ſaß, lag ſein Vater nun ſchon ſeit zwei Tagen im Grabe, und er kam ſich als der Sohn einer Kreisgerichtsrath-Wittwe, gegenüber dem andern eines zurückgekommenen Tiſchlers, ſo bettelarm vor, daß er jetzt glaubte, der Aermſte zu ſein unter allen Armen der ganzen Stadt.

Auch ohne daß daheim noch ein Wort über den jähen ſchweren Zerfall der pekuniären Verhältniſſe geredet worden, war ihm ja ſchon allzu klar geworden, in welche Noth ſeine Mutter nun gerathen ſei. Und auch mit dieſem Kummer im Herzen war Rudolph heute zu ſeinem vertrauteſten Freunde getrieben worden.

„Gott, wie Du mich dauerſt, lieber Rudi!“ ſagte jetzt Jakob zu ihm, der an ſeiner Seite ſaß. „Aber ſieh', ich rathe Dir jetzt dennoch: nimm Dich zuſammen und habe nur Courage! Deshalb kannſt Du ja doch jeden Tag an

Deinen ſeligen Vater denken und auch im Tod ihn lieb behalten. Deiner Mutter aber wirſt Du dadurch erſt recht Deine Liebe bezeigen! Alſo, wie ſchon geſagt: erſt mußt Du Courage haben!"

„Courage? Was meinſt Du damit?" fragte Rudolph, der dieſe Mahnung noch nicht recht zu erfaſſen wußte.

„So muß ich Dir's eben näher erklären. Und nicht-wahr, ich darf Dir jetzt alles unverblümt ſagen? So gute, alte Freunde dürfen ſich ja nichts übelnehmen."

„O gewiß! Alles ſag' mir jetzt!" rief Rudolph hoch erregt. „Denn von Dir kann es nur etwas Gutes ſein."

„Erſt gieb mir Deine Hand!" erwiderte Jakob und rückte mit ſeinem Stuhle näher zu ihm heran, gleichſam, als ſollte dadurch ſein Herz auch dem ſeines Freundes noch näher kommen. Dann fuhr er mit bewegter Stimme fort: „Siehſt Du, Rudi, Du haſt mir früher ſchon einige Mal geſagt, welchen Reſpekt Du vor mir habeſt, weil ich mir ſeit ein paar Jahren durch Unterrichtgeben ein ganz ſchönes Stück Geld verdiene. Ei, ſo laß mich künftighin auch vor Dir ſelber den ganz gleichen Reſpekt bekommen! Verſtehſt Du jetzt, was ich unter ‚Courage' gemeint habe?"

„Ja, guter Jakob!" rief Rudolph mit plötzlich roth gewordenem Geſicht. „Ich weiß jetzt, was Du meinteſt. Auch ich ſoll künftighin Lectionen geben, wie Du, und mir gleich viel damit verdienen. Nichtwahr?"

Nachdenklich hielt er einen Moment inne, dann fuhr er kleinmüthig fort: „Aber meinſt Du denn, daß ich es auch können werde? Bin ich nicht viel zu jung dazu? Und wird es denn Leute geben, die ihre Kinder bei mir unterrichten laſſen wollen? O nur nicht drum betteln könnt' ich!"

Sein ganzer Leib krümmte ſich bei dieſen letzten Worten zuſammen.

Schnell aber kam ihm der Freund zu Hülfe und ſagte: „Betteln? Geh' doch! Wo denkſt Du hin? Das habe weder ich jemals gethan, noch wirſt Du es einmal nöthig haben! O gieb nur acht! Das wird ſich alles viel leichter und ganz anders machen, als Du Dir's jetzt vorſtellen kannſt. Was iſt denn auch viel dahinter für Dich, ſolch einem kleinen Lateinſchüler die Declinationen beizubringen? Im Anfang iſt es freilich gerade kein Honiglecken, ſondern ein Stück Schwarzbrod, aber auch dieſes ſchmeckt mit der Zeit ganz gut. Und iſt nur einmal der erſte Monat glücklich überſtanden und Du darfſt dann Dein ſelbſtverdientes Stundengeld nach Hauſe tragen — o gieb Acht, lieber Rudi, dann wirſt Du ſo ſtolz darauf ſein, als ob Du Dir die ganze Welt damit erkaufen könnteſt! Drum nochmals: Courage, mein lieber Junge!"

„Ja, guter Jakob!" jubelte jetzt Rudolph, ihm die Hand drückend. „Auch ich werd' es können und — mein Ehrenwort darauf: auch vor mir ſollſt Du einſt Reſpekt bekommen!"

„Bravo, Rudi, bravo!" rief dieſer und legte die Hand auf die Schulter des Freundes.

Da ward ſein Auge auf einmal beſonders glänzend, und er ſah gegen das Fenſter zum Himmel hin. „O ich ſage Dir, Rudi, wenn ich hier oben in meinem Dachzimmer oft ſo des Nachts ganz allein daſitze und bald meinen Homer, bald meinen Schiller, leſe, da komm' ich armer Teufel mir ſo hoch erhaben über allem Elend der Welt vor, daß ich auch mit dem Allerreichſten nicht tauſchen möchte."

„Nur, freilich, guter Rudi," fügte er jetzt mit ſeinem

Lächeln hinzu: „Einen großen Vorzug von mir, den möcht' ich auch Dir von Herzen wünſchen: ha, ha! einen gleich guten, Alles vertragenden Magen."

„Ja, ja, Dein Magen," erwiderte Rudolph mit ihm lächelnd, „da haſt Du recht! Wie oft hatt' ich Dich im Stillen bewundert, wie prächtig es Dir geſchmeckt hatte, ſo ſchlecht auch Deine Koſt geweſen! Meinſt Du aber nicht, daß auch mein eigener Magen, wenn es noththäte, ſich in Zukunft dreſſiren ließe?"

„I, warum ſollt' es nicht ſchließlich gehen?" erwiderte Jakob. „Mit der Zeit gewöhnt es ſich ſchon. Und merkt mir's denn Einer an, aus welcher Schüſſel ich mich ſatt eſſe, oder thu ich's an Körperkraft nicht unſeren ſtärkſten Kameraden gleich? Drum ſag' ich Dir, Rudi, auch in dieſer Magenfrage habe Courage! Denn merke Dir auch gar wohl: je weniger Du dafür brauchſt, um ſo viel vermöglicher biſt Du, vielleicht ſogar um ſo geſunder! Und was noch das Allerwichtigſte iſt: um ſo viel froher in Deinem ganzen Gemüth, und um ſo viel freier in Deinem ganzen Leben."

Die Kuckucksuhr, die über Jakob's Bett hing, verkündete jetzt die ſiebente Abendſtunde.

„Ich muß heim, Jakob!" rief Rudolph, der in tiefem Nachſinnen ſeinem lebensklugen Freunde bisher zugehört hatte.

Eilig ſtand er auf, drückte deſſen Hand und ſchloß mit bewegter Stimme: „Jakob, was Du mir heute Gutes gethan, das dank' ich Dir von ganzem Herzen. Und verlaß Dich darauf: von allen Worten, die Du heute zu mir geredet, ſoll kein einziges an mir einſt verloren gehen!"

* * *

Ein größerer Gegenſatz, als der zwiſchen des Tiſchler-Jakob's Giebelzimmer und dem Wohnraum im Hauſe des Commerzienrathes, darin zu gleicher Zeit Erwin Bode und Robert Steffens zuſammenweilten, konnte wohl nicht ausgedacht werden.

Auf gelbſeidenem Divan ſaßen ſie nebeneinander, einen weichen Smyrna-Teppich zu ihren Füßen. Oelgemälde in ſchweren Goldrahmen ſchauten von der feinen Tapete auf ſie nieder, und eine Menge von Vaſen, Marmorſtatuetten und Nippſachen ſtanden ringsumher.

Hätte jetzt ein Fremder nach Geſicht und Haltung der beiden Jünglinge ſchnell errathen ſollen, welcher in dieſem Salon daheim, und welcher hier nur zum Beſuche ſei: zweifellos würde er den Sohn der Rathswittwe für den erſteren gehalten haben, und den andern des Millionärs für einen im Stande ſehr untergeordneten Kameraden. So unvortheilhaft ſtach Erwin's breites Geſicht ab gegen Robert's vornehm ſchöne Züge. Auch deſſen hoher, ſchlanker Wuchs mußte auf eine edlere Abſtammung ſchließen laſſen, als die kurzgedrungene Geſtalt ſeines Freundes. Freilich durfte bei dieſer Entſcheidung nicht auch der Anzug der Beiden mit in Betracht kommen, denn die Kleidung des jungen Steffens, der man auf den erſten Blick den billigen Tuchladen und Schneider anmerkte, konnte mit der Toilette des jungen Bode von feinem Stoff und modiſchem Zuſchnitt nicht entfernt wetteifern. Dann gar noch die ſchwere goldene Uhrkette, die Erwin's blaue Sammetweſte umbaumelte, mußte jeden Zweifel beſeitigen, daß eben dennoch Dieſer und nicht der Andere der Sohn dieſes reichen Hauſes ſei.

Und doch, um wie viel reicher an geiſtiger Begabung war der jetzt ſo arm gewordene Beamtenſohn! Die allge-

meine Anſicht der hieſigen Gymnaſialoberlehrer ging dahin, daß ſie ſchon ſeit vielen Jahren keinen ſo genialen Schüler, wie dieſen Robert Steffens, mehr gehabt hätten. Dazu geſellte ſich bei ihm ein brennender Ehrgeiz und verhalf ihm, gleich dem Tiſchler-Jakob, in jeder Klaſſe zum unbeſtritten erſten Platz, nur mit den Unterſchied, daß jener, trotzdem er um zwei Jahre älter war, noch in der Unterprima ſaß, während Robert ſchon in dieſem Herbſt das Gymnaſium abſolviren ſollte. Vor Allem ſeine deutſchen Aufſätze zeugten von einer ſolch ungeſtümen und auch im Ausdruck ſchwungvollen Phantaſie, daß der Gymnaſialdirektor einmal zu Rath Steffens ſcherzend geſagt: „Wenn ich die Aufſätze Ihres Robert leſe, muß ich unwillkürlich an die Sturm- und Drangperiode unſeres Schiller denken, als er ſeine ‚Räuber‘ gedichtet. Noch viel wildgährender Moſt! Gebe Gott, daß er ſich einſt zu koſtbarem Wein abkläre!“

Erwin Bode hingegen zeichnete ſich vielmehr durch ein unleidliches Selbſtbewußtſein aus, das ihn dennoch nicht verhinderte, alljährlich mit dem Platz auf der letzten Schulbank fürlieb zu nehmen. Um ſo ſtolzer jedoch ſpielte er außerhalb der Klaſſe den großen jungen Herrn, wechſelte wie ein launiſcher Prinz mit dem und jenem Schulkameraden ſeinen intimeren Umgang, und es war in jenen Schulkreiſen ſtets ein wichtiges Ereigniß, wenn ein ſolcher Günſtling beim Fabrikherrnſohn wieder in Ungnade fiel und ein anderer dagegen von ihm dazu erhoben ward. Deshalb war's doppelt merkwürdig, daß er nun ſchon ſeit vollen vier Monaten an dieſem Robert Steffens mit faſt leidenſchaftlicher Liebe hing und ihm eine beherrſchende Stellung bei ſich einräumte, die nur unbewußt aus dem Gefühle von deſſen geiſtiger Ueberlegenheit bei Erwin zu erklären war.

„Nein, Robert, Du darfſt nicht von mir fort, ſondern mußt bei mir bleiben!“ ſagte dieſer ſoeben in höchſter Erregtheit. „Ich bin nun einmal ſchon zu ſehr an Dich gewöhnt und mag Deinen ferneren Umgang nicht miſſen. Auch meine Schweſter Lexi, ſeit ſie von eurer Ueberſiedlung nach Königsberg gehört, läuft wie ein verſcheuchtes Huhn in allen Zimmern herum, weil ſie künftighin Deine Violinbegleitung entbehren ſoll. Drum nochmals, nein, ſag' ich Dir: Du mußt bis zum Abſolutorium in unſerm Hauſe bleiben und dann ſpäter auch mit mir nach Berlin und anderswohin auf die Univerſität gehen! Meine Eltern werden ſchon damit einverſtanden ſein. Laß mich nur machen!“

Begierig hatte Robert dieſe Worte ſeines Freundes in ſich eingeſogen. Wie von einem Taumel erfaßt, ſtarrte er dann vor ſich hin, in die glänzende Zukunft verloren, die ihm Erwin ſoeben von Weitem hatte ſchauen laſſen.

„Das wäre wirklich Dein Ernſt?“ rief er jetzt und faßte ſich an die heiße Stirne. „Werden es Deine Eltern aber auch zugeben und täuſcheſt Du Dich darin nicht? Es wäre ja zuviel von ihnen, zu großmüthig. Nein, nein! Mit geſundem Verſtand kann ich unmöglich daran glauben.“

„Geh' doch! Du machſt viel zu viel Weſens daraus!“ warf Erwin mit geringſchätzender Handbewegung ihm ein. „Was iſt denn auch ſo viel dahinter? Ob Du bei uns wohnen bleibſt und auch ſpäter auf der Univerſität mit mir Alles gemeinſchaftlich haſt, das iſt doch für unſere Verhältniſſe eine wahre Bagatelle. Hat mir doch Papa erſt vorige Woche, wie Du weißt, ein neues engliſches Reitpferd gekauft, das netto tauſend Thaler gekoſtet! Und jetzt ſoll er wegen dieſer Ausgabe für Dich viel Umſtände machen? Pah, Dummheiten! ſag' ich Dir. Und wenn ich und Lexi

ihn recht drum drängen, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, dann bittet er zuletzt noch Deine eigene Mama, daß ſie's überhaupt nur zugiebt."

Mit verächtlichem Lächeln hatte Erwin dieſe Worte hervorgepoltert und zugleich Robert heftig am Arm gepackt mit der Frage: „Nun, Du ungläubiger Thomas, glaubſt Du jetzt bald, daß ich, was ich will, auch durchſetzen kann? Denn, im tiefſten Vertrauen zu Dir geſagt — weißt Du, all unſer Vermögen kommt nur von Mama her, und eigentlich bin nur ich und Lexi deſſen Beſitzer. — Doch nein, nichts mehr davon! Solche Verhältniſſe kannſt Du gar nicht begreifen! Ich ſage Dir nur, daß wir zwei in Geldſachen ſchon jetzt mitzureden haben. Das weiß auch Papa ſehr gut, Mama hält ohnedem immer mehr zu mir und Lexi, und hat auch Dich ſchon ſo liebgewonnen, daß ſie ohne Zweifel auf unſere Bitte ſogleich eingehen und dann auch meinen Papa gar bald herumkriegen wird. Drum weiß ich auch jetzt ſchon ganz beſtimmt, daß Du bei mir bleiben darfſt, natürlich vorausgeſetzt, daß auch Du ſelber es willſt! Das iſt aber doch zweifellos?! — Nicht?" —

„Ob ich will?" wiederholte Robert tonlos. Seine Antwort blieb jedoch noch aus. Zu ſcharf, wie Krallen eines Dämons, hatten Erwin's Worte über den eigenen Vater ſich in ſein Herz gegraben.

„Nun, Robert, ich glaube gar, Du beſinnſt Dich erſt noch, ob Du meinen Vorſchlag gnädig annehmen willſt?"

Mit dieſer unwilligen Frage hatte Erwin ihn aus ſeinem Hinbrüten aufgerüttelt. Verwirrt ſah der junge Steffens ihn an und brachte dann nur die andere, klar bewußte Gegenfrage heraus: „Darf ich denn aber meine Mutter und Geſchwiſter ſo ohne weiteres verlaſſen, und muß ich mir nicht

erſt die Einwilligung dafür erbitten? Wie ich aber meine Mutter kenne, kann ich dies kaum für denkbar halten."

„Was? Deine Mutter — nicht einwilligen?" entgegnete ihm Erwin mit ſpöttiſchem Staunen. „Ja, wer das glauben könnte! Denn, nimm mir's nicht übel, Robert, das iſt doch hier in der ganzen Stadt kein Geheimniß, daß Deine Mama jetzt eine blutarme Wittfrau geworden iſt, für die ſchon zwei Kinder zu viel ſind. Und gar noch Du als dritter dazu, der, weiß Gott, keinen Funken von Talent und Paſſion beſitzt, bei euch ſolche Hungerleiderei zu ertragen! Das kann vielleicht Dein Bruder Rudolph, Du aber ganz gewiß nicht! Dich triebe ſolche Noth vielmehr zur puren Verzweiflung, und Dein ganzes Studium ginge dabei in die Brüche. Geh', und ſei doch jetzt ehrlich gegen Dich ſelber! Ich habe Dich gewiß richtig taxirt. Deine Mama wird Dich aber wohl gerade ſo gut kennen und deshalb ganz froh darüber ſein, wenn meine Eltern auf Jahre hinaus Dich ihr abnehmen, und ſie nurmehr für Deine Geſchwiſter zu ſorgen hat, mit denen ſie ſich überhaupt auch viel leichter thut, als mit Dir."

Dieſe Worte, denen Robert innerlich zuſtimmen mußte, machten ſein Herz wieder auf's Neue trunken. Sein Geſicht glühte völlig. Die Pforten eines neuen Glücksparadieſes hatten ſich vor ſeinem geblendeten Seelenauge weit aufgethan, und er ſtarrte hinein auf all die verlockenden Bäume voll goldener Früchte, die er daheim niemals pflücken durfte.

Auf einmal regte ſich wieder ſein alter Stolz, und er ſtieß die Frage heraus: „Aber als was ſoll ich bei Euch bleiben? Und in welcher Stellung zu Dir, daß ich's auch mit meiner Ehre vereinigen kann?"

„Als mein intimer Freund," entgegnete Erwin energiſch, „meinetwegen auch als mein Adjutant. Iſt das vielleicht

Deiner Ehre zuwider? Lächerlich! — Nun, ich glaube gar, Du beſinnſt Dich noch immer?“

„Aber Deine Eltern, Erwin, Deine Eltern?“ fragte Robert wiederum ganz athemlos.

„Zum Henker! Schon wieder Deine alberne Bedenklichkeit!“ trumpfte dieſer ſcharf ihn ab. „Na warte nur, ſchon morgen ſollſt Du erfahren, daß ich meinen Willen durchgeſetzt habe! Heut Abend jedoch ſag' davon noch nichts daheim! Mein Papa muß bei Euch den Anfang machen.“

In dieſem Augenblicke hörte man aus dem andern Zimmer her klingeln. Raſch ſtand Erwin auf und ſagte: „Mama läßt mich zum Thee rufen, drum kann ich Dir nicht länger Geſellſchaft leiſten. Alſo nochmals ſag' ich Dir, Robert, laß Dir wegen dieſer Affaire über Nacht keine grauen Haare wachſen! Morgen am Sonntag wird D'r ſchon leichter um's Herz werden. Gute Nacht!“

Noch ein raſcher, ſtürmiſcher Händedruck der Beiden, und Erwin verließ den Salon, während Robert, wie noch von einem wirren, dunklen Traum umfangen, ſeinen Heimweg in der Dämmerung antrat.

Je mehr er ſich jetzt vom Bode'ſchen Haus entfernte, um ſo ſchwerer vor Scham und Zorn über ſich ſelber war ſein Herz geworden. Mit eigener Hand hätte er ſich in's Geſicht ſchlagen und ſich zurufen mögen: „Pfui! Was biſt Du vorhin ein feiger, erbärmlicher Schuft geweſen, und wie tief haſt Du Deinen Stolz erniedrigt! Statt daß Du dieſem aufgedunſenen Jungen ſeinen Antrag hohnlachend vor die Füße geworfen, biſt Du darauf eingegangen, wie ein ehrloſer Bettler, der gierig ein ihm hingeworfenes Almoſen einſteckt!“

In ſolcher Selbſtmarter war er jetzt den kurzen Weg

bis zum alten Stadtthor gekommen, vor dem ein paar vielhundertjährige Rieſenlinden als hiſtoriſches Wahrzeichen Wache ſtanden.

Unwillkürlich blieb er vor einer der beiden ſtehen. Ein neues Wirrſal von Gedanken durchſtürmte ſeinen Kopf, und er wollte damit erſt in's Reine kommen, bevor er ſeine elterliche Wohnung betreten würde.

Ganz anders ſprach es aber jetzt in ſeinem Innern: „Bin ich denn nicht in vollſter Wahrheit der Sohn einer Bettlerfamilie, die noch zehnmal ſchlimmer daran iſt, als jede andere, gemeine auf der Landſtraße? Und hatte Erwin mich nicht richtig taxirt, daß mir jedes Talent abgeht, um am Hungertuche der Meinigen mitzunagen? Zum Teufel auch! Wie ſoll ich da meine Ehre ſammt meinem Stolz noch bewahren, wo mich ein unverdient grauſames Schickſal in ſolchen Abgrund von Armuth hinuntergeworfen hat? Wie will ich Luſt und Kraft zum Studium behalten? Kann es mich drum erniedrigen, wenn ein beſſeres Geſchick mir nun ein anſtändiges, ſorgenfreies Daſein anbietet und mir dadurch helfen will, mein Lebensziel zu erreichen? Nein, nein, ein wahrer Narr wär' ich, wenn ich aus Bettelſtolz dieſe Hand wieder von mir zurückſtoßen wollte. Und iſt's auch bitter für mich, von dieſen reichen Leuten mich über Waſſer halten zu laſſen, muß ich dies Opfer nicht dennoch meiner ganzen Zukunft bringen? Und wohlgemerkt, wenn ich dann vor meine Familie hintreten und ſagen werde: ‚Gottlob, Du arme, ſorgenbedrückte Mutter, Du brauchſt für meine Erhaltung und Fortbildung Dich nicht länger mehr abzuhärmen! Und auch Euch, ihr Geſchwiſter, werd' ich von nun an keinen Biſſen Brod mehr hinwegnehmen' — hab' ich dann als ein ſolcher Troſtbringer mich vor den

Meinigen zu ſchämen, oder dürfen ſie mich einen feigen, liebloſen Ausreißer ſchelten? — Nein, purer Wahnſinn wär's! Ich aber habe gottlob noch meinen vollen geſunden Verſtand.“

Jetzt drängte es ihn, die Stadt zu durcheilen. Trotz aller Prahlerei mit ſeinem geſunden Verſtande war ſein Herz aber dennoch voll beunruhigender Skrupel und ſäumig ſchlenderte er von einer Gaſſe in die andere. Er machte ſich den Heimweg mit Abſicht länger, als er war, denn er fürchtete ſich davor, mit dieſem Geheimniß im Herzen vor dem Auge der Seinigen zu erſcheinen.

Als er dann heimgekommen war und im Kreiſe von Mutter und Onkel, Bruder und Schweſter, in der Wohnſtube ſaß, da ward zum erſtenmal wieder über gewöhnliche Vorkommniſſe geredet. In finſterer Niedergeſchlagenheit ſah Robert bei allen dieſen Geſprächen vor ſich hin. Aus Rudolph's und Klärchen's Augen jedoch glänzte unwillkürlich das Licht ihrer heimlichen Hoffnungen hervor, die ſich die Geſchwiſter erſt vorhin einander anvertraut hatten. Dagegen bildete nun freilich der Trübſinn des älteren Bruders einen faſt tragiſchen Gegenſatz, und der Onkel Sanitätsrath glaubte wunder was für ein ſcharfſichtiger Pſycholog zu ſein, als er jetzt bei der Betrachtung der Drei ſich ſagte: „Welch viel tieferes Gemüth hat doch mein Neffe Robert gegenüber ſeinen jüngeren Geſchwiſtern! Nur anzuſehen braucht man die Drei. Beim Aelteſten nur düſtere Trauer um den todten Vater. Doch bei den zwei Jüngeren! — Mein Gott, da regt ſich ſchon wieder frohe Lebensluſt. Aber 's iſt ja recht gut ſo und ich gönn' es den Beiden von Herzen. O dieſer arme Robert! Wenn nur auch er ſchon ſeinen herben Schmerz etwas verwunden hätte!“ —

Fünftes Kapitel.

Der jetzige Commerzienrath, Guſtav Emil Bode, in Firma: „Chriſtoph Philipp Meinert's Nachfolger“ hatte es ſich als der geſchwiſterreiche Sohn eines kleinſtädtiſchen Krämers aus der Mark wohl auch niemals träumen laſſen, ſich ſchon in ſeinen frühen Mannesjahren zum reichſten Fabrikherrn in ganz Oſtpreußen aufzuſchwingen.

Er war zwar ſchon als Commis eines Bankhauſes ein ausgeprägtes Finanzgenie, von dem der Banquier ſelber ſich oft berathen ließ. Auch ſein Fleiß und Geſchäftseifer kannten faſt keine Grenzen. Das rühmten von ihm ſowohl ſeine deutſchen, wie engliſchen Prinzipale, bei welch letzteren er in Birmingham und London volle vier Jahre vor ſeiner Rückkehr nach Deutſchland in Dienſten geſtanden. Trotzdem hätte er es doch wohl nie mit eigener Kraft zu einem ſo großen Vermögen gebracht, wäre ihm dies nicht von der Liebe gleichſam über Nacht in die Hände geſpielt worden.

Schon mit zweiunddreißig Jahren kaufmänniſcher Direktor der großen Meinert'ſchen Garnſpinnerei hatte er nämlich das beſondere, von ihm jedoch ungeſuchte Glück, die Augen der einzigen Tochter ſeines Dienſtherrn wohl-

gefällig auf ſich zu ziehen. War er doch neben ſeiner geſchäftlichen Tüchtigkeit auch ein ſchöner, ſtattlicher Mann! Fräulein Betty Meinert hingegen hatte durchaus keinen Grund, den Grazien für deren Mitwirkung an ihrem Aeußeren beſonders dankbar zu ſein.

Ebenſowenig glänzte ſie durch hohen Geiſt, oder feinere Bildung, die der Vater bei ihrer einſtigen großen Mitgift für eine ganz überflüſſige Zuthat hielt. Außerdem ſchien es ihm auch gar nicht ſchicklich, wenn die Tochter gebildeter wäre, als deren leibliche Eltern.

Fräulein Betty glaubte denn auch ihrerſeits, daß das Uebergewicht an Schönheit und Bildung des jungen Direktors vollkommen aufgewogen würde durch ihr um ſo viel größeres Erbtheil. Und ſie ſchätzte ſich überglücklich, als ſie wahrnahm, daß der von ihr geſchickt ausgeſtreute Liebesſamen im Herzen ihres ſchönen Angebeteten allmählich zur Liebesblume aufzukeimen begann.

Papa Meinert jedoch, ein ebenſo ſcharfſinniger, wie hartgeſottener Geldmann hatte zwiſchen den Schultern der beiden Liebenden den Roman gleich geheim mitgeleſen und als abgeſagter Feind aller Romantik ſeinem Fabrikdirektor unter Blitz und Donner ſofort den Dienſt gekündigt. Die ſchwärmeriſche, dralle Tochter jedoch war von ihm mit einer energiſchen Handbewegung bedacht worden, die nicht eben als Vaterſegen ausgelegt werden konnte.

Eine wochenlange Scenenreihe von Weinkrämpfen und Schmerzausbrüchen der verlaſſenen Geliebten, dann endlich deren geradezu bedenklicher Gemüthszuſtand, verhalfen indeſſen zur ſchließlichen Trotzerweichung des Vaters, wenn er anders ſeine einzige Tochter und Erbin am Leben erhalten wollte. Der ſchon fortgeſchickt geweſene Liebhaber mußte

zuletzt mit größter Artigkeit zur Rückkehr förmlich gebeten werden, und aus dem großen Stadtskandal, dessen Glocken man meilenweit läuten hörte, war schon ein paar Wochen darauf eine ebenso großartige Hochzeit geworden.

Einen Possen jedoch hatte der Geldmann dem ihm aufgedrungenen Schwiegersohn trotz alledem gleich heimlich gespielt, und es war ihm eine wahre Herzensfreude gewesen, mit Hülfe seines Rechtsanwaltes sein Testament sehr boshaft auszuklügeln, und mit solchen, den Schwiegersohn finanziell hemmenden Clauseln zu versehen, daß dieser noch lange nach seinem Tode daran denken sollte, was es heiße: einen Mann von der Bärenart des Herrn Meinert durch Liebesgegirr zahm gemacht zu haben.

Daß dieser selber in einem noch viel ärmeren Weberhause voreinst zur Welt gekommen war und auch seine, erst vor zwei Jahren verstorbene Frau die Tochter eines kleinen Landwirths gewesen, — diese beiden Thatsachen waren bei ihm schon längst wieder in Vergessenheit gerathen. Er dachte nur noch daran, wie so herrlich weit er es später gebracht. Konnte er sich doch mit vollem Rechte rühmen, auf der Leiter der Plutokratie nur durch eignes Genie und Glück so hoch hinaufgestiegen zu sein. Und nun sollte diesem früheren Krämerssohne, nur weil sich seine Gans von Tochter in dessen hübsche Larve vergafft, sein so mühsam errungener Geldsack wie vom Himmel herab in den Schooß fallen? Solchem müheloſen Glückspilzthume mußte ein ganz gewaltiger Kappzaum angelegt werden. — Ja, hätte ein noch so tief verschuldeter oder sittlich verlotterter Aristokrat die Hand seiner Tochter mitsammt deren Erbtheil begehrt, so wäre der Geldstolz dieses Emporkömmlings viel eher damit einverstanden gewesen. Hätte er dann doch bei Leb-

zeiten noch den Triumph genoſſen, als einſtiger Weber der Schwiegervater vielleicht eines Grafen zu werden! Ob dieſer dann nach ſeinem Tode ſein ganzes Vermögen wieder zu Grunde gerichtet: dieſe Möglichkeit hätte ihm nicht die geringſte Sorge gemacht.

Schon ein paar Wochen nach der Hochzeit ſpielte indeſſen das unberechenbare Schickſal ihm ſelber den anderen Poſſen, daß ihn ein Schlagfluß ſofort zum todten Manne gemacht. Als dann ſein letzter Wille dem jungen Ehepaar eröffnet worden war, da hatte es freilich bei dem Ehemanne gewaltig lange Geſichter gegeben. Nach überſtandener erſter Verblüffung jedoch machte der ſo Gefoppte gute Miene zum böſen Spiel. Und ſeine junge, reizloſe Frau goß nun erſt recht verſchwenderiſch das Füllhorn ihrer Zärtlichkeit über ihn aus, um ihm den perfiden Streich ihres lieben Papa's ſo ſchnell als möglich verſchmerzen zu machen. Dieſe Schmerzen waren indeſſen ziemlich leicht zu ertragen, denn die jährlichen Einkünfte der Fabrik und Zinſen der Capitalien hätten bequem hingereicht, um ſämmtliche Oberpräſidenten des Königreichs Preußen damit beſolden zu können.

Aber auch der, unter den beengenden Teſtamentsklauſeln doppelt erſehnte Kinderſegen war dem Bode'ſchen Ehepaare nicht ausgeblieben, ſogar das erſte Kind ein Junge geweſen, und ſchon zwei Jahre darauf ihm ein Schweſterlein beigeſellt worden. Was hätte man alſo noch mehr des Glücks verlangen können? —

Um nun ſchon von vornherein dem neuen Bode'ſchen Geſchlecht einen gewiſſen vornehmen Anſtrich zu geben, hatte der Vater ſeinen Jungen auf den Namen „Erwin“ taufen laſſen, obwohl deſſen Pathe dieſen Namen nicht trug, und für dieſen Sprößling, der ſchon im Taufkiſſen ſeinem derb-

knochigen Großvater ähnelte, der Name Chriſtoph oder Peter viel richtiger geweſen wäre. Ebenſo wurde die Tochter ohne jeden weiteren Anlaß „Alexandra“ genannt. Und auch dieſer zweite, hochklingende Name hatte von Jahr zu Jahr weniger zu der ſchon von Geburt aus ſchwächlichen Tochter paſſen wollen. Im zarten Kindesalter litt ſie dann auch noch an der engliſchen Krankheit, von deren Folgen ihr eine merklich hohe Schulter als lebenslängliches Wahrzeichen zurückgeblieben war.

Wie viele Heilmethoden waren nicht Jahre lang an dem armen Kinde verſucht, welche Summen Geldes dafür ausgegeben worden! Sogar das ſchwere Opfer hatten die Eltern gebracht, das Mädchen zwei Jahre lang in eine orthopädiſche Anſtalt aus dem Hauſe zu geben. Doch Alles ohne merklichen Erfolg. Die Schulter war eben nicht mehr regelmäßig zu machen, und zum erſten Mal in ihrem Leben erfuhr es Herr und Frau Bode mit Unwillen und Schrecken, daß auch der größte Reichthum am Schickſal und Naturgeſetz ſeine unerbittliche Machtgrenze habe.

So war Alexandra, oder wie man ſie ſpäter daheim viel entſprechender nannte, „Lexi“, jetzt zum ſechzehnjährigen Mädchen herangereift. Wer nur ihr Geſicht ſah, ward von deſſen zarten, edlen Zügen und ihren blauen, etwas ſchwermüthig dreinblickenden Augen wohlthuend berührt. Auch ihre Stimme war von beſonders ſympathiſchem Klange. Verglich man ihren ſo ganz anders gearteten Bruder mit ihr, ſo überkam Einen die Ahnung, daß das körperliche Gebrechen der Schweſter, ſowie die langjährigen Heilverſuche, wohl nur dazu gedient haben mochten, ihr ganzes Denken und Empfinden zu vertiefen und abzuklären. Dabei war ſie hochbegabt, für ihre geiſtige Ausbildung geſchah daheim alles

Mögliche, und da ſie ſich von Jahr zu Jahr mehr bewußt ward, daß die Freuden der äußern Welt ihr in der Zukunft wohl mehr oder minder verſchloſſen bleiben müßten, ſo that ſich eine innere Welt mit viel höheren Genüſſen immer ſchöner und reicher in ihr auf.

Ihre größte Freude war das Klavier-Spiel, in dem ſie es ſchon erſtaunlich weit gebracht hatte. Gute klaſſiſche Sonatenmuſik war ihr weitaus die liebſte. Und ſeitdem ſie Robert Steffens faſt einen Tag um den andern auf der Violine begleitete, war eine neue Zeit ſtiller Beglückung für ſie herangekommen. In ſolch weihevollen Stunden fühlte ſie dann ihren Geiſt ſo mächtig beſchwingt, daß ſie auf deſſen überirdiſchem Fluge des leiblichen Gebrechens völlig vergaß, und dieſes tief unter ſich auf Erden zurückließ. Auch las ſie ſeit einigen Monaten mit immer tieferem Verſtändniß unſere alten und neueren Dichter. Kam ihr aber zufällig einmal ein ſeichtes oder gar ſchlüpfriges Buch durch die Mutter, die, ſo recht nach deutſcher Art, der ſtädtiſchen Leihbibliothek eifrigſte Kundin war, in die Hände, ſo kehrte ſie ſich ſofort in heimlichem Ekel davon ab, und wuſch ihr Herz wieder rein am ewig klaren Schönheitsborn unſerer deutſchen Klaſſiker.

So konnte man wohl ſagen, daß Lexi Bode eine Perle war im Wüſtenſand ihres Hauſes, aber weder Vater, noch Mutter, hatten für deren Glanz ein nur halbwegs richtiges Auge. Sie waren leidlich froh, daß Lexi ſelber durch ſolche muſikaliſchen und literariſchen Zerſtreuungen ſich über ihr körperliches Gebrechen hinauszuſetzen wußte. Ihnen ſelber aber war es immer wieder ein neues Aergerniß, das mit neuer Bitterkeit empfunden ward, zumal vor fremden Gäſten, die dann unwillkürlich die ſchiefe Schulter der Tochter muſternd

betrachteten und den Stachel im Herzen der Eltern ſchärfen halfen. Das arme Mädchen fühlte das auch gar wohl, und wenn es irgend anging, blieb ſie bei ſolchen Beſuchen auf ihrem Zimmer. Mußte ſie aber dennoch Anſtands halber einmal erſcheinen, ſo brachte ſie eben das ſchmerzliche Opfer, und der Erfolg war immer der gleiche: die Eltern ſchämten ſich des eigenen Kindes.

Nachher hatte freilich Frau Bode nicht genug Liebkoſungen in Bereitſchaft, um ihrer Tochter dieſe unmütterliche Empfindung gleichſam wieder abzubitten. Auch der Vater war gerade nach ſolchen Beſuchen gegen Lexi ſtets ſo auffallend großmüthig, daß er ſelber alle möglichen Wünſche für ſie ausſann, an die ſie vorher gar nicht gedacht, und deren Befriedigung er ihr dann förmlich aufgedrängt hatte.

So war es in den letzten Jahren ganz naturgemäß gekommen, daß eine Bitte der Tochter niemals unbefriedigt blieb, und dieſes um ſo weniger, als ſie nie eine unvernünftige oder gar anmaßende geſtellt hatte. Aber auch außerdem übte ſie, ohne daß ſie je danach geſtrebt, eine gewiſſe ſtille Herrſchaft aus im ganzen Hauſe, die ſich Vater und Mutter gleichmäßig gefallen ließen. In allen elterlichen Mißklängen war ſie allein der harmoniſche Friede.

Mit dem gegenſeitigen Eheglück war es nämlich nicht ſehr glänzend beſtellt und von Jahr zu Jahr war es ärmlicher geworden. Wie den Mann vor Allem nur die Begier nach großem Vermögen an den Traualtar geführt, ſo war auch nur eine rein ſinnliche Verliebtheit das Hochzeitsgeleite der Frau geweſen. Was hatte ſie dann ſpäter vom ſchönen Geſicht, was von der ſtattlichen Geſtalt ihres vorher angebeteten Mannes? Als bei ihm nur einmal der Reiz, über Nacht ein ſo reicher Fabrikherr geworden zu ſein, zer-

ronnen war, trat in seinem hochgradigen Selbstbewußtsein der Mangel an Schönheit und Bildung seiner Frau immer widerwärtiger hervor. Für ihre naturwüchsige Gutmüthigkeit und praktische Vernunft hatte sein kalter Verstand keine richtige Schätzung. Zuletzt begann er sich auch der eigenen Gattin vor der Welt zu schämen.

So gingen die Bode's, äußerlich verbunden, neben einander her, und innerlich entfernten sie sich stets weiter von einander. Das Einzige, was dem Fabrikherrn in Wahrheit nachgerühmt werden konnte, das war der Eifer und die Energie, mit denen er die Spinnerei betrieb, und von Jahr zu Jahr noch erweiterte.

In einer einzigen Lebensfrage hingegen bestand zwischen dem Ehepaar eine wahrhaft rührende sympathische Uebereinstimmung: im Sinn und Geschmack für möglichst gute und reichliche leibliche Nahrung. So hatte sich denn auch Herr Bode, der als Bräutigam ein sehr schlanker Mann gewesen, schon nach dem ersten Jahrzehnt seines Ehestandes ein so behäbiges Bäuchlein angemästet, daß er neben seiner lieben Ehehälfte, die schon als Mädchen etwas zur Fettleibigkeit neigte, jetzt in ebenbürtiger Fülle Arm in Arm einherschreiten konnte.

Als er dann auch nach jahrelangen pfiffigen Bestrebungen noch den Titel eines Commerzienrathes glücklich erobert hatte, hielt er es für seine gleichsam officielle Pflicht, sein Haus nun auch den Honoratioren der Kreisstadt zu erschließen und darin als bürgerlicher Grandseigneur die Honneurs zu machen.

So war es bei ihm eine feststehende Gewohnheit geworden, jeden Mittwoch ein halb Dutzend, bald von Beamten des Richter- oder Verwaltungsstandes, bald von Gymnasial-

oberlehrern mitſammt dem Direktor, bald von Officieren des hieſigen Infanteriebataillons, zum Diner zu laden. Man wollte doch dieſen „königlichen Hungerleidern“, wie der Commerzienrath im Stillen ſeine Gäſte zu tituliren pflegte, zeigen, was eigentlich Leben heiße und bürgerlicher Reichthum zu leiſten im Stande ſei. Nach landläufiger Redensart bogen ſich jedesmal die Tiſche bei dieſen Eß- und Trinkgelagen, wobei Alles, was gut und theuer, aufgetiſcht ward, und die commerzienräthlichen Eheleute kamen ſich bei dieſer Tafelrunde wie ein Fürſtenpaar vor, das eben Hof hielt. Niemals verkoſteten ſie ſo reinen Geſchmacks das Glück ihres irdiſchen Reichthums, als an ſolchen luculliſchen Feſttagen. Und auch von den Gäſten ſelber wurden jedesmal dieſe Mittwoch-Diners mit ebenſo hoher Freude begrüßt, wie gutem Humor und Appetit eingenommen, ja, der beſtimmte Tag hierfür war von manchem Feinſchmecker ſchon einige Wochen zuvor im Hauskalender roth angeſtrichen geweſen.

Auch alle ſonſtigen Familienfeſte, namentlich die des Geburtstages von Mann und Frau, wurden im Bode'ſchen Hauſe mit beſonderen Galadiners gefeiert, zu dieſen jedoch ſtets nur die officiellen Spitzen der Stadt, der Kreisgerichtspräſident und Landrath, der Bataillonscommandeur, und, wenn es irgend anging, auch ein adliger Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, geladen. Solche ganz- und halbofficielle Tafelfreuden waren nun einmal zur äußerlichen Illuſtration des Bode'ſchen Hausglücks unbedingt erforderlich.

Von jenen anderen, ſtillen, unvorbereiteten Feſten jedoch, wie ſie die Liebe und Eintracht der Familie ohne Koſtenaufwand und Ueberſättigung alltäglich feiert, von dieſen wußte man freilich in dieſem Hauſe ſo viel, als Nichts. Dagegen war das lange Jahr überreich an erregten dra-

matiſchen Auftritten von Jähzorn des Mannes und grobkörniger Beredſamkeit der Frau; gegenſeitige, kalte Gleichgültigkeit die Tagesordnung.

Auch mit der Kinderzucht war es nicht viel beſſer beſtellt. Doch darf dabei eigentlich nur von dem Sohne geredet werden. Deſſen Schweſter Alexandra erfreute ſich, wie ſchon erwähnt, einer viel höheren, wirkſamen Erziehung durch das Unglück ihres körperlichen Gebrechens.

Vater Bode war in all ſeinem Sinnen und Sorgen ſo ausſchließlich von großartigen Unternehmungsplänen in Anſpruch genommen, daß er weder Zeit, noch Stimmung hatte, ſich mit dem kleinlichen Detailgeſchäft der Kindererziehung abzugeben. „Geld iſt Macht, Geld iſt Ehre, Geld iſt Glück.“ — Dieſe großſprecheriſchen Dogmen waren ſo oft von den väterlichen Lippen in's Ohr des Sohnes gedrungen, daß es verwunderlich geweſen wäre, hätte nicht auch er dieſe erhabenen Glaubensſätze ſchon ſehr frühzeitig als überzeugungstreuer Bekenner in ſich aufgenommen. Und konnte man wohl von Mama Bode eine Correctur dieſes Irrglaubens erwarten, da ſie ſelber bis über den Kopf im Sumpf des grobſinnlichen Materialismus ſteckte und mit ihrem bornirten Geſichtskreiſe drum auch dem Sohne kein höheres Lebensziel anzuweiſen wußte?

Doch das Eine muß zur Ehre der Wahrheit geſagt werden: die Hunderte von Arbeitern in der Bode'ſchen Garnſpinnerei waren nicht minder gut bezahlt, als nach der üblichen Lohntaxe der andern Fabriken. Auch bezüglich der überall gleich normalen Arbeitszeit konnte ſich Niemand wegen einer Ueberſchreitung beklagen. Ebenſo ungerecht wäre der Vorwurf gegen den Fabrikherrn, wenn man ihn einer beſonderen Härte gegen ſeine Arbeiter beſchuldigen

wollte. Nein, alle Verhältniſſe waren nach dem eiſernen Lohngeſetz und den landläufigen Normen beſtens geregelt. Auch das hohe Alter einer Menge von Arbeitern zeugte wohl am Beredteſten dafür, daß man im Dienſte des Commerzienrathes bei gehörigem Fleiß und guter Lebensführung ſich, wie überall im Lande, einen gleich entſprechenden Lohnſatz verdiene.

Und ſoweit war Alles in Ordnung.

Auch nach Außen gab ſich Herr Bode allzeit für einen chriſtlichen Mann. Er verſäumte die Kirche niemals, ſo wenig, wie ſeine Frau, mit der zuſammen er jedesmal am Gotteshauſe geräuſchvoll angefahren kam, ſo nahe der Weg von ſeinem Hauſe dahin auch war. Bei jeder Sammelliſte für dies oder jenes wohlthätige Werk ſtellte er ſich mit einem durchaus nicht knauſerigen Beitrag an die Spitze. Dabei war er jedoch mit ſich völlig im Klaren, daß er mit dieſer Kirchlichkeit und all ſeinem äußern Wohlthun nur der öffentlichen Achtung und ſeiner Stellung Rechnung zu tragen habe. Dieſes ſociale phariſäiſche Dogma hatte er ſchon während ſeines vierjährigen Aufenthaltes in England, und zumal in London, ſich zu eigen gemacht, in jener Rieſenſtadt, in der, als Ergebniß tauſendfältiger Erfahrung, das Sprüchwort „Cold, as charity“, zu deutſch: „Kalt, wie Menſchenliebe“ ſich glaubwürdig herausbilden konnte.

So war denn auch bei dieſem deutſchen Fabrikherrn das Herz ſtets aus dem Spiele geblieben. Alle ſeine Arbeiter waren für ſeine ſociale Auffaſſung neben den lebloſen Maſchinen ſeiner Spinnerei nichts Höheres, als die andern in Menſchengeſtalt, die in ſtetem einförmigen Ineinandergreifen ihm das Waarenprodukt zu liefern hatten, deſſen Koſtenüberſchuß zur Vermehrung ſeiner Einnahmen diente.

Daß ſeine Arbeiter nebenbei auch Menſchen waren, aus gleichem Fleiſch und Bein, wie er ſelber, mit gleichem Herzen, gleicher Seele, und gleichem inneren Glücksbedürfniß: dieſe höhere Anſchauung hatte keinen Platz in ſeiner kaufmänniſchen Begriffswelt. Sein Gewiſſen war vollſtändig beruhigt durch den Gedanken, daß er dieſen Hunderten armer Leute Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienſte gab. Jene Frage: ob nicht doch noch irgend welch höherer menſchenfreundlicher Zuſammenhang zwiſchen Fabrikherrn und Arbeitern zu beſtehen habe, oder ob wohl ſein Unternehmergewinn mit dem Lohnſatz in völlig richtigem Verhältniſſe ſtehe — über die Löſung dieſer Probleme machte er ſich kein weiteres Kopfzerbrechen. Die Frau Commerzienräthin nahm mit ihrem Eheherrn denſelben Standpunkt ein, wenn auch mehr aus geiſtiger Trägheit, als nach bewußten Grundſätzen, und auch dem jungen Herrn Sohn dünkte ein edles Reitpferd des väterlichen Stalles ein viel koſtbareres Lebeweſen, als dieſe Glieder des vierten Standes, die ſich im Schweiß ihres Angeſichtes nur ganz naturgemäß um kargen Tagelohn abzumühen hatten, um das Betriebskapital ſo hoch als möglich verzinſen zu helfen.

Das einzige Glied der Bode'ſchen Familie, deſſen großes, weiches Herz im Luxus und Wohlbehagen des Elternhauſes das Wohl und Wehe der Arbeiter mit Zunahme der Jahre ſtets bewußter und tiefer empfand, das war Alexandra.

Da ihr ſchon ſeit dem Heranblühen zur Jungfrau die Ahnung aufgedämmert war, daß es für ſie wohl niemals Bälle und ſonſtige mädchenhafte Beluſtigungen gäbe und ſie wohl unvermählt bleiben würde, ſo war ihr der Gedanke: ſich in werkthätigem Mitleid der Armen und Bekümmerten anzunehmen, dafür ein lieber Erſatz geworden. Und welch

fruchtbares, geſegnetes Feld bot ſich ihr hierzu dar in all den Kindern, von denen die älteren in der väterlichen Spinnerei ſchon mitarbeiteten, und die jüngeren daheim in ihrem Hüttendorfe jenſeits des Hexenmoors ihre verwahrloſte, freudenarme Kindheit dahinlebten.

Alexandra Bode hatte weder nationalökonomiſche oder ſocialpolitiſche Studien getrieben, noch mit einem Fachprofeſſor jemals über ein ſolches Thema geſprochen. Aus einem einzigen Buche jedoch, das ihr der Himmel ſchon in die Wiege gelegt, lernte ſie die Wahrheit erkennen, welch ungeheure, düſtere Kluft ſich ausdehne zwiſchen der Art des Lebens in ihrem Elternhauſe und der anderen in den Arbeiterhütten am Hexenmoor, in denen ſie ſchon ein paar Mal im letzten Sommer im Geleit ihrer Gouvernante heimlich eingekehrt war. So oft ihr dann dieſer gewaltige Abſtand zum Bewußtſein kam: immer wieder lag dieſes ſelbe ungedruckte Buch vor ihren geiſtigen Blicken aufgeſchlagen, und darin ſtand geſchrieben: daß nicht die Lohnauszahlung allein hinreiche, um jene finſtere Kluft zwiſchen dem genußreichen Leben des Fabrikherrn und dem gleich entbehrungsvollen des Arbeiters völlig zu überbrücken, ſondern, daß dies nur der heiligen werkthätigen Nächſtenliebe gelingen könnte. Und dieſes ungelehrte, und doch ſo richtig belehrende Buch, daraus ſie dieſe kindereinfache, ſocialpolitiſche Weisheit lernte, das war ihr eigenes Herz. —

In dieſer Stimmung hatte Lexi der vorigen Weihnachtszeit entgegengeſehen, und hegte den dringenden Wunſch, eine Beſcheerung für die Arbeiterkinder zu veranſtalten. Ihre Sparkaſſe reichte jedoch nicht dazu aus, und ſo erbot ſie ſich, mit dem kleinſten eigenen Chriſtgeſchenke fürlieb zu nehmen,

wenn ihr der Vater nur das Geld zur Verwirklichung ihres edlen Vorhabens gewähren würde.

Im großen Saale der Spinnerei waren dann zwei Dutzend strahlender Christbäume aufgestellt, und sie führte eine Schaar Kinder nach der andern an die einzelnen Tische, an denen sie die bestimmten Geschenke vertheilte. Da überflog wohl auch Herrn und Frau Bode's Gesicht ein schwacher Abglanz der reinen Weihnachtsfreude, die aus all diesen staunenden Kinderaugen hervorleuchtete, und von der das Antlitz der jungen Wohlthäterin völlig verklärt war.

Beim Vater zumal verflog indessen diese höhere Stimmung gar bald, dagegen rechnete sein kaufmännischer Sinn aus, mit welcher, im Ganzen doch so geringen Summe dieser „Effekt" durch Lexi's „klugen Einfall" bei seinen Arbeitern erzielt worden sei. Trotzdem bildete er sich hinterher allen Ernstes ein, was wunder für ein patriarchalischer Fabrikherr er jetzt sei, weil er auf das finanzielle Ansinnen seiner Tochter zur Noth eingegangen war, ohne von deren höherer Auffassung dieses Armenchristfestes auch nur einen Blutstropfen erwärmt zu fühlen.

Noch vor dem Neujahrstage ward dann durch den liebedienerischen Redakteur der hiesigen Stadtzeitung in einem rührenden Artikel, betitelt: „ein heiliger Christabend für Arbeiterkinder" weit und breit ausposaunt: welch sinniger, christlicher Geist das Herz und Haus des Commerzienrathes Gustav Emil Bode beseele.

* * *

So geartet in ihren einzelnen Gliedern war die Familie, in deren engsten Kreis Robert Steffens für die Zukunft eintreten sollte. Erwin hatte die Durchführung seines Planes ganz richtig berechnet. Zuerst warb er seine Schwester zur

Bundesgenoſſin, und warum hätte ſich dieſe dagegen wehren ſollen? Mit dem ferneren Verbleiben Robert's in ihrem Hauſe blieb ihr ja die ihr ſo liebgewordene Violinbegleitung geſichert, und ebenſo trieb ſie auch das Mitleid an, den ſchönen Freund ihres Bruders der gemeinen Lebensnoth entreißen zu helfen.

Noch am ſelben Abend, an welchem Erwin mit Robert ſeinen Plan beſprochen, trugen die Geſchwiſter der Mutter ihr großes Anliegen vor. Dieſe, mit ihrem guten Herzen, dem es nur an feinerer Bildung gebrach, ging auch bald auf den Gedanken ein, denn ſie hatte Robert aufrichtig lieb gewonnen. Der Vater Bode ſtand jedoch auch für ihre Empfindung noch etwas geſpenſtiſch im Hintergrunde. Sie mahnte deshalb auch, dieſe heikle Angelegenheit nur ſehr vorſichtig und ſtückweiſe in Angriff zu nehmen. Aber der heißblütige Erwin drängte ſeine Mama ſo ſehr, noch heut Abend beim Vater alles vorzubringen, daß ſie. zuletzt nachgab, und ſich mit reſolutem Kopfe, wenn auch zaghaftem Herzen, zu ſofortigem Angriff bereit machte. So ging ſie denn auf ihres Mannes Arbeitszimmer, wo dieſer eben, im Sammetfauteuil hingelagert, ſeine Zeitungen las. Und in wenigen Minuten hatte ſie ihm in möglichſt kräftiger Haltung kurz und bündig Alles auseinandergeſetzt.

„Iſt das eine abenteuerliche Zumuthung!“ polterte der Commerzienrath heraus, und ließ dabei das Blatt aus der Hand zu Boden fallen. „Was geht es denn mich an, daß dieſer Rath Steffens einmal ſo leichtſinnig war, als armer Schlucker blos auf ſein lumpiges Beamtengehalt hin eine gleichfalls arme Kirchenmaus zu heirathen und auch noch drei Kinder in die Welt zu ſetzen, die jetzt am Hungertuche nagen müſſen? — Ich habe, weiß Gott, mit meiner eigenen

Familie genug zu thun. Und, wohlgemerkt," — ſetzte er in gravitätiſchem Tone hinzu — „ich bin außerdem auch von Gottes- und Rechtswegen der Quaſivater von einem paar Hundert Kindern meiner Arbeiter, die vor Allem auf meine Unterſtützung angewieſen ſind."

Frau Bode ſtand zuerſt ganz verblüfft vor ihm da, dann ſtemmte ſie die Arme in die Hüften, und ihr Geſicht ſah gar nicht danach aus, als ob ſie ſich ſo leicht abtrumpfen oder völlig aus dem Felde ſchlagen ließe. Ihre heilige Entrüſtung verſtieg ſich jetzt ſogar zu poetiſchen Bildern.

„Ja, nichtwahr, wenn man ſich, wie Du, ſogleich nach der Hochzeit bis über die Ohren in die dickſte Wolle geſetzt hat, ei, ja natürlich, da kann man leicht einen Höllenlärm darüber aufſchlagen, daß einmal ein armer Schlucker eine gleich arme Kirchenmaus aus purer Liebe geheirathet hat! Und die Zwei haben ſich dann doch unter Noth und Sorgen den Glückshimmel einander geſchaffen! Das weiß ich ganz genau, während unſer eigener Himmel ſchon oft ganz kurios nach hölliſchem Dampf gerochen hat. Und was haſt Du noch geſagt, lieber Bode? — Schon mit Deiner eigenen Familie hätteſt Du genug zu thun? Geh' doch, wie magſt Du jetzt mir, Deiner eigenen Frau, ſo etwas vormachen? — Was aber, wie Du's geheißen, Deine Quaſivaterſchaft unſerer Arbeiterkinder anbetrifft, ja, daß Gott erbarm', mit der iſt's auch weit her! Vielleicht, weil Du unſerer Lexi ein paar Hundert Thaler für ihre Chriſtbeſcheerung mit knapper Noth bewilligt? Soll ich Dir hingegen etwa unſere Hausbücher vorlegen, damit Du darin nachrechnen kannſt, wie viel zum Beiſpiel Jahr für Jahr uns nur unſer Eſſen und Trinken koſtet?"

„Ich habe das Geld dazu, und kann damit machen, was ich will," platzte der Commerzienrath dazwiſchen.

„So, ſo, das Geld haſt Du dazu? Na ja, ganz richtig. Wer aber hat Dir dieſes Geld zugebracht? Na, ich denke doch: nur ich ſelber, und Du ſelber biſt dazumal die arme Kirchenmaus geweſen!"

Sie lachte höniſch vor ſich hin. Er aber ſah ihr grollend in's Geſicht. Noch näher trat ſie jetzt an ſeinen Stuhl, und, als ob ſie einen möglichen Lauſcher befürchtete, flüſterte ſie ihm bedeutſam zu: „Zum Schluß, mein Lieber, möcht' ich Dir doch auch zu bedenken geben, in welch ganz kurioſen Vermögensverhältniſſen Du eigentlich zu mir und den Kindern ſtehſt! Ja, ſchon deshalb ſollt' ich meinen, daß Du's für höchſt unklug halten müßteſt, Dich gegen dieſe Bitte Erwin's und Lexi's ſperren zu wollen, was Dir, ehrlich geſtanden, ſchließlich auch gar nichts helfen wird. — So, und nun hab' ich Alles herausgeſagt, was mir auf dem Herzen lag. Und nun iſt die Reihe zum Reden an Dir."

„Alſo gut", erwiderte der Commerzienrath kleinlaut, „laſſen wir den Koſtenpunkt einmal ganz bei Seite! Aber mußt Du mir nicht zugeſtehen, daß es ein höchſt bedenklicher Unſinn iſt, einen uns weiter gar nichts angehenden Jungen in unſere Familie förmlich einzuſchmuggeln? Das heißt doch geradezu, einen Pfahl in's eigene Fleiſch ſtecken. Und in welcher Stellung, zu welchem vernünftigen Zweck, ſoll denn dieſer junge Steffens bei uns im Hauſe bleiben, und dann gar noch ſpäter mit Erwin auf unſere Koſten die Univerſität beziehen?"

„In welcher Stellung, zu welchem Zweck?" erwiderte ſie, ohne jede Verlegenheit, da ſie auf dieſe Antwort ſich ſchon vorbereitet hatte. „Je nun, als Erwin's Kamerad und

Freund. Iſt denn das noch gar niemals vorgekommen? Denke doch zum Beiſpiel an den jungen Grafen Lothar Meerbach aus unſerer nächſten Nachbarſchaft! Schon ſeit deſſen zehntem Lebensjahre hat der alte Graf den Sohn ſeines Gutsverwalters mit ſeinem Jungen daheim erziehen laſſen und ihn dann auch noch mit ihm auf die Univerſität geſchickt. Und zu welchem vernünftigen Zweck? Das hat er mir erſt im vorigen Jahre, wo er bei meinem Geburtstags-Diner bei uns gegeſſen, ſelber erklärt: ganz einfach deshalb, weil er's eben für gut und nützlich hielt, daß ſein Sohn beſtändig in guter, gleichaltriger Geſellſchaft ſei, und damit er auch viel eifriger ſtudire, als nur ganz allein. Natürlich können ſich nur ganz reiche Leute, wie wir und die Meerbach, ſolch einen Luxus leiſten, und machen wir's gerade ſo, dann, bedenke das gar wohl, dann wird auch uns dieſes Verhältniß zwiſchen Erwin und Robert weit und breit ein gleich nobles, ariſtokratiſches Air, wie man ſo ſagt, nach Außen geben. Geht Dir das nicht ein?" —

Das war das zündende Wort, das alle ſonſtigen Bedenken des Commerzienrathes mit einem Male daniederwarf.

„Gut alſo, ſtreiten wir nicht weiter! Von dieſem Standpunkt aus will ich mir's in Gottes Namen gefallen laſſen. Nun aber laß mich in Frieden! Ich habe noch eine dringende Correſpondenz zu beſorgen!"

Gleichgültig kehrte er ihr hierauf den Rücken und ſetzte ſich zum Schreibtiſch. Sie aber ließ ihn ohne jedes Abſchiedswort ſitzen und ſchmollen, und eilte triumphirend hinaus, um ihren ängſtlich harrenden Kindern die frohe Siegesbotſchaft unverweilt zu verkündigen.

Sechstes Kapitel.

Frau Rath Steffens war mit den Kindern und dem Bruder heute zum ersten Mal als Wittwe vom sonntäglichen Gottesdienste heimgekommen, dem sie tief ergriffen beigewohnt. Auch das Mittagessen war schon vorbei und sie saßen eben in der Wohnstube plaudernd zusammen, als ein Livréediener draußen bei der Köchin anfragte, ob die Frau Räthin für seinen gnädigen Herrn, der drunten im Wagen warte, zu sprechen sei. Und die Magd trat mit der gleichen Frage herein.

„Jawohl," lautete der Bescheid der hocherstaunten Frau, „der Herr Commerzienrath möge sich nur gütig heraufbemühen."

„Das ist nun schon sein zweiter Besuch seit dem Tode des seligen Wilhelm," sagte sie dann, zu ihrem Bruder sich wendend. „Was er heute nur damit beabsichtigt?"

Sanitätsrath Breseler zuckte die Achseln. Aber ein einziger rascher Blick der Mutter auf Robert, der mit plötzlich roth gewordenem Gesichte sich verlegen seitwärts schlich, ließ sie sofort vermuthen, daß zwischen diesem Besuch und ihrem Aeltesten ein ihr noch unerklärlicher Zusammenhang

beſtände. Sie vermied es jedoch, Robert ſchon jetzt darüber auszufragen. Dieſer ſtarrte ſtumm vor ſich hin und wäre lieber jetzt zehn Meilen weit von den Seinen hinweggelaufen, als daß er aus eigenem Antriebe den Mund geöffnet hätte.

„Kinder!“ Dies einzige Wort und ein Wink der Mutter nach dem Nebenzimmer genügten, daß alle Drei ſich ſogleich entfernten. Am Eiligſten that es Robert.

„Genir' auch ich?“ fragte ihr Bruder.

„Nein, ich bitte Dich ſogar, zu bleiben,“ erwiderte die Schweſter ſeltſam beklommen.

Der Commerzienrath legte draußen mit Hülfe ſeines galonnirten Dieners erſt den koſtbaren, von Otterfell verbrämten Rock ab, und ſchon trat er, den ſpiegelblanken Cylinder in der Hand, im eleganteſten Geſellſchaftsanzug herein. Stets gentlemanlike gekleidet zu ſein, war ihm in England zur Gewohnheit geworden.

„Schönen guten Morgen, meine Herrſchaften!“ lautete ſein freundlicher Gruß, mit dem auch ſeine Miene zuſammenſtimmte. Danach reichte er zuerſt der Räthin, und dann auch ihrem Bruder, den er ſchon vom Begräbniſſe her kannte, ſeine, vom feinſten Gemsleder umhüllte Rechte.

Mit ſichtlicher Befangenheit bat ihn Frau Steffens, Platz zu nehmen, und er begann: „Ich brauche Ihnen wohl nicht zu wiederholen, mit welch aufrichtiger Theilnahme wir Ihr ſchweres Unglück mitempfinden. Und auch nicht als Ihr Tröſter bin ich zu Ihnen hergekommen. Weiß ich doch zu gut, daß Ihr Glaube ſolch irdiſcher Zuſprache nicht bedarf! Aber, meine ſehr geſchätzte Frau Steffens, verzeihen Sie mir, daß ich auch die andere Seite Ihres harten Geſchickes berühre! Zu Ihrem großen heiligen Schmerz um den verſtorbenen, theuren Gatten und Vater Ihrer Kinder

ſind leider nun auch gar traurige finanzielle Verhältniſſe hinzugetreten.“

Bei dieſen letzten Worten zuckte die Wittwe zuſammen, als ſei ihr eben ein Meſſer in die Bruſt geſtoßen worden. Ihr Bruder nickte nur, doch ſah man ihm an, wie geſpannt er der Fortſetzung dieſer Rede entgegenharrte.

Dem Commerzienrath blieb die unerwartete Wirkung ſeines letzten Satzes nicht verborgen, und es koſtete ihn erſt einige Faſſung, um mit gleich ſalbungsvollem Pathos fortfahren zu können:

„Ich bin natürlich viel zu discret, um in irgend ein Detail einzugehen. Vor ſolcher Unzartheit behüte mich der Himmel! Aber ſo viel ſcheint mir eben dennoch feſtzuſtehen, daß Sie als Mutter von drei noch unverſorgten Kindern in Ihren jetzigen Finanzverhältniſſen ſchlechterdings nicht auskommen dürften. Und ſehen Sie, verehrte Frau, in dieſer rein finanziellen Richtung fühle ich nun als ein, von Gott ſo reich mit Glücksgütern geſegneter Mann den chriſtlichen Beruf in mir, Ihre Nothlage, ſo viel an mir liegt, erleichtern zu helfen.“

Frau Steffens drückte krampfhaft die Hand auf die Bruſt, um den Schmerz und die Demüthigung bemeiſtern zu können, daß gerade dieſer Mann ſeinen finanziellen Beiſtand ihr ankündigen mußte; und kaum getraute ſie ſich, ihn anzublicken. Auch jede Erwiderung blieb ihr in der Kehle ſtecken. Dem Bruder hingegen imponirte geradezu die barmherzige Großmuth dieſes modernen Cröſus, und er dachte, wie dieſer Mann in der Oeffentlichkeit doch lange nicht ſo günſtig beurtheilt würde, als er ſich ſoeben im Stillen gezeigt habe.

Schon ärgerlich darüber, daß ſeine wohlgeſetzte Rede den

erwarteten Dankesausbruch bei der Räthin nicht ſofort hervorgerufen hatte, hielt der Commerzienrath jetzt, wie zur Abwehr eines Irrthums, beide Hände vor, und ſein Wort klang nun ſchon ziemlich gereizt:

„Aber, meine beſte Frau, fürchten Sie ja nicht, daß ich Sie durch ein Geldgeſchenk unterſtützen, oder Ihnen auch nur ein Darlehn anbieten wollte! Nein, ſolche plumpe Hülfe dürfen Sie mir nicht zutrauen! Ich weiß ja," — fügte er, aus ſeiner Samariterrolle etwas herausfallend, hinzu —, auch die bitterſte Armuth hat noch ihren gewiſſen Stolz, den auch ich zu würdigen vermag. Nein, ſag' ich drum, liebe Frau Räthin: die Hülfe, die ich Ihnen jetzt anbiete, iſt von einer viel höheren, edleren Gattung."

Er ſtockte ein wenig, um die Räthin ſchärfer zu fixiren, die in peinlichſter Spannung daſaß.

Dann fuhr er in faſt gleichgültigem Tone fort: „Ich hatte mir nämlich überlegt, ob es nicht doch eine ſehr große Wohlthat für Sie wäre, wenn ich Ihnen für einige Jahre Ihren Sohn Robert abnehmen würde, und ihn — natürlich nur auf meine Koſten — mit meinem eigenen Sohne hier bei uns, und dann auch ſpäter auf der Univerſität, weiterſtudiren ließe."

Wie, und auch jetzt ſprang ſie nicht auf, um dankergriffen die Hand dieſes edlen Wohlthäters zu drücken? Nein, ſie ſah im Gegentheil jetzt erſt recht wie zu Tod erſchrocken vor ſich hin, und wußte kein Wort zu erwidern.

„Aber Schweſter!" ſtieß ihr Bruder jetzt unmuthig hervor, rückte haſtig mit dem Stuhl und ſah ſie dann kopfſchüttelnd an.

Was wußte er denn auch von Robert's gefährlichem Weſen und dem verführeriſchen Bode'ſchen Hauſe? . . . .

Der Commerzienrath war mit verhaltenem Zorn bereits aufgestanden und zog den einen Handschuh, dessen er sich bei seiner Rede entledigt hatte, langsam wieder an. Dann sagte er mit spöttischer Höflichkeit: „Pardon, meine sehr geschätzte Frau Steffens, mein so gut gemeinter Antrag scheint bei Ihnen auf einen sehr steinigen Boden gefallen zu sein, nnd da ich Ihnen nicht um Alles in der Welt meinen Liebesdienst aufdrängen möchte, so erlauben Sie mir gütigst, mich wieder empfehlen zu dürfen."

„Nein, bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Commerzienrath! Ich bitte Sie darum," rief jetzt ihr Bruder, der sich gleichfalls erhob und die Hand des Anderen erfaßte. „Sie sehen ja, Ihr so ganz unerwartetes großartiges Anerbieten hat meine Schwester nur zu sehr betroffen gemacht."

Jetzt war es um ihre fernere Standhaftigkeit geschehen. Also auch beim eigenen Bruder durfte sie auf keinen Rückhalt hoffen? — Ach, und wie viel andere Sorgen bestürmten sie noch!

„O ja, gewiß, Herr Commerzienrath," rief sie zitternd, „Ihr hochherziger Antrag hat mich im ersten Moment ganz überwältigt und stumm gemacht, jetzt aber kann ich wieder reden. Und so verzeihen Sie einer Mutter, und einer so arm und verlassen gewordenen, wie ich, erst recht, wenn ich mein volles Herz vor Ihnen ausschütte! — Ja, ja, verehrter Mann, die Wohlthat, die Sie mir und meinem Sohne Robert zu erweisen gedenken, ist eine ebenso große, wie dankenswerthe. Bedenken Sie jedoch auch: muß ich nicht mit vollem Rechte befürchten, daß, wenn mein Sohn mit dem Ihrigen in engster Gemeinsamkeit seine Studien fortsetzt, daß er dann auch mit gleich großen Bedürfnissen und Ansprüchen heranwachsen wird, die Ihr Sohn wohl im

ſpäteren Leben befriedigen kann, nicht aber auch mein eigener? Und welch ein verhängnißvoller Contraſt müßte ſich dann für Robert's ganzes künftiges Lebensglück herausbilden?"

„Abah — unnütze Bedenken!" murmelte der Sanitätsrath vor ſich hin.

Mit ſpöttiſchem Lächeln erwiderte Herr Bode: „Nun, meine geſchätzte Frau Steffens, ich habe noch nie gehört, daß die Mama eines Sohnes, dem das Glück angeboten wird, aus höchſt beſchränkten Verhältniſſen urplötzlich herausgeriſſen zu werden, eine ſolche Stellung abgelehnt hätte aus purer Angſt, es könnte durch ſolche jahrelange ſorgenfreie Exiſtenz ihres Sohnes deſſen künftiges Lebensglück ruinirt werden."

„Jawohl, ſehr richtig!" ſtimmte der Bruder, mit dem Kopfe nickend, bei.

Der Commerzienrath fügte mit dem vorigen Spotte hinzu: „Und ſchließlich, meine liebe Frau Steffens, was Ihre gar ſo ängſtliche Sorge wegen der ganz gleichartigen Erziehung meines und Ihres Sohnes betrifft, nun, da möchte ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung bemerken, daß hierin denn doch ein ſehr merklicher Unterſchied ſtattfinden dürfte, wie das ja in allen vornehmen Häuſern in ähnlichen Verhältniſſen gehalten zu werden pflegt."

Die geringſchätzige Miene, mit der er das ſprach, ließ erkennen, wie er gerade durch dieſe ironiſche Verſicherung die Räthin ſo recht demüthigen und ſie ſeine Uebermacht fühlen laſſen wollte.

Auch der Sanitätsrath ward dadurch etwas erkältet. Seine Schweſter hingegen fühlte ſich im Gedanken, daß Robert's künftige Stellung im Bode'ſchen Hauſe eine mehr

untergeordnete ſein würde, von aller früheren Beſorgniß geradezu erlöſt. Ihr Auge ward auf einmal wieder ganz hell, ihr Mutterherz muthig, und ſie ſagte raſch entſchloſſen: „O nur noch ein einziges Wort! — Nichtwahr, verehrter Herr Commerzienrath, auch in Ihrem großen Fabrikgeſchäfte wird nicht jeder Kaufvertrag ohne alles Bedenken ſofort abgeſchloſſen? — Gewiß nicht! — Nun handelt es ſich aber nicht um eine, wenn auch noch ſo koſtbare Handelswaare, ſondern um eines der höchſten Güter, die mir im Leben noch übrig geblieben ſind — um das Glück eines meiner Kinder. — Und darum bitt' ich: gönnen Sie mir nur eine flüchtige Zeit, um Alles, was jetzt ſo unerwartet und verwirrend über mich gekommen iſt, in meinem Kopf und Herzen etwas zurechtzulegen! Auch mit Robert muß ich alles Nöthige ja noch beſprechen. Drum bitt' ich nochmals: gönnen Sie mir nur einen einzigen Tag Bedenkzeit!"

„Nun gut, das will ich Ihnen gern gewähren," erwiderte Herr Bode mit gezwungener Freundlichkeit. Sogleich aber ſchlug er wieder in einen ironiſchen Ton um, als er fortfuhr: „Nun, meine geſchätzte Frau Steffens, bezüglich Ihrer letzten Scrupel möcht' ich Ihnen nur bemerken, daß Ihr Sohn Robert über das, was er thun oder laſſen will, wohl ſchon völlig im Klaren ſein wird, ſo gründlich hat er ſchon geſtern Abend dieſe ſeltſame Angelegenheit mit meinem Sohne verhandelt. Ueberhaupt, daß ich auch dieſes verrathe, iſt dieſer ganze Plan nicht ſowohl von uns Eltern, als vielmehr von unſern Kindern, ausgegangen, ſomit eigentlich gewiſſermaßen eine Kinderconſpiration, der wir Eltern uns zuletzt gutwillig ergeben haben. Und deshalb, ſollt' ich meinen, wird eine gleiche Nachgiebigkeit Ihnen ſelber noch um ſo Vieles leichter fallen, da nur wir die

Geber, Sie und Ihr Sohn Robert aber nur die Empfänger ſind. — Damit bin ich zu Ende. Und nun, meine verehrte Frau Steffens, mein ſehr geſchätzter Herr Sanitätsrath, recht freundlichen Nachmittag! Gott befohlen!"

Mit herablaſſender, wenn auch gekünſtelter Grandezza eines Grandſeigneurs empfahl er ſich und fuhr dann in ſeinem eleganten Coupé wieder nach Hauſe. Schon unterwegs jedoch fiel ihm ein, wie thöricht es eigentlich von ihm geweſen, es ausgeſchwatzt zu haben, daß nur ſeine eigenen Kinder dahinterſteckten, wodurch er ſich hinterher wieder um den größten Nimbus eines reichen, chriſtlichen Wohlthäters gebracht hatte.

„Aber, abah, das läßt ſich ja leicht wieder gut machen." Damit ſchüttelte er dieſen kleinen Aerger, wie Schneeflocken, von ſich ab, blies befriedigt die feiſten Backen auf und vergnügte ſich dann an dem Gedanken, wie gar bald erſt die Zeitung und dann alle Welt ſein Samariterlob ſingen und überall die ariſtokratiſche Ehre ſeines vornehmen Hauſes verkünden würde. —

Frau Steffens war unterdeſſen wieder wie halb betäubt in ihren Stuhl geſunken, bis ihr Bruder ſie aufrüttelte. „Aber Hedwig, ſo rede doch einmal, und ſage mir: war denn das vernünftig, wie Du Dich gegen den Commerzienrath benommen haſt? Weiß es unſer Herrgott, wie ein himmliſcher Bote iſt er in der größten Noth zu Dir gekommen, und Du haſt noch ſo viele Bedenken gehabt und ſo viel unnöthige Angſt wegen Robert's?

„Um Alles bitt' ich Dich, Rudolph, rede jetzt nicht mehr darüber! Du kennſt weder Robert, noch das Bode'ſche Haus! Aber unſer Herrgott ſieht mir in's Herz und weiß, daß ich am liebſten Nein geſagt hätte." Dann ſtand ſie

auf, öffnete die Seitenthür, und auf ihren Ruf trat ihr älterer Sohn herein. Mit einem wahren Armensündergesicht stand er vor ihr da.

„Robert," sagte sie jetzt ernst, aber ohne jede Bitterkeit: „Commerzienrath Bode hat mir vorhin den Antrag gestellt, Dich, wenn wir von hier nach Königsberg fortziehen, bei sich zu behalten, und dann auch mit Erwin später auf die Universität zu schicken. Doch Du hast ja, wie ich gleichfalls erfahren, schon gestern mit dem jungen Bode Alles umständlich besprochen; so wirst Du Dir auch Dein künftiges Verhältniß zu ihm schon völlig klar gemacht haben! Ich brauche Dir also Nichts mehr darüber zu sagen, und frage Dich daher einfach, als guten, treuen und verständigen Sohn: was ist nun Dein fester, wohl erwogener Entschluß?"

Tief ergriffen hatte Robert diese ernste Frage seiner Mutter angehört, und es war ihm dabei wie ein Centnerstein vom Herzen gefallen, weil er sich vor einer viel härteren Zurredestellung gefürchtet hatte. Erst holte er tief Odem, dann, gleich brandenden Wogen, stürzten seine Worte hervor: „O, laß mich hier bleiben, Mutter! Doch beim Geiste des seligen Vaters schwör' ich Dir; gewiß nicht, weil ich bei Bode's ein um so schöneres Leben hätte, als bei Dir und den Geschwistern. Nein, glaube mir doch, nur Deine Noth möcht' ich erleichtern helfen, wenn Du nicht auch noch für mich zu sorgen hast! Und auch darum bange nicht, Mutter, daß ich in diesem reichen Hause ein hochmüthiger, genußsüchtiger und fauler Mensch werden könnte! Nein, gewiß nicht! Erst recht fleißig will ich hier studiren. Sieh' Mutter, ich bin nun einmal so, und was kann ich dafür? — In so grenzenloser Noth, wie die unsrige, kann ich nicht leben, kann ich nicht lernen, so gern ich wollte. Bin ich

aber mit meinem Univerſitätsſtudium erſt fertig geworden: dann, zweifle doch nicht daran, dann werd' ich mit der alten Liebe wieder zu Euch heimkommen und bei Euch bleiben. O, hätteſt Du nur eine Ahnung davon, wie furchtbar ſchwer ich ſchon geſtern Abend mit mir gekämpft, Du würdeſt meinen Entſchluß gewiß keinen leichtfertigen oder liebloſen heißen! Drum bitt' ich Dich, Mutter, küſſe mich, ſegne mich, und laß um mich alle andern Sorgen!"

Er war in heiße Thränen ausgebrochen, und erſchüttert ſchloß ihn die Mutter in die Arme. Auch deren Bruder wiſchte ſich bewegt die Augen.

„In Gottes Namen denn, lieber Robert, ſo ſoll es dabei bleiben!" ſagte jetzt die Räthin, „und Alles, was Du mir vorhin betheuert, und woran ich feſt glauben will, das hat mir meine Zuſtimmung um gar Vieles erleichtert. Nun wollen wir den Commerzienrath aber nicht länger mit unſerer Antwort hinhalten. Nur ſei Du, lieber Bruder, ſtatt meiner, ſo gut, ihn noch heute davon zu verſtändigen, und Robert ſogleich dahin mitzunehmen!"

Onkel und Neffe verließen hierauf zuerſt die Wohnung, um ſich vor's Thor hinaus zum Bode'ſchen Hauſe zu begeben.

Die Räthin mit Klärchen und Rudolph machte einen andern, ſtillen Gang auf den Friedhof, wohin ſie ihr Herz jetzt am Stärkſten drängte. —

Im Hauſe des Commerzienrathes war großer Jubel, als die Beiden dort ankamen und Robert's Onkel in verbindlichſten Worten Herrn und Frau Bode ankündigte, daß ihr ſo hochherziges Anerbieten dankbarſt angenommen würde. Erwin patſchte triumphirend in ſeine dicken Hände und umarmte mit einem kräftigen Hurrahruf ſeinen künftigen Hausgenoſſen. Lexi lächelte vor ſich hin und träumte ſchon jetzt

von all den ſchönen Stunden, in denen ſie mit Robert zuſammen muſiciren würde. Dann leiſtete der Sanitätsrath bei einer Taſſe Kaffee und feiner Havannah noch längere Zeit dem Ehepaare Geſellſchaft. —

Unterdeſſen ſtanden die andern Drei gedanken- und gebetverſunken vor dem, von verwelkten Kränzen und Sträußen dicht überdeckten Grabhügel. Der darunter gebettet lag, war ihnen geiſtig nahe und jedes ihrer Worte vernahm er. Auch Frau und Kinder ſprachen mit ihm, und ſie ſchauten ihn dabei auch ſo leiblich ſichtbar, als ob er friedlich lächelnd vor ihnen ſtände. —

Mit troſtgeſättigtem Herzen waren ſie jetzt in die warme Stube wieder eingetreten, die zwei Andern aber noch nicht zurückgekehrt. Frau Steffens hatte ihren Stuhl in die Fenſterniſche gerückt und las in einem Erbauungsbuche. Rudolph und Klärchen ſtanden, von ihr unbeachtet, in der Tiefe des Zimmers. Man merkte jedoch an ihrem eifrigen Geflüſter gar gut, daß ſie etwas Wichtiges mit einander verhandelten. Jetzt trat zuerſt Klärchen zu der Leſenden hin, während ſich ihr Bruder noch im Hintergrunde hielt, dann begann ſie hochklopfenden Herzens: „Ich habe Dir etwas zu ſagen, Mutter!“

„Was denn, Klärchen?“ fragte dieſe etwas verwundert und legte das Buch in den Schooß. Und nun, bald ſtockend, bald fließend, wie es gerade über ſie kam, erzählte ihr Klärchen Alles, was ſie im Hauſe ihrer Freundin innerlich erlebt, und zu welchem Entſchluß, der Mutter durch Muſikunterricht zu helfen, ſie dann gekommen war. Und mit der heiligſten Betheuerung gelobte ſie, daß das gewiß kein leeres Gerede ſei, ſondern daß ſie es auch durch die That einſt beweiſen würde.

Küſſend beugte ſie ſich dann zum Halſe der Mutter, der die Thränen der Rührung über die Wangen ſtürzten. Und kaum hatte Klärchen ſie wieder losgelaſſen, da ſtand auch ſchon Rudolph vor ihr und erzählte ihr mit gleicher Innigkeit von ſeinem Beſuche bei dem Tiſchler-Jakob, und was da für gute Gedanken über ihn gekommen wären.

Und auch von dieſer Beider Lippen hierauf Kuß auf Kuß, und ihre Thränen mit einander vermengt. —

Die Stube war ſchon in Dämmerung gehüllt, aber das zwiefache Licht der Kindesliebe brach mitten hindurch. Von ihm umſtrahlt, breitete die ergriffene Frau die Arme um Rudolph und Klärchen und rief: „O Dank, herzinnigſten Dank, ihr guten, braven Kinder! — Mit Euch Zweien fürcht' ich mich vor keiner Noth!“ —

Wer jetzt mit feineren Organen, als unſere menſchlichen, begabt geweſen wäre, der hätte wohl ſehen und hören können: wie das Nachtgeſpenſt gemeiner Sorge, das bisher auf dem Rücken der Wittwe geſeſſen, in dieſem Augenblicke ſie widerwillig losgelaſſen, und unter der Thür ihr dann grinſend zugerufen: „In Königsberg treff' ich Euch wieder! —“

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Es iſt doch recht gut, daß die Sonne auch in die ärmlichſten Zimmer hineinſcheint, und in die höchſtgelegenen noch am früheſten, als ob ſie wüßte, daß ihr Morgengruß dort am Nothwendigſten wäre und ihr darin auch am Wärmſten gedankt würde.

Die Wittwe Steffens wenigſtens gehörte zu dieſen dankbaren Menſchenkindern, als ſie jetzt in der Sonntagsfrühe am Fenſter ihrer kleinen Wohnſtube ſtand und ſich von der goldenen Frühlingsſonne beſtrahlen ließ.

In einer engen Gaſſe zu Königsberg war das vierſtöckige, ſchmale Haus des Spezerei-Krämers Lehmann gelegen, in dem ſie ſich erſt vorgeſtern zuhöchſt unter'm Dach eingemiethet hatte. Und wie müde war ſie jetzt an Leib und Seele! . . .

Schon daheim erſt all' dieſe Vorbereitungen vor ihrem Umzuge! Ja, wenn ſie dieſen ohne jeden finanziellen Scrupel hätte bewerkſtelligen können! Aber jetzt mußte ſie jeden Thaler noch viel ängſtlicher, als früher, in der Hand umdrehen. Deshalb wählte ſie denn auch zum Verpacken ihres mitzunehmenden Hausrathes nur den Vater des Tiſchler-

Jakob, der ſammt einem ſeiner Jungen um ein Spottgeld dieſes Alles, wenn auch ziemlich langſam, beſorgte. Auch die Räthin ſelber, Klärchen und Rudolph, halfen bei dieſem Geſchäfte redlich mit, während Robert ſchon im Bode'ſchen Hauſe weilte. Und als dann die letzten Hammerſchläge auf die Möbelkiſten niederdröhnten, da geſchah ihren Herzen dabei, als würde der Sarg des theuren Vaters immer wieder von Neuem zugenagelt.

Die wehmüthigſte Sorge jedoch, die der Räthin ganz allein überlaſſen geblieben, das war die vorherige Ausſcheidung all ihres jetzt entbehrlich gewordenen Hausraths. Und hatte es ſich dabei auch nur um lauter leb- und gefühlloſe Gegenſtände gehandelt: es war ihr dennoch jedes einzelne Stück davon förmlich an's Herz gewachſen, und an gar manchem haftete eine beſonders liebe Erinnerung an ihr altes, nun entſchwundenes Hausglück. Und doch hatte ſie ſich dazu entſchließen müſſen, faſt die Hälfte ihrer früheren Ausſteuer vom Mitnehmen in die neue Heimath auszuſchließen, und dann vom Auktionator auch noch öffentlich um das liebe Geld ausbieten laſſen. Der Erlös aus der Tags darauf ſtattgehabten Verſteigerung war dann freilich ein beträchtlich größerer, als die Taxe, geweſen, nicht aber deshalb, weil dieſe überhaupt zu niedrig gegriffen war, ſondern vielmehr, weil alle der Steffens'ſchen Familie befreundeten Frauen ſich eingefunden und fort und fort einander im Preiſe geſteigert hatten, um dadurch der allgemein beliebten und bedauerten Frau eine Unterſtützung angedeihen zu laſſen.

So zart dies jedoch auch geſchah, ein verhülltes erſtes Almoſen blieb es dennoch, und die damit Beſchenkte fühlte ſich im Stillen gar tief gedrückt; denn ſie gedachte dabei der erſt ſo kurz verfloſſenen Zeit, in der ſie nicht minder an-

ſtändig und geordnet, wie alle dieſe mitleidigen Freundinnen, ihren Haushalt führen konnte.

Doch auch die Eindrücke dieſes Verſteigerungstages waren bald wieder zerronnen, und die der zahlreichen Abſchiedsbeſuche dafür eingetreten. Faſt ohne Ausnahme hatte die Räthin aus jedem Hauſe die Empfindung mit fortgenommen, daß ihr darin wahrhaft gute und treue Freunde zurückgeblieben waren. Und doch mußte ſie von hier fort, um ihr neues Wittwenleben voll Entbehrungen und Kämpfen in Königsberg zu beginnen, wo nicht, wie hier, auf Schritt und Tritt der ſchmerzliche Vergleich zwiſchen Einſt und Jetzt ihre Kraft würde lähmen müſſen.

Auch Klärchen hatte ihrer Freundin Grethe Brockmann ſchon Lebewohl geſagt, und ebenſo Rudolph ſeinem Tiſchler-Jakob zum letzten Mal unter bitteren Thränen die ehrliche Hand gedrückt.

Nun war nur noch ein zwiefacher, ſchwerer Abſchied für die Drei zu überſtehen: von Robert und dem väterlichen Grabe.

Es war der letzte Nachmittag vor der Abreiſe nach Königsberg, als die Räthin mit ihren drei Kindern auf den Friedhof gegangen, um an dieſer geweihten Stätte ihr hieſiges Leben förmlich und feierlich abzuſchließen.

Schon waren ſie jetzt zu Vieren vor das Grab getreten, und Jedes von ihnen hatte eine friſch gepflückte Blume zu den ſchon verwelkten Kränzen niedergelegt. Noch eine Zeit lang ſtanden ſie ſtumm in der Erinnerung an den theuren Todten verſunken, da raffte ſich die Mutter zuerſt aus ihrer Andacht auf, nahm den älteren Sohn bei der Hand und ſagte zu ihm mit mildem Ernſte: „Robert, bleib' ein treuer Wächter dieſem Grabe! Beſuch' es und ſchmück' es, ſo oft

Du nur kannſt, und niemals vergiß dabei, wie heiß Dich der Vater geliebt, und was Du ihm zu danken haſt! Auch meiner und Deiner Geſchwiſter, ſowie des Friedens in Deinem Elternhauſe, ſei hier jedes Mal beſonders eingedenk! Dieſe Erinnerung wird Dich vor gar vielen Gefahren und Irrthümern bewahren. Und dabei will ich's bewenden laſſen. Du biſt kein Kind mehr, ſondern ein junger Mann, der weiß, was er will und ſoll. Wir ziehen zwar in ungewiſſe Verhältniſſe fort, aber ſorge Dich nicht zu ſehr um uns! Mit Gottes Beiſtand hoff' ich Alles zu überwinden, und Dir bleibt unſer Herz hier zurück. Auch Deinen neuen Wohlthätern erweiſe Dich immer dankbar und Deines Namens würdig! Dann wird Dein künftiges Leben, das Du von dem unſrigen geſchieden, Dir und uns nur zum Heile gereichen. Das iſt mein letztes Gebet am Grabe des ſeligen Vaters. Mög' es an Dir in Erfüllung gehen!"

Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre Robert der Mutter um den Hals gefallen, um ſie zu bitten, daß ſie ihn gleichfalls mitnehmen möchte, ſo tief ergriffen ihn deren letzte Worte. Gleich einem Blitzſtrahle jedoch, der aufzuckt und auch ſogleich erliſcht, war dieſer Gedanke in ihm wieder verdunkelt worden durch den anderen an ſein künftighin ſo ſorgenloſes Leben im Bode'ſchen Hauſe. Wie voll Mitleid ſahen Schweſter und Bruder auf ihn hin.

Da rollte der ſchwerbepackte Reiſewagen vor das offene Friedhofthor und die Mutter ſprach ergriffen: „Wir müſſen fort, lieber Robert! Es iſt Zeit, wir müſſen Abſchied von Dir nehmen. Und ſo leb' wohl, mein Sohn, leb' wohl, und bleibe brav und glücklich!"

Noch vierfache, thränenreiche Umarmungen, und die Drei

fuhren raſch davon, um noch heut Abend im nächſten kleinen Städtchen an der Königsberger Landſtraße zu übernachten.

Robert ſchritt wie traumverloren dem Hauſe des Commerzienrathes zu, in ſeine nunmehrige Heimath. —

„Es geht Alles vorüber", ſagt ein altes türkiſches Sprüchwort. Auch für deutſche Herzen hat es den gleich troſtreichen Sinn für böſe Stunden, den gleich wehmüthigen für gute. Und ſo war auch dieſer, von Mutter, wie Geſchwiſtern, gleich gefürchtete Abſchied leichter, als ſie gedacht, vorübergegangen. —

Sie fuhren dann auf der Landſtraße dahin. Schwere Nebel wallten empor aus dem ſeitlich gelegenen Herenmoor, der geſpenſtiſch zu ihnen hinüberſah. Zum letzten Male ſchauten ſie ſcheuen Blickes zu dem unheimlichen Gehölz, aus deſſen Sumpf ihr düſteres Schickſal emporgeſtiegen war. — Keines aber ſprach zum Anderen ein Wort. . . .

* * *

Geſtern Abend war in der Königsberger Dachwohnung Alles in Ordnung gekommen, und erſt jetzt in der Ruhe war die Räthin all ihrer Abſpannung ſo recht inne geworden.

Wie viele Treppen, ſteile und halbdunkle, hatte ſie in den letzten Tagen auf- und niederſteigen müſſen, bis ſie nach langem Umherſuchen in einer entlegenen Seitengaſſe endlich dieſe möglichſt billige Wohnung gefunden hatte! Und wie manche leibliche Mühſal war dann noch zu überwinden geweſen, bis ſie ihr bischen Hausrath ſo hoch oben untergebracht, und jedes Möbel in dieſen beſchränkten Räumen an den rechten Platz geſtellt hatte! —

Nur drei Zimmer nebſt einer kleinen Küche bildeten die ganze Wohnung. Der verhältnißmäßig größere Raum diente

zur gemeinſamen Wohnſtube, in dem zweiten Zimmerchen ſchlief die Mutter mit Klärchen, und Rudolph in der anſtoßenden Kammer, die zugleich ſein Studirzimmer war. Zum ſinnenden Auf- und Niederwandeln, wie es der ſelige Rath Steffens daheim immer gewohnt geweſen, war freilich ſelbſt die Wohnſtube zu beſchränkt, und auch die Decke ſo niedrig, daß man ſie, ohne ſich viel zu ſtrecken, mit der Hand bequem erreichen konnte. Und dennoch, gerade dieſer Raum mit dem altgewohnten Canapee und Klärchen's Klavier, über dem auch hier Beethoven's und Mozart's Bildniſſe im Stahlſtich hingen, während die beiden ziemlich primitiv in Oel gemalten Portraits des Steffens'ſchen Ehepaares rechts und links vom Spiegel den Ehrenplatz einnahmen, — dies Alles nahm ſich gar nett und behaglich aus. Auch eine Standuhr nebſt einigen werthloſen Nippſachen waren auf dem Eckſchränckchen aufgeſtellt, und die von Klärchen gehäkelte Decke, die blendend weiß über die Kante herabhing, ließ ſogleich erkennen, welch peinliche Ordnung auch in dieſem Wittwenheim noch immer in Uebung war. Auch in den andern Zimmerchen konnte man getroſt jeden Winkel durchmuſtern, und überall fand man nur die größte Reinlichkeit.

In Rudolph's Studirkammer aber ſtand noch ein Heiligthum für ihn, das der Tiſchler-Jakob ihm zum Andenken geſchenkt hatte: das war ein alter Schreibtiſch aus braunangeſtrichenem Tannenholz, dem der fortziehende Freund den naiven Zauberglauben beigelegt hatte, daß er auch ihm, gleich wie deſſen vorigen Beſitzer, zu beſonderem Segen ſeines Studiums verhelfen ſollte. Wie hätte die Mutter deshalb ihrem Sohne den Transport dieſes Kleinods verwehren ſollen? —

Klärchen hatte ſich von der Mutter die Mitnahme von

etwas Lebendigem erbeten: das war ihr Liebling Fifi, ein junger Canarienvogel, den ſie ſelber aufgezogen. Schon ſeit der Vater erkrankt war, hatte daheim ſein Käfig verhängt werden müſſen, damit das Gezwitſcher nicht gar zu grell contraſtirte gegen die düſtere häusliche Trübſal. Jetzt, wo ein neues Leben hier beginnen ſollte, durften auch die alten Weiſen Fifi's wieder ertönen, die ſo oft den ſeligen Vater erheiterten. Und horch, wie er nun in ſeinem ſonnenbeſtrahlten Käfig die kleine Wohnung durchſchmetterte, als wollte er all das Verſäumte wieder einholen! Wie ein Siegeslied klang es, das neuer Lebensmuth anſtimmt, da er jede allzutraurige Verzagtheit hinaustreibt.

Klärchen hatte ſchon eine Zeit lang in ihrem Zimmer dem ſingenden Vogel zugehört, deſſen Käfig auf dem Fenſterſimſe ſtand. Faſt war ihr etwas bange geworden vor dieſem gar zu lauten Jubel. Raſch trat ſie deshalb in die Wohnſtube zur Mutter, die ſinnend auf ihrem Stuhle vor ſich hinſah, und ſie ſagte zu ihr: „Höre doch nur, wie Fifi wieder ſingt, da er die wärmere Sonne merkt! Soll ich aber den Käfig nicht wieder zudecken, Mutter? Ich fürchte: das allzulaute Singen könnte Dich traurig machen.“

„Nein, laß Deinen Fifi nur ſingen, mein Kind!“ antwortete dieſe. „Auch ich ſelber muß mich ja nach und nach gewöhnen, mich wieder am Leben erfreuen zu können. Der ſelige Vater fordert's auch gar nicht von uns, daß wir aus Trauer um ihn die Hände in den Schooß legen. Nein, wir ſollen ihn nur lieb behalten, und er wird ſich mit uns freuen, wenn wir aus unſrer Noth uns wieder ſo weit hinaufarbeiteten, um des Lebens wieder froh werden zu können. Nein, Klärchen, laß Deinen Fifi nur ſingen! Es macht mich nicht traurig.“

„Gute Mutter!“ ſagte das Mädchen wehmüthig lächelnd und beugte ſich küſſend zu ihr nieder. Auch Rudolph trat jetzt aus ſeiner Kammer herein, nachdem er am Zaubertiſche des Tiſchler-Jakob ſoeben ſeinen Brief an dieſen vollendet hatte. Und während nun auch er bei Mutter und Schweſter ſtand, der Fifi noch immer ſang, und die Aprilſonne ſo freundlich hereinſchien, da war es ihnen ſo traulich in der Stube, als wäre ihnen wunder was Gutes geſchehen, und ſie hätten nun gar keinen andern Wunſch auf dem Herzen, als den einzigen, daß Alles ſo fortwähren möchte.

Gar keinen Wunſch mehr? — Du lieber Gott, und was war denn von all ihren früheren in Erfüllung gegangen? Nur der einzige, daß ſie in dieſer fremden Stadt wieder einen neuen häuslichen Herd gefunden, und weiter Nichts! Aber von den zweifachen Träumen Klärchen' und Rudolph's: durch Unterrichtgeben die ſchwere Bedrängniß der Mutter erleichtern zu helfen, von dieſen hing auch heute noch der eine, wie der andere, als unerfüllte Sehnſucht zwiſchen Himmel und Erde, und wer vermöchte vorherzuſagen, wann er wohl zur Wahrheit werden würde? —

Nur für die Mutter ſelber war ſchon jetzt die Zeit ihrer eigenen Arbeit herangekommen, und ſchon morgen mußte ſie draußen am Herd ihr neues Amt antreten. Beide Kinder hatten ſie zwar noch kurz vor ihrem Wegzug auf's Allerdringlichſte gebeten, die alte Köchin Käthe mit hierher zu nehmen, die in der letzten Zeit eine ziemlich wohlhabende Schweſter beerbt, und ohne jeglichen Lohn bei ihrer früheren Herrin fortzudienen bereit geweſen wäre. Frau Steffens jedoch hatte ſchon damals erkannt, daß jetzt auch die kleinſte Mehrausgabe, wie die Verköſtigung einer vierten, wenn auch noch ſo anſpruchsloſen Perſon, unter allen Um-

ſtänden vermieden werden müßte. Nicht auf die Erſparniß von Thalern, ſondern ſchon von jedem einzelnen Pfennig zu denken, erſchien ihr jetzt als unabweisliche Pflicht. Und für jeden Dienſt, den ſie ſelber ſich und ihren Kindern leiſten konnte, durfte kein Dritter von ihr bezahlt werden, wollte ſie ſich nicht als eine Verſchwenderin vorkommen. Deshalb war ſie auch ihren Kindern gegenüber unerbittlich geblieben, und nur eine, des Morgens und Abends die ganz grobe Arbeit verrichtende Aufwärterin, — das war die einzige Bedienung, die ſie ſich noch gönnte. Die zwei Thaler monatlich dafür dünkten ihr zur Zeit noch keine für ſie unerſchwingliche Summe.

Freilich, die Materialien für den Haushalt einkaufen, das mußte die Wittwe ſelber beſorgen und jedes Anerbieten von Klärchen's Mithülfe lehnte ſie, als für ein ſo junges Mädchen nicht ſchicklich, ab.

So machte ſie ſich denn auch heute am frühen Morgen mit ihrem Korb am Arme zu ihrem Gange zu Fleiſcher, Bäcker und Kaufmann bereit, ohne viel danach zu fragen, ob ſich das für eine Kreisgerichtsrathswittwe wohl paſſen würde, oder nicht. Nach ihrer Heimkehr trat ſie dann zum erſten Male hinaus in die Küche.

Es war ein kleiner, halbdunkler Raum mit meiſt zerbrochenen Steinplatten, deſſen einziges Fenſter von dem engen, dumpfigen Hofraume nur ſpärliches Licht empfing.

So ſtarken Muthes die Räthin aber auch eingetreten war: als ſie jetzt mit umgebundener Schürze die neue Stätte ihrer nunmehrigen Thätigkeit ſich genauer anſah, konnte ſie doch eine augenblickliche Wehmuth nicht von ſich abweiſen. — Doch hinweg jetzt mit allen düſteren Vergleichen zwiſchen Einſt und Jetzt! Mit energiſchem Aufraffen ſchüttelte ſie

jede niederdrückende Empfindung von ſich ab, und nahm ihre Arbeit herzhaft in Angriff. Und als dann nur einmal das Feuer luſtig brannte, und der düſtere Küchenraum etwas davon erhellt war, da ſpürte ſie auch ein neues Licht in ihrem Herzen. Der Geiſt des ſeligen Mannes war ihr nahe, ſie fühlte, wie er ihr die Hand drückte, und ſie hörte Lob- und Troſtesworte aus ſeinem Munde. Aus dem der Küche gegenüberliegenden Zimmer, deſſen Thür offen ſtand, tönte jetzt auch Fifi's frohes Gezwitſcher zu ihr herein, und in ihrer eigenen Seele klang es jetzt in gleich triumphirender Weiſe: „Gottlob, ich hab's überſtanden, mein Herz iſt frei geworden und die Arbeit wird mir leicht!“

Daß aber erſt Klärchen und dann auch Rudolph durch die offene Küchenthür der Mutter bei dieſer Arbeit zugeſehen, und ſie dann mit traurigem Geſichte wieder in's Zimmer zurückgeſchlichen waren, das hatte dieſe, die mit dem Rücken dem Herde zugewendet ſtand, freilich nicht bemerken können. Und es war auch recht gut.

Klärchen hatte unterdeſſen, nachdem ſie ihre neue Clavierſchule des Morgens durchgeſehen, den Tiſch gedeckt, wie ſie ſchon früher gethan, und die Mutter trat jetzt herein, um ihr zu ſagen, daß die Suppe zum Auftragen für ſie bereit ſtehe. Den Geſchwiſtern war aber alle Luſt zum Eſſen vergangen und Klärchen ließ ihrem bedrückten Herzen zuerſt freien Lauf:

„Nein, gute Mutter, ſo darf es nicht weitergehen! Als ich und Rudi Dich vorhin in dieſer kalten Küche ſo am Herde ſtehen ſahen, da ward uns das Herz förmlich zugeſchnürt. Nein, wir haben Dich viel zu lieb, und verehren Dich viel zu hoch, als daß wir es länger mit anſehen könnten, wie Du Dich als Magd für uns abmühſt. Drum,

um Alles, Mutter, bitt' ich Dich: ſchon morgen mußt Du anfangen, mich kochen zu lehren. Das wird ja bald gelernt ſein, und Du wirſt künftig ſtets im Zimmer bleiben! Nur ich, die Tochter, gehöre hinaus in die Küche."

„Ja, Klärchen hat ganz Recht. Wie ſie, ſo denk' auch ich," ergänzte Rudolph in gewohnter Treuherzigkeit.

„Aber Kinder!" erwiderte die Mutter, die ihre Rührung kaum bemeiſtern konnte, „was macht Ihr doch ſo viel Aufhebens von einer an ſich ſo einfachen Sache! Das Gleiche thun ja tauſend andere, höchſt anſtändige Frauen, und Niemand macht ſich darüber die mindeſten Sorgen. Wenn Ihr aber glauben ſolltet, daß das Kochen mich irgendwie erniedrigen könnte, ſo habt Ihr eben eine unrichtige Anſicht darüber! Glaubt vielmehr, daß keine Arbeit, auch die allerniedrigſte nicht, den Menſchen an ſeiner Ehre ſchädigen kann, wenn ſie nur im rechten Geiſte verrichtet wird. Und darum bitt' ich Euch; verſcheucht jeden trüben Gedanken in dieſer Richtung und dankt vielmehr mit mir dem lieben Gott, daß ich geſund und kräftig genug bin, um alltäglich das Nothwendige leiſten zu können! Und nun beweiſt mir durch einen recht guten Appetit, daß Ihr meiner Kochkunſt ein löbliches Zeugniß ausſtellen wollt!" —

Sie ergriff jetzt Klärchen's Hand, und da ſie dieſe liebreich tätſchelte, ſagte ſie noch: „Siehe, mein gutes Kind, ſolche zarten Fingerchen, die ſich täglich im Clavierſpiel üben ſollen, die paſſen auch gar nicht zum Kochen, ſondern müſſen geſchont werden. Und bedenke doch auch, daß, was Deine Hände uns einſt durch Unterricht einbringen können, viel koſtbarer iſt, als wenn Du mich in der Küche ablöſen wollteſt. Drum leiſte Jedes von uns, was ihm zukommt, und was er am Beſten verſteht!"

„Mutter, ſei nicht böſe, daß ich vorhin ſo zu Dir geredet hatte!“ erwiderte Klärchen. „Wir haben Dich eben viel zu lieb, und möchten Dich, wenn wir es nur könnten, immer nur auf den Händen tragen.“

Es war ein gar liebliches Bild, als Klärchen, deſſen blondes Haar ſich von ihrem ſchwarzen Kleide leuchtend abhob, hierauf die Suppe hereintrug. Die Drei ſetzten ſich dann zum Mittagstiſch, und die Mutter hatte ihre ſtille Freude daran, mit welch ſcheinbar gutem Appetit die Kinder ihrer Kochkunſt das gewünſchte Zeugniß ausſtellten. Fifi gab dazu die fröhliche Tafelmuſik. —

„Kommt, Kinder,“ ſagte nach Tiſch die Räthin, „machen wir jetzt einen kleinen Spaziergang! Luft und Sonne werden uns nach ſoviel Arbeit wohlthun, und am hieſigen Schloßteich ſoll es ja wunderſchön ſein.“

Freudig ſtimmten ſie dem mütterlichen Vorſchlage bei, und ſchon eine halbe Stunde darauf luſtwandelten ſie dort, und erquickten ſich an den neuen Eindrücken ihrer einſamen Wanderung. Nur das Eine that ihnen gleich wehe: in ihrer früheren Heimath kannte ſie jedes Kind, und Jung und Alt begrüßte ſie gleich freundlich. Jetzt vermochten ſie unter allen ihnen hier begegnenden Menſchen auch nicht ein einziges bekanntes Geſicht zu erſpähen. Und mit dem herben Gefühle, daß ſie hier von aller Welt verlaſſen ſeien, gingen ſie wieder trauriger heim, als ſie fortgegangen waren.

BIBLIOTECA UNIVERSITARIA

Zweites Kapitel.

Und doch war diese Empfindung des völligen Alleinstehens in dieser fremden Stadt nur eine Täuschung gewesen.

Wie der schlechte Ruf eines Menschen als dunkler Schatten ihm überall, wohin immer er geht, warnend voraneilt, so sendet auch die Liebe und Verehrung, die von guten Menschen in der Ferne hinterlassen ward, ihr reines Licht voraus, wenn auch oft nur in wenige Herzen, aus denen es dann allmählich immer weitere Kreise bestrahlt.

Diese tröstliche Wahrheit durfte am andern Morgen zuerst Rudolph an sich erfahren, als er mit gepreßtem Herzen sich beim Pedell des Gymnasiums anmeldete, um seinem nunmehrigen Direktor, Doktor Weise, als neu eintretender Schüler sich vorzustellen. Kaum war er in der Amtsstube schüchtern eingetreten, da kam ihm der Direktor, ein schon älterer Mann mit wohlwollendem Gesicht, schon in der Thür entgegen, da er freundlich sagte: „Ah, mein lieber, junger Steffens! Freut mich, freut mich, Sie kennen zu lernen.“ Wie einen schon alten Bekannten faßte er ihn dann sogleich bei beiden Händen und Rudolph's Miene war der Ausdruck höchster Verblüfftheit.

„Aha, nichtwahr, junger Freund," ſcherzte der alte Herr, „jetzt dachten Sie ſich wohl: ja, wie kommt denn dieſer neue Direktor dazu, mich gleich ſo freundlich zu empfangen? Aber, da ſchauen Sie einmal her, junger Mann!" fuhr er fort, und deutete auf einen großen Brief, der auf dem Schreibtiſche lag, „hier habe ich Sie ſchon ſeit ein paar Tagen liegen, ſo zu ſagen, mit Haut und Haar."

Er rückte Rudolph einen Lederſtuhl heran, worauf ſich Jener befangen niederließ, während er ſelber im Lehnſtuhl Platz nahm. Dann fuhr er fort:

„Na, alſo: pro primo hat Ihr voriger Herr Direktor Zeller Sie ſehr gut qualificirt, dann hat er mir aber auch pro secundo über Ihre jetzigen Familienverhältniſſe umſtändlich referirt, und Ihr edler ſeliger Herr Vater, Ihre höchſt ſchätzenswerthe Frau Mutter, ja, ſogar Ihre Schweſter Klärchen, ſie Alle ſind mir, ſozuſagen, ſchon unbekannte Bekannte, und auch mit Ihrem alten Schulfreunde Jakob Plöhne bin ich bereits in, ſozuſagen, intimere Fühlung getreten. Denn ſehen Sie, lieber Freund, gerade dieſem Plöhne haben Sie dieſes, hier vor mir liegende Recommandationsſchreiben Ihres früheren Herrn Direktors zu verdanken."

„Dem Tiſchler-Jakob?" dachte ſich Rudolph in neuer Verwunderung.

„Ja, fürwahr," fuhr der Direktor pathetiſch fort, „ein actus amicitiae, den ich, ſozuſagen, klaſſiſch nennen möchte."

Nur mit Mühe bemeiſterte Rudolph ſeine Rührung, denn er beſorgte, vor ſeinem neuen Direktor nicht etwa zu weich zu erſcheinen.

Dieſer ſetzte ſich nun etwas höher auf und ſagte: „Kommen wir nun aber, ſozuſagen, in medias res! Aus

dieſem Schreiben habe ich nämlich auch entnommen, daß Sie, mein lieber Steffens, dem Beiſpiele Ihres braven Freundes nachfolgend, gleichfalls hier einige Lateinſtunden ertheilen möchten, um, — verzeihen Sie mir, daß ich auch das berühre! — um den mißlichen Finanzverhältniſſen Ihrer verehrten Frau Mutter etwas aufzuhelfen. Nun ja, damit dieſer Karren ſpäter, ſozuſagen, in's Rollen kommt, werde ich eben ein Bischen Vorſpanndienſte leiſten müſſen, thu's aber herzlich gern. Nur läßt ſich dieſes, ſo mitten im Schuljahr, nicht über's Knie abbrechen, ſondern wir brauchen ein wenig Geduld, bis die richtige Gelegenheit zu ſolchen Lektionen ſich findet. Na, und daß Sie ſchon in ſo jungen Jahren dieſen Verdienſt nöthig haben, abah, mein junger Freund, darüber machen Sie ſich nur keine ſentimentalen Scrupel! Mein Gott, wie viele große Männer: Gelehrte, Dichter, Künſtler und Erfinder, haben nicht eine mehr oder minder harte Jugend gehabt! Wer weiß jedoch, ob ſie jemals ſo hoch hinaufgeſtiegen wären, wenn ſie nicht zuerſt die Schule der Armuth summa cum laude abſolvirt hätten, und das Erz ihres Charakters nicht, ſozuſagen, vom Schickſalshammer erſt tüchtig bearbeitet worden wäre?"

Nach dieſen Worten war der Direktor aufgeſtanden. Auch Rudolph erhob ſich, und wäre er nicht von ehrfurchtsvoller Scheu davon abgehalten worden, ſo hätte er jetzt im Drange des Dankgefühles ſeinen Direktor umarmt. So aber begnügte er ſich damit, mit ſtürmiſcher Inbrunſt deſſen Hand zu drücken.

„Tauſendfachen, innigſten Dank, verehrter Herr Direktor!" ſo quoll es nun von ſeinen bebenden Lippen. Dann warf er in der Verwirrung bei ſeinem ungeſchickten Bückling erſt den Stuhl um, und blieb auch noch beim Hinaus-

gehen mit dem Aermel an der Thürklinke hängen, ſo daß der Direktor ihn lächelnd davon losmachen mußte. —

„Ach ja," ſeufzte der alte Schulmann, als er wieder allein war, „ſo alt wäre jetzt gerade mein ſeliger Karl, und er hatte daſſelbe gute, ehrliche Geſicht."

Er fuhr ſich über die Augen und ſetzte ſich wieder zum Arbeitstiſche nieder, um den Empfehlungsbrief ſeines Collegen zum zweiten Male, und jetzt mit noch viel größerem Verſtändniſſe, durchzuleſen.

* * *

So haſtigen Schrittes, wie diesmal, vom Gymnaſialgebäude bis in die ziemlich entfernte Gaſſe, und dann noch die vier Treppen hinauf, war Rudolph wohl noch niemals gelaufen. Athemlos kam er oben an. Nachdem er die Mutter dann ſchnell aus der Küche herausgerufen, mußte er ſich erſt einige Minuten verſchnaufen, bis er ihr und Klärchen ſeine heutigen Erlebniſſe umſtändlich berichten konnte.

Da war nun freilich ein helles Freudenlicht aus ſechs frohen Augen hervorgebrochen, und dem Tiſchler-Jakob mußte daheim das rechte Ohr gewaltig geklingelt haben: mit ſo großem Lob und Dank wurde ſein Name genannt.

„Aber nichtwahr, lieber Rudi," ſagte dann die Mutter, „wenn Du auch noch ſo lange auf die Dir in Ausſicht geſtellten Lateinſtunden warten mußt, ſo willſt Du doch nie die Geduld verlieren! Im Leben geht es nun einmal nicht, wie im Kindermärchen, daß bei jeder Noth oder Gefahr ſogleich ein wunderthätiger Geiſt ſich einſtellt. Endlich aber kommt er doch! — Und auch Du, liebes Klärchen, wirſt das an Dir noch erfahren!" — fügte ſie zum Troſte für dieſe hinzu, da die Tochter mit ſeltſamer Wehmuth dem Berichte des Bruders zugehört hatte.

Rudolph's Herz war aber noch zu voll von freudigem Danke. Er mußte es der Mutter noch völlig ausſchütten und ſagte zu ihr: „Und weißt Du auch, Mutter, was ich mir außerdem noch denke? — Ich glaube ganz ſicher: nie hätte mein lieber Jakob ſo gegen mich gehandelt, wüßte er nicht aus eigener Erfahrung, wie wehe die Noth Einem thun kann. Und drum hab' ich heut unſere eigene Armuth ordentlich lieb bekommen, denn nun hab' ich's ganz deutlich an Jakob erfahren: ſie macht den Menſchen eher beſſer, als ſchlechter."

„Bleibe nur bei dieſem ſchönen Glauben, lieber Rudi!" bekräftigte die Mutter, „denn auch er iſt ein Glück!" —

Nun waren ſchon wieder zwei Wochen vergangen, und ein Tag nach dem anderen mit ſolcher Regelmäßigkeit, wie ein Uhrwerk.

Am frühen Morgen half Klärchen Betten und Zimmer ordnen, dann ging die Räthin einkaufen, und zur Küche, und kein noch ſo vornehmes Haus mit zahlreicher Dienerſchaft konnte netter und ſauberer ausſehen, als dieſe beſcheidene Dachwohnung. Nur eine ſchon ältere Frau, gleichfalls Wittwe, die als Frau Schneidermeiſterin einſt auch viel beſſere Tage gehabt, half Holz, Kohlen und Waſſer die vier Stiegen hinauftragen und beſorgte die Reinigung der Kleidungsſtücke.

Dabei übte ſich Klärchen Stunden lang auf dem Klavier für ihren künftigen Beruf einer Muſiklehrerin ein, und auch Rudolph vertiefte ſich in ſeiner freien Zeit in die Lehrmethode für die jüngeren Lateiner. Der Direktor „Sozuſagen", wie Doktor Weiſe hier ſchon ſeit Jahren von allen Gymnaſiaſten genannt ward, war ihm aber ſeit ſeinem erſten Beſuche nicht mehr zu Geſicht gekommen, und oft hatte er

die Empfindung, als sei er von seinem Protektor schon wieder völlig vergessen worden. Und doch, wie irrig war diese Annahme! Sämmtliche Oberlehrer des Gymnasiums waren vom Direktor dringlichst aufgefordert worden, ein paar Lektionen für den neuen Unterprimaner ausfindig zu machen. Leider blieb aber der Erfolg noch immer aus, denn alle Privatstunden waren schon vom Winter her in festen Händen.

Für Klärchen's Klavierunterricht zeigte sich indessen nicht einmal eine ferne Aussicht.

Dazu war das erst so heitere Aprilwetter wieder in Regen und Schnee umgeschlagen, daß selbst der sangeslustige Fifi in seinem Käfig viel stiller geworden. Auch die drei Herzen fingen schon wieder an, sich einer düsteren Verzagtheit hinzugeben, und Tag um Tag befiel sie ein stärkeres Heimweh nach dem dahingegangenen Vater, der nach ihrer Empfindung doch nun lange genug von ihnen fern gewesen wäre, und jetzt endlich einmal wieder zu ihnen heimkehren dürfte. —

Dazu kam die leidige Erfahrung, daß hier in dieser größeren Stadt alle Lebensmittel doch bedeutend theurer waren, als in jener kleineren, und Frau Steffens mußte darauf sinnen, ihren schon an und für sich so bescheidenen Speisezettel noch mehr zu vereinfachen.

Vor Allem der kostspielige Kaffee mußte der viel wohlfeileren Einbrennsuppe beim Frühstück Platz machen, und auch die Fleischspeise durfte höchstens nur noch zwei Mal in der Woche auf dem Tisch erscheinen. Rudolph selber hatte der Mutter dazu gerathen, und ihr dabei in humoristischer Weise jedes Wort wiedererzählt, das ihm einst der Tischler-Jakob über seinen guten, Alles vertragenden Magen so welterhaben vordemonstrirt hatte. Und könnten drum nicht auch

ſie ſelber, meinte er, ſich zu gleicher Höhe der gaſtronomiſchen Bedürfnißloſigkeit hinaufſchwingen, um auf all dieſe gemeinen Nahrungsſorgen mit um ſo unabhängigerem Geiſte hinabſchauen zu können?

Doch auch dieſes neue Sparſyſtem nach dem bewährten Recept des Tiſchler-Jakob eröffnete noch keinen ſicheren Troſtesausblick in die Zukunft. Sie hatten eben, wie die Mutter einmal ſehr richtig geſagt, kein Kindermärchen mit allzeit hülfsbereiten Zaubergeiſtern zu durchleben, ſondern die nüchterne, kaltherzige Wirklichkeit, die für jedes Stück Brod oder Fleiſch einen klingenden Entgelt verlangte, und mit der ſie, gut oder ſchlecht, Tag für Tag fertig werden mußten. —

Die Räthin ſtand ſoeben, kurz vor zwölf Uhr, mit umgethaner Küchenſchürze draußen am Herd, und Klärchen war gerade daran, den Tiſch zu decken, da ward ganz unerwartet die Thürglocke ſo heftig angezogen, daß ſie in höchſter Erwartung dem Einlaßbegehrenden entgegenharrten. Wer hätte ſie denn auch hier aufſuchen ſollen, wo Niemand mit ihnen bekannt war? Wohl nur ein noch Aermerer, als ſie ſelber.

In dieſer Meinung ging Klärchen hinaus, und hatte zuvor ſchon ein Stück Brod zum Almoſen abgeſchnitten. Wie erſtaunte ſie jedoch, als eine nach Haltung und Ausſehen gleich vornehme, ältere Dame vor ihr ſtand, und ſie freundlich fragte, ob hier wohl die verwittwete Frau Kreisgerichtsrath Steffens wohne?

Als Klärchen das in ſichtlicher Verwunderung bejahte, ſagte die fremde Dame, ſie wohlgefällig betrachtend: „Ah, Sie ſind wahrſcheinlich die Tochter und heißen Klärchen, nichtwahr? und hat Ihre Mutter jetzt wohl ein Viertelſtündchen Zeit für mich?“

„O gewiß, gnädigſte Frau, ich bitte nur, in die Stube zu treten," erwiderte Klärchen befangen.

Raſch eilte ſie dann zur Mutter in die Küche. Dieſe band nur ſchnell noch ihre Schürze los, und trat dann in die Stube, wo ſich ihr der unerwartete Beſuch als die Tribunalpräſidentin von Köllſ, und zugleich als Tante der Räthin Brockmann, vorſtellig machte.

„O, die gnädigſte Frau Präſidentin! Und Sie haben ſich ſo hoch zu mir heraufbemüht! Ihre Güte beſchämt mich völlig", begann jetzt die Räthin. Und in ihrem ſchlichten Arbeitsanzug ward ſie ſich erſt recht ihrer niedrigen Stellung bewußt gegenüber dieſer vornehm gekleideten Dame.

Kaum hatte ſich die Präſidentin niedergeſetzt, als ſie auch ſchon mit einer gewiſſen Koketterie ihr goldenes Lorgnon vor die Augen hielt und die Stube nach allen Richtungen hin neugierig muſterte. Dann ſagte ſie: „Ei, ei, Sie wohnen ja hier ganz nett! Und wie das Alles fein ſäuberlich iſt! Ja, ja, da merkt man eben ſogleich die gute Hausfrau. Aber" — fügte ſie mit affektirter Drohung hinzu — „eigentlich ſollte ich Ihnen ernſtlich böſe ſein."

„Mir, gnädigſte Frau? Ich wüßte doch nicht," fragte Frau Steffens kopfſchüttelnd.

„Jawohl, Ihnen," fuhr die Andere mit gezwungener Liebenswürdigkeit fort. „Ich hatte nämlich beſtimmt gehofft, daß Sie, als eine ſo alte, gute Freundin des Brockmann'ſchen Hauſes, mich auch ſogleich nach Ihrer Ankunft hier aufſuchen würden. Statt deſſen habe ich nun ſchon mehrere Wochen vergeblich darauf gewartet und mich ſchließlich auch noch bei der Polizei nach Ihrer Wohnung erkundigen müſſen."

„O, verzeihen Sie mir, verehrteſte Frau Präſidentin,“ erwiderte die Räthin erröthend. „Sie begreifen wohl: in meiner jetzigen Stellung, —“

„Nun freilich“, fiel die Dame ihr in die ſtockende Rede, „Sie hatten ja in ſo ganz anderer Stellung, als Tribunalräthin, hierherzukommen gehofft, und auch mein Mann hätte ſeinen neuen Collegen gewiß nur freudig willkommen geheißen. Nun aber hat es der liebe Gott anders mit Ihnen gefügt, und ich habe Sie deshalb auch nicht ſowohl als Tribunalpräſidentin, ſondern vielmehr als oberſte Vorſteherin unſeres Frauenunterſtützungsvereins, hier aufgeſucht, um mich perſönlich davon zu überzeugen, was für Sie in Ihrer jetzigen Lage von uns gethan werden könnte.“

„Sie ſind wirklich zu gütig für mich, verehrte Frau Präſidentin!“ erwiderte die Räthin tief verletzt, und ſuchte umſonſt nach weiteren Worten. Befand ſie ſich doch zum allererſten Male in ſolch demüthigender Stellung einer ſo hochgeſtellten Frau gegenüber!

Die Präſidentin bemerkte dieſe Stimmung der Räthin ſehr gut, ſie war ſogar ſelber verlegen geworden, und ablenkend fuhr ſie fort: „Aber warum hält ſich denn Klärchen ſo ſeitwärts? Kommen Sie doch näher, liebes Kind!“

Schüchtern trat das Mädchen vom Fenſter heran, und die Präſidentin reichte ihr die Hand; dann ſagte ſie zu ihr: „Meine Nichte Brockmann hat mir ſchon von Ihnen geſchrieben, daß Sie eine ſehr gute Klavierſpielerin ſeien, und daß ſie auch uns von Ihrem Talent, ich meine nämlich durch Unterrichtertheilen, ein wenig profitiren laſſen möchten. Nichtwahr, das wollen Sie doch?“

„Gewiß, gnädigſte Frau, das wäre mein größtes Glück,“

antwortete Klärchen gepreßt, „wenn ich nur auch ſolche Lektionen bekommen könnte!“

Mutter und Tochter hingen jetzt mit großer Spannung am Munde der Präſidentin.

Da überflog deren feingeſchnittenes, von grauen Locken umrahmtes Geſicht auf einmal ein ſeltſamer Schatten, und ſie fragte im Tone vertraulichſter Ehrlichkeit: „Darf ich Ihnen jetzt ganz unverhohlen meine Anſicht darüber äußern?“

„O, gewiß, thun Sie das!“ bat die Räthin ſehr entſchieden. „Was nützen uns denn alle Illuſionen? Wir müſſen dem Leben offen und muthig in's Auge ſchauen!“

Klärchen's vorhin ſo froher Blick verdunkelte ſich wieder, denn aus jener Frage klang ihr keine glückverheißende Botſchaft entgegen.

„Sehen Sie, meine Lieben,“ hub die Präſidentin nun ſelbſtgefällig zu dociren an: „es iſt ein ſeltſamer, aber nicht ſehr glücklicher Zug ſo vieler Beamtenwittwen, der ſie gewöhnlich von der kleinen Stadt, in der ſie bisher gelebt, nach einer größeren hinlockt.“

„Aber verehrte Frau Präſidentin, in meinem ſpeciellen Falle möchte ich doch zu bedenken geben,“ wollte die Räthin ſchnell einwenden.

Die Andere fiel ihr aber gleich raſch in's Wort: „Ich bitte, Frau Räthin, mich erſt zu Ende zu hören. Ich weiß es ja gar wohl; alle dieſe Wittwen thun dieſen Schritt in der irrigen Hoffnung, daß ſich ihnen in einer größeren Stadt auch leichter neue Erwerbsquellen eröffnen würden. Ich will nun gar nicht von dem übergroßen Zuzug nach Berlin reden, wo eine Maſſe von Exiſtenzen, die dort Hülfe für ſich erhoffen, meiſt nur die traurigſten Enttäuſchungen erleben. Aber auch hier in unſerem, um ſo viel kleineren Königsberg

hat ſich, und zwar gerade für Klavierunterricht, eine ſo unverhältnißmäßige Concurrenz angeſammelt, daß oft recht tüchtige Muſiklehrer ſich nur zur Noth hier ernähren können, und Andere völlig brach gelegt ſind. Sie begreifen demnach, meine liebe Frau Räthin: für ein noch ganz fremdes Mädchen in Klärchen's Alter hier Klavierunterricht zu erhalten, das iſt unter den gegebenen Verhältniſſen keine ſo gar leichte Sache."

Nur zu deutlich war in den Augen der beiden Zuhörerinnen der niederſchlagende Eindruck dieſer Rede ſichtbar geworden, und wieder ſuchte die Präſidentin dieſen zu mildern, indem ſie ſagte: „Nun, nun, liebes Kind, nur nicht gleich zu verzagt ſein! Erſt müſſen wir uns ein wenig näher kennen lernen, dann wird ſich vielleicht Alles ganz gut richten laſſen. Und warten Sie nur: ich gehöre gar nicht zu den griesgrämigen Alten."

Dann tätſchelte ſie Klärchen die Hand und ſchmeichelte weiter: „Sie ſollen ja auch ganz ſüperb ſpielen, ſogar ſich ſchon in einem Concert producirt haben! Spielen Sie auch klaſſiſche Muſik?"

„O, gerade dieſe am Allerliebſten, gnädigſte Frau," erwiderte das Mädchen, wieder ermuthigter. „Ich habe mit meinen zwei Brüdern ſogar ſchon ein Beethoven'ſches Trio geſpielt."

„Ei, ei, das iſt ja ſehr viel," ſagte die Präſidentin erſtaunt. „Aber, richtig, meine Nichte ſchrieb mir ja ſchon davon, wie muſikaliſch Ihre ganze Familie ſei."

„Mein Gott, es war die allerletzte Muſik, die mein ſeliger Mann von ſeinen Kindern zu hören bekam," ſetzte die Räthin wehmüthig hinzu.

„Und was spielten in diesem Trio Ihre zwei Söhne?“ fragte die Präsidentin wieder.

„Der ältere Violine,“ erklärte deren Mutter, „und der jüngere, Rudolph, der hier bei uns ist, Cello.“

„Darf ich mir diesen jüngeren Sohn nicht auch ein wenig ansehen? Ist er zu Hause?“ klang jetzt in glaubwürdigster Theilnahme die neue Frage.

Auf einen Wink der Mutter war Klärchen in Rudolph's Kammer hinübergegangen, und dieser mit ihr jetzt schüchtern eingetreten.

„Frau Tribunalpräsidentin von Kölle,“ sagte die Mutter zu ihm, worauf er eine so tiefe, linkische Verbeugung machte, daß ihm seine langen Haare über's Gesicht herunterfielen und dieses völlig bedeckten.

„Nun, mein lieber Herr Rudolph,“ sagte diese freundlich, „auch wir Zwei werden noch nähere Bekanntschaft machen. Ich meine nämlich: Sie müssen uns mit Schwester Klärchen Ihr Beethoven'sches Trio einmal vorspielen! Für den Violinspieler werde ich schon sorgen, wenn Sie mir nur die Noten hierfür verschaffen können.“

Wieder verbeugte sich Rudolph gleich unbeholfen vor ihr, aber zum Reden gebrach es ihm trotz dieser schmeichelhaften Einladung an jeglichem Muth.

Die Präsidentin fuhr wieder fort: „Tag und Stunde werde ich Sie schon wissen lassen, und auch Sie, liebe Frau Räthin, müssen dann mitkommen! Ich werde nämlich einen ganz einfachen Theeabend bei mir arrangiren, und dann ein paar befreundete Familien dazu einladen. Wohlgemerkt, lauter solche, die sich zu Bundesgenossen für meinen Plan wegen Klärchen's qualificiren. Ja, ja, ein Bischen

diplomatiſch ſein, gehört eben auch zur Erfüllung meiner Miſſion.“

Sie zog jetzt raſch die Uhr aus dem Kleide. „Himmel, ſchon ein Uhr! Ich habe Ihnen gewiß die Eſſensſtunde weggeplaudert. Tauſend Mal Pardon! Jetzt aber gehe ich ſogleich.“ —

Kaum daß die Drei ſich's verſahen, war die Präſidentin auch ſchon zum Gehen bereit, küßte Klärchen raſch auf die Stirne und gab den Anderen die Hand. Alle Drei begleiteten ſie bis zur Ausgangsthür; dann war ſie hinausgerauſcht, wie eine Märchenfee.

Ob es eine wirkliche war, oder nur eine maskirte?

Als ſie dann wieder im Zimmer zuſammenſtanden, ſahen die Drei ſich ſtillſchweigend an, und Keines wollte das Wort ergreifen, bis Klärchen von ihrem hoffnungsfrohen Herzen dazu gedrängt wurde.

„Das war aber doch recht lieb von der Frau Präſidentin, daß Sie zuerſt Dich hier aufgeſucht hat, nichtwahr, Mutter? Und meinſt Du nicht auch, daß ſie bei ihrem großen hieſigen Einfluß mir ganz leicht eine Klavierlektion verſchaffen kann und auch will?“

„Ich will es hoffen, gutes Klärchen. Wir wollen es eben abwarten,“ lautete die reſignirte mütterliche Antwort.

Rudolph ſagte gar nichts und dachte jetzt nur daran, wie ihm bei ſeinem Direktor ſo ſonnig warm um's Herz geworden war, während bei dieſem Beſuche der Präſidentin es ihn wie ein Eishauch durchfröſtelt hatte.

Drittes Kapitel.

Wie es einem jungen unerfahrenen Herzen so leicht zu gehen pflegt, so wob jetzt auch in Klärchen's Gedanken die Hoffnung auf das Triospiel bei der Präsidentin um deren Gestalt einen immer lichteren Schimmer, und von Tag zu Tag glaubte sie zuversichtlicher an diese hülfsbereite Protektorin.

Sehnsuchtsvoll harrten die beiden Geschwister der Einladung entgegen. Die Mutter hütete sich auch ängstlich davor, in den jungen, vertrauensseligen Gemüthern nur das leiseste Mißtrauen zu nähren. Denn jede Stunde, wenn auch nur trügerischen Glückes, dachte sie sich, thut dem Herzen ja gleich wohl, als wie das wirkliche. —

Schon waren indessen wieder zwei Wochen vergangen, und weder der gute Direktor „Sozusagen", noch die Präsidentin, hatten etwas von sich hören lassen. Zumal Rudolph ward darüber immer mehr betrübt, und stets mußte er an seinen lieben Freund, den Tischler-Jakob, denken, wie dieser es doch so gut gegen ihn habe mit seinem Ueberfluß an Lektionen, während er selber noch keine einzige hier erhalten konnte. Was nützte ihm jetzt sein großer Vorrath an Courage,

wenn er ihn nirgends verwenden konnte? Zwar gab er ſich alle Mühe, ſeine gedrückte Stimmung vor der Mutter zu verbergen. Im Stillen jedoch dachte er nur zu oft: „Ach, arm ſein, aber aus eigener Kraft etwas verdienen können, das will ja nicht viel heißen; aber wer, wie ich, ſich nach Arbeit ſehnt, auch um den beſcheidenſten Lohn, und doch keine finden kann, der iſt wirklich ein armer Teufel zu nennen. Und ein ſolcher bin ich leidergottes nun ſelber.“

In dieſer Niedergeſchlagenheit war es für ihn ein wahres Glück, daß ein kaum mehr erwartetes Billet der Präſidentin die Geſchwiſter endlich in ihr Haus beſchied, um gemeinſchaftlich mit einem hieſigen jungen Violinſpieler jenes Beethoven'ſche Trio zuerſt im engeren Familienkreiſe zu probiren, und es dann am folgenden Abend vor einer größeren Zuhörerſchaft aufzuführen.

Robert hatte ſeine Geigenſtimme ſchon lange zuvor auf ſeines Bruders Bitte hierhergeſchickt und aus dieſer Aufforderung die ſeltſamſten Schlüſſe gezogen. Ueber ihre jetzige bedrängte Lage hatte die Mutter ihm zwar nie ein verſtimmendes Wort geſchrieben, für ſo günſtig konnte er aber die Lage der Seinigen denn doch nicht halten, daß ſich ſeine Geſchwiſter ſchon jetzt wieder entſchließen mochten, in einem fremden Hauſe zu muſiciren. Warum, und mit welchen Hoffnungen, ſie's thun wollten, das hatte Rudolph dem Bruder ja völlig verſchwiegen, denn er, ſo gut wie Mutter und Schweſter, war ſtets glücklich geweſen, daß auch Robert's Briefe immer nur Freudiges über ſeinen Aufenthalt im Bode'ſchen Hauſe berichteten. Wer hätte ſeine frohe Stimmung nun ohne Noth trüben ſollen? —

Schon die Probe des Trioſpieles, an der nebſt ſeiner Gemahlin und Tochter auch der Präſident ſelber wohl-

gefällig Antheil genommen, war höchſt befriedigend ausgefallen, und das Geſchwiſterpaar darüber hochbeglückt nach Hauſe zurückgekehrt.

Am darauf folgenden Abend hatte ſich dann eine ziemlich große, vornehme Zuhörerſchaft im präſidentlichen Salon eingefunden, und das Spiel der Beiden war ebenſo beifällig aufgenommen, als auch, was noch wichtiger war, die wärmſte Theilnahme für ſie in allen Herzen erweckt worden. Die Präſidentin hatte natürlich nicht verſäumt, all ihre Gäſte mit dem tragiſchen Schickſal dieſer Beamtenfamilie vorher bekannt zu machen. So war Anerkennung und Mitleid der Anweſenden Hand in Hand gegangen, und Aller Augen ruhten freundlich bald auf dem anmuthigen Mädchenbild, bald auf dem ſympathiſchen Jüngling.

Die Mutter ſelber fehlte dabei, ſo dringend auch ſie zu dieſem Abend eingeladen war. Und doch, wäre ſie nach beendigtem Spiel Augen- und Ohrenzeugin davon geweſen, wie Alle ſich bemühten, der Tochter und dem Sohne liebe und ſchöne Worte zu ſagen, und gar, wie die Präſidentin ſogar vor der ganzen Geſellſchaft Klärchen umarmte: gewiß, bei dieſem Anblick wäre auch der letzte Reſt ihres heimlichen Mißtrauens gegen dieſe hülfreiche Beſchützerin aus ihrer Seele gewichen.

In glückſeliger Zuverſicht waren denn auch die Geſchwiſter im eigenen Wagen der Präſidentin ſpät Abends zur Mutter heimgekehrt. Und was war das nun von den Beiden ein lebhaftes Erzählen von den glänzenden Erfolgen dieſes Concertes!

„Ja, Mutter," rief jetzt Rudolph begeiſtert, „glaub' es doch nur, heut Abend iſt das Eis für Klärchen gebrochen worden! So ſchön hat ſie aber auch noch ſelten geſpielt!

Dieſes Lob aus vornehmen Kreiſen ſpricht ſich auch gar bald in der ganzen Stadt herum, und dann kann es ja gar nicht fehlen, daß Klärchen ſo viel Klavierlektionen erhält, als ſie nur geben kann."

„Ja, ich glaub' es ſelber", ſtimmte auch Klärchen mit funkelnden Augen bei. „Diesmal behält der liebe Rudi ganz gewiß Recht."

Unter dieſen überzeugenden Verſicherungen ihrer Kinder war auch das Herz der Räthin unwillkürlich in gleich frohe Zuverſicht eingewiegt worden. —

Es war ſchon Mitternacht, als ſie zu Bette gingen, und der Vollmond über ihrer Dachwohnung konnte die heutige Nacht nicht mit milderem Lichte verklären, als dieſe dreifache Hoffnung ihrer Aller Träume von dem Nahen einer beſſern Zukunft durchleuchtete.

Wie jedoch die Beethoven'ſchen Harmonien an dieſem Abend ſpurlos in der Luft verklungen waren, ſo ging es auch mit den Empfehlungen der Präſidentin. Niemand aus der Zuhörerſchaft dachte andern Morgens mehr daran, daß er ſich geſtern gleichſam mit verpflichtet habe, für Klärchen's Fortkommen behülflich zu ſein. Es war eben ein leidlich angenehmer Abend geweſen, bei dem namentlich die weibliche Rührung ſich auslaſſen konnte, und damit begnügte man ſich. Auch die Präſidentin ſelber hatte kurz darauf ſchon wieder ſo viele andere, noch intereſſantere Armenfälle aufgeſtöbert, auch über einen Damenbazar zu einer Kirchenreſtauration das Protektorat übernommen, und noch obendrein für einen verunglückten Flötiſten ein Concert zuſammenzubringen, daß ihr „das liebe Klärchen" ohne beſondere Beunruhigung ſchon wieder aus dem Sinne gekommen war. Und da ſie ſich ſagte, daß mit einer Geldunterſtützung aus

der Vereinswittwenkaſſe bei der Räthin Steffens doch nur eine perſönliche Verletzung bewirkt werden könnte, ſo ließ ſie dieſen ganzen Fall wieder ruhig bei Seite liegen, ohne deshalb auch nur einen einzigen Ton aufzugeben in ihrem großen Liebeshymnus: Seid umſchlungen Millionen! Dieſen Kuß der ganzen Welt! —

Ein parfümirtes Billet der Präſidentin an die Räthin dankte Tags darauf ihren „ebenſo hoch talentirten, wie liebenswürdigen Kindern für den delicioſen Concertgenuß," dann wochenlanges Schweigen, das auch in der Folge nicht mehr gebrochen wurde.

So hoch vorher Mutter und Kinder zum Himmel der Hoffnungen ſich aufgeſchwungen, ſo tief lagen ſie jetzt wieder auf dem harten Boden der Enttäuſchung. —

Ein Gutes war aber doch daraus entſprungen. Die Räthin hatte nun endgültig einzuſehen gelernt, daß eine ſichere Aufbeſſerung ihrer Verhältniſſe nur durch eine noch geſteigerte Entſagung erzielt werden könnte: darum auch noch die bisherige Aufwärterin abgeſchafft!

Dieſe koſtete freilich nur zwei Groſchen für den Tag, und was ſollte das viel ausmachen? So hätte Frau Steffens bei all ihrer Sparſamkeit wohl früher gedacht. Jetzt verſtand ſie viel genauer zu rechnen, und wenn ſie dieſe zwei Groſchen mit 365 multiplicirte, kamen da nicht rund und nett im Jahre vierundzwanzig Thaler heraus? Eine Summe, die der Hälfte ihres Miethzinſes gleich kam. — Für ihre jetzigen Finanzen wahrhaftig keine Kleinigkeit!

Freilich, das machte ſich die Räthin bei ihrem Entſchluſſe ſogleich klar: ſehr leicht war dieſes Geld nicht zu verdienen, denn nun hieß es auch, mit eigener Hand den Ofen heizen, und, was noch viel härter war, das Waſſer

nicht nur am öffentlichen Brunnen holen, ſondern es auch noch die vier Stiegen heraufſtragen.

Als ſie ſich dieſes letzte Geſchäft ſo recht lebendig vergegenwärtigte, wollte ſie faſt ſchon wieder wankend werden. Sogleich aber errang ihre Energie die Oberhand. „Nein, nein," rief ſie ſich zu, „hinweg jetzt mit ſolch übel angebrachter Vornehmthuerei! Wenn meine Hände beim Einheizen etwas Rußflecken bekommen, und ich waſche ſie wieder, ſind ſie dann nicht eben ſo rein, als wie zuvor, vielleicht noch reiner? Und wenn ich am öffentlichen Brunnen den Waſſereimer füllen laſſe, und unvernünftige Nachbarn vielleicht ihre Gloſſen darüber machen, was hab' ich danach zu fragen, wenn nur ich ſelber weiß, daß ſogar dieſe gemeinſte Dienſtmagdarbeit meine Geſinnung nicht erniedrigen kann?"

Ihre ganze Sorge war jetzt nur noch die, ob auch Klärchen und Rudolph ſich mit ihrem neuen Entſchluß befreunden würden, denn daß deren zärtliche Liebe jetzt noch einen viel kräftigeren Einſpruch, als einſt beim Kochen, dagegen erheben würde, das galt ihr im Voraus für gewiß. Sie war aber feſt entſchloſſen, ſich durch keine Bitte, keine Vorſtellung, von dem, was ſie für unabänderlich erkannt, wieder abbringen zu laſſen.

Nach dem heutigen Abendeſſen, das aus Hafergrütze beſtand, hatte ſie den Beiden ihr neues Rechenexempel mit überzeugenden Ziffern auseinander geſetzt und eben ſo klar all ihre Gedanken darüber ausgeſprochen.

„Und deshalb, gute Kinder," ſo ſchloß ſie jetzt, „hat es dabei ſein unwiderrufliches Verbleiben, und ich hoffe, daß auch Ihr, im rechten Verſtändniß Eurer Liebe, mit meinem Entſchluſſe Euch befreunden werdet!"

„Aber, beſte Mutter!“ rief zuerſt Klärchen ganz beſtürzt, „bedenke doch —“

„Es giebt hier kein Aber mehr,“ ermahnte die Mutter energiſch. „Das Muß allein hat hier das Wort zu reden.“

Trotz dieſem Einſpruche ließ Rudolph ſich's nicht nehmen, anſtatt der verwirrt zu Boden ſchauenden Schweſter, die Worte hervorzuſtoßen: — „Was, Du, unſere Mutter, am Brunnen drunten Waſſer holen? Nein, nicht um Alles geb' ich das zu. Das darf nur ich ſelber thun, ſonſt hätt' ich ja kein Herz im Leibe, und müßte mich vor aller Welt und mir ſelber zu Tode ſchämen.“

Nun war auch Klärchen wieder der Muth gewachſen, und ſie fiel dem Bruder in's Wort: „Nein, Rudi, das Waſſerholen ſchickt ſich auch nicht für Dich. Das thue nur ich, und auch vor dem ſchwerſten Eimer hab' ich keine Angſt. O, ich bin ſchon ſtark genug, um ihn heraufzutragen.“

„Du gutes Kind!“ erwiderte die Mutter bewegt, „und doch kann und darf ich's Dir nicht erlauben, oft mitten unter Dienſtmägden am öffentlichen Brunnen zu ſtehen. Das ſchickt ſich nicht für ein Mädchen in deinem Alter.“

„Nun denn in Gottes Namen, Mutter,“ unterbrach ſie die Tochter, „ſo werd' ich eben, ſo oft Du zum Brunnen gehſt, immer unter dem Hausthor auf Dich warten und dort den Eimer Dir abnehmen, um ihn heraufzutragen.“

„So, Kläre? Du ſchwaches Ding mit Deinen zarten Klavierfingern?“ hänſelte ſie jetzt Rudolph, „hab' ich nicht vielleicht doch noch ein bischen mehr Kraft, als Du, für einen ſo ſchweren Waſſereimer? Nein, Mutter, nur mich mußt Du das thun laſſen! Höchſtens eine Flaſche mag die Kläre Dir einmal abnehmen, aber der Eimer gehört nur für mich. Davon laſſ' ich nun einmal nicht.“

„Aber weißt Du, Mutterchen," fuhr er lächelnd fort, „was Du von den bisherigen Arbeiten der Aufwärterin ganz vergessen haſt?"

„Nun, was denn, guter Rudi?" fragte dieſe verwundert.

„Ei, das Reinigen von Kleidern und Schuhwerk," erklärte dieſer, „und dieſes wird erſt recht mein künftiges Geſchäftsfach ſein. Nur die Frauenröcke will ich der Kläre überlaſſen."

„O ihr egoiſtiſchen, neidiſchen Kinder!" ſcherzte die Mutter, und heiße Thränen des Glückes über dieſen Wettſtreit der Kindesliebe rannen ihr über die Wangen.

* * *

Genau ſo, wie es Rudolph und Klärchen mit der Mutter verabredet, ward das Arbeitsprogramm der früheren Aufwärterin dann auch alltäglich ausgeführt, mit dem Waſſerholen am Brunnen, wie mit dem Heraufſtragen zum vierten Stock, mit dem Einheizen, wie mit der Reinigung der Zimmer, und alle Arbeit ging noch viel roſcher von ſtatten, als einſt bei der alten Dienerin.

Und welch ergötzliches Schauſpiel fand jetzt jeden Morgen im Hausflur ſtatt! Da ſtand der Unterprimaner mit aufgeſtülpten Hemdärmeln und ſtrich mit der Wichsbürſte erſt auf ſeinen Stiefeln, und dann auf den Schuhen von Mutter und Schweſter, ſo energiſch darauf los, mitunter auch ein Lied dazu trällernd, als wenn er aus lauter Liebhaberei dieſes ſeltſame Geſchäft betriebe. Jemehr das Leder dann zum Glänzen kam, um ſo froher ſchaute er darauf hin, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſich wunder was Großes eingebildet auf ſeine von Morgen zu Morgen vollendetere Wichskunſt. In ſeiner Klaſſe muſterte er ſogar mit fachmänniſchem Kennerblick jede einzelne Fußbekleidung ſeiner Mitſchüler,

und war heimlich vergnügt, wenn keine einzige der ſeinigen an blankem Schimmer gleich kam. Dann verlachte er ſich freilich wieder wegen ſeiner kindiſchen Freude, und doch verhalf ſie ihm ſtets auf's Neue zur Erkenntniß: wie in einem harmoniſch geſtimmten Menſchenherzen oft ganz lächerlich ſcheinende, winzige Urſachen eine glückliche Stimmung hervorbringen können. Da er nun aber auch die eigenhändige Reinhaltung ſeiner Kleider mit übernahm, und dafür nur ſich ſelber verantwortlich war, ſo trug er den nicht geringen Vortheil davon, daß er ſchon während des ganzen Tages auf der Straße und im Schulſaal, beim Eſſen und Privatſtudium, auf die Schonung ſeiner Toilette peinlich Acht gab und jeden Flecken ängſtlich vermied. Ganz genau erinnerte er ſich jetzt auch, wie ſchon daheim der ſelige Vater über die Nachläſſigkeit des Kleiderputzens ſich oft beſchwert, und dann die Mutter trotz aller übelriechenden Eſſenzen es nicht verhindern konnte, daß die Kleider viel weniger durch Altersſchwäche, als durch dieſe fatalen Flecken, ihr anſtändiges Daſein oft vor der Zeit beſchließen mußten.

„Pah", dachte er ſich eines ſchönen Morgens mit lachendem Geſicht, als er eben einen ſolchen aufdringlichen Roſtflecken glücklich in die Flucht geſchlagen, „wenn jetzt meine Schulkameraden wüßten, daß ich ſelber mein Stiefelwichſer und Kleiderputzer wäre, würden ſie mich nicht einen armen Schlucker ſchelten? Aber was wiſſen ſie denn viel vom eigentlichen Leben? Sie ſitzen gemächlich im Elternhauſe, wie der Vogel im Hanfſamen. Wenn ihr Rock nicht mehr anſtändig getragen werden kann, ſo wird ihnen eben vom Herrn Papa ein neuer angeſchafft. Aber haben ſie denn nur einen blaſſen Schein davon, daß im Hauſe meiner Mutter die Anſchaffung eines neuen Rockes eine ſehr ernſte

Finanzfrage iſt? Und daß, wenn ich einen, ſchon ein Jahr getragenen, dann noch um ein weiteres, oder gar viertes das Daſein verlängere, daß ich dann meiner Mutter ein kleines Kapital erſpare? — Ihr ſeht alſo: da iſt gar nichts zu lachen, ſondern dieſe Sache iſt ſehr ernſt, und danket Eurem Schöpfer, daß ihr es nicht gleichfalls nöthig habt!“

Wie er jetzt ſo eben nach einem ſeiner Stiefel griff und luſtig darauf loswichſte, da ward ſein Geſicht ganz leuchtend, denn er dachte bei ſich: „Einer aber, das weiß ich, der würde jetzt herzlich lachen, wenn er mich jetzt ſo wichſen ſehen könnte, aber nicht aus Spott, nein, aus lauter Reſpekt vor mir: ein Einziger, dem alle meine hieſigen Kameraden nicht das Waſſer reichen können, und das iſt der Tiſchler-Jakob, mein treueſter Freund auf der ganzen Welt. Haha, der iſt auch ſein eigener Stiefelwichſer, und doch der Primus in allen Klaſſen.“

Gegen dieſen finanziellen Vortheil ſtand der andere pſychiſche, der daraus erfloß, an Bedeutung noch weit voran. Durch dieſe neue tägliche Gewöhnung, ſich jeden fremden Dienſtes für ſeine Perſon zu entäußern, überkam Rudolph ſtets kräftiger das ſtolze Bewußtſein von perſönlicher Unabhängigkeit, ſein Muth und Selbſtvertrauen wurde kräftig gehoben, und dieſe Geſammtempfindung verlieh zuletzt ſeinem von Natur aus etwas weichen Weſen eine härtere Prägung, deren er in ganz ſorgenloſen Verhältniſſen gewiß für ſein Lebtag ermangelt hätte.

Doch auch Klärchen hatte dem Bruder an Opferwilligkeit nicht nachſtehen wollen. Trotz dem früheren Widerſpruch der Mutter, ſie als Schülerin der Kochkunſt aufzunehmen, hatte ſie jetzt dennoch dieſe Vergünſtigung von ihr wahrhaft erbettelt. Was fragte ſie mehr danach, ob ihre Finger zum

Klavierſpiel dadurch mehr oder minder verdorben würden? Denn, ſagte ſie ſich, wenn die Mutter eines Tages krank daniederläge, wer ſollte dann aushelfen? Zum gründlichen Durchſtudiren ihrer Klavierſchule blieb ihr ja noch Zeit genug, und ſo vergaß ſie über ihrer jetzigen häuslichen Thätigkeit die frühere allzu ſtürmiſche Sehnſucht nach Muſikſtunden, und mehr denn einmal gelobten ſich die Geſchwiſter, die Mutter nie mehr durch Ungeduld zu beunruhigen.

Dieſe ſelber fühlte jedoch gleichfalls, daß das Bischen Einkaufen, Kochen und Waſchen ihre Zeit nicht nutzbringend genug ausfülle. Darum wollte ſie die übrige durch irgend eine lohnende Handarbeit verwerthen. Hätte ſie nur auch gewußt, wo ſolche zu bekommen, und welche am Einträglichſten geweſen wäre! Nähen und Stricken, Häkeln und Sticken, Frauenkleider zuſchneiden und machen, oder zerriſſene wieder geſchickt zuſammenflicken, — das Alles verſtand ſie ja gleichgut. Und ſie hätte ſich gern mit dem geringſten Verdienſte begnügt, wenn er nur auch ein ſtändiger geweſen wäre. So wollte ſie denn überall nach entſprechender Arbeit Umfrage halten, und ſich keinen vergeblichen Gang verdrießen laſſen. —

Schon eine ganze Woche lang hatte ſie die Stadt nach allen Richtungen durchwandert und in allen Weißwaarenhandlungen, Poſamentier- und Konfektionsgeſchäften angefragt, in jedem aber die ſtets verneinende, gleich troſtloſe Antwort erhalten, bald höflich, bald mürriſch, bald kurz angebunden, bald unter vielem Geſchwätz, daß eben alle Arbeit ſchon ganz vergeben ſei, und daß ſogar manche Dame aus den beſten Ständen, von der es gewiß Niemand vermuthen würde, in der gleich traurigen Lage wäre, Arbeit zu ſuchen, und doch keine finden könnte.

Bei jedem dieſer einzelnen Gänge war ihr freilich das Herz oft bis zum Berſten ſchwer geworden, und doch, ſo oft ſie auch ohne Erfolg aus einem ſolchen Geſchäftshauſe heraustrat: immer wieder ſagte ſie ſich die Zauberformel vor, die ihr wie ein Licht im Dunkel des Lebens allmählich offenbart worden war: „Ich will nicht unglücklich ſein!“ Und nie hatte deren Wirkung ſie völlig im Stiche gelaſſen.

Nur das allerletzte Mal, nachdem Frau Steffens in einem Geſchäft mit ſchon fertigen Weißwaaren auch noch eine ziemlich verächtliche Abfertigung erfahren ſammt dem Verdacht, ob man ihr wohl auch eine Näharbeit in's Haus mitgeben könnte, da brach ſie beim Hinausgehen vor Herzleid förmlich zuſammen. Nur mit Mühe konnte ſie noch ihr Haus erreichen und ſich die vier Treppen hinaufſchleppen. Dann ſank ſie auf den nächſten beſten Stuhl und weinte krampfhaft, doch nur ein paar Minuten ſaß ſie ſo da, die Hände vor's Geſicht gedrückt; dann raffte ſie ſich wieder auf, und wehrte ſich mit allen Kräften gegen dieſe Uebermacht ihres ſo natürlichen Schmerzes. Haſtig wiſchte ſie die letzte Thränenſpur von ihren bleichen Wangen. Dann ſchaute ſie, wie ſo oft während des Tages, zum Bild ihres ſeligen Mannes hinauf; deſſen treuherziges Geſicht lächelte neuen Troſt ihr zu und mit äußerſter Entſchloſſenheit rief ſie dann zu dem Bilde hinauf: „Nein, nie mehr, mein guter ſeliger Wilhelm, ſollſt Du mich von nun an ſo kleinmüthig ſehen! Nein, und abermals nein! Bei meiner unauslöſchlichen Liebe zu Dir gelob' ich's: ich will und will nicht unglücklich ſein!“

Klärchen hatte unterdeſſen ohne Vorwiſſen der Mutter, bald nach deren Weggange, ſich gleichfalls von daheim entfernt und auf's Gerathewohl in mehreren Stickereigeſchäften nach einer Arbeit für ſich ſelber umhergefragt.

Da ihr faſt jede Hoffnung auf Klavierlektionen geſchwunden war, ſo wollte ſie ſich einen anderen Verdienſt verſchaffen. Im Buchſtabenſticken auf Leinewand war ſie ja ſehr geſchickt. Wie wäre ſie deshalb überglücklich geweſen, mit einem ſolchen Auftrage die Mutter überraſchen zu dürfen! Nun war aber auch ihr eigener Sorgengang ganz erfolglos geblieben. Sie hoffte wenigſtens, ihn daheim verſchweigen zu können, und erſchrak darum nicht wenig, als ſie beim Eintritt in's Wohnzimmer die noch auswärts geglaubte Mutter ſchon am Fenſter ſitzen ſah. Und mit welch ruhigem Geſicht!

„O gewiß," dachte ſie ſich raſch, „dieſes Mal hat die Mutter nicht vergeblich nach Arbeit umhergefragt. Ich ſeh's ihr ſchon an den Augen an. Wie ſag' ich's ihr aber jetzt, daß auch ich in gleicher Abſicht fortgegangen war, und gegen ihre Erlaubniß?"

Ohne langes Beſinnen folgte Klärchen ihrem natürlichen Herzensdrang und geſtand der Mutter ihr im Grunde ſo unſchuldiges Vergehen. Dieſe verlor kein weiteres Wort darüber, und ſagte nur: „Nun, gutes Kind, wenn Du nur auch die gleiche Seelenruhe darüber erlangen kannſt, wie ich ſelber, dann iſt Alles gut."

„Was meinſt Du darunter, Mutter?", fragte Klärchen.

Da zog ſie das ſichtlich gedrückte Mädchen zu ſich heran und erzählte ihr von ihren auch heute mißglückten Anfragen nach Arbeit, ohne ihr zugleich ihr letztes niederdrückendes Erlebniß zu verrathen. Dann legte ſie ihre Hand in die ihres Kindes und weihte auch ſie in ihre Weisheitslehre der Armuth ein: „Ich will nicht unglücklich ſein!"

Mit andächtigen Blicken hing Klärchen an ihren Lippen, dann ſagte ſie: „Ach ja, Du haſt Recht, gute Mutter! Mit

dieſem Spruch läßt ſich Alles ertragen und das Herz wird nicht verbittert dabei."

Dann fuhr ſie mit ſteigender Erregtheit fort: „Aber leben müſſen wir eben doch, wenn auch noch ſo ſchlecht und ſparſam, unſer Geld reicht aber nicht dazu aus. Und ſiehe, darum war ich heute in einem Stickereigeſchäft, in meiner Angſt nannte ich der Frau meinen Namen und Stand, und ſagte ihr auch, wie übel wir daran wären. Da ſah ſie mich auf einmal ganz freundlich an, und bedauerte, daß ſchon alle Arbeit vergriffen wäre. Doch eine Ladnerinſtelle ſei gerade bei ihr erledigt, mit freier Station und monatlich fünf Thalern Salair, und ſie fragte mich, ob ich dieſen Dienſt bei ihr vielleicht verſuchen wollte. Natürlich getraute ich mich nicht, ſogleich Ja zu ſagen, weil ich Dich erſt darum fragen müßte. Da gab ſie mir ſogar acht Tage Bedenkzeit, und wenn ſich nun auch in dieſer Woche kein Verdienſt für uns findet; dann, gute Mutter, — ich bitte Dich darum aus ganzer Seele — dann laß mich dieſe Stelle übernehmen! Ich würde Dich ja dann keinen Heller mehr koſten, und die monatlichen fünf Thaler gäb' ich dann nur Dir. Freilich würd' es mir furchtbar ſchwer fallen, mich von Dir trennen zu müſſen, aber glaube mir, beſte Mutter, auch fern von Dir werd' ich dann jeden Morgen und Abend ſagen: Ich will nicht unglücklich ſein!"

„Ach nein, Du gutes Kind," rief die Räthin ergriffen, „ſo weit ſind wir doch noch nicht, um auch dieſes Opfer bringen zu müſſen. Daß Du aber dazu bereit geweſen wäreſt, das werd' ich Dir nie vergeſſen."

Sie drückte einen innigen Kuß auf Klärchen's Stirn, da ſtürmte Rudolph ganz unerwartet herein, und rief außer Athem: „Hurrah, Mutter, hurrah, Klärchen, eine

Lateinſtunde hab' ich, ſechs Mal in der Woche und jedes Mal vier gute Groſchen! Nichtwahr, iſt das eine famoſe Neuigkeit!"

In ſeinem Freudentaumel umarmte er auch ſogleich die Mutter und Schweſter, dann fuhr er wieder fort: „Und bis zum nächſten Schuljahr dauern dieſe Lektionen, ſogar noch über die Ferien! Der Junge eines Doktors iſt mein Schüler, den Namen hab' ich hier in der Taſche! Ach, hättet ihr's mit anſehen können, mit welcher Freude der gute Direktor mir dies angekündigt hat! Und wißt Ihr auch? Jetzt kann ich ganz allein den kompleten Hauszins zahlen, und ſo wohnt ihr von jetzt an bei mir in der Miethe! — Hurrah, Euer Hausherr bin ich jetzt geworden! Herrgott, iſt das ein rieſiges Glück!" —

Wer wollte nun noch hören, was Mutter und Schweſter nach dieſem Freudenausbrauch empfanden und ſagten? Oder wie heut Abend das kalte Abendbrod allen Dreien ſchmeckte? —

Bevor ſich aber der neue Lateininſtruktor zu Bette legte, um von ſeinen Triumphen weiter zu träumen, ſetzte er ſich an ſeinen Zaubertiſch und ſchrieb daran:

„Königsberg, am 24. April, in meiner Dachſtubenreſidenz.

Liebſter Jakob!

Noch vor meiner heutigen Nachtruhe muß ich Dir die Siegesnachricht melden: ſo eben bin ich als römiſcher Triumphator in meinem himmelnahen Palaſt eingezogen, oder vielmehr als germaniſcher Eroberer meiner erſten Lateinſtunde, und beziehe fortan einen täglichen Ehrenſold

von netto vier guten Groſchen. Iſt das nicht eine ganz glorioſe Weltſtellung?

Aber nein, beſter Freund, keinen ſchlechten Witz in einer ſo weihevollen nächtlichen Stunde, deren Glücksfülle nur Dein braves, ehrliches Herz ſo recht mit mir empfinden kann! Hat doch nur Deine Freundſchaft mir die Waffen ſchmieden helfen, mit denen ich dieſen erſten Sieg in meinem ſchweren Lebenskampf erfechten konnte! Du glaubſt gar nicht, welche Courage ich jetzt in mir verſpüre, die Du mir einſt ſo dringend angerathen haſt! Und wenn Du erſt wüßteſt, wie ich auch meinen Magen ſchon dreſſirt habe, und wie er mir prächtig parirt: Du hätteſt Deine helle Freude daran!

Denke Dir nur! Das ſchnöde Fleiſch behandle ich bereits ziemlich verächtlich, dagegen erweiſe ich der populären Kartoffel und dem ganzen edlen Geſchlechte der Hülſenfrüchte alle mögliche Ehre. Und gar auf die Einbrennſuppe freue ich mich jeden Morgen, wie ein Kind auf ein Leckerſtück.

Aber ſüßer Milchkaffee? —
Apage, diabole!

Herrgott, jetzt bin ich gar noch in's Reimen gekommen! Und wie famos ich dabei ausſehe, und meine Mannes-kraft verſpüre! Ganz ſo, wie Du ſelber, lieber Jakob! Und jeden Morgen, wenn ich mein Hausminiſterium für öffentliche Reinlichkeit verſehe, wächſt mein freiherrliches Standesbewußtſein.

Drum bitte ich Dich, den ich ſo hoch reſpektire, laß mir jetzt wenigſtens nur um einen Heller gleichen Reſpekt zukommen für meine vier guten Groſchen! Das iſt doch gewiß eine beſcheidene Forderung.

Und nun auch heute tauſendfachen Dank für Alles, was Du ſelber mir als Exempel vorgemacht haſt!

Dein für's Leben getreuer

Rudi Steffens,
Unterprimaner, lateiniſcher Inſtruktor
und germaniſcher Stiefelwichſer
in höchſt eigenen Dienſten.

Vivat die Courage! Vivat die perſönliche Unabhängigkeit!

Hurrah! Und Dir, wie mir, eine recht gute, friedſame Nacht!“

Viertes Kapitel.

Wieder war eine Woche ohne beſonderes Erlebniß vorübergegangen. Die einzige freudige Stunde war der Beſuch der Räthin bei dem Gymnaſialdirektor Weiſe, um ihm für ſeine Vermittelung der erſten Lateinſtunde Dank zu ſagen.

Tief gerührt von ihrer dortigen Aufnahme war ſie heimgekommen, und auch ſie ſelber hatte durch ihr Weſen und Benehmen den erfahrenen Schulmann, der in ſeiner langen Praxis ſchon mit ſo vielen Müttern zu thun gehabt, zu noch höherer Verehrung angeregt, als er ſchon vorher aus dem Berichte ſeines Collegen für ſie empfunden hatte.

So viel Frau Steffens aber auch inneren Troſt von dieſem Beſuche mit heimgebracht, konnte ſie ſich doch mit ihrer jetzigen Lage in keiner Weiſe zufrieden geben, und ihr armer Kopf arbeitete fort und fort an neuen Plänen. Mitunter trat auch der alte Gedanke an größere Wohnung und Studentenverpflegung in ihr wieder hervor. Aber alle damaligen Bedenken, die ihr ſchon der Bruder entgegengehalten, hießen ſie, bei näherer Kenntniß der hieſigen Verhältniſſe, dieſes zu ſehr gewagte Unternehmen endgültig fallen zu laſſen. Und doch mußte es anders werden. Auch die

tägliche Erſparniß jener zwei Groſchen für die Aufwärterin konnte nicht hinlänglich helfen. Und ſo machte ſich denn die Räthin aus Mangel an lohnender Handarbeit daran, wenigſtens für ſpäteren möglichen Verkauf eine größere Decke zu häkeln, nur um durch Trägheit nicht auf allzu trübe Gedanken zu kommen. Auch Klärchen ſpielte mit täglichem Eifer ihre Klavierübungen weiter, wenn ſie auch nicht wußte, ob und wann ſie dieſes Studium noch einmal verwerthen konnte. Nur Rudolph hatte in der Claſſe den Tag ausgefüllt, und mußte er noch eine halbe Stunde weit bis zum Hauſe ſeines Schülers gehen, ſo war dieſe Bewegung ihm höchſt willkommen.

Da, an einem Sonntag-Nachmittag, als der Unterprimaner mit einem Kameraden ſoeben ſpazieren gegangen, ward wieder einmal ungewöhnlich ſtark angeläutet. Klärchen ging neugierig hinaus, um zu öffnen. Doch ſchon aus der überlauten Begrüßung, die draußen der jungen Pförtnerin entgegenſcholl, erkannte Frau Steffens die Stimme ihrer eigenen Hausherrin, der Frau Lehmann, die im Erdgeſchoß wohnte, und dort auch ihre Materialienwaarenhandlung betrieb.

Nicht ohne zuvor reſpektmäßig angeklopft zu haben, obwohl die Zimmerthür offen ſtehen geblieben, war die Hausfrau, eine kleine, kugelrunde Geſtalt mit wohlgenährtem Geſicht, auch ſchon hereingetreten.

Die Räthin erhob ſich zu ihrer Begrüßung, war aber noch nicht über die erſten Worte hinausgekommen, als Frau Lehmann, ganz außer Athem, ihr ſchon das Wort wegnahm: „Ah, ah, iſt mir jetzt enge geworden! Geſchieht mir aber gerade Recht. Warum renn' ich mit meinem dicken Hals auch ſo ſchnell die vier Treppen herauf?“

„Bitte, Frau Lehmann, ſetzen Sie ſich doch!“ ſagte die Räthin, auf das Canapee zeigend.

„Nee, nee, erſt nur noch ein wenig verſchnaufen!“ erwiderte ſie, „und auf das Canapee ſetz' ich mich ſchon gar nicht, ſondern immer nur auf den Stuhl; da hockt ſich's viel beſſer, und auch das Aufſtehen geht viel fixer.“

Mit den Worten: „So, jetzt geht's ſchon wieder, und Sie erlauben mir wohl,“ hatte ſie ſich dann auf einen der Strohſeſſel ſo wuchtig niederfallen laſſen, daß dieſer unter ihr förmlich ächzte.

Hierauf entſtrömte ihren Lippen ein wahrer Platzregen: „Wiſſen Sie, Frau Räthin, ich bekümmere mich um unſre Miethsleute eigentlich das ganze Jahr nicht. Wenn ſie nur ihren Zins ordentlich zahlen, und auch ſonſt nichts Polizeiwidriges treiben: na, was geht's dann mich an, wie ſie ſonſt in ihrer Wohnung leben? Aber natürlich, Augen und Ohren hat man doch, und da ſitz' ich den lieben, langen Tag auf meinem Tritt in der Stube, und ſehe mit dem einen Auge durch's Fenſter auf die Gaſſe hinaus, und mit dem andern durch das Guckloch in den Laden. So weiß ich ganz genau, wer zu unſerem Hausthor ein- und ausgeht, und hör' auch jedes Wort im Geſchäft. Mein guter Mann hat aber leidergottes die Gicht in den Beinen, und ſitzt am andern Fenſter in ſeinem Großvaterſtuhl, wobei er zu ſeinem Amüſement vigilirt, was draußen auf der Gaſſe vorgeht.“

Die Räthin und Klärchen, die neben ihr Platz genommen, hörten verwundert dieſer Eingangsrede zu, und waren höchlich geſpannt, wohin ſie denn hinauslaufen ſollte.

Nur einen Moment hielt Frau Lehmann inne, dann drehte ſich das Rad ihrer Beredſamkeit ſchon wieder luſtig

weiter: „Na, und ſehen Sie, Frau Räthin, da ſagte mein guter Louis ſchon vor vierzehn Tagen zu mir: ‚Du Karline, ſieh' jetzt nur einmal zum Brunnen heraus! Da ſteht wahrhaftig unſre Frau Räthin mit einem großen Waſſereimer.' — I, du meine Güte, ſag' ich drauf, und ſchlage dabei die Hände zuſammen, ſie hat eben die Aufwärterin auch noch abgeſchafft, und Kaffee holt ſie ſchon ſeit vier Wochen keinen mehr bei uns. — Nun kommt aber die Hauptſache, Frau Räthin! Da war ich nämlich geſtern beim Weißwaarengeſchäft Hirſchmann, juſt am Eck unſerer Gaſſe. Und ſtellen Sie ſich vor, da fragte mich dieſer unverſchämte Menſch, ob ich wohl glaube, daß er Ihnen ein Stück Weißzeug zum Probenähen ohne Riſiko in's Haus mitgeben könnte? Na, da iſt er aber an die Rechte gekommen. ‚Was,' ſag' ich, ‚Herr Hirſchmann! Sie wiſſen alſo, daß die Frau Räthin Steffens bei mir wohnt, und wollen noch von einem Riſiko reden? Na,' ſag' ich weiter, ‚da ſind Sie aber gewaltig auf dem Holzwege. Denn darauf können Sie Gift nehmen: wer bei mir einmal wohnt, für den iſt dieſer Caſus ſo gut, wie ein polizeiliches Leumundsatteſt, denn Lumpengeſindel mit langen Fingern hat mein ſolides Haus noch niemals ſchimpfirt. Und vor dieſer Frau Räthin Steffens dürfen Sie ein ganz gewaltiges Compliment machen,' hab' ich geſagt, ‚denn für dieſe garantir' ich.' — Da iſt er endlich wie ein begoſſener Pudel vor mir geſtanden und hat gar nicht genug Exküſen vorbringen können. Aber wiſſen Sie, Frau Räthin, was Sie ſelber jetzt für einen Profit davon haben?"

„Ich, liebe Frau Lehmann?" fragte dieſe auf's Höchſte geſpannt.

„Ei ja, natürlich," erwiderte die Hausfrau hoch befrie-

digt. „So hab' ich ja erſt herausgekriegt, daß Sie überhaupt Näharbeit ſuchen. O, du barmherziger Heiland! So eine königliche Kreisgerichtsrathswittwe muß nach ordinärer Arbeit herumlaufen und kriegt noch gar keine! Das iſt doch gar zu arg, hab' ich erſt heute zu meinem Mann geſagt, und da hat auch er ganz bedauerlich den Kopf dazu geſchüttelt. Nun hören Sie aber einmal, was ich Ihnen jetzt proponire!"

Man ſah Frau Steffens an, wie begierig ſie auf die nähere Aufklärung harrte. Auch Klärchen's Miene zeugte von der gleichen Spannung.

Nun ſetzte ſich Frau Lehmann mit ſichtlicher Behaglichkeit neuerdings zurecht, und fuhr fort: „Die Geſchichte iſt nämlich die: unſere achtzehnjährige Lene iſt mit einem jungen, vermöglichen und auch ſehr hübſchen Schnittwaarenhändler ſchon im Stillen verlobt, und ſoll im nächſten Winter Hochzeit halten. O, unſere Lene hätte ſchon auch ſo einen königlich Angeſtellten heirathen können, vom Civil ſo gut, wie vom Militair, wo gerade genug auf den Bürgerbällen um ſie herumgeſchwänzelt ſind. Aber nee, Nichts da! haben wir geſagt, Beamten und Officiere ſollen von unſerer Tochter nur hübſch die Finger laſſen. Ja, natürlich, auf vermögliche Bürgerkinder ſpekuliren, die dann für einen noblen Haushalt das Hauptgeld ſpendiren ſollten, — das wäre mir ſo was! Und von dem Bischen Gehalt und windigen Titel kann man fett werden, daß Gott erbarm'! Bei einem Kaufmann hingegen hilft eine Frau, wie meine Lene, gleich im Geſchäfte mit, und verdient eben ſo viel Geld, wie ihr Mann, und das nenn' ich dann eine ſolide Heirath. Und weil wir drum an dieſer Brautſchaft ein ſo großes Plaiſir haben, ſoll unſre Lene auch eine Ausſteuer kriegen, die ſich ge-

waſchen hat. Alles Leinen- und Baumwollenzeug liegt ſchon lang in meinem großen Schrank. Und ob wir dieſes ſchon jetzt, oder ſpäter, verarbeiten laſſen, das verſchlägt uns Nichts, Ihnen aber, Frau Räthin, thut's wohl, wenn Sie ſobald als möglich dadurch ein hübſches Stück Geld zu verdienen bekommen. Und jetzt nur keine Genirlichkeit! Denn ich mein' es gut mit Ihnen, Frau Räthin. Alſo ehrlich herausgeſagt: wollen Sie dieſe Arbeit haben?"

„O gern, von Herzen gern, liebe gute Frau! Wie dank' ich Ihnen für Ihr Anerbieten!" erwiderte die Räthin freudig aufathmend.

„Na, alſo gut, dann bleiben wir dabei! Ich wußt' es ja ſchon zuvor, daß ich an die richtige Schmiede gekommen bin."

Hierauf nahm ihr Geſicht eine geſchäftlichere Miene an, und ſie ſagte: „Na, und wonwegen dem Näherlohn, da denk' ich mir eben: ich zahle Ihnen jedes Stück gerade ſo novel, wie der Hirſchmann, der ein ſehr honnetter Mann iſt. Von dem will ich mir's ſchwarz auf weiß notiren laſſen, und jeden Sonnabend iſt dann Zahltag. Iſt Ihnen das ſo recht?"

„O ja, ja, ganz recht!" erwiderte die Räthin tief aufſeufzend, wie aus einem ſchweren Bann erlöſt.

„Na, alſo eingeſchlagen, liebe Frau Räthin!" erwiderte die Hausfrau mit hingehaltener Hand, und Frau Steffens ſchlug verſchämt darin ein. Auch Klärchen pochte das junge Herz ſo glücklich, wie ſeit vielen Monaten nicht.

Nun wandte ſich Frau Lehmann gegen die Tochter und hub wieder an: „Na, und jetzt, liebes Fräulein Klärchen, hätt' ich eben für Sie noch ganz etwas Extraiges in Petto."

„Für mich?" fragte das Mädchen erſtaunt.

Auch die Mutter horchte mit neuer Spannung auf.

„Sehen Sie, Fräulein Klärchen," fuhr Frau Lehmann wieder fort, „wie ich eben von meinen Miethsleuten Alles erfahre, wenn ich auch gar nicht auf's Spioniren ausgehe, ſo weiß ich auch, daß Sie um's Leben gern möchten Klavierſtunden geben, aber noch keine einzige kriegen konnten. Iſt das ſo?"

„Leibergottes!" ſeufzte Klärchen.

„Na, na, lieb Töchterchen, da braucht es jetzt gar kein Geſeufze," fiel Frau Lehmann gutmüthig ein, „denn was nicht iſt, kann noch werden, wenn Sie nur wollen. Wie nämlich ich und mein Louis geſtern Nachmittags unſern Kaffee tranken, und eben auch von Ihnen plauderten, da iſt mir's eingefallen, ob wir unſerer Lene nicht noch vor der Hochzeit ſo ein wenig Klavierſpielen beibringen laſſen ſollten, denn wenn ſpäter einmal in ihrem Hauſe Geſellſchaft wäre — das Geld haben ſie ja dazu — und es ſollte zum Schluß noch ein amüſantes Tänzchen gemacht werden, na, da thäte ſich's doch ganz gebildet ausnehmen, wenn unſere Lene ſelber auch ſogleich dazu aufſpielen könnte. Und das möchten wir ſie eben noch lernen laſſen. Wiſſen Sie, eben ſo ein Bischen Walzer, Galopp und Schottiſch, ſo von jeder Sorte zwei oder drei Stück, das wäre ganz genug."

Jetzt machte die Räthin aber doch eine ſehr bedenkliche Miene, und Klärchen war bei dieſer monſtröſen muſikaliſchen Aufgabe alles Blut zu Kopfe geſtiegen, als Frau Lehmann ſchon wieder fortſchwatzte.

„Und weißt Du, Karline, hat dann wieder mein Alter geſagt, wenn auch Du mir jetzt ſo des Abends ein ſchönes Stückchen vorſpielen könnteſt, ſo thäte das mich bei meinen Gichtmoleſten leicht auf andere Gedanken bringen. Ach ja, die gute Seele von meinem Mann, wie gerne thät' ich ihm

das zu Gefallen! hab' ich mir gedacht. Aber, du meine Güte, wer hätte mich's denn lernen laſſen ſollen? Denn wiſſen Sie, Frau Räthin, das genir' ich mich gar nicht zu ſagen: ich ſelber bin von Haus aus ein blutarmes Mädel geweſen. Da hat mich meine Mutter ſogleich nach der Schule in ein Specereigeſchäft gethan, und mein Louis war darin ſchon längere Zeit Ladendiener. Was wir Zwei dann aber von dieſem Geizkragen von Prinzipal herumgepudelt worden ſind, und wie wir oft nicht einmal recht ſatt zu eſſen bekamen, das iſt gar nicht zu ſagen. Und nicht ein Strahl Sonne hat in dieſes Gaſſengewölbe hineingeſchienen, und davon hat dann mein Mann für ſein Lebtag den Gichtfluß bekommen. Wir hielten aber dennoch zuſammen aus, und Keiner wollte vom Andern ſich trennen. Denn wiſſen Sie, Frau Räthin, ſo nach und nach hatten wir uns in unſerem elenden Zuſtande förmlich lieb gekriegt, und wie er zweiunddreißig Jahre und ich achtundzwanzig geweſen, haben wir uns aus ſauer erſpartem Salair ein kleines Häuschen in der Vorſtadt gekauft, natürlich nur mit Schulden, dann Hochzeit gemacht und drin unſer Geſchäft etablirt. Wir ſind aber auch als ſelbſtändige Kaufleute ſehr ſparſam und fleißig geblieben, wie einſt als arme Teufel, und kein Wirthshaus, kein Theater, höchſtens einmal am Sonntag ein wohlfeiler Spaziergang, ſonſt immer zu Hauſe und im Geſchäft. Das hat ſich dann auch prächtig rentirt, denn ſchon nach fünf Jahren verkauften wir unſer ſchuldenfrei gewordenes Haus mit Profit, bis wir ſchließlich in dieſem reſpektablen, vierſtöckigen als neue Beſitzer eingezogen ſind. Und wir betreiben jetzt ein Materialiengeſchäft, wie in ganz Königsberg keines auf feſteren Füßen ſteht. Drum begreifen Sie jetzt gar wohl, Frau Räthin, vor mir brauchen Sie

ſich wegen Ihrer jetzigen Noth nicht zu geniren! Denn ich habe, weiß Gott, vor Jahren in noch viel engeren Schuhen geſteckt, drum weiß ich auch, wie ſie Einem wehthun können."

Der Eindruck dieſer treuherzigen Enthüllung war auf dem Geſichte der Räthin deutlich zu leſen. Sie hatte darüber die ſonderbare Zumuthung der Hausfrau an Klärchen auch ſchon wieder vergeſſen, als dieſe mit einem Mal ihr muſikaliſches Geſprächsthema wieder aufgriff. „Na alſo, wie wär's Fräulein Klärchen? Getrauen Sie ſich, meiner Lene ſo ein Dutzend Tanzſtückchen auf dem Klavier beizubringen, und wie lange glauben Sie wohl, daß es dauern könnte?"

Klärchen mußte ſich innerlich Gewalt anthun, auf dieſes Anſinnen überhaupt zu erwidern. Und doch wollte ſie dieſe gute Frau, die jetzt ihre Helferin in der Noth geworden, mit einer Ablehnung um keinen Preis verletzen, und ſie antwortete kleinlaut: „Ja, wiſſen Sie, gute Frau Lehmann, das hängt doch Alles davon ab, wie viel Talent Fräulein Lene beweiſen wird. Dann bangt mir auch etwas davor, ob es in ihrem Alter mit dem Notenlernen und Fingerüben doch nicht etwas ſpät ſein dürfte."

„Abah, Noten!" unterbrach ſie Frau Lehmann lachend. „Wo denken Sie hin, Fräulein Klärchen? Nee, nee, meine Lene ſoll Alles nur nach dem Gehör von Ihren Fingern abſpielen lernen. Und ich ſag' Ihnen: das Mädel hat ein ſo muſikaliſches Genie, daß ſie Ihnen den ganzen „Orpheus in der Unterwelt" rein auswendig vorſingt, den ſie doch erſt zwei Mal gehört hat. Und ſire Finger hat ſie, daß Sie nur ſo ſtaunen werden. Ich zahl' auch für die Stunde ſechs gute Groſchen, was gewiß keine ſchundige Bezahlung iſt, und ſind Sie mit Allem einverſtanden, dann bin ich gleich handelseinig mit Ihnen."

Nur einen Augenblick koſtete es Klärchen noch eine Ueberwindung, dann ſagte ſie raſch entſchloſſen: „In Gottes Namen, Frau Lehmann, já, ich will dieſes Kunſtſtück riskiren.“

Daß ihre erſte, ſo lang und heiß erſehnte Klavierlektion nur unter ſolch demüthigenden Nebenumſtänden ihr endlich zufallen würde, auf eine ſo verbitterte Freude war ſie freilich nicht gefaßt geweſen.

Auch deren Mutter, welche die niedergedrückte Stimmung der Tochter aus deren Augen herauslas, mußte ſich zuſammennehmen, um ein freudiges Geſicht zu machen.

Frau Lehmann ſelber ahnte nichts von der Beiden Empfindung. In ihrem derberen Herzen war eben keine gleich elegiſch geſtimmte Saite aufgeſpannt.

Gegen die Räthin gekehrt fuhr ſie in praktiſcher Wendung jetzt fort: „Und wiſſen Sie, mit dem wöchentlichen Stundengeld für Klärchen machen wir's dann ſehr einfach. Sie nehmen ja doch alle Ihre Specereiwaaren natürlich nur aus unſerem Geſchäft, na, und dann rechnen wir eben jeden Monat miteinander ab, was Eine der Andern herauszuzahlen hat. Und dann zuguterletzt, noch Eins“ — ſchloß ſie jetzt — „wiſſen Sie, liebe Frau Räthin — Sie dürfen mir's aber nicht übelnehmen! — Ihr Waſſer am Brunnen draußen, wie bisher, ſelber holen, das dürfen Sie mir beileibe nicht mehr anthun! Erſtens macht es ſich nicht gut für eine königliche Rathswittwe, und zweitens auch nicht für uns ſelber. Wiſſen Sie, ich meine nämlich ſo vor der Nachbarſchaft. Aber auch mein guter Mann möcht' es nicht gerne länger mit anſehen, denn jedes Mal, ſo oft er Sie draußen am Brunnen ſtehen ſieht, wird er mir ſchier melancholiſch, die weichherzige Seele. Drum haben wir's auch mit einander heut ausgemacht, daß von morgen an unſer Hausknecht in aller Frühe bei Ihnen

anzufragen hat, wie viel Waſſer er Ihnen den Tag über heraufholen muß. Und auch vom Herrn Rudolph weiß ich Alles, wie er den Eimer Ihnen immer heraufträg und auch noch Stiefel und Schuhe gewichſt. Allen Reſpekt, ſag' ich, vor einem ſo guten, braven Sohn! Aber ſtill jetzt davon, nur das Eine noch: Trinkgeld für das Waſſertragen dürfen Sie meinem Hausknecht keines ſpendiren! Und 's iſt ihm auch auf's Strengſte verboten, eins anzunehmen. Sonſt fällt ja die Katze wieder auf die alten Füße."

„Aber meine beſte Frau Lehmann," wollte die Frau Räthin dankbewegt ſoeben einwenden, und auch von Klärchen's Herzen war es wie ein ſchwerer Stein heruntergefallen. Schnell aber war die Hausherrin eingefallen: „Paperlapap! Iſt gar nicht der Rede werth. Wenn's Ihnen aber gar ſo arg auf's Gemüth drückt von wegen dem Waſſerholen, na, dann ſpielt eben das Fräulein Klärchen, wenn ſie mit meiner Lene fertig iſt, noch zur Revanche immer ein paar luſtige Extraſtückchen für meinen guten Mann, der es um's Leben gern hört. Wollen Sie das?"

„Mit tauſend Freuden!" rief Klärchen, „Sie glauben gar nicht, was Sie mir mit dieſem Vorſchlage Gutes erweiſen!"

„Hab' ich mir gerade ſo vorgeſtellt", fiel die Hausfrau befriedigt ein. „Na aber, jetzt heißt es endlich aufſtehen und wieder hinunterlaufen! Mein guter Alter wird ſchon curios nach mir geſeufzt haben, denn der hängt an mir, wie ein Kind an der Mutter." —

Trotz ihrer rundlichen Hülle erhob ſie ſich jetzt in merkwürdiger Gewandtheit, und da die Räthin, wie auch Klärchen, die mit ihr aufgeſtanden waren, ihr nochmals für all ihre Hülfe danken wollten, proteſtirte ſie dagegen, da ſie

beide Hände vorhielt: „Nee, um des Himmels willen, nur jetzt nichts weiter gedankt! Mich hat's gefreut, wenn ich Ihnen etwas helfen konnte, aber wissen Sie, Rührung vertrag' ich keine."

Nicht einmal bis zur Ausgangsthüre ließ sie sich von den Beiden hinausbegleiten, sondern eilte schleunigst hinunter, denn schon waren ihr dicke Tropfen in die Augen getreten, und „Rührung" vertrug sie keine. —

„Ach Mutter, gute Mutter!" rief jetzt Klärchen aus innerstem Herzen heraus, „ist's denn wirklich wahr, daß uns endlich geholfen wird?"

„Ja, Kind, es ist wahr," fiel die Mutter ein, „und wer hätte das gedacht, daß diese einfache, ehrliche Bürgersfrau uns diesen Verdienst verschaffen würde? Aber unverhofft kommt oft, und gerade daher, von wo man es am Wenigsten erwarten konnte."

Unwillkürlich sahen Mutter und Tochter jetzt zum Portrait des seligen Vaters hinauf, und da ihre Augen dabei freudig leuchteten, so geschah ihnen, als ob auch dieses Bild leise mitlächelte; zwar eine optische Täuschung, aber ihre Herzen beglückte es dennoch so tief, als wenn es leibhaftige Wahrheit wäre.

Fünftes Kapitel.

Schon am andern Morgen brachte Frau Lehmann das vollständige Register der Aussteuerwäsche herauf und für jedes Dutzend war auch sogleich der Preisansatz notirt. Die Räthin ersah sofort, daß diese Arbeit sie auf Monate hinaus beschäftigen und auch vollkommen lohnen würde. Und nun regten sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend vier fleißige Hände. Das Zuschneiden und gröbere Nähen blieb der Mutter überlassen, deren Augen schon etwas geschwächt waren. Jede feinere Arbeit, besonders das Einzeichnen der Namensinitialen, blieb Klärchen's geschickter Hand vorbehalten. So ward durch diese vereinten Bemühungen alltäglich ein ganz hübsches Stück Geld verdient, das allein schon zum Haushalt ausgereicht hätte, sogar mit einem besseren Speisezettel.

So lange es aber Frau Steffens für ihre Gesundheit aushalten konnte, wollte sie bei ihrem früheren Tische verbleiben. Der einzige materielle Mehrgenuß, den sie sich erlaubte, war ein gemüthlicher Familienkaffee an den Sonntag-Nachmittagen, der nach der täglichen Einbrennsuppe nun doppelt köstlich mundete. Dazu kam noch der andere, geistige

Genuß, daß Klärchen und Rudolph nun auch jeden Sonntag Abend, wie einſt im elterlichen Heim, zuſammen muſicirten, wozu ihnen bisher die richtige Stimmung gemangelt hatte.

Freilich mußten die Beiden ihren Näherlohn an manchem Nachmittag etwas ſchwerer verdienen, wenn die gute Frau Lehmann auf ein allzu langes Plauderſtündchen zu ihnen heraufkam, und ſie dann die Tageschronik der ganzen Gaſſe gefällig mitanhören mußten. Dieſe Reſignation war indeſſen ein Kinderſpiel gegen die künſtleriſche Selbſtverleugnung, die Klärchen ſich bei jeder abendlichen Klavierlektion nun aufzuerlegen hatte. Der mütterliche Ausſpruch von Lene's muſikaliſchem Genie hatte ſich zwar in höchſt populärem Nachſingen mancher Operettenarien bewahrheitet, von den ihr gleichzeitig nachgerühmten „fixen Fingern" war hingegen im Anfang blutwenig zu bemerken geweſen.

Der Vorſchlag Klärchen's, wenigſtens den erſten Monat nur auf Tonleiterſpiel zu verwenden, war von Mutter, wie Tochter, als eine viel zu weitläufige Uebung, gleich entſchieden abgelehnt worden. Welche Mühe und Geduld hatte es Klärchen deshalb gekoſtet, bis ſie ihrer Schülerin nur ein einziges kinderleichtes Stückchen, blos nach den Fingern abzuſpielen, gelehrt! Auch Lene ſelber war dabei mehr als einmal ärgerlich vom Klavier aufgeſprungen mit dem reſoluteſten Vorſatz, nie mehr eine Taſte anzurühren; jedes Mal aber hatte ſie die Mutter am Ambitionszipfel ihres Muſikgenie's wieder dahin zurückgezogen.

Der gichtbrüchige Vater, der als die ſchwächere Ehehälfte hülflos auf ſeinem Großvaterſtuhl ſaß, ſeufzte jetzt oft mehr über das Martyrium ſeiner Ohren, als über das andere ſeiner Beine. Spielte ihm aber Klärchen zum Schluß

dieſer Marterſtunden noch einige Extraſtückchen vor, dann gab er ſich in um ſo behaglicherer Schwelgerei dieſem Ohrenſchmauſe hin, und wollte gern am andern Abend die bittre Lektionspille wieder herunterſchlucken.

Kaum ein Vierteljahr hatte es gewährt, da konnte Fräulein Lene, der rührenden Geduld ihrer Lehrerin immer mehr nacheifernd, ſchon wirklich das eine und andere, mehr als einfache Tanzſtück ſo leidlich nachſpielen, daß Vater Lehmann dabei trotz ſeiner Gichtſchmerzen oft ganz vergnüglich ſchmunzelte. Die Mutter beſonders kam gar nicht mehr aus ihrem Jubel heraus, weil das von ihr entdeckte Muſikgenie ihrer Tochter ſich jetzt ſo glänzend zu entwickeln begann.

Weitere zwei Monate darauf war dann nach wechſelndem Steigen und Rutſchen die höchſte Stufe allmählich erklommen, und, gleich dem ſtändigen Repertoir einer Drehorgel, ein volles Dutzend verſchiedener Tanzweiſen taktfeſt eingepaukt worden.

Der letzte Abend war jetzt herangekommen. Mutter Lehmann ließ das Wohnzimmer ausräumen, und hatte aus der Nachbarſchaft die beiden hübſchen Fleiſcherstöchter nebſt einem paar geſchniegelten Jüngern Merkur's zu ſich eingeladen, um durch deren eigenen Beine das praktiſche Zeugniß darüber ausſtellen zu laſſen: wie gut ſich's nach dem handfeſten Spiele der Lene tanzen ließe. Auch Rudolph wohnte der muſikaliſchen Schlußprüfung bei.

Die ganze Produktion, während welcher Klärchen, mit den Füßen ängſtlich den Takt tretend, jedes Mal hinter Lene's Stuhl geſtanden, verlief denn auch ſo gelungen und luſtig, daß nur der Gichtfluß in Vater Lehmann's Füßen deſſen ganz zapplig gewordene, dicke Ehehälfte davon ab-

halten konnte, von ihrem Mann umſchlungen, dem graciöſen Cultus Terpſichore's gleichfalls zu huldigen.

Aufgeregt und von der Hitze der Stube in Schweiß gebadet, kam das Geſchwiſterpaar ſpät Abends wieder zur Mutter herauf und berichtete ihr voller Freude, wie gut Alles drunten abgelaufen ſei.

Da konnte ſich Klärchen nicht enthalten, tief aufſeufzend noch hinzuzufügen: „Ach — Mutter, wie dank' ich Gott, daß dieſe Lektionen jetzt glücklich hinter mir liegen, denn jetzt kann ich Dir's ja ſagen: auf der ganzen Welt wüßt' ich mir keine ſchwerere Arbeit, als dieſe Geduldsprobe, und nun fürcht' ich mich vor keiner andern mehr."

„Mit dieſer Auffaſſung, gutes Kind," erwiderte die Mutter, „wirſt Du auch für alle Deine Mühen in Deinem Herzen belohnt werden! Solche Opfer gehen ja am Menſchen niemals völlig verloren." —

* * *

Und nun war nicht nur dieſe erſte und einzige Klavierlektion zu Ende, ſondern in längſtens einer Woche lag auch die Ausſteuer für die bräutliche Lene fix und fertig da. Die ſeit fünf Monaten ſo reiche Einnahmequelle, von der die ehrliche Hausfrau keinen Tropfen abgezwackt, verſiegte wieder, und nur das Fünfſilbergroſchen-Brünnlein von Rudolph's Lateinſtunde träufelte dann noch.

Der Gedanke, bei möglicher neuer Arbeitsloſigkeit den zurückgelegten Sparpfennig wieder angreifen zu müſſen, machte drum auch die Räthin jetzt von Tag zu Tag mehr nachdenklich und traurig. Seit Monaten hatte die gemeine Sorge um's Leben nicht mehr ihr Haus betreten, und ſie war deren drückender Nähe ſchon ganz entwöhnt geworden. Da mit einem Male ſpürte ſie's wieder gleichſam von Weitem,

wie das alte Geſpenſt immer näher und drohender an ſie heranrückte. Immer greifbarer verwandelte ſich vor ihrem oft umflorten Blicke der fruchtbare Garten ihres bisherigen arbeitsfrohen Lebens in troſtloſes Haideland.

Und doch, ſo ſehr auch dieſer neuerdings drohende Nothſtand ſeine düſtern Schatten vorauswarf: der gute, lichte Geiſt hülfreichen Schickſals kam jetzt auf einmal herangewandelt.

* * *

Was der gute Direktor „Sozuſagen" heute Nachmittag nur vorhatte? Sein ganzes Geſicht leuchtete, ſo zu ſagen, wie „friſch gewaſchen", wie er ſich bei einem Andern wohl ausgedrückt haben würde. Schwarzer Gehrock und zierlich geknüpfte Halsbinde waren heute ſo voll ſonntäglicher Sorgfalt, daß Frau Minna, die ihn ſo eben beim letzten Ordnen ſeines Haarſchmuckes vor dem Spiegel traf, verwundert ausrief: „Aber Johannes, was haſt Du denn heute vor? Du ſcheinſt ja eine ganz beſon[illegible] Staatsviſite machen zu wollen?"

Die Frau Direktor[illegible] war auch vollauf berechtigt, ſo erſtaunt dies zu fragen. Denn Beſuche zu machen, war von jeher ihres Gatten ſchwächſte Seite geweſen. Dieſe Pflicht dünkte ihm eine heilloſe Zeitverſchwendung zu ſein, und, zumal bei allen Vätern oder gar Müttern ſeiner Schüler, vermied er grundſätzlich jeden Gegenbeſuch, ſchon aus, ſozuſagen, pädagogiſchem Prinzip.

„Beſte Minna," erwiderte er jetzt etwas verlegen, da er eben die Hand von ſeiner zurechtgelegten Haarlocke zurückzog, „Du weißt, daß ich vor Dir niemals ein Geheimniß habe, in ſo weit dieſes nicht ein, ſozuſagen, officielles Sekretum iſt. Drum bitte ich Dich jetzt: begnüge Dich mit der Erklärung, daß ich einen Beſuch vorhabe, der, je nach-

dem er ausfällt, zu den glücklichſten meines Lebens gezählt werden darf. Hat er den von mir gehofften Erfolg, dann, liebe Minna, ſollſt Du die allererſte Mitwiſſerin ſein! Fällt meine Intention jedoch, ſozuſagen, in's Waſſer, nun," —

„Dann willſt Du mir wohl Alles verſchweigen, Johannes?" inquirirte Frau Minna mit faſt eiferſüchtigem Mißtrauen.

„Nun, das wohl nicht," erwiderte er kleinlaut, „aber wie ſchon geſagt, verdirb mir jetzt nicht meine Freude, die durch vorheriges Ausplaudern allen Reiz der Dir zugedachten Ueberraſchung verlieren würde!"

Seine Ehehälfte gab ſich mit dieſer myſteriöſen Erwiderung noch nicht zufrieden und fragte nur noch, ob ſein Beſuch einem Herrn oder einer Dame gelte.

Da ſetzte er ſich in officielle Poſitur und erwiderte: „Minna, ich muß Dich jetzt allen Ernſtes bitten, Deine Neugier durch Gehorſam und Geduld, ſozuſagen, zu paralyſiren, und daran zu glauben, daß ich nur einen Weg gehen werde, der mich zu durchaus löblichem Ziele führen kann."

Nach dieſer ſehr ernſt geſprochenen Mahnung verließ Frau Minna ohne Abſchiedsgruß mißmuthig das Zimmer, — eine häusliche Scene, die in der Ehechronik dieſes Paares nur höchſt ſelten verzeichnet war.

Reſolut griff jetzt der Direktor zum Hut und dem Rohrſtock mit elfenbeinernem Knopfe. Als er dann drunten auf der Straße ſtand, war er zweifelhaft, ob er mit ſeinem glückverheißenden Geheimniß zu Fuß, oder zu Wagen, ſeinem Ziele zueilen ſollte, das er am liebſten mittelſt Flügel erreicht haben möchte. Eine Droſchke hatte ihn zwar bisher kaum einmal im Jahr als Fahrgaſt aufgenommen, denn er war ein ſehr ſparſamer Mann. Diesmal jedoch, beim An-

sichtigwerden des nahen Wagenplatzes, verließen ihn auf einmal alle Skrupel. Mit energischer Handbewegung winkte er den nächsten Kutscher zu sich heran, rief ihm pathetisch Gasse und Nummer zu und ließ sich sodann auf dem abgeschabten Kissensitz mit ausgespreizten Beinen behaglich nieder.

Nicht eben wie im Fluge hatte der abstrapazirte Lohngaul ihn durch eine Menge Gassen und Gäßchen bis zum Hause des Kaufmanns Lehmann entführt. Im Vorgefühl seiner Freude vergeudete er beim Aussteigen an den Kutscher sogar zwei Groschen Trinkgeld, und stieg dann, sich seine Rede noch etwas zurechtlegend, langsam die vier Treppen hinauf.

Als Klärchen ihm geöffnet hatte, sagte er schmunzelnd bei sich: „Ei, welch ein liebes, sympathisches Gesichtchen!“ während die Räthin, die dessen Stimme sogleich erkannt, den von zugeschnittenen Leinwandstücken überhäuften Tisch hastig aufzuräumen suchte. Sie war jedoch noch nicht damit fertig geworden, als der Direktor auch schon eintrat, und ihr die Hand entgegenstreckte: „Grüße Sie der Himmel, meine liebe Frau Räthin! Aha, in voller Arbeit treffe ich Sie an, das ist ja recht schön. Drum lassen Sie nur hübsch Alles auf seinem Platze liegen! Ist mir dieses, sozusagen, handgreifliche Zeugniß Ihres Fleißes doch ein höchst erfreulicher Anblick!“

„Wie überaus gütig ist es von Ihnen, verehrter Herr Direktor,“ erwiderte die Räthin, „mich hier so hoch oben mit einem persönlichen Besuche zu beehren! Darauf hatte ich ja gar nicht gerechnet.“

Nachdem er dann bei den Beiden Platz genommen, begann er: „Na, na, ganz ehrlich gestanden, eigentlich komme

ich auch gar nicht her, um Ihnen einen formellen Gegenbeſuch abzuſtatten, vielmehr gilt meine heutige Anweſenheit einer nicht unwichtigen Frage, die ich gern mit Ihnen beſprechen wollte."

„Klärchen!" mahnte die Mutter leiſe. Und ſchon wollte die Tochter ſich entfernen, als der Direktor dagegen proteſtirte: „Ei, ei, warum ſchicken Sie das liebe Fräulein fort? Mich genirt ihr Hierbleiben nicht im Mindeſten."

Erſt ſchaute er ſich dann noch einen Augenblick nach allen vier Wänden des Zimmers prüfend um, und man ſah es ſeinen Mienen deutlich an, welchen befriedigenden Eindruck er von der hier herrſchenden Ordnung und Sauberkeit erhalten hatte. Dann fuhr er pfiffig ſchmunzelnd fort: „Nun, nun, meine ſehr geſchätzte Frau Räthin, Sie haben ſich ja erſtaunlich hoch hier einquartirt, und ſind dem Himmel um ſo viel näher, als andere Menſchenkinder, daß es Sie faſt ein Bischen hoffärtig machen könnte! — Wie wär' es drum, wenn ich, aus beſter Meinung für Ihr leibliches und geiſtiges Wohl, Ihnen jetzt vorſchlüge: ſich in Zukunft beträchtlich tiefer erniedrigen zu wollen?"

„Erniedrigen, Herr Direktor?" fragte die Räthin mit großen Augen, und auch Klärchen ſchüttelte verwundert den Kopf.

„Na, na, nur keine Angſt!" lenkte er raſch ein, „ich meine nämlich den Ausdruck ‚erniedrigen' nur in ſozuſagen lokaler Bedeutung."

Nach den Geſichtern der Beiden zu ſchließen, war nun freilich die Mutter, ſo wenig wie die Tochter, durch dieſe Aufklärung um etwas klüger geworden. Dem guten Direktor hingegen machte es ein ſeltſames, heimliches Vergnügen, mit ſeiner eigentlichen Angelegenheit nicht ſofort klar und

bündig herauszurücken, ſondern, wie von einer verhüllten Statue, wollte er erſt allmählich den Schleier herabgleiten laſſen, um die Sehnſucht des Beſchauers nach dem vollen Anblicke, ſowie deſſen dann erfolgte Befriedigung, noch zu erhöhen.

„Haha," ſcherzte er jetzt wieder, „ich ſehe ſchon, daß ich Ihnen ein wenig helfen muß, damit Sie dieſe, ſo zu ſagen, harte Nuß aufzuknacken vermögen."

Und in breitſpuriger Behaglichkeit fuhr er nun geheimnißvoll fort: „Sehen Sie, meine liebe Frau Räthin, da lebt nämlich hier in unſerem lieben Königsberg ein gewiſſer Herr Johannes, im Grund des Herzens ein recht guter Menſch und humaner Jugendfreund. Dieſer hatte nun vor circa drei Jahren den ganz zeitgemäßen Einfall, für ein halb Dutzend auswärtiger junger Lateinſchüler aus guten Häuſern hier ſo eine Art von Koſt- und Pflegeanſtalt zu errichten. Als dann freilich das liebe Kindlein auch einen beſonderen Namen haben ſollte, und man dieſem Herrn Johannes vorſchlug, es nach ſich ſelber ‚Johanneum' zu taufen, da hatte er nicht moraliſche Kraft genug, um dieſe ſozuſagen egoiſtiſche Selbſtverherrlichung mannhaft von ſich abzuweiſen. Und das war gerade nicht ſehr löblich von ihm, nichtwahr?"

Die Räthin nickte nur mechaniſch, und ſchmunzelnd weidete ſich der Direktor an der Spannung der Beiden, als er im ſelben gemüthlichen Tempo wieder fortfuhr: „Dieſer Herr Johannes hat dann die Pflegeanſtalt unter mein Protektorat geſtellt, und mit meiner Einwilligung eine große Wohnung in der belétage einer unſerer beſten Straßen gemiethet, zugleich hat er aber auch, was noch wichtiger war, in einer ſchon älteren Beamtenwittwe, Namens Frau Franke,

die richtige Koſt- und Pflegemutter herausgefunden. Mühen, Sorge und Verantwortlichkeit ſind freilich dabei nicht gering. Aber mit jährlich je vierhundert Thalern Koſtgeld hatte Frau Franke doch ſehr gut beſtehen können, ſammt ihrer Tochter gratis mitgewohnt und gelebt, ja, ſich ſogar noch einen ganz hübſchen Sparpfennig zurückgelegt. Alſo gar kein übles Geſchäft. — Nichtwahr?"

Heller und immer heller dämmerte jetzt der Räthin auf, was der Direktor mit ſeinem räthſelhaften Ausdruck „lokale Erniedrigung" für ſie gemeint haben könnte.

„Und nun denken Sie ſich meine Beſtürzung!" fuhr der Direktor wieder fort, „da kam geſtern Abend jener Herr Johannes zu mir mit der Nachricht, daß unſere bisherige Studentenmutter über Nacht einen reichen, geizigen Onkel beerbt und ihre bisherige Stellung aufgeben wolle. Wo ſollen wir nun wieder eine gleich gute Vicemama für unſere Studentlein herbekommen? jammerte er, ich aber ſagte ſogleich: O mein Beſter, dafür haben Sie ausgeſorgt! Denn Gottlob, ich weiß eine ſolche Frau, wie ihres Gleichen nicht leicht in ganz Königsberg aufzufinden iſt, ſozuſagen, prima Qualität. Und dieſe," ſchloß er jetzt, gravitätiſch auf die Räthin deutend, „nennt ſich Frau Kreisgerichtsrathswittwe Hedwig Steffens."

In feierlicher Haltung erhob er ſich darauf, und ſagte: „Und da ſteh' ich nun, und werb' um Sie als künftige Vicemama unſerer ſechs lateiniſchen Jungen. — Na, verehrteſte Frau, und was bekomme ich jetzt für einen Beſcheid? Ein freudiges Ja, oder, ſozuſagen, einen Korb?"

„O Gott, mein Gott, Herr Direktor, welches Glück!" Das war Alles, was die Räthin zuerſt hervorbringen konnte.

Von dieſem Ausbruch höchſter Freude ward auch er

ganz ergriffen, und etwas verlegen klärte er ſie dann auf, daß er und jener Herr Johannes eigentlich nur eine und dieſelbe Perſon ſeien.

Nur mit halbem Ohr hatte die Wittwe dieſe letzten Worte noch vernommen, und jetzt ließ ſie ihrem übervollen Herzen freien Lauf. „Ach, Herr Direktor, wenn ich Ihnen jetzt Alles anvertrauen wollte, was ich in den letzten Monaten im Stillen gelitten, dann erſt würden Sie ſo recht erkennen, als welch ein Wohlthäter Sie heute zu mir gekommen ſind! Arbeiten, o ſei's auch den ganzen Tag und um geringſten Lohn, das Aeußerſte ſich verſagen und auf jede Erholung verzichten, — das Alles bedeutet ja für mich und meine Kinder kein allzugroßes Opfer, und, ohne zugleich an unſerem inneren Glücke zu verlieren, haben wir es bisher auch willig gebracht. Aber von Monat zu Monat immer nur auf ganz unſichere Einnahmen angewieſen zu ſein, und dabei in der ſteten Sorge zu ſchweben, daß ſie einmal zur Befriedigung der höchſten Nothdurft nicht mehr ausreichen könnten: eine ſolche Exiſtenz, wenn ſie übermäßig lange währt, o begreifen Sie das? ſie zehrt zuletzt an der beſten Kraft, Leib und Seele werden matt, und, der Himmel weiß es, an meiner eigenen Geſundheit hab' ich's bereits verſpürt und voll Todesangſt ſah ich ſchon manchmal der Zeit entgegen, wo ich, todmüde an Körper und Geiſt, mich hinlegen müßte, und ſagen: Kinder, es geht nicht mehr! Meine Kraft iſt hin!"

Tief erſchüttert hatte der Direktor ihr bisher zugehört. Schnell ſchüttete die Räthin ihr Herz noch vollends aus: „Und da kommen nun Sie zu mir, wie ein Bote des Himmels, und kündigen mir an, daß ich von nun an erlöst ſein ſoll von all dieſer verzehrenden Angſt um unſere

nächſte Zukunft, und mir einen neuen, ehrbaren Wirkungskreis erſchließen darf."

„Ja, fürwahr," ſchloß ſie jetzt, von Freudenthränen übergoſſen, „wenn heute der liebe Gott ſeine Engel ausgeſchickt hätte, um das größte Glück eines Menſchenherzens in einer Schaale zu ihm heraufzutragen, ſo wäre diejenige mit meinem Glück die vollſte geweſen!"

„Aber, Sie entſchuldigen, verehrte Frau!" fiel der Direktor mit zitternder Stimme ein, „eben ſo gewiß käme dann ſogleich die andre Schaale mit meinem eigenen Glück." . . .

Mutter und Tochter ſtanden noch immer wie betäubt da, als der Direktor, ſeine Rührung bemeiſternd, ihnen Beiden die Hände zum Abſchied kräftig ſchüttelte. Jedes weitere Dankwort lehnte er von ſich ab und hoch befriedigt ſchritt er die vier Treppen hinunter und hinaus, um ſich auch jetzt wieder nach einem Wagen umzuſehen.

Nicht bald genug konnte er ja ſeine Minna die reine Freude mitempfinden laſſen: wie das Beglücken glücklich mache!

Sechſtes Kapitel.

„Lieber Robert!“ lautete der neueſte der mütterlichen Briefe, die bisher an jedem Sonntag an den fernen Sohn abgegangen waren. „Welche Nachricht darf ich Dir heute zukommen laſſen, ſo groß, ſo unglaublich, daß mir die Hand bei deren Niederſchreiben förmlich zittert! Erlöſt, errettet! — Aus tiefem Abgrund wieder zu frohem Lichte heraufgeſtiegen! — Kannſt Du mir in dieſen Worten nachempfinden, welche Fülle von Glück und Dank die Herzen Deiner Mutter und Geſchwiſter durchſtrömt?“

Nachdem dieſer Brief über den Beſuch des Direktors genaueſten Bericht erſtattet, fuhr ſie in ihrem Schreiben fort: „Sage nun aber ja nicht, lieber Sohn: was iſt denn das für ein ſo beſonderes Glück, daß eine Rathswittwe nun die bezahlte Koſtmutter von einem halben Dutzend fremder Jungen geworden iſt? Nein, gewiß, ſo denkſt Du nicht! Ich traue vielmehr Deinem edlen Herzen zu, daß Du mit uns dankeſt und jubelſt in dem ganz gleichen Tone, in dem unſer neues Glück nun dreifach in unſeren Seelen ausklingt.

Es hat Dir zwar aus meinen bisherigen Briefen gewiß immer nur inneres Glück entgegen geleuchtet, und ich

habe Dich darin auch niemals getäuſcht. Denn gerade in unſerer größten Noth habe ich das Mutterglück am Reinſten empfunden, und Rudolph, wie Klärchen, iſt es mit ihrer opferfreudigen Liebe zu mir nicht anders ergangen. Die gemeinſame Pflichterfüllung, die unverdroſſen jedes Hinderniß überwunden, hat auch in der tiefſten Nacht unſer Gemüth mit troſtvollem Licht erhellt. Und, Gott ſei Dank, ich und deine Geſchwiſter haben es in dieſer ſchweren Zeit an uns empfunden — ich kann's ohne Prahlen von uns ſagen, — daß Armuth und Noth, im richtigen Geiſte der Ergebung getragen, den inneren Menſchen nicht erniedrigt, ſondern nur edelt und läutert.

Das Glück, das uns heute wie vom Himmel zugefallen, iſt nun aber, im Gegenſatze zu unſrem bisherigen innerlichen, gleichſam mit den Händen greifbar! Die gemeine Sorge des Lebens ſteht nun nicht mehr, wie früher, mit uns auf und legt ſich mit uns nieder, ſie kann auch meine Geſundheit nicht mehr gefährden. Nein, jetzt wiſſen wir, aus welch geregelten Einkünften wir unſeren Unterhalt zu beſtreiten haben. Ach, Robert, das iſt ein Gefühl, das nur derjenige vollkommen empfinden kann, der mit uns gelitten hat!

So wäre denn alſo jedes weitere Hinderniß für Deine Heimkehr zu uns weggefallen, und die normale Natürlichkeit unſeres Zuſammenſeins könnte wieder zu ihrem ſchönen Rechte kommen. Daraus zwar kann ich Dir keinen Hehl machen: auch künftighin werden wir ſehr ſparſam und beſcheiden weiter leben, auf Alles, was zum Leben nicht unumgänglich nöthig iſt, verzichten, ja, die Sorge um unſer eigenes Wohl noch mit der anderen um ſechs fremde Kinder vermehren müſſen.

Ueberlege Dir's nun ernſtlich, mein guter Sohn! Wenn

Dein Herz Dich zu uns zurück zieht, ſo findeſt Du unſere Arme ſo weit und liebevoll ausgebreitet, wie nur jemals ein heimkehrender Sohn begrüßt worden iſt. Ob Du das kannſt, oder ob Dich deine Verpflichtungen nicht noch für weitere Jahre im Bode'ſchen Hauſe feſthalten, darüber bin ich mir aus Deinen Briefen nicht klar genug geworden. Drum geh' als braver, verſtändiger und vor Allem als liebevoller Sohn mit Dir zu Rathe, und, wie Dein Entſchluß dann auch laute, ich will ihn als den für Dich einzig heilſamen anerkennen und ſegnen.

In jedem Falle danke dem Himmel für die gütige Wendung unſeres Geſchickes, und laß uns das freudige Bewußtſein, daß Deine Liebe, bei uns, oder fern von uns, in alle Zeit die gleiche bleiben wird. Hat je ein Schatten der Sorge um uns den Frohſinn Deiner Jugend und die Freude des Studiums Dir getrübt, ſo denke jetzt mit aller Ruhe an Deine Mutter und Geſchwiſter, deren Herzen in ſtets gleich inniger Liebe mit Dir verbunden bleiben!" . . .

Robert ſaß ſchon eine Zeit lang allein auf ſeinem Zimmer im Hauſe des Kommerzienrathes. Der mütterliche Brief, den er ſchon zwei Mal durchgeleſen, lag vor ihm auf dem Tiſch, und in tiefem Nachſinnen hielt er die Stirn in die Hand geſtützt.

„Ach ja, ich weiß gar wohl," ſann er jetzt vor ſich hin, „im eigenen Haus, und aus eigenen Mitteln zu leben, wäre doch noch ehrenvoller, als hier in fremdem; Mutter und Geſchwiſter würden mich auf den Händen tragen, und als Aelteſter dürfte ich die erſte Rolle im Hauſe ſpielen. Alles ganz gut und ſchön, aber, du lieber Himmel, mit noch einem halben Dutzend landfremder Jungen dann alltäglich zuſammen zu hauſen! Ei, wäre das ein herrliches Familien-

leben, ſo ganz nach meinem Geſchmack! — Nein, es geht nicht! Zu tief bin ich ſchon im hieſigen Boden eingewurzelt und an ganz andere Bedürfniſſe gewöhnt. Und kenne ich meine eigene Natur nicht viel zu gut? — Drum weg mit aller trügeriſchen Selbſttäuſchung! Wenn ich jetzt noch ſo ſehnſüchtig die Arme nach den Meinigen ausbreiten wollte: ich habe nun einmal kein Verſtändniß für ihre gar ſo beſcheidene Sorte von Glück. Der Ton meines Weſens ſtimmt nicht zur Harmonie des ihrigen, und alle Liebe würde mir Nichts helfen; ich könnte doch nur als ein häuslicher Störenfried wieder heimkehren. Drum hiergeblieben! Es iſt beſſer ſo, für mich, wie für die Meinigen!“ —

Plötzlich warf er ſich ſtolz in die Bruſt und ſagte für ſich: „Meinem Freund Erwin bin ich aber ſchon rein unentbehrlich geworden! O, ſie wiſſen's bereits Alle; und wie ſie mir deshalb ſchön thun! Ja, ich hab' ihnen die Courage bereits abgewonnen!“ —

Mit leuchtenden Augen war er jetzt aufgeſtanden, als Erwin mit der Reitpeitſche zu ihm eintrat und unwillig ihn fragte: „Na, wo bleibſt Du denn wieder? Muß man Dich denn immer erſt rufen und auf Dich warten? 'S iſt ja ſchon lange fünf Uhr vorbei, und Du wußteſt doch, daß ich um dieſe Zeit mit Dir ausreiten wollte.“

„Oho, mein Junge, ein bischen ſachter! bitt' ich mir aus. Du weißt, dieſen Ton laſſ' ich mir von Dir nicht gefallen!“ wies ihn Robert mit kalter Ruhe zurück, und er durchmaß ihn von oben bis unten.

Dieſer Blick geiſtiger Ueberlegenheit übte denn auch ſeine Wirkung ſogleich aus, und im Nu gab der erſt ſo herriſch Polternde klein bei.

„Na, na, mach' nur nicht gleich ſolche Augen! Du weißt

doch, wie mich das Warten immer verdrießt, und nun biſt Du noch nicht einmal im Reitkoſtüm!“

„Pah, wird heut auch ohne dies gehen,“ warf Robert gleichgültig hin, „und ich ſchlage Dir vor, daß wir einmal wieder durch den Hexenmoor reiten; der Weg darin iſt ja jetzt trocken, und der paßt mir heute gerade zu meiner ſeltſamen Stimmung.“

„So, ſo, haſt Du wieder einmal Deine Grillen? Na, mir kann's gleich ſein. Alſo nach dem Hexenmoor!“

Raſch griff Robert nach dem niederen Filzhut und der Reitpeitſche, auf deren Silberknopf ein großes R eingravirt war. Ein paar Minuten darauf ritten die zwei Freunde auf engliſchem Halbblut im ſchärfſten Trabe nach dem düſteren Gehölz.

* * *

Dieſe beherrſchende Stellung Robert's zu ſeinem Freunde war im ganzen Bode'ſchen Hauſe zu verſpüren, ſogar bei dem Commerzienrath ſelber.

In den erſten Wochen freilich war es für deſſen Denk- und Gemüthsart ein wahrer Hochgenuß geweſen, dieſen, wie er Robert damals noch nannte, ihm „aufgehalſten, bettelarmen Beamtenjungen“ alltäglich fühlen zu laſſen, welch niedrige Stellung er in ſeiner Familie einzunehmen habe. Und bemäntelte er dieſe Geringſchätzung auch vor Frau und Kindern, ſo ließ er ſie um ſo offener hervortreten, wenn er einmal Robert allein gegenüberſtand. So oft er ihm dadurch die Röthe in's Geſicht trieb, glaubte er wunder was für eine ritterliche That verübt zu haben. Sogar vor ſeiner Dienerſchaft hatte er anfangs nur in wegwerfenden Worten von dieſem bettelhaften Eindringling geredet, und dieſe niedrigen Creaturen waren dann natürlich auch ſtets darauf

bedacht, ſich bei ihrem Herrn dadurch gut anzuſchreiben, daß ſie deſſen unwürdiges Benehmen gegen Robert in ſpeichelleckeriſcher Keckheit nachzuahmen verſuchten.

In den erſten Tagen ließ ſich Dieſer deren Behandlung auch ſcheinbar ruhig gefallen, er rekognoscirte jedoch damit nur das Terrain ſeiner jetzigen Stellung. Dann wies er, von Woche zu Woche deutlicher, jede Anmaßung dieſer Bedientenſeelen in ſolch ſtolzer Haltung und Rede zurück, daß Einem nach dem Anderen die Luſt verging, an ihm ihr Müthchen zu kühlen. Auch der Commerzienrath lernte gar bald die geiſtige Uebermacht ſeines Hausgenoſſen an ſich verſpüren, ſo ſtreng dieſer, auch die Grenzen ſeiner Stellung bei dem reichen Fabrikherrn einzuhalten wußte, deſſen Brod er aß, und dem er jeden äußerlichen Reſpekt bezeigte, den er für ſich verlangen konnte. Und doch lag neben aller Beſcheidenheit ſo gar nichts Unterwürfiges oder Schmeichelndes in Robert's Benehmen. Seine Haltung blieb immer ſo gleichmäßig korrekt und gemeſſen, daß auch der Commerzienrath ihn ſchließlich, wenn auch nicht mit beſonderer Zuneigung, ſo doch mit einer ihm förmlich aufgedrungenen Achtung behandelte. Das alte Sprüchwort: „Wie der Herr, ſo der Knecht", bewährte ſich dann auch an den hündiſchen Bedienten, die gegen Robert anfangs die Zähne fletſchten, und ihm ſpäter die Hände leckten.

Ganz der gleiche pſychiſche Prozeß hatte ſich im Laufe dieſes halben Jahres zwiſchen den beiden Freunden abgeſpielt. So leidenſchaftlich auch Erwin an Robert hing, konnte es bei dem rohen, hochfahrenden Temperament des Erſteren doch nicht fehlen, daß er anfangs unbedingt die herrſchende Rolle ſpielen wollte.

Er verſuchte dies jedoch in ſolch plumper Weiſe, daß

Robert, in ſofortiger Erkenntniß dieſer Gefahr für ſeine Stellung, ſchon von vornherein darauf bedacht war, Erwin mit ruhiger Entſchiedenheit die Schranken zu bezeichnen, von deren Wahrung er ſein ferneres Verbleiben im Hauſe abhängig machte. Sein Muth hierzu hatte jedoch auch einen ſicheren Untergrund.

Wenn auch mit Erwin in gleichem Alter ſtehend, war Robert ihm nämlich an Talent und innerer Disciplin doch um viele Jahre vorausgeeilt. Dies hatte ſich auch nur zu deutlich Jahr für Jahr in den Schulplätzen der Beiden gezeigt, von denen Robert immer den erſten, und der Fabrikherrnſohn ſtets einen der letzten eingenommen. Daß dieſes Zurückbleiben ſeines Freundes jetzt beſeitigt werden mußte, war Robert's feſter Entſchluß geweſen, wie er nur in das Bode'ſche Haus eingetreten war, ſo ſchwer ihm die Ausführung auch erſcheinen mochte. Er ließ ſich in dieſem halben Jahre keinerlei Mühe und Geduld verdrießen, als belehrender und ermahnender Freund auf Erwin's Fleiß einzuwirken, und, was noch viel mehr bedeutete: er hatte ihn allmählich in die, von den meiſten jungen Leuten unverſtandene Kunſt eingeweiht, wie man überhaupt mit Nutzen zu lernen habe. Und der Erfolg übertraf beim Schluſſe des Schuljahres alle Erwartungen, denn Erwin hatte das Abiturientenexamen ſo ehrenvoll beſtanden, wie's die hocherfreuten Eltern ſich nie zuvor träumen ließen.

So konnte Robert nach dieſem halben Jahre das wohlthuende Bewußtſein in ſich tragen, daß er ſeinen freien Unterhalt durch ſeine Gegenleiſtungen am Sohne des Hauſes ſich redlich abverdient hatte. Auch vom Commerzienrath war dies ſchließlich, wohl oder übel, anerkannt worden. Frau Bode hing ſogar mit aufrichtiger Dankbarkeit an dem jugend-

lichen Mentor ihres Sohnes, und war von nun an deſſen feſteſte Stütze in ihrer Familie.

Lexi aber ſah zu dem ſchönen, ſtolzen Jüngling mit einer Art verſtohlener Andacht hinauf, und dünkte ſich ihm gegenüber als ein untergeordnetes Menſchenkind.

Wie kurze Zeit jedoch wird es noch währen, dachte ſie mit wachſender Wehmuth, da zieht er aus ihrem friedensvollen, ſeeliſchen Stillleben wieder fort, weit fort, in's bunte, laute Gewühl des großſtädtiſchen Berlin's! Wie grenzenlos öde wird's dann in ihrem Hauſe werden, nur noch mit Vater und Mutter! Wird auch dann noch Friede und ſtille Freude für ſie darin wohnen, wenn deſſen Schutzgeiſt es verlaſſen hat? — Nun, dann iſt er es wenigſtens draußen für den Bruder! . . .

Darum entſagen und geduldig warten! — Schon beim nächſten Oſterfeſt wird ja der heimliche Liebling auf kurze Zeit mit Erwin wieder zurückkehren! — Dann mag mit dem Frühling auch in ihrer verſchwiegenen Seele neue Lebensfreude wieder auferſtehen! . . .

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Seltſames Menſchenherz! Als die Räthin heute Morgen ihre arme Manſardenwohnung verlaſſen ſollte, um in ihr nun viel ſchöneres neues Heim überzuſiedeln, hätte man wohl denken ſollen, daß ſie jubelnd von hier ausgezogen wäre, wo ſie fünf Monate lang ſo viel gelitten und gerungen, geſeufzt, gebetet und gehofft. Und doch, als ſie nun daran gekommen war, für immer von hier fortzugehen, da ward ihr das Herz ſo ſchwer, als hätte ſie hier nur lauter Glück erlebt, und jedem der drei kleinen niedrigen Zimmer ſagte ſie mit weinenden Augen Lebewohl. Sogar in der dunklen, kalten Küche blieb ſie ein paar Minuten gedankenvoll ſtehen und dachte daran, was Alles ſie darin überwunden hatte.

Auch den beiden Kindern erging es nicht anders. Und als Rudolph zum letzten Mal in ſeiner Kammer ſtand, da dachte er nurmehr der ſtillen, frohen Stunden, die er darin erlebt, und alle trüben und ſorgenvollen waren vergeſſen. Keines ſprach zum Andern ein Wort über ſeine Empfindungen und mit ſeltſam bewegtem Gemüth ſtiegen ſie nun zum letzten Male die vier Treppen hinunter, um auch von der Familie Lehmann Abſchied zu nehmen.

In der Manſardenwohnung jedoch erklangen leiſe, wie von einer Geiſterſtimme geſprochen, die Worte: „Die Stätte, die ein guter Menſch betrat, ſie iſt geweiht für alle Zeiten.“ Und hätten alle früheren Thränen, Seufzer, Gebete und Dankſagungen der Familie Steffens in dieſen drei Dachzimmern ſammt Küche ein äußerliches Schmuckzeichen hinterlaſſen: wahrhaftig, im ganzen deutſchen Lande wäre dann nicht leicht eine, von Perlen und Edelſteinen noch reicher ausgeſchmückte Wohnung aufzufinden geweſen. —

Schon ſtanden ſie jetzt Alle Drei in der dumpfigen Wohnſtube. Auch Lene und der Sohn Fritz waren zu den Eltern eingetreten und ſogar der ſtämmige Hausknecht ſtand an der Thüre, um ſich für die fünf Thaler zu bedanken, womit ihm die Räthin nachträglich das Waſſerholen gelohnt hatte.

Herr Lehmann ſaß, wie immer, in ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter, und jetzt nahm ſeine Frau die Hand der Räthin in die ihrige und ſagte mit unterdrücktem Weinen: „Nee, meine liebe Frau Räthin, daß Sie mit ihren guten Kindern jetzt für immer von uns fortziehen, das thut uns doch gar zu ſehr ſchmerzen. Solche noble Miethsleute kriegen wir nicht leicht wieder, — Sie wiſſen ſchon, wie ich's meine — und über vier Stiegen ſchon gar nicht. Behalten nur auch Sie uns in gutem Andenken, wenn wir auch nur einfache Bürgersleute ſind! Und ſo leben Sie denn in Gottes Namen miteinander recht wohl und bleiben Sie geſund und glücklich!“

Auch ihr Mann gab allen Dreien die Hand, dann tätſchelte er noch beſonders Klärchen's Geſicht, und ſagte dabei nur: „Du Goldkind!“ . . .

In ernſtfroher Stimmung ſchritten Mutter und Kinder dann der Heimath ihres neuen Glückes entgegen.

Dieſes Glück hatte ſich unterdeſſen noch beträchtlich vergrößert. Was Direktor Weiſe bei ſeinem Beſuch nicht noch außerdem mitzutheilen für gut befunden, das hatte er ein paar Tage danach auf ſeinem Amtszimmer mit Rudolph umſtändlich beſprochen, und da dieſer ſehr verſtändig auf ſeine Intentionen eingegangen war, und die heimliche Prüfung auf Verläſſigkeit beſtens beſtanden hatte, war auch er mit einem beſtimmten Amt und Gehalt, als Präfect und Repetitor im Johanneum, betraut worden. Für ſeine erſt achtzehn Jahre eine zwar ſchwierige, aber auch ebenſo ehrenvolle und finanziell lohnende Stellung.

Sie waren nun ſoeben in einem ſtattlichen Hauſe einer der größten Königsberger Straßen die erſte Treppe hinaufgeſtiegen, da harrte ihrer auch ſchon eine gleich freudige, wie ſinnige Ueberraſchung. Im gewölbten, großen Corridor ſtand nämlich der gute Direktor inmitten ſeiner ſechs, heute ſonntäglich gekleideten Studentlein, und kaum hatten dieſe vor der Räthin ihr linkiſches Compliment gemacht, ſetzte er ſich in offizielle Poſitur, und hielt als Gründer, Protektor und Taufpathe des Johanneums einen feierlichen Begrüßungsſermon an die neu einziehende Koſt- und Pflegemutter. In den Schluß dieſer ernſten, mitunter auch humoriſtiſchen Rede verflocht er dann auch noch den neuen jugendlichen Präfekten Rudolph, und zum Schluß auch Klärchen, als Prieſterin der Muſe Polyhymnia, denn auch ihr war ein beſonderer Dienſt, und zwar auf dem Klavier, im Johanneum zugedacht worden.

Die Räthin hätte nun gar gern in gleich ſchwungvoller Erwiderung dem Direktor gedankt; vor lauter Ergriffenheit

fand ſie aber nur ein paar abgeriſſene Worte dafür. Auch Rudolph ſcheute ſich vor ſeiner erſten öffentlichen Rede, und ſtotterte nur ein paar verlegene Worte. So begnügte ſich denn die „Vicemama“, wie der Direktor ſie auch heute wieder genannt, mit der ſtummen Antwort: erſt dieſem und dann auch jedem Einzelnen ihrer „Vicejungen“ herzlich die Hand zu drücken, und die Geſchwiſter thaten das Gleiche.

Der Räthin den Arm bietend, führte der Direktor ſie dann in das Innere der Wohnung, und, gefolgt von Allen Anderen, durchſchritt er mit ihr vom erſten großen Zimmer, dem gemeinſamen Lernſaal, alle übrigen acht Räume, von denen die eine Hälfte für die Familie Steffens, die andere für die Zöglinge beſtimmt war.

Damit war die offizielle Einſetzung zu Ende gegangen. Der Direktor empfahl ſich hierauf, nachdem er die ſechs Knaben nochmals zu liebevollem Gehorſam gegen deren neue dreifache Autorität ermahnte, und nun hatte auch hier das Alltagsleben mit ſeinen Pflichten, wie Sorgen, ſeinen gleichmäßigen Fortgang zu nehmen. —

Kein Zweifel, die Exiſtenz der Räthin war wieder eine menſchenwürdige geworden, bewahrt vor jeder gemeinen Lebensnoth und inneren Verdemüthigung, ebenſo zweifellos war aber auch die andere Veränderung ihrer Lage: Sorgen verblieben ihr auch hier, nur nahmen ſie einen edleren, gleichſam geiſtigeren Charakter an. Und gedachte die Wittwe der ſo ganz verſchiedenen Art ihrer eigenen zwei Söhne, trotz deren gleichen Erziehung, ſo ward es ihr erſt recht klar, wie ein noch viel größerer Unterſchied in dieſen ſechs fremden Sprößlingen ihr deren gemüthliche und geiſtige Pflege erſchweren würde.

Viel ſchwerer jedoch ward es ihr, eine andere Empfin-

dung bei dieſem Glückswechſel ſogleich zu verſchmerzen, und auch ihre Kinder hatten anfangs darunter zu leiden.

In der Armuth ihrer früheren Dachwohnung war ihnen dennoch ein einziges Gut in ganzer Fülle bewahrt geblieben, und das war ihr niemals geſtörtes, friedliches Zuſammenleben. Auch beim noch ſo kärglich beſtellten Mittagstiſche ſaßen ſie immer allein beiſammen, die Traulichkeit ihrer Geſpräche ward durch keinen fremden Gaſt geſtört, und hatte die Räthin mit Klärchen tagsüber auch um noch ſo ſauren Geldlohn arbeiten müſſen, ſo war ihnen die Abendſtunde ein um ſo ſüßeres Labſal geweſen, das ſie mit aller Behaglichkeit auskoſten durften.

Wie ganz anders jetzt hier im Johanneum, wo am Morgen, Mittag und Abend das Familienleben mit noch ſechs fremden, an Alter und Bildung ihnen ſo ungleichen Knaben getheilt werden mußte! Und wie natürlich war es deshalb, daß die Steffens'ſche Familie ſich nun gar oft nach dem alten, harmoniſchen Zuſammenleben zurückgeſehnt! Keines von den Dreien jedoch hatte ſich bisher getraut, auch nur ein ſchüchternes Wort darüber verlauten zu laſſen. Wie grober Undank gegen all ihr jetziges Glück wäre es ihnen erſchienen, und trotz ihrem Schweigen wußten ſie's von einander dennoch ganz genau, was Jedes im Stillen empfand.

In ganz eigenartiger Weiſe fühlte ſich der junge Präfekt und Repetitor von der Würde ſeines neuen Amtes bedrückt. Bei ſogleich einem halben Dutzend undreſſirter Füllen vom platten Lande die Zügel reſpektvoller Autorität in kräftiger Hand zu halten: das war für ihn mit ſeinen kaum noch achtzehn Jahren denn doch eine ganz ungeübte Kunſt, und deren Aneignung ward ihm durch ſeine angeborene Beſcheidenheit noch erſchwert.

In dieſen Gemüthszuſtand ſeiner geiſtigen Noth erſchloß er nun ſeinem viel lebenskundigeren Freunde Jakob Plöhne einen vertrauensvollen Einblick, und ſchon wenige Tage danach erhielt er folgende Antwort:

„Alſo Präfekt von ſechs lateiniſchen Jungen biſt Du geworden? Ei der Tauſend, welche hochanſehnliche johanneiſche Stellung, vor der ich als ſimpler Einzel-Inſtruktor demüthig den Hut abnehmen muß! Na, und Dir will vor Deinen Rekruten bange werden, weil Du ſelber noch ein ſo junger Exerziermeiſter wäreſt? J, warum nicht gar? Als ob man nicht in Deinem Alter und mit Deiner normalen Natur ſchon ein ganz fixer Kerl geworden ſein, und gerade ſo leicht Einer mit ſchneeweißem Kopf noch immer ein ſchwächlicher Haſenfuß bleiben könnte. Nein, guter Junge, bange machen gilt auch hier nicht, ſondern nur eder mein altes Recept ‚Courage‘, nur noch mit einer kleinen Miſchung, die ich Dir hier aufgeſchrieben habe, und, — lach' mich nicht aus! — ſogar noch in Verſen. Ich habe nämlich ſchon ſeit einiger Zeit welche verbrochen, zumal beim Vollmond, der wahrſcheinlich auf meinen poetiſchen Genius einen befruchtenden Einfluß ausübt. Und auch heute drängt es mich, mein Recept Dir in gedrechſelten Reimen zu verſchreiben. Alſo aufgemerkt, Herr Präfekt!

Frohen Muth und Selbſtreſpekt!
Was n.r Tücht'ges in Dir ſteckt,
Kehr' heraus ſammt ſchneid'gem Willen!
Feſt tritt auf als ganzer Mann!
Auch die Jungen glauben's dann,
Und ſie laſſen leicht ſich drillen.

Kommt Dir Etwas eklich vor,
Treib's erſt recht dann mit Humor!

Für das Glück welch koſtbar Mittel! —
Wer es immer bei ſich trägt,
Hei, wie froh das Herz ihm ſchlägt
Selbſt im ſchäb'gen Bettlerkittel!

Lieber groll' und ſchilt zumal,
Werd' nur nicht ſentimental! —
Kannſt nichts Schlimm'res Dir gewähren! —
Warte nur: auch Deinem Müh'n
Wird noch reicher Kranz erblüh'n
Voll von Roſen und von Aehren! —

Damit, mein johanneiſcher Herr Bubendreſſeur, verſtummt Dein poetiſcher Leibmedikus. Nun habe ich aber auch noch vor ein paar Wochen für mein eigenes ſeeliſches Befinden eine einfache poetiſche Hausmannskoſt hergerichtet, die mir Kopf und Herz immer recht geſund erhalten hat. Gefallen Dir dieſe Verſe, dann mach' es wie ich! Schreibe ſie fein ſäuberlich ab auf ein Extrablatt, laß es einrahmen und häng' es über Deinen Arbeitstiſch! Keinesfalls kann es Dir ſchaden, wenn Du Morgens und Abends einen Blick darauf wirfſt! Es beſagt nämlich:

Nicht nach Jenen ſollſt Du ſehen,
Die es ſcheinbar beſſer haben,
Sei's durch leiblich Wohlergehen,
Sei's durch reich're Glückesgaben!
Solch Vergleichen ſchafft nur Neiden,
Das den Frieden Dir will ſtehlen,
Und Dich ſchwächt in Kampf und Leiden; —
Laſſe das den niedren Seelen! —
Schau' drum abwärts nur nach Jenen
In noch trüb'ren Lebenslagen,
Und je mehr Du ſiehſt von denen,
Die noch mehr, wie Du, zu tragen:
Um ſo mehr wird eig'nes Leiden
Als erträglich Dir erſcheinen,

Und Du wirſt Dich gern beſcheiden
Mit dem Glücke, wenn auch kleinen,
Das Dir ſelber zugefallen,
Bleibt Dir nur des Herzens Frieden —
Dieſes größte Glück von allen —
Unverkümmert zubeſchieden!

Hoffentlich bringt mir Deine nächſte Epiſtel die Nachricht von Deiner Radikalkur.

Wie ſehr ich mich übrigens über die ſo glückliche Wendung Eurer Lage freue, wie ich mit Dir im Stillen juble, das kann ich Dir und den Deinigen weder in Proſa, noch in Verſen, ausſprechen. Dein Direktor „Sozuſagen“ muß ja ein wahrer Goldmann ſein! Im Geiſte küſſe ich ihm zum Danke die Vaterhände. Und damit herzliche gute Nacht!

Dein treuer Jakob.“

Mit ſtrahlenden Augen hatte Rudolph dieſen Brief ſoeben auf ſeinem Arbeitszimmer geleſen, und ſchon ſpürte er, wie ein ganz neuer, ſelbſtvertrauender Muth ihm durch die Adern rann. Sofort drängte es ihn auch zur Mutter hinüber in die Wohnſtube. Sie ſaß eben an ihrem Arbeitstiſch und nach Durchleſung der erſten Seite mit dem für Rudolph beſonders beſtimmten Spruch gab ſie durch freudiges Kopfnicken ihr Einverſtändniß damit zu erkennen. Als ſie dann auch die anderen, mehr allgemein gehaltenen Verſe durchgeleſen, blieb ihr Auge ſo nachdenklich darauf haften, als wollte ſie dieſe jetzt auswendig lernen.

Nun war auch Klärchen eingetreten und ſah neugierig auf die Leſende hin.

„Ein Brief vom Tiſchler-Jakob!“ flüſterte der Bruder ihr zu. Da blieb auch ſie regungslos bei Seite ſtehen, während er ſelber hinter dem Rücken der Mutter nochmals

in den Brief hineinſah. — Ein von ſelbſt geſtelltes, „lebendes Bild.“ —

Endlich legte die Räthin, noch immer ernſt vor ſich hinſinnend, den Brief aus der Hand.

„Er hat Dich doch nicht verſtimmt?“ fragte Rudolph verzagt.

„Verſtimmt, wo denkſt Du hin?“ erwiderte ſie mit ihrem alten lieben Lächeln, „nein, wahrhaftig nicht! Nur gerührt hat mich dieſer Brief, und, daß ich's Dir nur ehrlich geſtehe, auch ein wenig beſchämt.“

„Dich, Mutter? Das iſt ja gar nicht möglich,“ erwiderte er, und Klärchen war nun erſt recht neugierig geworden, zu wiſſen, was in dieſem Brief enthalten ſein mochte.

„Ja, beſchämt“, wiederholte die Mutter, „denn auch ich habe in dieſen Tagen dieſe Mahnung vom Auf- und Abwärtsſehen nicht genug beherzigt. Komm' Klärchen, lies uns dieſe Verſe noch einmal vor! Denn ſie betreffen uns alle Drei ganz gleich.“

Damit reichte ſie der Tochter das Briefblatt hin, dieſe las die ihr bezeichneten Verſe mit ihrer ſympathiſchen Stimme vor, und als ſie damit zu Ende war, ſprach die Mutter: „Nun ſagt, gute Kinder, haben wir Alle in dieſen Tagen hier immer ſo recht *unter* uns geſchaut, — auf Andere, denen es lange nicht ſo gut geht, als uns? — Mein Gott, und nicht einmal eines fremden, viel weniger freundlichen Geſchickes hätte es zu ſolchem Vergleiche bedurft. Nein, nur auf unſer eigenes, ſchweres, wie es noch vor acht Tagen geweſen, brauchten wir niederzuſehen, um in jedem Augenblick uns auf's Neue bewußt zu werden, mit welch unſagbarem Danke wir unſere jetzige Lage hätten genießen ſollen. Und haben wir uns nicht dennoch, wenn auch Jeder nur

im Stillen für ſich, einer Anwandlung heimlicher Sehnſucht nach unſerem früheren, ungeſtörteren Leben hingegeben? — Jetzt aber, meine Kinder, hinweg mit aller ſolcher kleinlichen Empfindelei! Wie hatten unſer jetziges Glück nur noch nicht richtig aufgefaßt. — Nein, nicht ſechs fremde Jungen wohnen und ſpeiſen mit uns und ſtören uns in unſerem vorigen, ſo trauten Zuſammenſein! Nein! mir, der Mutter, ſollen dieſe Knaben von jetzt an wie wirkliche Söhne, und Euch wie wirkliche Geſchwiſter ſein! Und ich will doch ſehen, ob mit ſolcher Auffaſſung unſer Familienleben uns nicht noch viel höher beglücken wird, als zuvor, wo ſtatt dieſer ſechs lieben, lebensfrohen Jungen ſo oft die düſteren Quälgeiſter der Noth und Sorge mit uns zuſammengewohnt haben. All das melde Deinem Jakob, lieber Rudi, und ſeine Verſe ſchreibe mir hübſch ab auf ein beſonderes Blatt, daß ich es über mein Bett hängen und beim Niederlegen und Aufſtehen deſſen Inhalt ſtets auf's Neue beherzigen kann! Auch ihr Beide ſollt es mit dieſem Gedichte ſo halten, und keinen Tag mehr ſoll Jakob's weiſer Spruch von uns vergeſſen werden!“ —

* * *

Die Drei waren nun gerade in der beſten Stimmung, ſich, Jeder nach ſeiner Weiſe, in ihre neue Glückslage hineinzuleben, als ihnen Robert vor ſeiner Abreiſe an die Berliner Hochſchule ſeinen Ferienbeſuch ankündigte. Zum erſten Male ſeit dem Tode des Vaters ſah er die Seinigen wieder, und dieſe waren nicht wenig begierig darauf, wie er ſich jetzt bei ihnen fühlen, und zu ihnen ſtellen würde.

Seine letzten Briefe waren zwar von wärmſter Liebe diktirt, und all ſeine Gründe für ſeine moraliſche Verpflichtung, auch während der Univerſitätsjahre bei Erwin als

Begleiter auszuharren, klangen so überzeugend, daß ihn Mutter und Geschwister mit ganz gleicher Liebe empfangen wollten, als wenn er jetzt für immer zu ihnen heimkehren würde.

Auch Robert fühlte sich wirklich mit größter Sehnsucht zu den Seinigen hingezogen. War ihm doch gerade während dieses halben Jahres im Bode'schen Hause so recht zum Bewußtsein gekommen, aus welch tiefen, lauteren Quellen des Elternhauses ihm alle sittliche Kraft zugeflossen war, mit welcher er sich in dieser kurzen Zeit eine so ehrenvolle Stellung errungen, und seinen leiblichen Unterhalt so charaktervoll durch geistige Leistungen abverdient hatte. Allen kindlichen Dank für jedes gute Saatkorn, das nachträglich in ihm aufgegangen war, wollte er bei der Mutter jetzt nachholen, und sich selber dabei die Genugthuung gönnen, mit freiem Auge zu ihr aufblicken zu dürfen. Alles, was sie ihm einst am Grabe des Vaters im segnenden Lebewohl gesagt, hatte er ja im Bode'schen Hause bis jetzt zur Wahrheit gemacht.

So war denn auch die erste Begrüßung des Sohnes und Bruders eine überaus herzliche gewesen. Als Robert dann durch die schönen Räume des Johanneum's geführt worden war, wußte er nicht genug des Lobes dafür, und auch für Jeden der sechs jungen Lateiner hatte er ein freundliches Wort. Am gemeinsamen Tische ließ er sich's scheinbar behaglich schmecken, und jede Mahlzeit würzte er mit harmlos klingenden Scherzen, die seinem sonstigen Wesen gar nicht geläufig waren. Und doch, wie kurz nur hatte es gewährt, da fühlte er sich bei Mutter und Geschwistern innerlich fremd, und gar bald verspürten auch diese ihm gegenüber die gleich seltsame Beklommenheit.

Warum nur? — Er ward doch von der Mutter wahrhaft überhäuft mit aufmerkſamer Liebe. Was Klärchen ihm nur an den Augen abſehen konnte, das that ſie ihm. Auch Rudolph that gar nicht groß vor ihm mit ſeinem Präfektenamt, und am Liebſten hätte er während des brüderlichen Beſuches all ſeine Thätigkeiten eingeſtellt, um ihn ja nicht dadurch zu beſchämen. Ebenſo ließ ihm die Mutter ihre Stellung nur im angenehmſten Licht erſcheinen, und auch die leiſeſte Sorge ihres mütterlichen Stellvertreteramtes verſchwieg ſie ihm. Trotzdem fühlte er ſich innerlich bedrückt, wenn er ſein Leben im Bode'ſchen Hauſe mit dem der Seinigen, und ſeine eigene Stellung zu Erwin mit der anderen, mühſeligen, des Bruders verglich. Hatte denn der arme Rudi noch eine Jugend als Aufſeher dieſer halbbäuerlichen Jungen? Und gar bei den gemeinſamen Mittag- und Abendtiſch dieſe läſtige, unebenbürtige Geſellſchaft! — Oft, mitten unter'm Eſſen, hätte er aufſpringen und davon laufen mögen, ſo widerwärtig muthete ſie ihn an. Doch, Gottlob, ſagte er ſich wieder zum Troſte, daß es nur noch kurze Zeit für ihn zu dauern hatte! So lange konnte er dieſes Leben ja gleichfalls mit den Seinigen aushalten. So oft er ihnen aber auch verſicherte, wie behaglich er ſich hier fühle: die Mutter ſo gut, wie die Geſchwiſter, merkten dennoch gar wohl, wie es ihm eigentlich um's Herz war. Trotz allen guten Vorſätzen, mit denen Robert hergekommen, hatte er eben dennoch den alten Menſchen mitgebracht, und an jedem neuen Tage kehrte ſich dieſer greifbarer hervor. — Was konnte er jedoch für ſeine ſo grundverſchiedene Natur, die ſchon mit ihm in der Wiege gelegen war? —

Klärchen, mit ihrem klaren, klugen Köpfchen, hatte denn auch am letzten Tage zu Rudolph geſagt:

„Weißt Du, wie der arme Robert mir vorkommt? Geradeſo, wie jener Prinz im Märchen, der unter Köhlerskindern aufgewachſen war, und dann als junger König ſie auf der Jagd im Wald wieder einmal gefunden hatte. Ach, auch unſer Bruder gehört nurmehr mit halbem Herzen zu uns.“ —

Als Robert dann endlich, innerlich aufathmend, wieder fortgefahren war, und ſeine Geſchwiſter mit noch naſſen Augen vor der Mutter ſtanden, ſagte dieſe: „Nichtwahr, gute Kinder, haltet Euren Bruder lieb, wie auch ich als Mutter den Sohn! Und iſt ſein Glücksweg auch auf andere Ziele gerichtet, wie der unſrige: hoffen wir zu Gott, daß auch der ſeinige für ihn einen geſegneten Ausgang habe!“

* * *

Mit neuem Muth und Vertrauen begann jetzt die tägliche Wirkſamkeit der Räthin. Wie ſie ſich's vorgenommen, hatte ſie nun ihre Stellung im Johanneum als eine wahrhaft mütterliche aufgefaßt und nach einem wohldurchdachten Erziehungsſyſtem wollte ſie handeln.

Gedankenlos all ihre Pfleglinge, wie man ſagt, über einen Kamm ſcheeren, dieſen pädagogiſchen Mißgriff der meiſten Inſtitute, ſuchte ſie von allem Anfang an zu vermeiden. Statt deſſen eignete ſie ſich den weiſen Vorſatz an, jeden der ſechs Knaben erſt in ſeiner beſonderen Eigenart zu erforſchen, und je nach dem einzelnen Ergebniß ihre Behandlung an jedem Pflegebefohlenen entſprechend durchzuführen. Langſam, aber ſicheren Schrittes, ging ſie mit dieſem pſychologiſchen Einzelſtudium vor, und kaum ein paar Wochen waren verfloſſen, da hatte ſie auch ſchon die beſonderen Wege ausfindig gemacht, auf denen ihr Mutterherz zu Gemüth und Charakter jedes einzelnen Zöglings vertrauens-

vollen Zutritt gewinnen konnte. Bei keinem hatte ſie dann auch vergeblich angeklopft, und als nur einmal die erſte Scheu vor ihr überwunden geweſen, da war ſie auch allen ihren Jungen in Wahrheit die „Mutter Steffens“ geworden, wenn ſie auch, des äußerlichen Reſpektes halber, von ihnen ſtets nur „Frau Räthin“ genannt ward. Ihre große, nie aus dem Gleichgewicht kommende Ruhe, die ihr gleichſam ſchon angeboren und durch ihr ganzes Schickſal noch viel ſtetiger geworden, half ihr jetzt viel wirkſamer, als alles aufgeregte Zanken der früheren Frau Franke, ſelbſt den unbändigſten ihrer ſechs Jungen an liebevollen Gehorſam zu gewöhnen, die oft ziemlich vernachläßigten Anſtandsformen zu verbeſſern und durch eigene, milde Heiterkeit auch das Herz ihrer Knaben gleich friſch und munter zu erhalten. Nach Beendigung der Lernzeit war dann das eigene Wohnzimmer der Räthin der allabendliche Sammelpunkt, und theils harmloſes gemeinſames Geplauder, theils abwechſelndes Vorleſen aus belehrenden oder gemüthvollen Büchern, theils Klärchen's Klavier- oder Rudolph's Violinſpiel halfen dieſen Knaben die Traulichkeit und den Segen des Elternhauſes erſetzen, ſogar bei Manchem noch überbieten. Und hinwieder aus dieſen ſechs klaren, friſchen Quellen, welch ſprudelndes Leben! Wie ein Jungbronnen durchrann er das ganze Haus, neue Thatkraft und Zuverſicht durchſtrömte daraus das Herz der Räthin, und für ihre zwei Kinder war es eine förmliche Augenweide, zu ſehen, wie das Geſicht der Mutter von Woche zu Woche lebhafter gefärbt wurde, das von der früheren Sorge um's Leben nebſt der mageren Koſt ſo bleich und hager geweſen.

Auch Rudolph hatte ſich unterdeſſen in ſein Präfektenamt immer beſſer eingelebt, und ſeine Zeit immer ſicherer

einzutheilen gelernt, um, ohne sich allzusehr abzumühen, seinen doppelten Verpflichtungen im Gymnasium und Johanneum nachkommen zu können. Nicht umsonst hatte der Tischler-Jakob ihm das Recept vom Selbstrespekt verschrieben, und so gut wirkte dies Remedium bei ihm, daß er jetzt oft im Stillen darüber lachen mußte, mit welch gravitätischer Würde er seine sechs Jungen täglich spazieren führte, und auch daheim den Kommandostab über ihre Häupter schwang. Waren diese kecken, vorwitzigen Bürschlein doch nur allzugeneigt zum Witzeln und Bespötteln ihres jungen Exerciermeisters, und es hieß gewaltig aufpassen, um aus dem Ernst seiner Rolle nicht herauszufallen. Was anfangs nur eine mühsam erzwungene Autorität gewesen, das war ihm dann unvermerkt in Fleisch und Blut übergegangen. Und da der junge Präfekt so Tag um Tag als Vorbild von Anstand, Fleiß und Charakter seinen Schülern voranleuchten mußte, war er mit der Zeit auch an energischer Strenge gegen sich selber immer mehr vervollkommnet und somit sein eigener Erzieher geworden. Zuletzt schauten seine Zöglinge mit ganz gleichem Respekt zu ihm hinan, und sie parirten so gut und willig seiner Dressur, als wäre er der Direktor „Sozusagen" in eigener Person. — Was dünkte ihm künftighin noch schwer? — Furchtlos wäre er jetzt durch Wasser und Feuer gegangen, und er wußte im Voraus, daß er jede Probe gleich gut bestanden haben würde.

Nun hatte er auch schon das Gymnasium absolvirt, und die Wissenschaft der Medicin zu seinem Fachstudium erwählt, ein Lebensberuf, in dem er nach seiner menschenfreundlichen Gesinnung der Welt einmal am Heilsamsten nützen zu können glaubte. Der Tischler-Jakob erkor sich die Philologie, und beide Freunde schwärmten jetzt von der

glückſeligen Studentenzeit, die ſie, als zwei moderne Kaſtor und Pollux, demnächſt an der Königsberger Hochſchule miteinander verleben dürften.

Da auf einmal, wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel, kam die Botſchaft, daß ihre Träume zerinnen müßten. Das ſogenannte Hallenſiſche Philologenſtipendium, das ein früherer Bürgerſohn jener kleinen Stadt und nachmaliger Univerſitätsprofeſſor in Halle für beſonders ausgezeichnete Studenten dort geſtiftet hatte, war dem Tiſchler-Jakob, als dem Erſten in allen Claſſen, ganz unerwartet zugefallen, und ſogleich auf vier Jahre, die der Stipendiat jedoch nur auf jener Univerſität zu verleben hatte.

„Ach, wenn Du wüßteſt, mein Junge," hieß es in dem heut angekommenen Briefe, „wie mein Herz heute Morgen vor Jubel und Dank hoch aufſpringt, und mir dann ſogleich danach um Deinetwillen wieder wehethut! Doch nichtwahr, ich darf mich darauf verlaſſen, hundertmal mehr, als Dich meine Nachricht jetzt betrübt, gönnſt Du mir mein koloſſales Glück! Nein, ich weiß es: auch jetzt wirſt Du nicht ſentimental werden! O, ſo ſtelle Dir's nur vor, und juble mit mit mir! — Zweihundert blanke Thaler per Jahr! Es iſt kaum zu glauben! Und dieſer himmliſche Goldregen dauert volle vier Jahre fort! — Großer Gott, bin ich armer Schlucker jetzt auf einmal ein Rentier geworden! Wie will ich aber auch dieſen Spießbürgern „an der Saale kühlem Strande" imponiren, wenn ich dort meine Goldfüchſe laufen laſſe! — Ha ha, nichtwahr, bin ich ein Prahlhans geworden, ich, der früher ſo beſcheidener Privatinſtruktor!" . . . .

Rudolph hatte kaum auf den Schluß des Briefes noch einen flüchtigen Blick geworfen, als er auch diesmal ſofort

die Mutter aufſuchte, und ihr entgegen rief: „Denke Dir nur, der Tiſchler-Jakob iſt plötzlich ein Rentier geworden!“ —

„Was, ein Rentier, aber wie denn nur?“ fragte dieſe höchlich verwundert.

„Ja, da lies nur Alles ſelber!“ drängte er ſie, indem er ihr den Brief in die Hand drückte. „Aber leidergottes hab' ich ſelber den Schaden davon. Ach, er kommt ja gar nicht hierher!“ Sogleich aber verbeſſerte er ſich wieder. „Doch nein, nein, wie gönn' ich ihm ſein Glück, wie kein anderer Menſch auf der Welt! Hat er's doch hundertfach verdient, und um mich noch am Meiſten! Denn ſag' nur ſelber, Mutter, wenn der Tiſchler-Jakob nicht exiſtiren würde, wären wir dann ſelber wohl hier? — Iſt doch all unſer jetziges Glück nur die Nachwirkung ſeines einſtigen Freundesdienſtes, und wer weiß, in welcher Noth wir ohne ihn auch heute noch ſtecken würden.“

Während Rudolph in freudiger Erregtheit ihr das Alles vorgeſagt, hatte die Räthin den Brief ſchon überflogen. Erſt umſpielte leiſe Wehmuth ihr Geſicht und ſie ſagte: „Armer Rudi, wie dauerſt Du mich, daß Du Deinen einzigen Freund nun entbehren mußt! Doch nichtwahr, bring' in Gottes Namen auch dieſes Opfer! Und dann,“ — fuhr ſie mildlächelnd fort — „weißt Du, mein guter Sohn, auch Du, wenn Du auch gar nichts davon bisher gewußt, biſt ein Kapitaliſt!“

„Ja, daß Gott erbarm'!“ lachte er treuherzig, „ich möchte nur wiſſen, wo dieſer heimliche Geldſack verſteckt ſein ſoll.“

„Das kannſt Du gar nicht ſo entſchieden beſtreiten!“ erwiderte ſie, wobei ſie zugleich die Schublade ihres Tiſches

aufzog und ein kleines Buch herausholte, deſſen Aufſchrift ſie noch mit der Hand bedeckt hielt.

„Du weißt doch,“ fuhr ſie dann fort, „daß das Honorar für Deine Präfektenfunktionen von dem mir ausgeworfenen Koſtgeld eine ganz abgeſonderte Summe bildet?“

„Ja wohl, aber ich habe Dir doch all dieſes Geld von vornherein für Deine Haushaltungskaſſe überlaſſen,“ erwiderte er. „Wie ſollt' ich's denn auch für mich ſelber behalten, wo ich ſchon für meine Kleider und Bücher Dich gewiß eben ſo viel gekoſtet habe?“

„Ganz richtig, lieber Rudi,“ beſtätigte ſie, „und deshalb hatt' ich auch das Geld ſo lange von Dir angenommen, bis ich mir einmal über unſre Einnahmen und Ausgaben völlig klar ſein würde. Nach Abſchluß des erſten Rechnungsjahres bin ich's nun geworden. Die Bilanz hat ſich aber, Gott ſei Dank, ſo gut herausgeſtellt, daß ich ſchon allein mit meinem Koſtgeld all unſre Bedürfniſſe, auch die Deinigen mit inbegriffen, ohne jede Sorge beſtreiten und mir noch einen recht anſehnlichen Sparpfennig davon erübrigen kann. Deshalb, guter Sohn, müßt' ich mich doch wahrhaftig Sünde fürchten, wenn ich nicht all Deinen eigenen Verdienſt auch nur Dir allein zukommen ließe. Haſt Du Dich doch wahrlich genug darum gequält und auf alles Vergnügen anderer jungen Leute verzichtet! Nein, lieber Rudi, keinen Pfennig werd' ich davon für mich ſelber behalten. Wie ein ungerechtes Gut würd' er mich in den Fingern brennen, und ſiehe, drum habe ich erſt vorgeſtern all Deinen ſo mühſam errungenen Verdienſt für Dich auf der Sparkaſſe angelegt, und in jedem Jahre werd' ich es ſo damit machen; das erzielt dann mit Zinſenzuſchlag zuletzt ein ganz hübſches Sümmchen.“

Sprachlos hatte Rudolph ihr zugehört, und das Herz ſchlug ihm ſo ſtark, als wäre ihm der Anfall der größten Erbſchaft ſoeben verkündet worden.

Im dankbaren Blick des Sohnes war auch ihr Mutterauge ganz leuchtend geworden.

Hierauf zeigte ſie das Buch ihm hin, ſchlug den Deckel zurück und ſagte: „Da, lies nur ſelber!“

Auf der erſten Seite ſtand geſchrieben: „Sparkaſſenbuch des Studioſus Rudolph Steffens“, und auf der zweiten: „Einlage vom erſten September 1867 Hundertundzwanzig Thaler“.

„Nun, guter Rudi,“ fragte ſie jetzt mit ihrem glücklichſten Lächeln, „glaubſt Du mir jetzt wohl, daß Du ein kleiner Capitaliſt geworden biſt?“

„O, Mutter, liebſte, beſte Mutter! Das iſt ja viel zu viel!“

Mit dieſem Ausrufe umarmte und küßte er ſie, und ihrer Beider Augen waren dabei feucht geworden.

Hundertundzwanzig Thaler eigenes Vermögen und ſelber verdient! — Mit dieſem Grundton fing jetzt ein Jubellied in ſeinem Herzen zu klingen an, wie ein gleiches der höchſtbeſteuerte Capitaliſt in ganz Oſtpreußen beim Anblick ſeiner Werthpapiere wohl noch niemals in ſich vernommen hatte.

Als ſie Beide wieder ruhiger geworden waren, ſagte die Mutter wieder: „Eigentlich hab ich Dir dies Sparkaſſenbuch erſt in acht Tagen zu Deinem Geburtstagsgeſchenk übergeben wollen. Nun hat aber der neue Rentier Tiſchler-Jakob mir keine Ruhe gelaſſen, Dir ſchon heute Deine neue Capitaliſtenſtellung anzukündigen.“

Rudolph müßte nicht ein Menſch aus Fleiſch und Blut geweſen ſein, wenn ſeine nunmehrige Ausſicht: für alle ſeine

Anſtrengungen und Entbehrungen mit der Zeit nun wirklich ein kleiner Capitaliſt zu werden, ſeinen pädagogiſchen Eifer nicht noch merklich erhöht haben würde. —

Und ſo hatte der nunmehrige Studiosus medicinae trotz dem gewiſſenhafteſten Beſuch der Collegien und Kliniken doch noch immer Zeit genug übrig, um mit voller Herzensluſt auch Präfekt und Repetitor in einer und derſelben Perſon zu ſein. War es ihm aber je einmal beſonders ſchwer geworden, vom eigenen Studium ſchon übermüdet, ſich auch noch um ſeine jungen Zöglinge zu bekümmern — an jedem ſolchen Tage hatte er die andere Lehre des Tiſchler-Jakob befolgt, und mit geſundem Humor ſich über ſeine eigene Schwäche luſtig gemacht.

Neben dieſem pekuniären Lohne hatte ſich die Familie Steffens indeſſen noch eines gleich reichen, geiſtigen, zu erfreuen, ſowohl in der unausgeſetzten Zufriedenheit des johanneiſchen Protektors, als auch ſeitens aller Eltern in der dankbaren Erkenntniß, wie unendlich gut ihre Knaben an Leib und Seele bei der Räthin verſorgt waren. Oft nur zu häufige Beſuche, Aufmerkſamkeiten aller Art, und kleine Geſchenke, die nicht verletzen konnten, gaben dafür das beredteſte Zeugniß. Und wie viele Leckerbiſſen kamen, zumal nach den ländlichen Schlachttagen und zur Jagdzeit, noch in die Küche hineingeflogen!

Namentlich der Hofgutbeſitzer von Stavenau, Herr Hans Peter Duwe, der Vater des Zwillingspaares, dem Klärchen ſchon ſeit ihrem Eintritt Klavierunterricht gab, und — welch ein Glück: diesmal nach Noten! — konnte ſich daran gar nicht genug thun. Faſt keine Woche verſtrich, in der nicht er ſelber oder ſein älteſter Sohn Fritz, manchmal auch eine ſeiner zwei Töchter, Johanna und Doris, nach Königsberg

hereingefahren kamen, um nach den Zwillingen zu ſchauen, und niemals kehrten ſie auf ihr nahegelegenes Hofgut zurück, ohne ein Zeichen ihrer liebreichen Theilnahme hinterlaſſen zu haben.

Die Familie Duwe hatte dazu auch inſofern eine beſondere Veranlaſſung, als ſchon vor drei Jahren die beiden Zwillingsjungen am heftigſten Scharlach darniedergelegen, und mit opferwilligſter Sorgfalt von der Räthin und Klärchen bei Tag und Nacht gepflegt worden waren. Das ward ihnen niemals vergeſſen. Für Rudolph hatte der Zwillingspapa noch eine beſondere Zuneigung, da gerade ſeine zwei Knaben, Ernſt und Paul, immer unter den Erſten in der Klaſſe ſaßen, was ſie nur ihrem Präfekten zu verdanken hatten.

Sogar die jedesmaligen Herbſtferien mußte die Räthin ſammt ihren Kindern auf dem großen Hofgute verbringen, und außer der dort vier Wochen lang genoſſenen Gaſtfreundſchaft war ſowohl Klärchen, wie Rudolph, für den fortgeſetzten Unterricht noch beſonders honorirt worden. Wie dieſer jedesmalige Landaufenthalt unter lauter guten Menſchen den lieben drei Gäſten dann wohlgethan! Und mit ſtets neu geſtärkter Kraft kehrten ſie im Spätherbſt in die Königsberger Stadtluft zu freudiger Arbeit zurück. —

Seltſam, auch der Bruder der Räthin, Sanitätsrath Breſeler, hatte jetzt faſt jedes Vierteljahr ſeine Schweſter im Johanneum beſucht. Jetzt konnte er's ja mit freudigem Herzen, denn längſt ſchon war er zur Erkenntniß gelangt, wie unrecht er einſt mit ſeinen zaghaften Zweifeln gehabt, und welche Summe von Noth vertrauensvoller Lebensmuth und religiöſe Ergebung zu überwinden vermochten. Schon drei Mal hatte er auch ſeinen Taufpathen an Oſtern zu ſich kommen laſſen, und dieſer dann im dortigen ſtädtiſchen

Spital, deſſen Vorſtand der Onkel war, ſeine mediciniſchen und chirurgiſchen Kenntniſſe erweitert, ſowie er auch jedes Mal von dem jetzt ſo freigebig gewordenen Pathen mit koſtſpieligen Fachwerken und Inſtrumenten beſchenkt wieder heimgekehrt war.

So reihte ſich auf der Spindel des Glückes ein goldener Faden an den anderen an, und der gute Direktor Weiſe, der den allererſten geſponnen, war deshalb wohl auch am Meiſten berechtigt, an dem ſich immer reicher und ſchöner geſtaltenden Gewebe in ſeinem menſchenfreundlichen Herzen ſich zu erfreuen. —

Schon ſeit vielen Jahren war er gewöhnt, als zärtlicher Ehemann jeden Abend bei ſeiner Frau Minna daheimzubleiben, ausgenommen allmonatlich an einem einzigen Tage, an dem er den „wiſſenſchaftlichen Verein“ beſuchte, den er ſelber einſt mitgründen geholfen. Seit nun aber im Johanneum jeden Sonntag Abend von Klärchen, Rudolph und noch einem ſtudentiſchen Meiſter auf der Violine gute, alte Muſik geſpielt ward, hatte auch er ſich faſt regelmäßig dort eingefunden, ſogar ein paar Male auch ſeine Frau Minna mitgebracht. Ob nur aus dem edlen Gattentriebe: auch ſeine, im Klavierſpiel ziemlich geübte Ehehälfte dieſe muſikaliſche Leckerkoſt mitgenießen zu laſſen, oder ob durch deren Mitnehmen bei ihr jede mögliche, wenn auch nur leiſeſte Anwandlung von Eiferſucht auf die liebenswürdige Wittwe Steffens, ſo zu ſagen, zu paralyſiren: zur Entſcheidung dieſer zarten Frage müßte man den guten Direktor „Sozuſagen“ auf Herz und Nieren zu prüfen im Stande ſein, eine pſychiſche Procedur, die bekanntlich dem ſchwachen Auge des Sterblichen verſagt geblieben iſt. —

So oft dieſer edle Menſchenfreund nun im Kreiſe der

Familie Steffens und ihrer lieben ſechs Jungen ſaß, und, in dieſe weihevolle Muſik verſunken, das verklärte Geſicht aller Hörer ſich anſah, immer wieder ward er ſich auf's Neue klar, wie wenig äußerliches Glück ein guter Menſch eigentlich bedürfe, um an innerem ſich überreich zu fühlen. Und ſo oft er beſonders auf Rudolph ſeine Gedanken richtete, und darüber nachdachte, welch gediegener junger Mann dieſer unterdeſſen geworden war, trotz, oder wohl gerade wegen aller erſchwerenden Nebenumſtände — immer wieder mußte er ſich an ſeine Aeußerung erinnern, die er einſt dem jungen Unterprimaner bei deſſen erſter Aufwartung zugerufen: an das lebensweiſe Wort vom Schickſalshammer, der auch das Erz dieſes jungen Charakters nun ſchon ſo tüchtig bearbeitet hatte.

Zweites Kapitel.

So war Rudolph Steffens schon mit seinen erst zweiundzwanzig Jahren ein bald ernster, bald lachender Philosoph des Glückes geworden, der jede noch so schwere, düstere Lebenslage zur Vertiefung seiner sittlichen Kraft und seelischen Harmonie zu verwerthen verstand. Und wenn wir nun die gleichen Jahre seines leiblich, wie geistig bevorzugten Bruders an unserem Rückblicke vorüberziehen lassen, an welchem Ziele des Glückes war dieser nun angelangt?

Die Berliner Hochschule war die erste, welche die beiden Freunde vor nun bald vier Jahren besuchten. In einem eleganten Hause am Thiergarten bezogen sie damals ihre Wohnung, ein eigener Diener war ihnen von daheim mitgegeben worden und als große junge Herren speisten sie, wie es Erwin gerade gelüstete, bald in einer feinen Restauration, bald in einem großen Hôtel. Was Berlin an Kunstgenüssen aller Art, an Ausflügen in die nahe und ferne Umgegend, aber auch an niedrigeren Belustigungen bis herab zur Singspielhalle nur zur bieten hatte, das Alles war von dem jungen Fabrikherrnsohn voll hastiger Begierde zuerst mitgenommen worden. Wohl rieth sein Mentor energisch

zum Maßhalten, ſtets jedoch hatte deſſen Schutzbefohlener ſein verſtändiges Wort in den Wind geſchlagen. Das Gefühl der bisher völlig ungewohnten Freiheit übte einen viel mächtigeren Reiz auf ihn aus, als das Befolgen aller guten Vorſätze, die er daheim verſprochen, und zu deren Unterſtützung ſich Robert bei den Eltern perſönlich verpflichtet hatte.

Wie ſollte er nun dem aus Rand und Band gerathenen Freunde wirkſam entgegentreten? Ihn bei den Eltern verklagen, erſchien ihm ſo wenig ritterlich, daß er lieber ſchwieg und auf Erwin's freiwillige Beſſerung hoffen wollte. Sollte denn auf einmal ſeine frühere geiſtige Uebermacht ihm jetzt völlig verſagen? Und hätte er ſich nicht zu Tode ſchämen müſſen, wenn er jetzt ſchon, in den erſten Wochen, Herrn und Frau Bode eingeſtehen müßte: „Da habt Ihr Euren nichtsnutzigen Jungen wieder! Meine Mentorſchaft ging in die Brüche, und als ehrlicher Mann kann ich mich deshalb nicht länger von Euch bezahlen laſſen.“

Freilich, das machte ſich Robert gleichfalls klar: daheim hatte ja nicht ſeine Hand allein jenen heilſamen Druck auf Erwin ausgeübt. Die Schulſchraube des Gymnaſiums half mit, und das verwöhnte Mutterſöhnchen mußte ſich hölliſch fürchten, im Abiturientenexamen nicht durchzufallen, und damit all ſeine Univerſitätsträume vereitelt zu ſehen. Nach welch beſtimmtem Ziele hatte er aber auf der Hochſchule hinanzuringen? Ihm war ja völlig freigegeben, ſeine wiſſenſchaftlichen Fächer ſich auszuwählen, wenn dabei auch auf Robert's umſichtigen Rath vertraut worden war. Was nützte es dieſem jedoch, daß Erwin einigen Profeſſoren aus Neugierde ein paar Mal zu Füßen ſaß, um dann alle Collegienſäle ſogleich wieder mit Vergnügungsorten der bedenklichſten

Gattung zu vertauſchen? Und mußte Robert ſeinen haltloſen Freund nicht auch noch überall hinbegleiten, um ihn wenigſtens vor zu großen Thorheiten und Exceſſen bewahren zu helfen? —

Schon waren vier Wochen ſolchen nichtsthueriſchen Lebens vorübergegangen, und Robert ſah ſich immer bedenklicher im eigenen Studium behindert. Um keinen Preis jedoch durfte er dieſes vernachläſſigen, denn er wußte nur zu gut, wie gründlich er zu ſtudiren habe, um dereinſt auf eigenen Füßen zu ſtehen. Da kam ſeine Geduld endlich zum Ueberlaufen, und Biegen oder Brechen ward ſein energiſches Loſungswort. Konnte er ſich doch auch darauf verlaſſen, welch großen Stein er bei Mutter Bode im Brette hatte, und was er drum auch bei ihrem Sohne wagen durfte, ohne deren mütterliche Gunſt auf's Spiel zu ſetzen!

Erwin hatte heut Abend ſeinen Freund wieder einmal gedrängt, nachdem er faſt ſchon den ganzen Tag in einer Weinhalle durchjubelt, auch noch in der Nacht ein ſehr unanſtändiges Tingeltangel zu beſuchen. Da reckte Robert ſo hoch, wie noch nie, ſeinen Kopf in die Höhe, und ein verächtliches: „Ich mag aber nicht" flog Erwin als Antwort entgegen.

Doch auch dieſer warf ſich in die Bruſt, und ihn trotzdem verblüfft anſtarrend höhnte er: „So, ſo, Du magſt nicht? Wenn aber auch ich ſelber nicht mehr mag, verſtehſt Du wohl, wenn ich nicht mehr mag mich von Dir bevormunden und Dich an mir herumnörgeln zu laſſen? He, was dann, mein Herr Hofmeiſter, den ich, dumm genug, mir ſelber aufgehalſt habe?"

„Was dann, mein kurzſichtiger Junge?" fuhr Robert noch höher auf: „Nun, wenn Du mir nicht mehr pariren

willſt, dann laſſ' ich Dich einfach hier ſitzen und gehe nach Königsberg, wo ich zehn Mal beſſer ſtudiren kann, als bei Dir. Weißt Du aber auch, wenn ich einmal nicht mehr bei Dir bin, was dann aus Dir ſelber werden wird?"

„Nun, was denn?" fragte Erwin in erzwungenem Hohn.

„Was? Ei, das will ich Dir jetzt ſogleich kurz und bündig auseinanderſetzen," erwiderte Robert gemeſſen. Dann lehnte er ſich mit verſchlungenen Armen nachläſſig an das Sophaeck, als wollte er ihm das gleichgültigſte Zeug von der Welt vorplaudern.

„Erſt wirſt Du ein ignoranter Tagedieb werden, dann ein blaſirter, an Leib und Seele ruinirter, armer Tropf und zuletzt kannſt Du es noch gar bis zu einem bankerotten Bettler bringen! O, o, mein Junge, eine ganz wunderbare Carrière ſteht Dir in Ausſicht!"

„Haha, was für ein koloſſaler Schwindel!" ſtieß Erwin krampfhaft lachend heraus. „Wenn Du mir ſchon einmal Moral predigen willſt, dann ſchwatze wenigſtens keinen ſolchen Blödſinn, für den ich nur ein Hohngelächter habe! — Haha, ich, mit meinem Vermögen, ein bankerotter Bettler werden?"

„Ja wohl, lache jetzt nur," fiel Robert ſtrengſten Tones ein. „Wärſt Du vielleicht der erſte Nichtsthuer und Verſchwender, der ſchließlich das Kunſtſtück zuwege gebracht, ſogar mit Millionen fertig zu werden?"

Einen Augenblick hielt er inne, dann ſagte er mit eiſiger Ruhe: „Und nun thue, was Dir beliebt! Mache mir's möglich, daß ich in Ehren bei Dir bleiben kann, oder zwinge mich, von Dir fortzugehen! Mir kann es gleich ſein, denn ich weiß ſchon meinen künftigen Weg. Aber um Dich, mein armer Junge," — ſchloß er jetzt mit plötzlichem Herzens-

ton — „um Dich, und, der Himmel weiß es, um Deine ganze Familie, der ich so vielen Dank schuldig bin, thäte mir's bitterlich wehe, wenn ich Dich jetzt für immer verlassen müßte."

Wie sich Erwin auch wieder innerlich wehren wollte: der Ton dieser Worte traf ihn unwiderstehlich an's Herz. Doch noch immer bitter klang seine Frage: „Sag' mir, Robert, wenn Du jetzt an meiner Stelle wärest, würdest Du Dir dann auch von einem Andern solche Dinge in's Gesicht sagen lassen, oder würdest Du überhaupt noch darauf antworten, ohne Deinem Charakter zu viel zu vergeben?"

Zuerst stutzte Robert über diese Frage, dann erwiderte er rasch gefaßt: „Ich sage Dir jetzt nur das Eine: ist es Dir lieber, statt eines wahrhaft wohlmeinenden Freundes, der frisch von der Leber weg mit Dir redet, einen erbärmlichen Schmarotzer bei Dir zu haben, der Dir immer nur nach dem Munde spricht, und aus gemeinem Egoismus alle Thorheiten mit Dir durchmachen wollte, nur, um mit Dir immer auf gutem Fuße zu stehen, und auf Deinen Geldbeutel zu spekuliren, gleichviel, was schließlich für Dich selber daraus entstehen möge: nun ja, mein Junge, hast Du lieber einen solchen Freund, dann mußt Du Dir eben einen Anderen dafür aussuchen! Ich selber tauge weder zu einer so schurkischen Freundesrolle, noch gebe ich mich dazu her, um lumpigen Geldes willen meinen Charakter an Dich zu verkaufen."

Und stolz aufgerichtet schloß er: „Und nun nochmals, entscheide Dich ein für alle Mal für mich oder gegen mich!"

Und jetzt wieder ein tief schmerzlicher Blick auf Erwin, der sein eigenes Auge davor niederschlagen mußte, ein letztes krampfhaftes Ringen in ihm, dann sprang er jählings auf,

warf ſich an Robert's Bruſt und rief: „Nein, nein! Bleibe bei mir, und niemals verlaſſe mich mehr!“

„Gott ſei's gedankt!“ erwiderte Robert tief aufathmend, und ein langer, ſtürmiſcher Verſöhnungskuß beſiegelte den neugeſchloſſenen Freundesbund. —

Von dieſem Tag an war ein neues Zuſammenleben der Beiden zu verzeichnen, an kleinen Rückfällen Erwin's hatte es natürlich nicht gefehlt, aber zu einem förmlichen Ausbruche von Zwietracht war es nie mehr gekommen.

Der junge Steffens, der für ſein Genie die gewöhnliche Beamtenlaufbahn für viel zu reizlos und beſchränkt erachtete, hatte ſich die Nationalökonomie zu ſeinem Berufsfach auserkoren. Durch ſein Bekanntwerden mit den Arbeiterverhältniſſen der Bode'ſchen Spinnerei war er gerade zu dieſer Wiſſenſchaft angeregt worden, und das Selbſtbewußtſein von ſeiner Geiſtesſchärfe und Beredſamkeit ließ ihm das akademiſche Katheder als beſonders anlockend erſcheinen.

Erwin, bei dem es mehr auf eine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung ankam, beſuchte nun theils die Collegien Robert's, theils andere, die dieſer ihm angerathen, und konnte er auch nicht den gleichen Gewinn, wie ſein vielbegabterer Freund, daraus ziehen, ſo war doch ſein ganzer Geſichtskreis dadurch erweitert, ſein anfänglicher roher Uebermuth gedämpft, und in der Berührung mit dieſen Studien ſein Lebensernſt erhöht worden. Immer mehr fand er jetzt auch Geſchmack an edleren Geiſtesgenüſſen im Schauſpiel- und Opernhauſe, und allen frivoleren Vergnügungen ging er gern aus dem Wege.

Robert ward durch dieſe Wandlung ſeines Schutzbefohlenen hoch erfreut, und hütete ſich jetzt gar wohl, bei kleineren Ausſchreitungen den altklugen Mentor hervor-

zukehren. Ebenſo vermied er es auch, in ſeinen Briefen an Erwin's Eltern mit ſeinen pädagogiſchen Erfolgen ſich irgendwie zu brüſten. Aus den eigenen Worten des Sohnes erriethen ſie's aber dennoch, und deſſen ganzes Benehmen daheim während der erſten Oſterferien ließ an Robert's gutem Einfluß keinen Zweifel mehr übrig. Der Commerzienrath wollte es zwar nicht recht gelten laſſen, und ſchmeichelte ſich vielmehr mit der Theorie der väterlichen Vererbung, die, wenn auch etwas verſpätet, ſich jetzt am Sohne vollzogen habe. Frau Bode hingegen war in ihrem Herzen ehrlich genug, um ihre volle Dankbarkeit auf Robert zu übertragen, auf deſſen Charakter ſie ſchon früher ſo große Stücke gehalten hatte.

Auch zwiſchen Erwin und Lexi war die Geſchwiſterliebe eine viel bewußtere und zartere geworden. Wie natürlich geſchah es deshalb auch, daß in dieſer zartbeſaiteten Mädchenſeele neben dem Glück über den ſo ganz anders gewordenen Bruder auch das Lob des edlen Freundes heimlich mitklang! — Daß der junge Steffens nicht ſchon ſeit ſeiner Geburt zum Bode'ſchen Hauſe gehörte, war, zumal bei Mutter und Tochter, jetzt ſchon manchmal ganz vergeſſen worden. . .

Und wieder zogen die zwei Freunde hinaus. In dieſem Sommerſemeſter jedoch an den reben- und burgbekränzten Rhein in die heitere Muſenſtadt Bonn.

Als Mitglieder eines Corps lernten ſie dort das friſche, fröhliche Burſchenleben kennen, und ſelbſt Robert hatte jetzt oft Mühe, den Ernſt des Studiums damit in Einklang zu bringen. Wie hätte er denn dieſe ſchönſte Zeit des Lebens nicht auch ſelber genießen, oder gar bei Erwin durch pedantiſche Nörgeleien verbittern ſollen? Und Arm in Arm ſaßen nun die Beiden am Zechtiſche burſchikoſen Frohſinnes,

und tranken, oft bis zur Nagelprobe, den Schwärmerbecher der Jugend leer.

Neben Commershaus und Fechtboden, Paukplatz, Ritten und Rheinfahrten, ließ Robert jedoch niemals den Hörſaal links liegen. Der Letzte auf der Kneipe und der Erſte im Colleg, war vielmehr die Parole ſeiner leiblich, wie geiſtig gleich ſtarken Natur geworden. So kam es gar oft, daß Erwin noch lang in den Tag hineinſchlief, während er ſelber ſein Arbeitspenſum ſchon abſolvirt hatte. Mußte er ſich doch immer dabei ſagen: zieht Erwin einmal den Studentenrock aus, dann ſitzt er ja gar warm im goldenen Neſt ſeines Vaters, und was er ſpäter einmal als Fabrikherr zu wiſſen braucht, muß er ja doch erſt in ganz andrer Schule lernen; drum hat er auch hier ſchon ganz genug geleiſtet, wenn er im Corpszwang und auf der Menſur ſein Gefühl für Ehre geſchärft, ſowie im Umgange mit ſeinen Corpsbrüdern, die ſich aus den vornehmſten preußiſchen Häuſern rekrutirten, ſeine früher ſo derben Manieren weltmänniſch abgeſchliffen hat. Und auch dadurch hatte Robert ſein Mentoramt ehrlich genug verwaltet, daß er als Erwin's Kaſſenverwalter ihn in ſeinen Ausgaben nie zu ſehr über die Schnur hauen ließ und ihn von verderblichem Hazardſpiel, wie unſinnigen Wetten, immer ferngehalten.

So war Robert auch in dieſem flotten Bonner Burſchenjahr wohl Erwin's mitgenießender, und doch ihn auch klug behütender Freund geweſen, und mußte der väterliche Wechſel auch jetzt bedeutend vergrößert werden, Papa Bode murrte doch nicht im Mindeſten darüber. Aus allen Briefen ſeines Sohnes, in denen dieſer nie vergaß, mit leidenſchaftlicher Liebe auch von Robert zu reden, überzeugte er ſich ja, welch gebildeter, ehrenfeſter junger Mann ſein Stammhalter nun

geworden, und er fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, daß er auch ebenbürtiger Corpsbruder so feiner preußischer Junker sei, unter die auch der junge Graf Lothar Mehrbach zählte. Zum Ueberfluß hatte dessen Vater sich einmal bei dem Commerzienrath über den gar so großen Geldaufwand seines Sohnes beklagt, nur, um von ihm herauszubringen, wieviel er selber wohl für seine zwei Studenten in diesem Jahre zu zahlen gehabt. Da stellte sich aber bei dem Vergleich der beiden Summen heraus, daß der junge Graf für sich allein noch beträchtlich mehr gebraucht, als Erwin und Robert zusammen. Nun stimmte der in Geldsachen gar feinfühlige Herr Bode einen solchen Lobgesang auf Robert an, daß dieser, gegen sein früher stets nur beschränktes Lob, nun wie Meeresbrausen erklang gegenüber dem Geplätscher eines Bächleins. Das ganze Bode'sche Haus widerhallte davon. Die Mutter setzte sich unverzüglich an ihren Schreibtisch und ließ den väterlichen Hymnus in ihrer schlichten Herzensgüte noch vollends ausklingen über den „herrlichen Freund" ihres Sohnes. Und Lexi phantasierte auf dem Flügel in solch glückseligen Melodien auf den edlen Schutzgeist des Bruders, daß ein feines Ohr aus jedem Laute den Namen „Robert" hätte heraushören müssen. —

Diese völlig ungebundene Freiheit der beiden Corpsstudenten erhielt indessen in den zwei folgenden Semestern einen gar starken Dämpfer aufgesetzt und zwar durch die allgemeine Wehrpflicht. Als einjährige Freiwillige bei den Bonner Husaren verspürten sie jetzt zur Genüge strammste Disciplin, und gerade diese zwei Rekruten, die sich auf ihre civilistische Reitkunst schon so viel zu Gute hielten, wurden in doppelt strenge Schulung genommen. Und wie wohl that dem verwöhnten Fabrikherrnsohn diese militärische Zucht

auf Reitſchule und Exercierplatz! Ward er doch phyſiſch, wie geiſtig, dadurch eingeſchult, einſt auch draußen im Leben jedes Pferd, auf das ihn ſein Schickſal hinaufſetzte, um ſo ſicherer reiten zu können. —

Das dritte Univerſitätsjahr verlebten die Beiden, die unterdeſſen zu Reſerveofficieren avancirt waren, im ſchönen Heidelberg, jedoch nur als Conkneipanten eines befreundeten Corps. Im vierten kehrten ſie wieder nach Berlin zurück, und die ſorgenfreien Jahre, von denen Robert anfangs gemeint, daß ſie eine nie zu erſchöpfende Ewigkeit ſeien, gingen nun bald auf die Neige.

Wie ein düſteres Geſpenſt ſchlich jetzt mitunter die Reue an ihn heran, daß er einſt vor der Noth der Mutter feige davongelaufen ſei, und ſie nicht, gleich dem willensſtärkeren Bruder, mit ihr getheilt und ſchließlich ſiegreich überwunden hatte.

„Was hab' ich jetzt davon," ſeufzte er oft im Stillen, „daß ich Jahre lang in ſolchem Lichtglanz von Glück und Frohſinn umhergeflogen bin, um ſchließlich doch wieder auf die öde, düſtere Haide der Entbehrung herabſinken zu müſſen? Und hab' ich auch nicht das Lernen darüber vergeſſen, welch langen, ſorgenvollen, entbehrungsreichen Weg muß ich nun zurücklegen, von der armſeligen Niederung eines Privatdocenten bis zur Höhe des Profeſſorenkatheders? Nun muß ich ja doch erſt als ein Anfänger in die Schule der Entbehrung gehen, die mein Bruder nun ſchon längſt überſtanden, und ich muß Gott noch dafür danken, daß ich mich zu jenen ſechs Jungen als ſiebentes Koſtkind an den mütterlichen Tiſch mit hinſetzen darf. Die Sorgenloſigkeit, die mir erſt ſo herrlich geſchmeckt, wird mich nun doppelt elend machen! Und doch, wär' es denn beſſer geweſen,

hätt' ich, in all dieſen Jahren meiner Mutter zur Laſt fallend, ihren Sparpfennig mit aufzehren geholfen? — Nein, ich mag es drehen und wenden, wie ich will, immer ſtarrt mich das gleich troſtloſe Zukunftsbild an. Ach, es giebt eben Menſchen, die nicht zum Glücke geboren ſind, und ich ſelbſt gehöre zu dieſen. Noch bevor ich zur Welt gekommen war, hat mein Glücksſtern keinen richtigen Stand gehabt!" —

Dann kamen wieder flüchtige Stunden, in denen er ſeinen moraliſchen Katzenjammer ſelber verlachte.

„Pah, was ſoll ich mir über meine Zukunft den Kopf zerbrechen? Hab' ich doch bisher wie ein junger Gott gelebt, und das Glück der Jugend in vollen Zügen genoſſen! Wie albern, mir's hinterher durch ſolche Lamentationen verbittern zu wollen!"

Sein einziges Glück in dieſem letzten Semeſter war jetzt ſeine faſt ſinnlos geſteigerte Arbeit. Nur zum Eſſen ging er mehr aus, und alle übrige Zeit ſaß er in ſeinen Büchern und Collegienheften vergraben, um die Diſſertationsſchrift für ſeine Doktorpromotion vorzubereiten. So oft ihn jetzt Erwin zu einer Zerſtreuung aufforderte, jedes Mal ſchlug er's ihm ab. Da endlich war es dieſem doch etwas zu viel geworden, und da er eben vom Opernhauſe heimgekehrt war, und ſeinen Freund noch immer in eifrigem Studium traf, warf er ihm die witzelnden Worte hin: „Was, Robert, Du büffelſt noch immer? Willſt Du denn einmal mit Deiner gelehrten Abhandlung die ganze Nationalökonomie aus dem Sattel heben? Haha, wird das ein Lamento unter den gelehrten Häuſern geben, wenn Du ſie alle zuſammenſtürzen machſt!"

„Ja, ſpotte nur!" warf Robert ſehr unmuthig hin.

„Glaubſt Du, eine ſolche Arbeit, wie dieſe, ſchüttelt man nur ſo aus dem Aermel heraus? Und ſie muß phänomenal werden, ſag' ich Dir. In ganz Berlin muß man von meiner Doktorpromotion reden! Weiß es der Himmel, wie lang ich ſonſt ohne einen Groſchen Honorar als armſeliger Privatdocent noch herumlungern kann!"

„Aber liebſter, beſter Robert," verſetzte nun Erwin mit all ſeiner Gutmüthigkeit, und legte den Arm um ſeinen Hals, „nun ſingſt Du ſchon wieder dies alte, trübſelige Lied! Was liegt denn zuletzt daran, ob Du ein paar Jahre früher oder ſpäter Profeſſor wirſt? Du kannſt doch nicht glauben, daß, weil unſere gemeinſame Studentenzeit nun bald zu Ende geht, es deshalb auch aus wäre mit all unſerer Freundſchaft?"

„Was hat das mit dieſer Frage zu thun?" verſetzte Robert verblüfft.

„O, ſehr, ſehr viel!" entgegnete Erwin arglos. „Könnteſt Du denn meine Eltern für ſo ſchundige Geizhälſe halten, daß es ihnen möglich wäre, Dich ſpäter als Privatdocenten nicht mehr zu unſerer Familie zu rechnen?"

Robert horchte nun noch ſchärfer hin, und erwiderte: „Ich verſtehe Deine Worte nicht. Es iſt keine Logik darin zwiſchen Vorder- und Nachſatz."

„Meinſt Du?" lachte Erwin hell auf. „Biſt Du denn mit einem Male ſo begriffsſtutzig geworden? Und doch war die Logik ſo einfach. Ich meine nämlich: Du wirſt doch nicht etwa denken, daß meine Eltern, die mit ſolch treuer, wohlmeinender Freundſchaft in all dieſen Jahren jede Lebensſorge von Dir ferngehalten, daß dieſe ſelben Menſchen, oder meinetwegen auch nur meine Mutter, Dich ſpäter in der Noth wieder ſitzen laſſen könnten? Und dann bedenke doch

auch nur: die Summe für Deine Befreiung von jeder pekuniären Sorge, die Dir vielleicht als eine sehr große erscheint, ist für uns doch nur eine Bagatelle, von der sich's nicht einmal zu reden verlohnt. Drum nochmals frag' ich Dich: Du wirst meine Alten doch nicht für so herzlos und geizig halten?"

„Um Gotteswillen, Erwin, sprich nicht weiter!" unterbrach ihn Robert in ausbrechendem Schmerz, und er sprang dabei auf. „Siehst Du denn nicht, wie Du mir schon jetzt das heiße Blut der Scham in's Gesicht getrieben hast? Und Du, mein bester Freund, hast mir das gethan, von dem ich felsenfest geglaubt, daß er meinen Charakter erkannt, wie kein Anderer? Nein, Erwin, nie hättest Du das mir sagen, nie von mir für möglich halten dürfen, daß ich im Stande wäre, auch nur einen rothen Heller anzunehmen, für den ich keine Gegenleistung zu bieten vermöchte. Könntest Du das nur für einen Augenblick für möglich halten, dann wärest Du nie mein gleichberechtigter, treuester Freund gewesen, sondern nur der Sohn eines Millionärs dem andern einer armen Wittwe gegenüber! Und ist in Deinem Elternhause schon je einmal von was Aehnlichem die Rede gewesen, o dann, ich bitte Dich drum, nichtwahr, dann sagst Du's, wie ich bin und wie ich denke! Sonst könnt' ich nie mehr meinen Fuß über Eure Schwelle setzen, denn zum Betteljungen bin ich verdorben. Nein, Erwin, das schwör' ich Dir zu Gott, lieber wollt' ich mich bei meiner Mutter daheim an Brod und Kartoffeln satt essen, oder, wenn es nicht anders mehr ginge, mir eine Kugel durch den Kopf jagen! Nur nicht meinen Charakter erniedrigen, nur nicht meinen Stolz verlieren, ohne den ich unmöglich mehr weiter leben könnte!"

Sprachlos hatte Erwin den Freund bisher angeſtarrt, der jetzt wieder auf den Stuhl ſank und ſeine Hände vor's Geſicht hielt.

„Biſt Du von Sinnen gekommen, armer Robert?“ rief der Andere erſchrocken, da er wirklich gefürchtet, daß deſſen Kopfnerven krankhaft überreizt ſein mochten. „Siehſt Du, das haſt Du nun von Deinem übertriebenen Studiren! Jetzt aber komm' doch zu Dir und nimm die Dinge einfach, wie ſie ſind!“

„Das thu' ich ja, mein guter Junge,“ erwiderte Robert mit nun ganz weich gewordener Stimme, „nur thu ich's eben ſo, wie's mir meine Ehre gebietet.“

Ihn reute nun, daß er vorhin ſich ſo übermäßig erhitzt hatte, dann fuhr er mit ſchmerzlichem Ernſte fort: „Ach, Erwin, daß Du Dich doch ſo ganz in mich hineindenken und mir nachempfinden könnteſt, was das da drinnen ein qualvolles Hin- und Herſtreiten iſt! 's iſt eben eine höhniſche Bosheit der Natur, daß ſie einem arm Geborenen, wie ich einer bin, auch noch ſolch leicht verletzlichen Stolz mit in die Wiege gelegt, ſtatt des richtigen Bettlerſinnes, der mit gekrümmtem Rückgrat das ihm hingeworfene Almoſen einheimſt. Drum zürne mir nicht, mein Junge, wenn ich vorher zu gereizt geweſen, und nimm' mich eben, wie ich bin! Ich kann mich nicht anders machen. Ach ja, ja, es war eine wunderbar köſtliche Zeit, die ich bisher an Deiner Seite verlebt, und mein Lebtag dank' ich Deinen Eltern darum, daß ſie mich dieſes Glück einer ſorgenlos frohen Jugend mit Dir genießen ließen. Doch nun iſt's vorbei, für lange Jahre vorbei, und kein fremder Arm, auch der meines treueſten Freundes nicht, darf mich mehr ſtützen auf dem neuen Wege des Kampfes, den ich nun bald betreten muß.“

„Armer Robert!“ erwiderte Erwin gerührt, „womit hab' ich's verdient, daß meine Zukunft ganz ſorgenfrei iſt, und wodurch haſt Du Deine ſo ſorgenvolle verſchuldet? Und ich ſollte nicht einmal helfen dürfen, daß ſie leichter würde, was doch nur ein Kinderſpiel für mich wäre? Und nie, bei Gott, keinen Augenblick hätt' ich's Dich verſpüren laſſen, daß Du mit irdiſchen Glücksgütern nicht gleich reich geſegnet ſeiſt. Sieh', dieſer Gedanke thut mir bitterlich weh, und ich kann mir nicht helfen, ich muß es Dir ſagen: ſtolz ſein iſt für einen richtigen Mann gewiß wunderſchön, aber Du, mein Beſter, Du biſt es im Uebermaß!“

„Nicht mehr, als ich es nach meiner Natur, meiner Stellung, ſein muß,“ erwiderte Robert ſehr ruhig, dann ſetzte er in feierlichem Tone hinzu: „Alles iſt Schickſal! Wie es auch ausfallen möge, ich bin darauf vorbereitet. Und jetzt, mein Junge, reden wir nicht mehr darüber! Davon für immer zu ſchweigen, iſt für uns beſſer.“

Erwin ging nun ſeine eigenen Wege weiter, und Robert verließ auch jetzt kaum auf ein paar Stunden den Arbeitstiſch. . . .

Da, ganz urplötzlich, von Niemandem geahnt, von Niemandem gefürchtet, aus wolkenloſem Sommerhimmel zuckte das Verhängniß wieder. Das furchtbare Wort „Krieg“ machte ganz Berlin, ganz Deutſchland, in ſeinen Grundveſten erzittern, und von einem Pol zum andern rollte es wie grollender Donner fort in's Herz der erſchrocken aufhorchenden Völker. —

Als Erwin eines Tages, ganz außer Athem gelaufen, mit dieſer Nachricht in Robert's Studirzimmer geſtürzt, da ſtarrte dieſer ihn erſt mit großen Augen an. Zu gewaltig fühlte er ſich gepackt, als daß er dafür ein Wort gefunden

hätte. Dann aber, wie neugeboren an Leib und Seele, jubelte er: „O, Erwin, mein Goldjunge, haſt Du auch recht gehört? Krieg, ſagſt Du, Krieg? Und ein friſcher, fröhlicher Krieg? — O hinweg nun mit all meinem gelehrten Geſchreibſel, und ſtatt der Feder den Huſarenſäbel in die Hand gedrückt! — Zerrinnet nun, all ihr kleinlichen Sorgen! Nun giebt es für mich, wie für Dich, nurmehr noch die eine einzige große Sorge: daß wir Zwei unſeres Vaterlandes uns würdig erweiſen!“ . . .

Drittes Kapitel.

In heller Begeiſterung zogen die beiden Freunde als Huſarenlieutenants in den Krieg, ſogar in einer und derſelben Schwadron.

Auch der Studiosus medicinae Rudolph Steffens blieb nicht daheim, ſondern war in ärztlicher Miſſion mit ausgerückt.

Wie in jeder bisherigen Lebenslage ſtark und ergeben, hatte die Räthin auch ihre zwei Söhne für dieſen gefahrenreichen Weg geſegnet. Ihr dünkte der Ernſt dieſer Zeit viel zu allgemein und rieſengroß, um ihr nicht den einzelnen Schmerz ihres Mutterherzens aufopfern zu wollen. Und auch Klärchen hielt ſich ihrer würdig. Im Bode'ſchen Hauſe hingegen war ein grenzenloſer Jammer ausgebrochen, als ſei all ſein Glücksbau über Nacht ein Schutthaufen geworden. Nur wie ein einzelner Pfeiler ragte Lexi's Standhaftigkeit daraus hervor, und ängſtlich klammerte Frau Bode ſich daran feſt. Der aber am Stärkſten hätte ſein und die Anderen ſtützen ſollen, war nun der Schwächſte geworden. Und wie natürlich war das!

Der Commerzienrath zählte zu jener traurigen Sorte deutſcher Männer, die durch längeren Aufenthalt im Ausland am eignen Volke zu Renegaten werden, alle dortigen Einrichtungen, Sitten und Geſetze für viel beſſer und erleuchteter halten, als die heimiſchen, affenartig fremdes Weſen nachahmen, bei jeder paſſenden Gelegenheit ihre Mutterſprache mit einer fremden vertauſchen, und, wenn es irgend anginge, ihre deutſche Abſtammung verleugnen, ja ſogar ihren guten deutſchen Namen gern ausländiſch umtaufen möchten.

So hatte denn Herr Bode nach ſeiner Rückkehr aus England jederzeit über alles deutſche Weſen geringſchätzig die Achſeln gezuckt, wenn auch der deutſche Boden ihm gut genug dafür war, um darauf ein ſteinreicher Mann geworden zu ſein, der nur von deutſchen Händen ſein Fabrikat bearbeiten und ebenſo gern abnehmen ließ.

Wer trotz alledem am deutſchen Patriotismus des Commerzienrathes gezweifelt hätte, der brauchte nur einen flüchtigen Blick auf das betreffende Knopfloch einer ſeiner vielen Röcke zu werfen, gleichviel, ob er ſolchen im Salon oder im Comptoir trug, und das bunte Bändchen darin belehrte ſofort Jedermann, daß er einen königlich preußiſchen Ordensritter vor ſich habe. Dieſen Ritterſchlag hatte ſich der anglomane Renegat mit hochgehobenem Herzen dennoch recht gern gefallen laſſen. Und mit wie vielen Bücklingen im präſidentlichen Empfangsſalon, mit welchen Fineſſen auf den Amtsſtuben, war er Jahrelang um dieſen Rothen Adler vierter Klaſſe herumgeſchlichen, bis er ihn endlich als erſter Vorſtand eines Ueberſchwemmungskomité's und Zeichner der größten Summe glücklich eingefangen hatte!

Schon ſeit vier Jahren war denn auch jeder offizielle

Anlaß, an dem er, ſtatt des beſcheidenen Bändchens im Knopfloch, mit der vollen Ordenszierde paradiren durfte, von ihm als beſonderer Feſttag roth angeſtrichen worden. Auch im „konſervativen Verein“ mit dem Wahlſpruch: „für Gott, König und Vaterland“ prangte ſeitdem ſein plutokratiſcher Name, den er ſo gern in einen neu ariſtokratiſchen umgewandelt haben möchte, gleichviel, um welche Kaufſumme.

Noch in dieſem Frühjahr, am Königs Geburtstage, präſidirte er dem ſtädtiſchen Feſteſſen, zu dem er auch Erwin herkommen ließ. Und als er dabei ſeinen hochpatriotiſchen erſten Trinkſpruch ausgebracht, wie hatte er zur Betheuerung ſeiner königstreuen Geſinnung kräftig an die dekorirte Bruſt geklopft, daß der arme Rothe Adler an ſeinem Frack aus dem Hin- und Herbaumeln gar nicht mehr herauskam!

Dem Ordensritter gegenüber ſaß damals der andere junge Ritter in der ſchmucken Huſarenuniform, ſein eigner Kronprinz. In zündender Phraſe rühmte der väterliche Orator von ihm, wie hochherzig auch er einſt ſein Heldenblut für König und Vaterland verſpritzen würde. Das war nun freilich ein gar wohlfeiles Prahlen, wo zu jener Zeit noch weit und breit kein Pulverdampf zu wittern geweſen. Aber ein großer Moment war es trotz alledem, und vom heiligen Schauer der Hochrufe durchrieſelt, war der gerührte Feſtredner wieder auf ſeinen Stuhl geſunken.

Jetzt, kaum ein halbes Jahr ſpäter, nachdem der Krieg wirklich ausgebrochen, war auch der falſche Prophet des Patriotismus immer kläglicher an ihm zu Schanden geworden. Was hatte ihm denn auch das deutſche Volk in Wahrheit zuvor gegolten? Was war ihm an deſſen ſo ſchwer drohenden Gefährdung gelegen? — Mit allen erdenklichen

Flächen verwünſchte er jetzt die allgemeine deutſche Wehrpflicht, als die größte moderne Barbarei, und daß nun auch er, der hier höchſt beſteuerte, freie Bürger gezwungen war, ſein eignes Fleiſch und Blut dieſem hölliſchen Kriegsmoloch zum Opfer hinzuwerfen, das hatte ſeinen Patriotismus bis tief unter den Gefrierpunkt erkalten gemacht, und in die ſchmutzigſte Pfütze des Hexenmoors hätte er jetzt gern ſeinen Rothen Adler verſenken mögen. Sein einziger, ſchwacher Troſt war, daß ſein Sohn wenigſtens bei der Kavallerie ſtand, die nach ſeiner Anſicht doch nicht ſolches ſichere Kanonenfutter ſei, wie das Fußvolk.

Doch ſchon die jetzige Gefährdung ſeines Fabrikbetriebes verdarb ihm alle Lebensluſt. Sogar ſeine altgewohnten Mittwochdiners gab er jetzt auf. Woher ſollte denn auch er, ſo gut, wie ſeine Gäſte, die Stimmung dazu nehmen? „In ſolcher Bedrängniß des theuren Vaterlandes“ wie eine der vielen Phraſen ſeiner Abſagebillets an die Honoratioren gelautet.

Als dann die erſten Siegesnachrichten Schlag auf Schlag die Stadt in Jubel verſetzten, als Tag um Tag in allen Wirthshäuſern die Gläſer aneinander klangen, und frühere Gegner jetzt als weinſelige Freunde mit einander Brüderſchaft tranken, da ſaß der große Patriot Bode, vom Podagra gequält, in ſeinem Lehnſtuhl, als ein mit Gott und der Welt grollender, ſtummer Mann. Und doch war es ihm ordentlich lieb, daß ſein nun ſchon mehrjähriger Plagegeiſt grade jetzt bei ihm eingekehrt, um ſich von ihm die neue Jahresrechnung für den Ueberſchuß an gaſtronomiſcher Zufuhr in ſchmerzhaften Tagesraten auszahlen zu laſſen. So hatte er wenigſtens bei all dieſem, nach ſeinem Ausdruck, barbariſchen

Siegesjubel nicht persönlich mitthun und seinen Patriotismus nicht weiter fortheucheln müssen.

Kaum war aber dann die große Sedanschlacht geschlagen, und die Hoffnung allgemein geworden, daß der Krieg nun zu Ende sei, da hatte der Commerzienrath, noch hinkend, seinen Trutzwinkel wieder verlassen, um beim Sedanfeste der Kreisstadt sich abermals den Vorsitz anzumaßen. Ein Feldpostbrief des auch jetzt heil gebliebenen Sohnes verlieh ihm die richtige Stimmung dazu, und, was noch viel mehr: dieser gottverfluchte Krieg war nun aus und vorbei. Hei, wie hurtig war da die Rüstung seines Patriotismus wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt und von Staub und Spinngewebe wieder blank gefegt worden! Und prunkhaft darin strahlend, wie kein Andrer der Festgäste, ließ er beim offiziellen Trinkspruch wieder so kühn den Adler seiner Begeisterung „für Gott, König und Vaterland" himmelan fliegen, daß er über den jubelnden Hurrahrufen fast selber daran glaubte. —

Nur wenige Tage darauf fand im nahe gelegenen gräflich Mehrbach'schen Schlosse Popperitz eine ganz andre Feier statt. —

Auf diesem alten Majoratssitze war die Nachricht eingetroffen, daß der junge Graf Lothar als Lieutenant des zweiten Garderegimentes bei Sedan gefallen und auch schon in einem Massengrabe, das keinen seiner Todten mehr herausgab, bestattet worden sei. Und er war nicht nur der einzige Sohn und Erbe, sondern auch der letzte Sproß der Linie Mehrbach-Popperitz, in dessen Majoratsrecht einst ein entfernter Verwandter einzutreten hatte, während nach dem Tode des Vaters dessen drei Töchter auch noch ihren alten Stammsitz verlassen mußten: führwahr ein Kriegsopfer, wie

es tragiſcher nur ſelten von einer Familie war abgefordert worden.

Da nun die Leiche des gefallenen jungen Helden nicht einmal in der gräflichen Ahnengruft gebettet werden konnte, ſo wollte deſſen Vater wenigſtens vor einem Scheinkatafalk im Ritterſaale die Todtenfeier abhalten laſſen.

Aus der weiteſten Umgegend ſtrömten die Leidtragenden herbei, und auch Commerzienrath Bode kam in ſeinem Staatswagen am Schloßthor angefahren. Der Majoratsherr war ja ſchon einige Male ſein Tiſchgaſt geweſen. Wie hätte er bei ſolchen intimen Beziehungen unter den Trauergäſten heute fehlen dürfen? Und mit gehobenem Bewußtſein ſeiner Perſönlichkeit im ordensgeſchmückten Frack drängte er ſich weit vor in die ſchwarz verhängte, von Pfeilern getragene Halle, die hunderte von Lichtern ſchauerlich durchſtrahlten.

Der Majoratsherr, ein noch rüſtiger Fünfziger in Dragoneruniform, ſtand zu Häupten des von Kränzen, Sträußen und Schleifen ganz überdeckten Katafalks. Zu ſeiner rechten Seite hatte er ſeine Gemahlin ſtehen, zur linken das Paar ſeiner Töchter. Gleich ſchwarz umflorten Statuen waren die hohen Frauengeſtalten anzuſehen. Alle Vier hielten einen Lorbeerkranz in der Hand.

Die kirchliche Handlung war eben vollendet, und das letzte Gebet zitterte in der Bruſt eines Jeden noch nach, da hielt der Vater des Todten gegen das Kopfende des Katafalks den Kranz empor und ſprach dabei mit bebender Stimme:

„Fahr' wohl, mein theuerſter, einziger Sohn, der Du fern von uns und Deiner Stammburg mit Deinen Kriegskameraden im gemeinſamen Grabe liegſt! Fahr' wohl! Aus einem alten Soldatengeſchlechte entſproſſen, biſt nun auch

Du den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde geſtorben! Schmerzlich beweinen wir Dich, aber wir wollen nicht murren, nicht klagen. Wie Dein mütterlicher Urgroßvater ſchon im ſiebenjährigen Kriege drei Söhne hatte dahinfallen ſehen, und mein eigener Großvater deren zwei in der Leipziger Völkerſchlacht, ſo biſt nun auch Du, unſer einziger Sohn, von uns hinweggenommen worden als Opfer für das Vaterland! So helf' uns der allbarmherzige Gott, daß wir dieſe Heimſuchung in Demuth von ihm hinnehmen! Du aber, mein verklärter, ritterlicher Sohn, nimm hin dieſen Lorbeerkranz von Deinem Vater! Und die andern Kränze nimm hin von Deiner Mutter und Deinen Schweſtern! Als Held biſt Du gefallen! Möge der Himmel auch uns ſtark machen, daß wir trotz aller Schwere des Schmerzes aufrecht ſtehen bleiben mit dem gleichen Ruf, der Dich im Kriege begleitet: ‚mit Gott, für König und Vaterland!' —"

Nur mit Mühe konnte er den letzten Satz hervorſtoßen; dann ermannte er ſich krampfhaft, und einen Augenblick reckte er den Kopf hoch empor. Raſch ſenkte er ihn wieder, legte den Lorbeerkranz auf die erſte Stufe des Katafalks, und zwei große Thränen perlten in ſeinen halbergrauten Vollbart.

Mit ſchmerzgeweihten Mienen thaten Mutter und Schweſtern mit ihren Kränzen das Gleiche. Keine ſprach ein Wort dabei, aber ſie ſchluchzten, daß es einen Stein erbarmen mochte.

Und wieder ſtand der Majoratsherr aufrecht und ſagte gefaßt: „Haben Sie Alle herzlichſten Dank, daß Sie zu uns hergekommen ſind, um unſeren in Gott ruhenden, edlen Sohn mit ehren zu helfen! Möge der Himmel Sie Alle vor gleich ſchwerem Leid in Gnaden bewahren! Leben Sie wohl!"

Lautlos entfernte ſich die Verſammlung, faſt kein Auge war trocken geblieben. Gleich ſtill zogen die Eltern und Töchter ſich zurück. Die ſchlichte Todtenfeier war zu Ende, und Jeder fuhr, oder ging wieder heim, gerührt und erbaut von dieſem Vorbild heldengroßer Ergebung. —

Und Commerzienrath Bode? Je nun, auch ihm hatte dieſe Scene zwar höchlich imponirt, aber er ſchaute zur Höhe ſolcher Seelenſtärke doch nur hinan, wie Einer, der einen kühnen Bergſteiger auf himmelhohem Felsgrate gewahrt, ohne jede Luſt, ihm auch nur halb ſo hoch nachſchreiten zu wollen.

Nun fuhr er wieder, behäbig im Wagen lehnend, nach Hauſe und dampfte ſeine feine Havannah in den Herbſtmorgen hinaus. Und ſchon fing er an, das Heldenthum des Majoratsherrn in kühler Kaufmannsberechnung zu zerpflücken, um den Geſammtwerth ſolcher Seelengröße vor ſich ſelber wieder herunterzudrücken.

„Pah, wenn man ſich dieſen Mann genauer anſieht, was iſt denn eigentlich ſo gar Großes an ſeiner Reſignation? Er ſtammt eben, wie er ſelber geſagt, aus einer alten Soldatenfamilie, die von jeher für den König ihre geſunden Glieder zu Markte getragen, gleichviel, ob für eine gute oder ſchlechte Sache. Dieſe, immerhin nach Servilismus ſchmeckende royaliſtiſche Unterthänigkeit hat ſich denn auf ihn vererbt, und der eigentliche Menſch, mit einem Herzen im Leibe, iſt dabei zu kurz gekommen. Da iſt's dann auch freilich kein großes Wunder, wenn er jetzt den Tod ſeines einzigen Jungen viel leichter auffaßt, als Unſereins, der als freier Weltbürger in viel moderneren Begriffen von Humanität aufgewachſen iſt, und gar noch vier Jahre in engliſcher Luft."

Ueber dieſen Reflektionen war ihm die Cigarre erloſchen. Raſch zündete er ſie wieder an, und blies gewaltige Rauchwolken hinaus, als wollte er ſich dadurch eines plötzlichen peinlichen Gedankens entledigen. Aus ſeinen mit einem Male verfinſterten Mienen ließ es ſich errathen. Und jetzt ſprach er es auch aus: „Pah, mit dieſer dummen Angſt da drinnen! Weg damit! Es iſt Nichts, wie ein Hirngeſpinnſt. Nein, nein, meinem eignen Jungen kann jetzt Nichts mehr paſſiren. Die ganze franzöſiſche Armee mitſammt ihrem kaiſerlichen Gauner ſitzt ja gefangen! Wer will dieſen gottverdammten Krieg deshalb weiter führen? Nein, nein, Alles iſt vorüber, und in längſtens vier Wochen hab' ich meinen Jungen wieder daheim! . . ."

Aber dieſe vier Wochen vergingen, vier Monate dazu, der Krieg währte noch immer fort, und Erwin war noch nicht daheim. In jeder Woche jedoch kam ſtatt ſeiner ein gleich tröſtender Brief aus dem Felde; bei jedem neuen Treffen war er ſammt ſeinem Freund unverſehrt geblieben. Und ſtets zuverſichtlicher brüſtete ſich der Commerzienrath vor Frau und Tochter mit ſeiner vermeintlichen Prophetengabe: „Nein, nein, habt nur keine Angſt, und verlaßt Euch auf mich! Unſerm Jungen paſſirt Nichts! Das thut unſer Herrgott uns nicht an."

„Schon aus himmliſchem Reſpekt vor meinem irdiſchen Reichthum nicht," hätte er getroſt dazu ſetzen ſollen. —

Der Glaube an die Unverſehrbarkeit ſeines Sohnes war nachgerade zu einer fixen Idee bei ihm ausgeartet. Oder war es nur ein feiges, ſich ſelbſt betrügendes Verſteckſpielen ſeiner Angſt? Ob auch ſchon drei ſeiner eignen Arbeiter draußen im Feindesland begraben lagen, ſammt zwei Bürgersſöhnen der Kreisſtadt, was fragte er viel danach?

Von allen Vätern war er jetzt der muthigste geworden, und wo immer ein neuer Schlachtensieg, ein neuer Festungsfall, von den Honoratioren beim Weine bejubelt worden, überall war er dabei, und that groß mit schwungvollen Phrasen.

Und nun war es gar schon tiefer Winter geworden. Der Commerzienrath saß soeben an einem recht düsteren Februarmorgen in seinem Comptoir und brütete wieder einmal mißmuthig über seinen Geschäftsbüchern mit den kleinen Einnahmen und großen Außenständen. Zudem litt er, wohl vom allzu vielen Weingenuß der letzten Zeit, wieder an heftigeren Gichtschmerzen, die seine ohnedem schon so böse Laune noch verschlimmerten.

Da trat aus dem Nebenzimmer der alte Buchhalter Zeisig herein und überreichte mit bedenklicher Miene seinem Prinzipal einen eben eingelaufenen Feldpostbrief. Lautlos, wie er kam, schlich er auch wieder hinaus. Er wußte gar wohl, warum. Stand doch schon auf dem Umschlag die unheilverkündende Aufschrift: „Vom königlich preußischen Feldlazareth Numero 49!“ —

Kaum hatte jetzt der Commerzienrath diese Adresse gelesen, dann mit zitternder Hand den Brief aufgerissen und stieren Auges dessen Inhalt durchflogen, da stieß er jählings einen Schrei aus, so grell, wie ein wundes wildes Thier. Dann sank er auf den Lehnstuhl zurück, als sei er schon ein zu Tode getroffener Mann.

„Um des Himmelswillen, was ist Ihnen?“ rief der erschrockene, wieder herbeigesprungene Buchhalter. „Fühlen Sie sich unwohl?“

„Was, unwohl,“ stöhnte sein Herr, wie am Halse gedrosselt. „Nein, tausendmal schlimmer! Da lesen Sie nur

dieſe Hiobspoſt! O, dieſer gottloſe, wahnſinnige Krieg, nun hat er meinen Erwin doch noch beim Kragen erwiſcht! Er iſt wohl ſchon todt und begraben! O, o, es iſt um wahnſinnig zu werden!"

Der hingereichte Brief war ſeiner Hand entfallen. Dann ſchlug er beide Fäuſte vor die Stirne und ächzte vor ſich hin.

Unterdeſſen hatte der Buchhalter das Blatt aufgehoben und durchleſen. Dann tröſtete er: „Aber, Herr Commerzienrath, da ſtehts ja ganz deutlich; der junge Herr iſt ja noch nicht todt, ſondern nur verwundet, und der Doktor giebt alle Hoffnung."

„Was, Hoffnung? Dummes Geſchwätz!" fuhr deſſen ſich wieder aufrichtender Prinzipal ihn an. Dann höhnte er auch noch: „Jawohl, der Andere, der junge Steffens, der mit bei dieſer heilloſen Affaire war, der hat nur einen bloßen Streifſchuß gekriegt, und kommt auch wohl wieder davon. Aber Erwin iſt ja in die Bruſt getroffen und muß zu Grunde gehen. Mein einziger Sohn, wie ein Haſe auf der Treibjagd erſchoſſen! O, ich unglückſeliger Mann!"

Und wieder vergrub er ſeinen Kopf in den Händen und ließ ihn bis auf die Stuhllehne niederſinken.

Raſch trat jetzt der Alte mit dem Brief an die offene Thür des Nebenzimmers, flüſterte einem der erſchrocken aufhorchenden Comptoiriſten ein paar Worte zu und drückte ihm das Schreiben in die Hand, womit dieſer ſich eilig entfernte.

„Armer, reicher Mann!" dachte jetzt der ſchon ganz ergraute Buchhalter mit einem mitleidsvollen Blick auf ſeinen zuſammengekrümmten Herrn. „Wer jetzt mit Dir tauſchen möchte?"

Grabſtumm verſtrichen einige Minuten, und ſchon ſtürzte Frau Bode athemlos zu ihrem Manne herein. Todtenblaß kam Lexi ihr nachgewankt.

„Bode, ach Bode, was hab' ich leſen müſſen!“ ſtöhnte die Frau.

„Armer, armer Papa!“ ſeufzte die Tochter und rang vor ihm die Hände.

Langſam nach den Zweien richtete er den Kopf nun auf. Dann ward ſein Geſicht von gräßlichem Lachen entſtellt, und er rief ihnen zu: „Na, nichtwahr, iſt das eine famoſe Beſcheerung von dieſem ſogenannten heiligen Krieg! Na, Alte, wie ſteht's jetzt mit Deiner Präſidentinſchaft im Charpiezupfverein? Haha, iſt das eine heilloſe Komödie! — Mutter und Tochter ſchneidern ſchon Monate lang alle möglichen Bandagen, und der eigene Sohn muß ſich jetzt wohl mit alten Fetzen behelfen! Hurrah, es lebe der weibliche Patriotismus!“

Ganz erſtarrt durch dieſen wilden Hohnesausbruch ſahen die Beiden ihn an. Da brach zuerſt Frau Bode los: „Sag' mir, Mann, hat dieſer Brief Dich vom Verſtand gebracht, oder haſt Du mir dieſe gottloſen Reden mit noch geſunden Sinnen in's Geſicht geworfen?“

„O, mit ſehr geſunden,“ ſchrie er und lachte wieder.

Wie vor dem Vater ſich fürchtend, trat Lexi an die offene Nebenthür zurück.

Frau Bode jedoch hielt tapfer Stand. Ueber dieſem Hohn des Mannes vergaß ſie jetzt faſt den todtwunden Sohn, und mit der ganzen Urwüchſigkeit ihres Temperamentes rief ſie: „So, ſo, mit geſunden Sinnen? Nun Bode, dann ſag' ich Dir mit gleich geſundem Kopf, daß Du der hartherzigſte, gottloſeſte Mann auf Erden biſt! Statt, daß Du uns aufrichten ſollteſt, treibſt Du nun Deinen Spott mit

uns, weil wir gegen unſere armen Soldaten draußen barmherzig geweſen? Iſt das Dein Chriſtenthum und Patriotismus? Nichtwahr, mit Deinem rothen Piepvogel am Rock prahlhanſige Kriegsreden im Wirthshauſe halten, ei ja, damit glaubſt Du wunder was für ein Kriegsheld geweſen zu ſein! Und weißt Du es noch, wie Du vom Grafen Mehrbach heimgekommen biſt? Herrgott, wie haſt Du da großgethan mit Deiner eigenen Courage, wenn Dir jemals ein gleiches Unglück mit Erwin paſſiren ſollte! Jawohl, das war gar leicht in den Wind geſagt! Du hatteſt ja niemals im Ernſt an dieſe Möglichkeit geglaubt! Jetzt aber, wo das Unglück wirklich auch über uns gekommen iſt, wie benimmſt Du Dich jetzt? O wenn Du je wieder mit dem Majoratsherrn zuſammenkommſt, dann halte nur gleich Deine Hand vor's Geſicht, damit er nicht ſieht, wie roth Du vor ihm werden mußt! Ja, Bode, ſchäme Dich vor ihm bis in die Knochen hinein."

Wie gebrochen war Lexi unterdeſſen am Thürpfoſten gelehnt, ſo weh' geſchah ihr bei dieſem häßlichen Auftritt. Und doch mußte ſie dieſe Erregung der Eltern wieder zu dämpfen ſuchen, und zum Vater hinwankend, ſagte ſie flehentlich:

„Ach, armer Papa, beruhige Dich doch! Erwin iſt ja noch nicht todt, und der liebe Gott wird ihn gewiß wieder geſund machen."

„Laß mich in Frieden mit Deinem lieben Gott!" trumpfte er ſie zornig ab. „Jawohl, der kümmert ſich viel um all dieſen Maſſenmord wahnſinniger Menſchenbeſtien! Und mit einem ſolchen Stück Blei in der Bruſt, da ſoll der Menſch nicht kaput werden?"

„Aber da ſteht's ja doch ganz deutlich, daß Erwin wieder aufkommen wird," fiel ihm Frau Bode in jetzt viel weicherem Tone in die Rede und hielt ihm den Brief vor die ſtarrenden Augen. „Ja, wenn ihn der gute Robert nicht mit eigener Lebensgefahr aus dem Feinde herausgehauen hätte, dann freilich wär' er ſogleich elendiglich maſſacrirt worden! So lies doch nur hier! — Iſt das nicht auch ein Troſt?"

„Was, Troſt!" ſchrie er ſeine Frau verächtlich an. „O, ich merke jetzt ſchon, wohinaus Du damit ſpekulirſt, Du und Lexi, ihr zwei, gleich verdrehte, rabiate Frauenzimmer! Nichtwahr, weil nur Euer Herzblatt einen bloßen Streifſchuß erwiſcht, ei ja, da tröſtet ihr Euch gar leicht über unſern eigenen todwunden Jungen und wollt mich auch noch kirre machen für ſeinen Retter, daß Gott erbarm'! Aber nein, nein" — rief er jetzt mit drohender Hand — „ihr habt mich nur einmal mit dieſem Muſje herumgekriegt! Und einen zweiten Poſſen mit ihm ſpielt ihr Zwei mir wahrhaftig nicht mehr!"

„Vater!" ſchrie Lexi entſetzt auf und ſchlug die Hände vor's Geſicht.

Mit eiſiger Ruhe ſagte Frau Bode: „Wir Zwei ſind für jetzt mit einander fertig. Dein Lebtag biſt Du ein herzloſer Mann gegen mich geweſen, und auch niemals ein liebevoller Vater für Lexi! Und jetzt, wo in jeder halbwegs anſtändigen Familie in gleichem Falle der Herr des Hauſes all ſeinen Angehörigen Troſt und Muth zuſpräche: jetzt haſt Du ſtatt deſſen mir und Deinem Kinde noch das Herz im Leibe herumgedreht! — Komm, Lexi, unſer Herrgott bringe den Vater erſt auf beſſere Gedanken! Für uns aber iſt's höchſte Zeit, daß wir gehen."

Feſten Griffes nahm Frau Bode die Tochter bei der Hand, und halb bewußtlos ließ dieſe ſich von der Mutter hinausziehen.

Stumpfſinnigen Blickes ſah der Vater ihnen nach, und kaum, daß ſie draußen waren, ließ er den Blick vornüber auf die Platte des Schreibtiſches niederſinken und lange blieb er ſo ſitzen.

Welch ein Wirrſal von Gedanken und Empfindungen durchſtürmten jetzt ſeinen Kopf, wie ſein Herz! Und mahnende Bilder ſchuf ſeine erhitzte Phantaſie.

Erſt ſaß er hoch oben in der Normandie in einer franzöſiſchen Bauernhütte, am Bett ſeines Sohnes, und neben dieſem ſah er Robert liegen. Erwin's Geſicht war zwar todtenbleich, aber ruhig und ergeben ſein Blick, und wenn er auch leiſe vor ſich hinſtöhnte, kam doch keine Klage über die vertrockneten Lippen.

Dann wieder ſtand der Commerzienrath mitten im ſchwarzverhängten Ritterſaal auf Schloß Popperitz und die hehren Worte des Majoratsherrn ſchlugen auf's Neue mahnend an ſein Ohr. Wie er ſich auch über dieſes Trugſpiel ſeiner Sinne innerlich wehrte, es ließ ihn nicht los. Die beſſeren Gedanken, die ihn dabei überkamen, waren ſtärker, als er ſelber, und daß ſie nicht ganz ſpurlos an ihm vorübergegangen, das bezeugte der tiefſtraurige Ausdruck ſeines Geſichtes, als er jetzt langſam wieder den Kopf erhob und dann vor ſich hinſann:

„Ach ja, da hatt' ich immer geglaubt: Geld iſt Macht. Und was kann ich jetzt mit all meinem Vermögen ausrichten gegen dieſes grauſame Schickſal? Wenn ich ſelbſt eine Million Thaler dafür böte, kann ich damit von meinem Sohne den Tod abwenden, oder nur ſeine Schmerzen ver-

mindern? Nicht einmal meinen eigenen Jammer vermag ich durch meinen Reichthum zu betäuben. Nein, gerade weil ich ein ſo reicher Mann, und ein ſo reicher Erbe mein Sohn, ſpüre ich dieſen Schickſalsſchlag noch um ſo härter, und ſtiert das Unglück mich noch um ſo höhniſcher an. Ach ja, die Bäume des Himmels wachſen nicht in den Himmel. Wenn ſie übergroß geworden ſind, dann fährt der Blitz hernieder und zerſplittert den Stamm. Und wird es denn anders, wenn ich die Fäuſte himmelwärts balle, wo ich ſelber, am ganzen Leibe gepeinigt, hilflos am Boden liege? Nein, nein, das Schickſal iſt ſtärker als ich, kuſchen muß ich und ſtille halten."

Wäre der Commerzienrath von dieſem noch niedrigen Gedankenweg auch noch bis zu jener Höhe hinaufgeſtiegen, darauf die idealen Lebensgüter liegen, die um kein Geld zu kaufen, aber auch unverlierbar ſind: wer weiß, ob er dann nicht nach ſeinem wilden Schmerze den inneren Frieden zuletzt gefunden hätte? Doch ſchon beim Anfang dieſes höheren Aufſtieges ſtrauchelte ſein ungeübter Fuß. Auch die ihm entgegenwehende, reinere Luft war ihm zuwider. Zu lange ſchon hatte er den Sumpfhauch geiſtiger Niederungen eingeſogen, der Dämon gemeinen Sinnes bekam neue Gewalt über ihn, und auf's Neue fing er an, mit dem Schickſal zu grollen.

„Doch nein, und abermals nein! Zu teufliſch iſt dieſer Hohn auf mein Vermögen und meine Stellung in der Welt, um dabei noch ein Engelsgemüth bewahren zu können. Nein, nur die grimmigſten Flüche ſind die richtige Antwort auf ſolch unverdientes Geſchick. Und Frau und Tochter blieben Dir noch? Pah, ſolch ein ungebildetes, zänkiſches Weib, ſolch eine überſpannte, verkrüppelte Tochter! Zum Teufel mit dieſem Troſt! Müßt' ich doch erſt ein blödſinniger, armer

Tropf geworden ſein, um mich mit ſo bettelhaften Glücksreſten begnügen zu wollen! — —

Ah, dieſe vermaledeite Gicht! Wie die mich wieder an allen Gliedern packt!“ ſchrie er jetzt auf, und ſein ganzer Leib krümmte ſich zuſammen. „O, wär's doch bald aus mit mir und dieſer ganzen Glücksſopperei! — He, alter Zeiſig, herein zu mir und pfeif' mir ein Schelmenlied vor vom menſchlichen Glück!“

„Der Herr Commerzienrath haben nach mir gerufen?“ ſagte der ſcheu eintretende Buchhalter zu ihm, deſſen verzerrtes Geſicht ihn unheimlich anglotzte.

„Ich bin krank, ſchwer krank, guter Zeiſig! Dieſe verdammte Gicht iſt mir in alle Knochen gefahren,“ ſtöhnte er ſeinem treuen Diener entgegen. „Helfen Sie mir auf und führen Sie mich in mein Schlafzimmer!“

„Armer Herr Commerzienrath,“ erwiederte der Alte mitleidig. Ach ja, glaub's gern, dieſe böſen Schmerzen, und auch noch der andere um den jungen Herrn; dieſe beiden können auch den ſtärkſten Mann zuſammenreißen.“

Dann trat er näher an ihn heran, um ihm ſich aufrichten zu helfen.

Weinerlich fragte dieſer dabei: „Sie ſind um ein gut Theil älter als ich, haben Sie noch nie an Gicht gelitten?“

„Gott ſei Dank, nein!“ verſetzte der Alte harmlos, und war auch noch ſo unvorſichtig, hinzuzufügen: „Das hätten mir meine Mittel auch gar nicht erlaubt.“

„Nicht unverſchämt ſein, Alter!“ herrſchte ſein Prinzipal ihn an.

Erſchrocken, und ſeine unbedachte Rede bereuend, ließ ihn der Buchhalter aus dem Arme wieder los. Schnell aber

griff er wieder kräftig zu, und, von ihm unterſtützt, ſchleppte ſich der Commerzienrath aus ſeinem Arbeitszimmer, darin er eben vom höchſten Glücksgipfel in die Tiefen äußerer und innerer Qualen ſo jählings herabgeſtürzt war.

* * *

Die mit vorher nicht erlebter Gewalt über alle Glieder ausgebrochene Gicht hatte jetzt wenigſtens das eine Gute, daß im ſelben Augenblick, als Frau und Tochter von dieſem Anfall vernommen, ſie auch ſogleich an das Schmerzenslager geeilt kamen, um, alles vorher Erlebte vergeſſend, nurmehr ihrer Liebespflicht genug zu thun. Mitleidige Sorge war jetzt bei Tag und Nacht die Pflegerin. Es war auch wirklich jammervoll, mit anzuſehen, wie dieſer vorher ſo ſtarke Mann ſich nun ſchon ſeit acht Tagen vor Qualen wand und bald ſtöhnte, bald irre ſprach. Auch ſein ſchon früher verfettetes Herz ward nun in bedenkliche Mitleidenſchaft gezogen. Von Tag zu Tag ſehnſüchtiger wartete deshalb Frau Bode auf den durch Robert in Ausſicht geſtellten, von Erwin ſelber geſchriebenen Brief. Wie herzlich gern hätte ſie dem leidenden Manne dadurch ein Labſal bereitet! Des Sohnes eigene Handſchrift wäre ja gewiß für ihn ein überzeugender Troſt geweſen.

Da endlich, endlich, kam dies ſo heiß erſehnte Schreiben an, und zuerſt in die Hände der Mutter.

Es lautete:

„Im Feldlazareth am 27. Februar 1871.

Liebſte Eltern!

Endlich kann ich mit eigener Hand Euch ſchreiben. Ich lebe und hoffe auch wieder geſund zu werden. Gewiß wird dieſer Troſt die Schmerzen des armen Papa erträglicher

machen. Daß ich jedoch noch am Leben bin, und nicht sogleich auf dem Fleck erschlagen ward, oder, noch schlimmer für mich, in feindlicher Gefangenschaft spurlos verschollen wäre, das habt Ihr nur dem Heldenmuth meines lieben Robert zu verdanken! Der Regimentsarzt hat Euch ja wohl Alles genau geschrieben. Für heute genug! Ich muß ausruhen."

„am 28. Februar.

Robert hat gestern schon aufstehen dürfen. Nun sitzt er immer an meinem Bett und plaudert mit mir, und da verspüre ich meine Schmerzen nur halb so arg. Ist das ein treuer Kamerad! Ich selber werde freilich noch lange liegen müssen. Aber in Robert's Gesellschaft läßt sich's schon aushalten. Ach ja, auch mit mir geht's ja nun besser, wie der Doktor sagt. Ich komme auch wieder heim zu Euch. Freut Euch nur darauf! Auch Robert glaubt es ganz gewiß. Jetzt geht's wieder nicht mehr."

„am 1. März.

Diese Nacht war gar nicht gut. Ich bin wieder recht verzagt geworden. Nun, in Gottes Namen denn! Muß es so sein, dann sterbe ich als guter deutscher Soldat, und Robert wird mich zu Euch heimbringen: Er hat mir's fest versprochen. Und dann, o bitte, bitte, lieber Papa, gute Mama, und liebe Lexi, dann nehmt Robert bei Euch auf, als ob ich es selber wäre! Er hat es um mich reichlich verdient. Und so lebt Alle wohl; doch weint nur noch nicht um mich! Ich komme schon wieder. Es ist mir nur heute so schlecht. Tausendfachen Dank für all Eure Liebe und tausend Küsse dazu. Euer treuer Erwin.

Nachschrift: Verzeiht nur mein Gekritzel! Ihr könnt's

am Ende gar nicht lesen! Geht's denn dem lieben Papa noch nicht besser?" —

Als Frau Bode die Aufschrift von Erwin's eigener Hand gewahrte, da zitterten ihr die Finger so heftig, daß sie beim Eröffnen des Briefes diesen fast in Stücke zerriß.

Endlich hatte sie auch den wahrhaft hieroglyphenartigen Schluß enträthselt, dann fiel ihr das Blatt aus den Händen. Wie gern hätte sie es sogleich ihrem Manne hinübergetragen und vorgelesen! Aber nein, dieser Brief durfte niemals vor sein Angesicht kommen; vor Allem nicht dessen Schluß, der von Robert so liebevoll und dankbar sprach. Wer weiß, welche furchtbare Scene voll Groll und Hohn sonst auf dem Krankenbette ausgebrochen wäre! —

Sie wollte sich jetzt nur noch gründlich ausweinen, dann ließ sie Lexi durch die Krankenwärterin beim Vater ablösen, und zu sich herüberrufen. Mit wiedergewonnener Ruhe hieß sie die Tochter neben sich Platz nehmen, und las ihr Zeile um Zeile langsam vor.

Auch bei dieser wechselte beim Anhören dieses Briefes die erste freudige Hoffnung mit dem nachträglichen bittersten Schmerz ab, und wenn bei der so ehrenvollen Erwähnung Erwin's von Robert's ritterlicher That ihr Blick einen Moment hell aufleuchtete, und dann wieder bei der letzten, gleichsam testamentarischen Empfehlung des Freundes, ein leiser Strahl dankbarer Befriedigung darüber ihr vergrämtes Gesicht überflog: wer hätte sie darum eine minder liebevolle Schwester nennen mögen? . . .

Die zwiefache Tragödie des Bode'schen Hauses war rasch zu Ende gegangen. Nach schon tagelanger Bewußtlosigkeit war der Commerzienrath durch eine Herzlähmung von seinen Qualen sanft erlöst worden, noch acht Tage früher, als das

junge Leben des fernen Sohnes in Robert's Armen friedlich eingeſchlafen war.

Und doch, wie grundverſchieden ſtarben die Beiden! — Der Vater, ſo lange er noch zu denken vermocht, hilflos grollend mit Gott und der Welt, und im Sumpf des Materialismus dahingeſtreckt; der Sohn auf der ſonnigen Höhe der Vaterlandsliebe voll mannhafter Ergebung ſeinen ritterlichen Geiſt aushauchend. — Und daß er ſo heldenmüthig ſtarb, das war wohl nicht das geringſte Verdienſt Robert's, der mit Erwin's Leiche nun ſchon auf dem Heimwege war.

So hatte weder Vater, noch Sohn, vom Tode des Anderen im Leben etwas erfahren. In ſo viel Jammer immer noch ein Glück, deſſen Begriff jetzt im Bode'ſchen Hauſe zur denkbar tiefſten Stufe herabgeſunken war.

Viertes Kapitel.

Ein trüber naßkalter Märzmorgen war's, als Erwin's Sarg durch zwei Diener von dem draußen ſtehenden Wagen in den Corridor des Hauſes hereingetragen ward, und Robert, in abgeriſſener Huſarenuniform, bleich und abgemagert, am Stocke nachgehinkt kam. Frau Bode und Lexi waren ſchon aus dem ebenerdigen Salon in den Hausflur herausgetreten, und ſchweigend verneigten ſie das ſchwarz verſchleierte Haupt vor dem Sarge des Sohnes. Dann zwiſchen den Dreien ein ſchmerzlicher Händedruck, ein Begegnen der Blicke bis in's innerſte Herz hinein, und weiter kein einziges Wort. Wie hätte dieſes denn auch lauten ſollen bei dieſem erſten tragiſchen Wiederſehen?

Robert hatte den vorgeſtern erfolgten Tod des Commerzienraths ſchon unterwegs erfahren, und war deshalb auch ſeiner Beſtürzung hierüber ſchon Herr geworden. Nur die Sorge, wie er die beiden Frauen daheim finden würde, hatte ihn noch hierher begleitet. An Lexi's Ergebung konnte er wohl nicht zweifeln, zu gut kannte er deren große, ſtarke Seele. Wie erſtaunte er jedoch, als er nun auch Frau Bode wiederſah, gegen früher faſt nicht mehr erkennbar!

Schon ihre ganze Haltung, ihr Blick! Als habe ſie dieſer zwiefache Tod mit weihender Hand berührt, ſo leiblich und geiſtig verändert kam ſie ihm vor.

Was wußte er denn auch viel von all der ſtufenweiſen Abklärung, die der Ernſt dieſer Zeit und Lexi's Einfluß am Weſen dieſer früher ſo derben Frau inzwiſchen vollbracht hatte?

Erſchrocken ſahen die Beiden ihn jetzt an. Sein ungewohnter, dunkler Vollbart ließ ſein Geſicht noch viel bleicher erſcheinen, und er konnte kaum mehr ſich aufrecht erhalten. Frau Bode verzichtete deshalb auch auf jede weitere ſofortige Mittheilung und bat ihn, ſich vorerſt in ſein altgewohntes Zimmer zurückzuziehen, ſich dort an einem Frühſtück zu ſtärken und auszuruhen. Dankbar nahm er dieſe Einladung an, gab Mutter und Tochter nochmals die Hand, und mit ſolcher Wehmuth ſtreifte Lexi's Auge das ſeinige, daß dieſer Blick ihm bis in's Herz herunterging.

Kaum hatte er dann ſein Zimmer betreten, wohin ihm ein Diener mit Erfriſchungen ſogleich nachgefolgt, war er todmüde auf das Ruhebett geſunken, dachte weder an Eſſen noch Trinken, und ſuchte vor Allem zu ſchlafen. So feſt er aber auch die Augen geſchloſſen hielt, das Wirrſal all ſeiner neuen Gedanken hielt ihn wider Willen wach. Noch geſtern hatte er ſich ſeine Heimkehr mit Erwin's Leiche ſo ganz anders gedacht, und auch um wie viel leichter ſein Wiederfortgehen.

Jetzt, wo in gleichem Hauſe die Särge des Vaters und Sohnes nebeneinander ſtanden, jetzt fühlte er ſchon voraus, wie ſchwer es ihm wohl gemacht werden würde, ſchon in einer Woche, wie er's vorgehabt, die beiden Frauen für immer verlaſſen zu dürfen. Und doch, wie natürlich war's,

daß er nach Erfüllung dieſer letzten Aufgabe, ſich nun zu ſeiner Mutter nach Königsberg begab, um nach inzwiſchen ſtattgehabter Doktorpromotion in Berlin dann auf der Königsberger Hochſchule ſich als Privatdocent niederzulaſſen! Schon jetzt bangte ihm vor dieſem letzten Abſchied. — Nein, es war unmöglich! Mit ſolchen Gedanken konnte er nicht ſchlafen.

Raſch ſetzte er ſich wieder auf, nahm einen Schluck Wein und ſah dann in's Leere. Es war völlig dunkel in ihm, und der einzige, vorige Lichtſtrahl aus Lexi's traurigen Augen ließ ihn die Verlaſſenheit der Beiden, denen er ſo unendlich Viel zu verdanken hatte, noch ſchmerzlicher empfinden.

Konnte er denn aber hier bleiben? — Nein, er mußte baldigſt wieder fort! Wie es früher ſein Schickſal geweſen, jahrelang mit der Bode'ſchen Familie auf's Engſte verbunden zu ſein, ſo gebot es ihm jetzt, ſich für immer von ihr loszureißen. Es gab keine andere Wahl für ihn.

Zuletzt war er vor leiblicher und geiſtiger Mattigkeit dennoch eingenickt, und er ſchlief ſo feſt und lange, daß ihn der Diener kurz vor der Eſſenszeit erſt aufwecken mußte. Raſch machte er Toilette, vertauſchte die Uniform mit bürgerlichem Anzug und ging hinüber in den Speiſeſalon. —

Alle Einzelnheiten, von Erwin's Verwundung bis zu deſſen Verſcheiden, erzählte nun Robert den Beiden, die darüber Eſſen und Trinken faſt vergaßen und auch nur ſehr wenig dabei redeten. Nur, als er über die Errettung ſeines Freundes gar ſo flüchtig hinwegging, drängte ihn Frau Bode, dieſen Vorfall viel genauer zu beſchreiben. Und nachdem er ihrem Verlangen nachgekommen war, ſtreckte ſie tiefbewegt die Hand ihm hin. Lexi ſah ihn mit ihren verſchleierten Augen kaum an. Dann ſagte die Mutter: „Robert, was

Sie Alles an unſerm ſeligen Erwin gethan haben, vom erſten Eintritt in unſer Haus bis zum heutigen Tage, das kann ich Ihnen niemals völlig vergelten."

„Machen Sie ſich keine Sorge darüber, verehrte Frau Commerzienräthin!" erwiderte er. Ich hab' an Erwin nur als guter Kamerad gehandelt, weiter Nichts."

„Nun, lieber Robert, wir Zwei ſprechen ſchon noch darüber," entgegnete ſie mit beſonderem Nachdruck, und erhob ſich dann.

Erſt mußten die zwei Todten zur ewigen Ruhe gebracht ſein. Dann erſt konnte ſie ſich getrauen, auch über die Zukunft der Lebenden ſich auszuſprechen.

* * *

Nun war auch das zwiefache, mit ſolchem Pomp hier noch nicht erlebte Leichenbegängniß vorüber. Mehr als hundert Fackeln in Arbeiterhänden hatten heute Nachmittag die dunſtige Luft durchqualmt, und langgezogene Poſaunenſtöße den Trauerchoral noch ſchauriger ertönen gemacht. Und hätte es denn erſt der erſchütternden Grabrede des Geiſtlichen bedurft? Gewiß nicht! Predigten doch dieſe zwei ſtummen Särge von Vater und Sohn viel gewaltiger, als alles Menſchenwort, daß das Schickſal aus dem Hauſe des Reichſten und Vornehmſten gleich unerbittlich, wie aus der ärmſten Arbeiterhütte, ſein Opfer ſich heraushole. Nicht leicht war die uralte Weisheit von der Eitelkeit alles Menſchenglückes noch überzeugender, als auf dieſem Friedhofe, gelehrt worden. —

Es dunkelte bereits, als die Bode'ſchen Arbeiter ſammt Frauen und größeren Kindern in ihr, jenſeits des Hexenmoors gelegenes Dorf wieder heimgingen. Der Nebel, der noch während des Leichenzuges Menſchen und Landſchaft umflort,

war gegen Abend durch ſcharfe Windſtöße zerronnen, und die nun ſternenklare Nacht ließ jeden Baum, jeden Tümpel, deutlich erkennen. Auch die einzelnen Gruppen, in die ſich der große Menſchenhaufe vertheilte, traten in ſcharfen Umriſſen aus dem geſpenſterhaften Gehölze hervor und in allen Tonarten konnte man jetzt die öffentliche Meinung aus dem Volksmunde vernehmen.

„Ja, ja, ſo iſt's ganz recht," ſagte jetzt ein Mann mit herbem Geſichtsausdruck. „Auch die Reichen müſſen ihr Herzleid haben, ſonſt wär's eine ſaubere Gerechtigkeit, wenn nur wir arme Teufel uns unſer Lebtag mit Elend herumplacken müßten. Und was hat jetzt der Commerzienrath von ſeinem vielen Gelde? Mitnehmen hat er's doch nicht können, und er liegt nun ſo tief unter der Erde, wie einmal Unſereins."

Raſch fiel mit düſtrem Blick ein Zweiter ein, der gleichfalls einen Sohn im Felde verloren: „Nur viel zu gut iſt's ihm noch ergangen. Wär' ich unſer Herrgott geweſen, ſo hätt' er wenigſtens noch ein ganzes Jahr lang den Kummer um ſeinen todten Jungen mit ſich herumſchleppen müſſen. So aber iſt er meiſt im Delirium gelegen und um allen Jammer gar bequem herumgekommen."

„Na, na, Vetter Thomas, nicht gar ſo grimmig!" verwies ihn ein Dritter mit ſchon ganz weißem Kopfe, „und wenn Du ihn auch noch ſo lange hätteſt ſich abgrämen laſſen, ſo wäre Dein ſeliger Fritz ja doch nicht wieder lebendig geworden. Na, und Schmerzen hat auch der Commerzienrath gerade genug ausgeſtanden."

„Ja wohl, aber nur von ſeiner Gicht, die er ſich ſelber angegeſſen und angetrunken hat," entgegnete der Vorige mit der alten Bitterkeit, „drum iſt's ihm auch ganz recht geſchehen, daß ſeine Schlemmerſünden ihn ordentlich gezwickt

haben, der ſich doch nur auf unſere Unkoſten dem Fraß und der Völlerei ergeben, dieſer wucheriſche, hartherzige Menſchenſchinder."

Mit rohem Lachen ſtimmten Einige ihm zu, die Meiſten ſchwiegen, und weiter trotteten ſie in den nächtlichen Wald hinein.

Ein Weiberhaufen folgte jetzt nach.

„Ja, und was hat ſie eigentlich viel Gutes gehabt von ihren Millionen?" fragte eine derbgebaute Frau in mittleren Jahren, „Nichts, als Unfrieden und Zank im Hauſe mit ihrem Manne. Das hat mir meine Baſe Lene, die dort einmal als Küchenmagd gedient, gar oft erzählt, und inſofern iſt ſie nicht einmal zu bedauern, wo ſie doch nun Zeitlebens vor ihm Ruhe hat."

„Jawohl, eine ſchöne Ruhe, wo nun auch der einzige Sohn mitgeſtorben iſt," erwiderte eine ältere Frau. „Und dieſen Jammer hat die Commerzienräthin wahrhaftig nicht verdient. Denn Das müſſen wir ihr doch Alle laſſen, daß ſie ſeit dem letzten Jahre ſo gut zu uns geweſen iſt, wie wir es beſſer gar nicht verlangen konnten. Na, und gar während dieſer Kriegszeit! Herrgott, wenn all das Linnen- und Wollenzeug, das ſie unſeren Männern und Jungen nach Frankreich hinausgeſchickt, jetzt auf einem einzigen Haufen vor uns läge, Ihr würdet's gar nicht glauben, ſo groß müßt' er ſein."

„Und wie oft iſt ſie nicht zu uns herausgefahren," rühmte eine Dritte, „und hat uns Geld zugeſteckt, wo die Noth am größten geweſen iſt! Allein der Suſe Erdmann, deren Mann gefallen war, und die ſelber dann auf den Tod krank geworden iſt, hat ſie hundert Thaler auf's Bett gelegt. Davon habt Ihr doch Alle gehört?"

„Das iſt aber Alles nur durch die Lexi gekommen!“ rief jetzt ein altes Mütterchen, das humpelnd mitmarſchirte mit kräftiger Stimme.

Und „Ja, ja, die Lexi, die Lexi hat Alles gemacht. Gott vergelt's ihr!“ ſcholl es in wirren Stimmen durcheinander.

Sofort fiel eine jüngere Arbeiterfrau wieder ein: „Was hat ſich denn die Commerzienräthin früher um uns oder unſere Kinder gekümmert! Nein gar nicht! Dann aber, Ihr wißt es ja, hat die Lexi mit ihrem erſten Chriſtkind für unſere Kinder angefangen, und an jedem heiligen Abend es dann ſo fortgemacht. Zuletzt hat ſie auch ihre Mutter zu uns herumgekriegt. Daß dieſe dann aber gleich barmherzig mit uns geweſen, das iſt doch nur ihr eigenes Verdienſt. Und auch alles Geld, was die Lexi gebraucht, iſt nur aus Frau Bode's Taſche gekommen. Aber freilich, ſo wie's die Tochter verſteht, armen Leuten Gutes zu thun, ſo verſteht's die Mutter noch lange nicht, denn die Lexi iſt ein wahrer Engel in Menſchenſtalt.“

„Das iſt ſie auch,“ beſtätigte jetzt wieder eine Andere. „Sind's doch noch keine ſechs Wochen her, daß mein Lieschen ſchier im Sterben gelegen! Da hat die Lexi von Mittag bis in die ſinkende Nacht an ihrem Bettlein geſeſſen, und wie ein krankes Vögelchen hat ſie mein Kind gefüttert, wo es doch von mir ſelber keinen Biſſen mehr annehmen wollte. Da iſt ſein Bischen Leben wieder aufgegangen, wie ein Licht, wenn man neues Oel zugießt. Und wie das arme Wurm dann ſchläfrig geworden, da hat die Lexi ſeine mageren Händchen in die ihrigen genommen, und ihr zum Nachtgebet auch noch ein ſchönes Sprüchlein vorgeſagt. Ja,

ja, die Lexi, wenn die einmal von uns fortginge, weiß es unser Herrgott: um all unsere Kinder thäte mir's weh."

Theils mit lauter Bestätigung, theils mit stummem Kopfnicken, stimmten alle Weiber ihr bei. Dann schritten sie wieder vorwärts, nachdem sie eine Zeitlang stille gestanden. Aus einem neuen Menschenhaufen, nur aus Männern, ließ sich hierauf in ganz anderer Richtung eine derbe Stimme vernehmen:

„Ich frag' Euch aber nur, Männer: wer soll die Spinnerei künftighin fortführen?"

„Wer?" fiel ein Zweiter ein, „das ist doch sehr einfach; die Commerzienräthin nimmt sich eben einen Direktor an, und sie bekommt deren ja so Viele, wie sie nur will."

„Ei freilich," bestätigte ein Dritter, „da wär' es aber doch noch gescheidter, wenn sie die Lexi gleich heirathen ließe. Mit ihrem unsinnig vielen Gelde braucht sie ja nur die zehn Finger auszustrecken, und an jedem hängt dann ein Freiersmann, der auch von der Fabrik und dem ganzen Geschäfte schon etwas versteht."

„Wenn nur die zwei Weibsleute hier bleiben," wendete ein Vierter ein, „dann könnte meinetwegen kommen, wer da mag, denn so gut, wie unter diesen, kriegen wir's doch unser Lebtag nicht mehr."

„Alle Teufel, schwatzt ihr da dummes Zeug!" schrie jetzt ein rothbärtiger Schnapsbruder mit heiserer Stimme. „Was haben wir hier denn noch viel Gutes gehabt? Sind unsere Löhne vielleicht höher geworden, oder unsere Arbeitsstunden geringer? — Na, und daß diese zwei Frauenzimmer in der Kriegszeit ein Bischen generös gewesen und unsern Weibern und Kindern schön gethan, darauf pfeif' ich. Wer hat ihnen denn das Geld dazu geliefert? Wer anders, als

nur wir, durch unſere ſchandmäßig bezahlte Arbeit. Und wohnen wir nicht in wahren Hundeſtällen, in die kein Chriſtenmenſch hineingehört? — Hat Frau Bode oder die Lexi dran noch irgend was beſſer machen laſſen, wo ſie ſelber in ſündlichem Luxus hauſen? — Ja, unſer Elend mitunter ſich anſehen, das amüſirt nur dieſe reichen Leute, weiter nichts. So ſind ſie Alle miteinander, und da ſoll uns jetzt ſo viel dran liegen, wer die Spinnerei künftighin weiter fortführt? — Sie ſteht nun einmal da und muß ihren Wucherzins tragen, drum wird ſie auch fortbetrieben, und uns kann's verflucht egal ſein, von wem. Meinetwegen kann Dieſer dann Hinz oder Kunz heißen: geſchunden werden wir doch von dem Einen, wie dem Andern, und auf das ſcheinheilige Gethue von den zwei Weibsbildern geb' ich keinen Pfifferling. Mir ſelber haben ſie noch um keinen Groſchen Schnaps bezahlt."

„Du mußt doch immer Dein giftiges Maul groß aufthun!"

Mit dieſem Verweis aus dem Munde eines ſchon ganz weißhaarigen Alten ſchritt der Trupp raſcher vorwärts, und kein Wort ward mehr geredet; das Ende des Hexenmoors war erreicht. Schon blinkten einige Lichter aus dem nahen Dorfe in das ſumpfige Gehölz herüber. Nur wenige Schritte dann über dürren Haidegrund, und mit einem gegenſeitigen „Gute Nacht!" zerſtreuten ſich Alle in ihre verkommenen, freudloſen Hütten.

* * *

Viel mehr noch, als die Arbeiter der großen Bode'ſchen Spinnerei ſich um deren Fortbetrieb ſorgten, that dies jetzt die Wittwe des Commerzienrathes. So energiſch und praktiſch auch ſonſt ihr Weſen war, hatte ſie ſich bei Lebzeiten

ihres Mannes doch niemals um die Fabrik und deren finanzielle Verhältniſſe kümmern dürfen — ein Vorrecht, das er ganz allein für ſich ſelber in Anſpruch genommen. So war es auch kein Wunder, daß ſie jetzt dieſem, von ſeinem oberſten Leiter verlaſſenen, vielverzweigten Geſchäftsbetriebe völlig unerfahren und rathlos gegenüberſtand. Ach ja, nun mußte ſie's ſchmerzlich an ſich erfahren, daß auch das allergrößte Vermögen eine ganz eigenartige Bedrängniß herbeiführen könne, und zumal in einem ſo tieftraurigen Herzen, wie ſie es jetzt mit ſich herumtrug.

Zwar nicht des verſtorbenen Gatten halber. Frau Bode war viel zu ehrlichen Gemüthes, um der Welt die Komödie von der troſtloſen Wittwe vorzuſpielen, oder ſich ſelber hinterher ein eheliches Glück weis zu machen, von dem ſie ſo blutwenig verſpürt hatte, nicht einmal während ihrer letzten aufopfernden Krankenpflege. Um ſo bitterer war aber ihr Schmerz um Erwin, der ihr ſeit den letzten fünf Jahren nur Freude gemacht. Bei der im letzten Jahre raſch zunehmenden Kränklichkeit ihres Mannes war ihr der nun ſo brav und tüchtig gewordene Sohn eine troſtreiche Bürgſchaft dafür, daß ſie in ihrem vielleicht baldigen Wittwenſtande noch viele frohe und ſorgloſe Tage bei ihm verleben dürfte. Ebenſo rechnete ſie darauf, daß Lexi möglichſt lange, und vielleicht wohl für immer, unverheirathet bei ihr daheimbleiben würde. Und dieſe doppelte Hoffnung auf die Liebe ihrer Kinder hatte ihr gar Vieles in Geduld tragen geholfen.

Nun lag Erwin im allzufrühen Grabe. Ihre erſte heroiſche Standhaftigkeit, zu der ſie ſich gewaltſam aufgerungen, war allmählich wieder erſchlafft, und Stunden lange ſtarrte ſie jetzt in das öde Dunkel ihrer Zukunft.

Die einzige Lichtgeſtalt, aus der noch ein Schimmer

auf den goldenen Schutt ihres Hauſes fiel, war jetzt Robert Steffens geworden, die einzige rettende Hand, die ſich ihrer Hülfloſigkeit noch entgegenſtreckte. Tag und Nacht war das ihr einziger Gedanke. So oft ſie ihn auch von ſich abgewehrt, immer drängte er ſich ihr von Neuem auf, und doch konnte ſie kein Wort darüber reden.

In ſolcher Stimmung traf Lexi jetzt die Mutter, die, wieder einmal vor ſich hinbrütend, einſam auf ihrem Zimmer ſaß.

„Biſt Du noch immer ſo troſtlos, gute Mutter?“ fragte die Tochter mitleidig.

„Wie könnt' ich denn anders ſein?“ erwiderte ſie, kaum aufſchauend.

„Nun freilich!“ ſtimmte Lexi wehmüthig bei und ſetzte ſich zu ihr hin. „Unſre Herzen bluten ja noch aus zu friſcher Wunde, und doch, ſieh', liebe Mutter, heut, in langer, ſchlafloſer Nacht, hab' ich mir's innerlich zurecht gelegt: wir wollen zwar trauern, ſo tief, wie unſer Schmerz es iſt, aber dieſe Trauer ſoll keine bittre und grollende ſein, ſondern eine milde, heilige, gottergebene. Weißt Du, ich meine eine ſolche, wie die des Grafen Mehrbach und ſeiner ganzen Familie.“

„Ach, Kind,“ wendete die Mutter verzagt ein, „die Mehrbach's haben's viel leichter gehabt. Sie ſind eben ein altes Soldatengeſchlecht, und ihnen liegt's ſchon im Blut.“

„Nein, Mutter, ſage das nicht! Auch ſie haben ein menſchliches Herz, und ihren theuren Todten gewiß ebenſo lieb gehabt, wie wir Zwei unſern ſeligen Erwin. Nur in viel höherem Geiſte haben ſie ihr gleich ſchweres Geſchick aufgefaßt, und deshalb tragen ſie's nun auch leichter. Können wir es aber mit dem unſrigen nicht ebenſo halten?

Und wenn wir auch keine Ariſtokraten ſind, und keine ſo edlen, ritterlichen Vorbilder haben: in frommer Ergebung können doch auch die bürgerlichen Familien der gräflichen der Mehrbach's ähnlich werden. Das bedarf doch nicht erſt einer Vererbung von Geſchlecht zu Geſchlecht. Iſt denn unſer Erwin nicht für das gleiche Vaterland gefallen, wie der junge Graf Lothar, oder der Sohn des ärmſten Arbeiters? So gehören wir Alle, vom Fürſten herab bis zum letzten Tagelöhner, zur großen Familie unſeres Volkes, und auch den Höchſtgeſtellten wollen wir's gleichthun an opferwilliger Liebe für das gemeinſame Vaterland. Auch bedenke, es iſt ja das einzige Glück in all unſerem Unglück, daß wir's in dieſem Geiſte zu tragen verſtehen. Und habe nur den guten Willen dazu, dann kannſt Du es auch!"

„Nein, liebes Kind, dafür bin ich eine viel zu einfache, viel zu wenig gebildete Frau."

„Kommt es denn dabei auf vieles, ſtolzes Wiſſen an, oder nur auf ein demüthiges Herz? Und wer hat in dieſer Kriegszeit ein noch beſſeres bewieſen, als Du?"

„Ja, gute Lexi, weil Du es erſt auf den Weg des Mitleids geführt, und es darauf dann ſo gut und barmherzig gemacht haſt!"

„Nein, Mutter, Du haſt dies gute Herz ſchon von jeher gehabt! Nur war es noch nicht ganz erweckt. Sonſt hätt' auch ich es nie und nimmer völlig umwandeln können. Aber nichtwahr, Mutter, jetzt will Dein Herz nicht nur gut und barmherzig, ſondern auch groß und tapfer ſein? Und hat uns nicht der ſelige Erwin auf ſeinem Sterbebette daran mahnen laſſen, daß wir ihn nur ſo und nicht anders betrauern ſollen? Der liebe Robert hat es uns ja Wort für Wort von ihm erzählt."

„Ach ja," erwiderte Frau Bode ſeufzend, „ich will mir Mühe geben, vielleicht bring' ich's dann auch zu Stande. Doch wie viele andere ſchwere Sorgen bedrücken mich, über die uns alle Religion und Vaterlandsliebe nicht hinweghelfen kann!"

„Welche denn, arme Mutter?" fragte Lexi mit dem mildeſten Ton ihres Herzens.

„Da kannſt Du noch fragen?" erwiderte dieſe plötzlich hoch erregt. „Wir Zwei hängen ja jetzt gleichſam in der Luft, ſo verlaſſen und hülflos ſind wir geworden. Wer ſoll unſere Spinnerei künftighin fortführen und auch unſer übriges Vermögen verwalten?"

„Laß' dieſe verfrühten Sorgen noch! Der gute, grundehrliche Zeiſig wird vor der Hand Alles in die Hand nehmen, noch ungezählte Monate lang, und Du haſt inzwiſchen Zeit genug, um Dich nach einem recht tüchtigen, verläſſigen Direktor umzuſehen. Wir können ihm ja die allergünſtigſten Bedingungen bieten."

„Ach ja, einen ſolchen können wir uns mit Geld wohl verſchaffen. Aber, wenn ich ſelbſt darüber ruhig ſein könnte: brauchen wir zwei hülfloſe Frauen nicht auch einen Freund, einen Schützer und Berather, und wird ein fremder, bezahlter Direktor uns jemals ein ſolcher Herzensfreund werden? Drum hab' ich mir's ſchon oft überlegt: wär's denn am Ende nicht beſſer, wenn wir an's Verkaufen und Fortziehen dächten?"

„Um des Himmels willen, Mutter!" fiel Lexi ihr angſtvoll in's Wort. „An Alles denk', nur an dieſes nicht! Gott, wenn ich mir vorſtellen müßte, daß dann ein ganz fremder, vielleicht auch herzloſer Beſitzer nach uns hier einzöge, daß dann all unſere Arbeiterkinder keinen Sonnenſtrahl von Barmherzigkeit, keine Pflege und keine Feſtfreude mehr haben

dürften — nein, Mutter, nur nicht dies allergrößte Leid thu' mir an, ſondern laß uns unter allen Verhältniſſen hier bleiben! Zu tief fühl' ich es ja: nur hier iſt der Platz, auf den mich Gott hingeſtellt, und wie Vieles gedenk' ich hier noch zu vollenden! Drum, willſt Du mein Glück, ſo denke nicht daran, mich von hier loszureißen! Denn dieſer Gedanke zerreißt zugleich mein Herz."

„Glaubſt Du, Lexi, daß es mir anders erginge?" erwiderte die Mutter. „Fünfzig Jahre halten auch mich mit ſtarken Wurzeln hier feſt, und bis in die kleinſte Faſer thät' es mir weh', aus dem Boden ausgeriſſen zu werden, wo ich geboren und aufgewachſen bin."

Erſt that ſie noch einen tiefen, ſorgenvollen Blick auf Lexi's Geſicht, dann fuhr ſie zaghaft fort: „Ja, gutes Kind, wenn Du ſelber Dich eben entſchließen könnteſt, ſo in Jahr und Tag eines recht braven, vertrauenswürdigen Mannes glückliche Frau zu werden, natürlich nur aus reinſter gegenſeitiger Liebe!"

„Mutter," unterbrach ſie Lexi in einem ſo angſtvollen Ton, daß dies einzige Wort den längſten Proteſt an Beredſamkeit noch übertraf.

Ohne ſich jedoch dadurch ſchon entmuthigen zu laſſen, fuhr Frau Bode fort: „O, ich weiß es ja, Du mein armes Kind: Du fürchteſt Dich eben davor, trotz all unſeres Vermögens, oder vielmehr gerade deshalb, vielleicht ebenſo unglücklich im Eheſtand zu werden, wie ich es leidergottes geweſen bin. In häuslichem Unfrieden biſt Du ja groß geworden, und das bringt man ſo leicht nicht mehr los. Doch bedenk' auch: wär's denn gar nicht möglich, daß ein Mann exiſtirte, der Dich nicht wegen Deines Erbtheiles, ſondern vor Allem um Deiner ſelbſt willen, lieb haben und

glücklich machen wollte, und daß Du ſelber ihm Dein ganzes Herz, Dein ganzes Leben, mit Freuden anvertrauen könnteſt?"

„Nein, gute Mutter," entgegnete Lexi, wehmüthig lächelnd, „mir iſt kein ſolcher Mann vom Himmel beſtimmt, auch wenn er wirklich vorhanden wäre."

Auf ihre rechte Schulter hinweiſend, fuhr ſie dann fort: „Siehſt Du's denn nicht? Mit dieſem Wahrzeichen ſoll ich einſam durch's Leben gehen, und nur der Armen und Hülfloſen, zumal der Kinder, barmherzige Mutter ſoll ich werden. Iſt das nicht ein noch viel höherer, ſegensreicherer Frauenberuf, der mich ſo ſicher und dauernd beglücken wird, wie kaum die hundertſte verheirathete Frau ſich deſſen zu rühmen vermag? Und drum nochmals, aus ganzer Seele bitt' ich Dich: laß für mich alle Heirathsgedanken! Sie paſſen einmal nicht für mich."

„In Gottes Namen, ſo ſchweig' ich," entgegnete Frau Bode, ſcheinbar reſignirt. „Es wird Alles ſo kommen, wie's für Dich gut iſt." —

Darauf erhob ſie ſich und küßte Lexi auf die Stirn. Dieſe hatte die Mutter gar wohl verſtanden. Als Beide dann wieder auseinandergingen, nahm Jede von ihnen das ſchöne, ſtolze Bild deſſelben Mannes in ihrem ſtummen Herzen mit fort.

* * *

Was Lexi vorhin gegen die Mutter ausgeſprochen, daß ſie unvermählt durch's Leben gehen und für das fragliche Glück der Ehe ein um ſo geſicherteres in Werken der Barmherzigkeit finden wolle, damit war es ihr heiliger Ernſt geweſen, und nicht erſt aus ihrer jetzigen tiefen Trauer war ihr Entſchluß hervorgegangen, ſondern ſchon lange zuvor in ihrer innerſten Lebensanſchauung allmählich reif geworden.

Zwar ſchon ſeit Robert's erſtem Eintritt in ihr Haus hatte ſie ſich als noch halb kindliches fünfzehnjähriges Mädchen zu dem ſchönen Freund ihres Bruders ſympathiſch hingezogen gefühlt, und dies um ſo ſtärker, als ſie weder in Vater, Mutter, noch Bruder, irgend einen von den idealen Zügen wahrnehmen durfte, mit denen ſie in ihrer ſeeliſchen Einſamkeit ihr eigenes Leben ausgeſchmückt hatte. Alle Stunden, die ſie mit Robert, theils im gemeinſamen Muſiciren, theils im häuslichen Verkehr, genießen durfte, waren für ihr an Liebe ſo verarmtes Herz deshalb auch erwärmende Lichtblicke geweſen im froſtigen Schatten ihres Elternhauſes. Dabei geſchah ihr, in deren Seele das Mitleid ſo tief ausgeprägt war, eine ſtille Wohlthat im Gedanken, daß dieſer arme Beamtenſohn durch die Großmuth ihrer Eltern aller demüthigenden Noth entrückt war. Und da ihr nicht verborgen geblieben, in welch dankbarer Freundſchaft er auf ihren Bruder heilſam eingewirkt, ſo war es ganz von ſelber gekommen, daß neben ſeiner beſtechenden äußeren Erſcheinung nun auch deſſen gleich ſchönes Innere in den Kreis ihrer Zuneigung mit einbezogen, und ſchließlich der ganze Menſch an ihm mit dem Nimbus eines Jünglingsideales in ihrer Vorſtellung umwoben ward.

Um ſo geringer hatte ſie von jeher von ſich ſelber gedacht. Ihre freudloſe Kindheit, in der ſie wegen ihrer ſchiefen Schulter früher ſtets auf die Seite geſchoben worden, war für ſie die herbe Erzieherin geweſen zu einer faſt krankhaften Beſcheidenheit, und der unideale Gedanke an ihr einſt ſo reiches Erbtheil hatte keine Stunde ſie beſchlichen, um ihr verkümmertes Selbſtbewußtſein etwas aufrichten zu helfen. Nur unter Armen und Betrübten wußte ſie, was ſie war, und was ſie vermochte. Bei allen Anderen, die frohen

Muthes in's Leben ſahen, kam ſie ſich als die Gedrückte und Gezeichnete vor, die zu gleich heiterem Lebensgenuß kein volles Recht beſaß.

Wenn ſie ſich trotzdem einer mädchenhaften Schwärmerei für Robert Steffens hingegeben, ſo war ſie immer ſchon glücklich, wenn er gleichmäßig freundlich gegen ſie war, und ſie an ſeinem geiſtigen Verkehr Antheil nehmen ließ. Die Hoffnung jedoch, jemals, wenn auch erſt in unabſehbarer Zeit, Robert's geliebte Frau zu werden, wäre ihr ſo kindiſch vermeſſen vorgekommen, als hätte ſie einen ihr beſonders lieben Stern für ſich vom Himmel zur Erde herunterholen wollen. Harmloſer hatte wohl ſelten ein Mädchen für einen heimlich Geliebten geſchwärmt. Dabei glaubte ſie feſt, daß nur ihre eigene Seele davon wüßte, und ihr geſchah ſo wohl im Beſitze dieſes zarten Geheimniſſes.

Auch der junge Steffens hatte ſich ihr gegenüber nicht anders verhalten. Wenn auch Lexi's heimliche Zuneigung ihm nicht verborgen bleiben konnte, ſo war doch jede gleichartige Schwärmerei für ſie bei ihm aus dem Spiele geblieben, und ſein Verſtand ein viel zu klarer, um jemals das Verhältniß zu vergeſſen, in dem er zum Bode'ſchen Hauſe geſtanden hatte. Ein blutarmer Univerſitätsſtudent, der durch die Güte des commerzienräthlichen Ehepaares von drückender Nahrungsſorge befreit worden, das war bisher ſeine Stellung geweſen. Und hatte er ſich auch zum Troſte ſagen dürfen: alle empfangenen finanziellen Wohlthaten durch geiſtige an Erwin wieder heimgezahlt zu haben, ſo hatte er ſich doch niemals bis zum begehrlichen Gedanken an Lexi's ſpäteren Beſitz verſtiegen.

So glänzende Hoffnungen auch ſeine Wiſſenſchaft, ſein maßloſer Ehrgeiz, ihm vorgeſpiegelt: er war ſich doch zu

klar darüber geweſen, daß er mindeſtens noch ein Jahrzehnt bis zur Profeſſur zu überwinden habe. Und zu genau hatte er den geldſtolzen Commerzienrath bisher kennen gelernt, um ſich jemals mit dem kecken Wagniß befreunden zu können, als bloßer Doktor und Privatdocent um die Hand der Tochter zu werben, und dann wohl nur mit Hohngelächter für immer aus demſelben Hauſe verwieſen zu werden, in dem er ſich bisher durch ſein taktvolles, gemeſſenes Benehmen den allſeitigen Reſpekt erzwungen hatte ....

Und jetzt, welch kaum faßbare Wandlung! — Vater und Sohn in gleichem Grabe, Lexi die einzige Erbin des ungeheuren Vermögens, und er ſelber der einzige, vertrauteſte Freund von Mutter und Tochter! — —

Was kann der Menſch für ſeine Gedanken verantwortlich gemacht werden? Sie beſchleichen ihn oft, wie der Dieb in der Nacht, und gleichviel, ob er ihnen willig Gehör leiht, oder er ſie unmuthig von ſich abweiſt: ſie laſſen ihn doch nicht los, und bleiben ſo lange haften, als es ihnen ſelber beliebt.

Das Zimmer, in das ſich Robert vorhin zurückgezogen, war daſſelbe, worin ſein Freund Erwin ihm einſt vor einem halben Jahrzehnt den erſten Einblick in den goldenen Glückshimmel ſeines Hauſes eröffnet hatte. Wie war ſein Herz ſchon damals davon ganz trunken geweſen! Und nun erſt heute? — Seine Nerven zitterten, und düſter flammten ſeine Augen. Lexi's Bild ſtand vor ſeinem geiſtigen Blick. Und wie ſie ihm auf einmal ſo ſelten ſchön erſchien! War's nur ihre heilige Trauer, die ihrem ganzen Weſen jetzt einen ſo verklärenden Reiz verlieh? Noch nie hatte ſich ihm ihre Seele auch in ſolcher leiblichen Schönheit offenbart. Und ward er jetzt nicht ſelber von einer Empfindung beſchlichen,

die ihm bisher fremd geblieben? War das mit einem Male wahrhaftige Liebe? War's nur Mitleid, das von der Liebe die Züge lieh? Oder, — welch häßlicher Gedanke! — war's am Ende gar nur der Abglanz des Goldes, der Lexi's ganze Geſtalt jetzt ſo verlockend umfloſſen hielt? —

Immer erhitzter ward ſeine Phantaſie. Als ob Geiſter um ihn wären, ſo unheimlich fühlte er ſich durchſchauert. Und jetzt geſchah ihm obendrein, als hörte er es innerlich zu ſich reden: Willſt Du auch jetzt noch Dich gegen mich ſträuben? Sieh mich doch an, und fürchte Dich nicht vor mir! — Ich bin ja das Glück, daß Dir wohlwill. Erfaſſe jetzt nur meine Hand! Und ſo viel Gold, als ich nur ganz wenigen Auserwählten zu vertheilen habe, leg' ich Dir kampf- und mühelos in den Schooß. Nur ein einziges erlöſendes Wort ſprich aus, und Dein iſt ein Mädchen, das Dich noch mehr liebt, als ſich ſelber. Kein grauſamer Vater verwehrt Dir mehr dieſe Tochter, und die Mutter hält ſchon jetzt für Euch ihre Hände zum Segen bereit. Sei nicht ſinnlos, ſei nicht undankbar! Drum gieb der Tochter, wie der Mutter, Dein Herz, Deine Liebe! — Sie dürſten danach! —

Und dennoch, als habe jetzt wirklich ein fremder, und nicht ſein eigener Geiſt, ſo verlockend zu ihm geredet, ſo hoch erregt ſprang er auf. Mit ungeſtümen Schritten verließ er dann das Zimmer, um draußen in der kalten Märzluft ſeinen glühenden Kopf wieder abkühlen zu laſſen.

Immer näher rückte jetzt der von Robert beſtimmte Tag der Abreiſe heran. Alle ſeine Geſpräche über Erwin's letzte Lebenstage, all ſeine tröſtenden Freundesworte, waren bereits erſchöpft, und von der nahen, wie fernen Zukunft wagte Niemand mehr zu reden. Was war das jetzt im ganzen Hauſe eine ſtumme Oede geworden! Sogar die ſonſt

ſo flüchtige Zeit ſchien nurmehr mit bleiernem Flügel ſich träge dahinzuſchleppen. Durch gemeinſames Muſiciren konnte ja keine einzige Stunde mehr ausgefüllt werden, und Jedes von den Dreien war immer froh, wenn die Einſamkeit der Nacht die vertraute Genoſſin all jener düſteren Gedanken war, die ſie während des Tages vor einander zu verbergen ſuchten. Und Stunde um Stunde nahm dieſe gegenſeitige Befangenheit immer noch zu. Robert ſpürte es ordentlich, wie Frau Bode in ihrer moraliſchen Hülfloſigkeit immer feſter ſich an ihn anklammerte, und mit immer ſcheueren Blicken ſah er ſich von Lexi gemieden. Stets heißer brannte der Boden ihm unter den Füßen. Wenn er doch ohne jeden Abſchied ganz ungemerkt von hier abreiſen könnte! Was ſollte er denn auch noch hier? Seine letzte Aufgabe war ja vollendet!

Die Commerzienräthin konnte trotz ihrer ſtarken Nerven dieſe Stimmung nicht länger ertragen. Schon die zwei letzten Nächte hatte ſie mit gramvollem Herzen halb durchwacht, heute Morgen jedoch die volle Klarheit ihres Verſtandes wieder errungen, und auch ihr Mutterherz war mit ſich in's Reine gekommen.

„Hab' ich nicht ſelber," ſo ſagte ſie ſich jetzt, „bei meinem hartherzigen Manne es durchgeſetzt, daß Robert bei uns aufgenommen wurde? Und hätte wohl unſer ſeliger Erwin als Student ſo brav gelebt, und wär' er als Soldat ſo tapfer geſtorben ohne dieſen Freund? Wenn ich ihn aber jetzt wieder fortziehen ließe in Noth und Entbehrung, würd' ich da nicht ganz herzlos an ihm handeln? Und wär' es für ihn nicht dann viel beſſer geweſen, wenn er gar nie zu uns gekommen und nicht an unſere Lebensbedürfniſſe gewöhnt worden wäre? Nein, als rechtſchaffene Frau muß ich das

nur halbfertige Werk nun auch an ihm durchführen! Und thu' ich's nicht auch um meines noch einzigen Kindes willen? O, Du meine arme Leri! Da quält ſich dies demüthige Geſchöpf mit der Einbildung ab, gar niemals heirathen zu wollen. Aber, Du lieber Gott, wozu hätt' ich denn Augen im Kopfe, wenn ich nicht ſchon längſt gemerkt hätte, wie ſie ſich vor lauter heimlicher Liebesqual förmlich verzehrt? Und das datirt ſchon von gar lange her, und ſo oft mein Erwin mit Robert in die Ferien heimgekommen, iſt es immer ſtärker geworden. Ach, und dann erſt während des Krieges! Wie hatte ſie doch immer heimlich jubilirt, wenn neben ihrem Bruder auch er uns nur tröſtliche Briefe geſchrieben! Und hätt' ich ſie denn darüber auszanken ſollen? Was hat denn dies arme Kind noch für beſondere Freuden bei uns zu Hauſe gehabt? — Freilich, wenn ihr Vater noch bei Lebzeiten dahintergekommen wäre, großer Gott, hätte das einen Höllenſpektakel gegeben! Na, damit hat's jetzt gute Weile. Aber er, der Robert? Ob er ſie nicht auch ein wenig lieb haben könnte? Wenigſtens hochachten muß er ſie gewiß, und das hält meiſtens viel länger aus, als die brennendſte Liebe. Ich ſelber weiß davon ein Lied zu ſingen. Nur dürfen die Zwei jetzt nicht ſogleich wieder auseinandergehen. Und nur dieſes will ich verhindern. — Geh' ich mich denn damit zur Kupplerin her? Gott behüte mich vor ſolcher Schande! Nur zu ihrem beiderſeitigen Glück möcht' ich den Zweien verhelfen. Denn ich glaube nun einmal felſenfeſt, daß nur er der richtige Mann für Leri ſei, der ſie bei all ihrem Vermögen auch um ihrer ſelbſt willen lieb haben könnte, und kein junger Mann auf der weiten Welt mit einem ſolchen Engel von Weib, und einem ſolchen Rieſenvermögen ein ſchöneres Leben führen könnte, als er. Ach, und ich ſelber, was wär' ich dann für

eine überglückliche Mutter, der es wahrhaftig gleichfalls zu gönnen wäre, nach all dem Unglück und Unfrieden meines bisherigen Lebens mich am friedlichen Glücke meines noch einzigen Kindes erfreuen zu dürfen."

Da sie jetzt so ihrer selber gedachte, rannen ein paar große Tropfen über ihre Wangen, die seit den letzten schweren Wochen beträchtlich magerer geworden, und nun suchte sie auch noch ihre letzten Skrupel zu beseitigen. „Um fremder Leut.. Geschwätz und Gespötte kümmere ich mich gar nicht. Sie sind ohnedem immer nur voll Neid, wenn's Einem gut geht, und voll Schadenfreude, wenn Einem ein Unglück passirt. Sie sollen mir Alle vom Halse bleiben. Unser Herrgott sieht mir in's Herz. Und daß ich mich schon mit solchen Gedanken abgebe, wo mein seliger Erwin erst eine Woche im Grabe liegt, das macht mir den allergeringsten Skrupel, denn ich weiß, daß gerade mein Sohn in seiner besseren Welt sich am Allermeisten freuen wird, wenn mir mein Vorhaben gelingt. Er selber hat mir ja auf seinem Sterbebett dazu die Vollmacht gegeben."

So war sie endlich mit sich in's Reine gekommen. Kein Schatten eines Zweifels trübte mehr die Klarheit ihres Willens.

Sie holte jetzt aus einem Eckschränkchen den letzten Brief Erwin's hervor, steckte ihn zu sich, und begab sich damit unverzüglich zu Robert, der, wie sie wußte, soeben in sein Zimmer zurückgekommen war. —

Er saß eben an seinem Schreibtisch, als er durch Frau Bode's Anklopfen überrascht in die Höhe fuhr, und da stand sie auch schon vor ihm.

„Ich bin's, lieber Robert, und ich störe doch nicht?"

„Bewahre Gott, wie wäre das möglich?“ erwiderte er, raſch aufgerichtet.

„Und haben Sie eine Viertelſtunde Zeit für mich?“

„So viel Sie nur wollen!“

Sie ſetzte ſich nun neben ihn, das Herz klopfte ihr ſtark, doch nun mußte es heraus, was ſo ſchwer drauf lag. Schon für morgen früh war ja ſeine Abreiſe feſtgeſetzt, drum galt es nun, dieſe Zeit noch auszunützen. Und mit zaghafter Stimme begann ſie:

„Sie wollen uns alſo wirklich ſchon morgen verlaſſen, lieber Robert?“

„Ich muß wohl, verehrte Frau Commerzienräthin, denn meine Zeit iſt hier abgelaufen, und meine letzte Aufgabe vollendet. Wenn ich aber auch noch viele Wochen bei Ihnen bliebe, könnt' ich Ihren Schmerz ja doch nicht völlig zur Ruhe bringen. Das kann nur die Zeit.“

„Und was haben Sie jetzt vor, daheim zu thun?“

„Zuerſt will ich in Berlin meine Doktorpromotion machen, und dann mich an der Königsberger Univerſität als Privatdocent habilitiren. Das Alles hatte ich Ihnen ja wohl ſchon brieflich mitgetheilt.“

„Jawohl, ich erinnere mich. Doch ſagen Sie mir auch, beſter Robert, und ganz offen und ehrlich, wie Sie's immer gegen uns waren, nichtwahr: bis Sie's zum Profeſſor gebracht haben, dazu brauchen Sie doch wohl noch viele Jahre? Und wird dieſe lange Zeit des Wartens für Sie wohl eine ſorgenfreie und angenehme ſein? Wenn aber nicht, wie ich mir nur zu gut vorſtellen kann, wird Ihnen Ihr künftiges Leben, nach dem früheren bei uns, nicht recht ſchwer zu ertragen ſein?“

„Das kann ich nicht in Abrede ſtellen. Ich muß es

eben erſt ertragen lernen, und es wird, es muß dann auch gehen. Vor wirklicher Noth bin ich im Hauſe meiner Mutter ja hinlänglich geſchützt; und wird mein künftiges Leben, wenigſtens, ſo lange ich Privatdocent bin, auch ſeine Sorgen mit ſich bringen, ſo will ich mich doch ſtets voll Dankbarkeit an der Erinnerung freuen, durch die grenzenloſe Güte Ihres Hauſes wenigſtens meine Univerſitätsjahre ſo ſchön und erfolgreich verlebt zu haben, um jetzt den Kampf mit dem Leben ehrenvoll beſtehen, und mir einſt eine gleich ehrenvolle Stellung in meiner Wiſſenſchaft erringen zu können."

Mit ruhigſter Miene hatte Frau Bode bisher zugehört, dann erwiderte ſie in ſeltſamer Wendung:

„Mein ſeliger Erwin, Ihr treueſter Freund auf der Welt, hat über Ihre Zukunft anders gedacht."

„Erwin? Wieſo?" fragte jetzt Robert in höchſtem Erſtaunen.

„Sie wiſſen doch," fuhr ſie fort, „daß er uns aus dem Spital noch ein einziges Mal geſchrieben hatte?"

„Gewiß, ich ſelber legte ihm die Briefmappe auf das Bett."

„Und Sie haben gar keine Ahnung davon, was in dieſem Briefe geſtanden hatte?"

„Wie ſollt' ich das? Niemals las ich auch nur einen einzigen von ſeiner Hand. Das war wohl ſelbſtverſtändlich."

Frau Bode hatte zwar ſchon von vornherein nicht daran gezweifelt, ſie zog jedoch mit womöglich noch größerer Entſchloſſenheit Erwin's Brief nun aus dem Kleid und ſagte:

„Nun leſen Sie erſt einmal dieſe Zeilen, doch, bitte, ja recht langſam und bedächtig! Dann will ich mit Ihnen darüber weiter reden."

Auf's Höchſte geſpannt hatte Robert den ihm darge-

reichten Brief zur Hand genommen. Beim Durchleſen der erſten Seite, deren Entzifferung auch ihm etwas Mühe koſtete, blieb ſein Geſicht noch ganz ruhig, da nichts ihm Unbekanntes darin enthalten war. Nur der Ausdruck der Genugthuung darüber, daß ſein Freund ſeiner damaligen Hülfe ſo dankbar gedachte, umſpielte ſeinen Mund. Als er das zweite Blatt las, war ſein Blick ſchon viel ernſter geworden, und der Satz: „Dann nehmet Robert bei Euch auf, als ob ich es ſelber wäre", ſtarrte ihn befremdend, faſt verwirrend an. Wortlos ließ er das Blatt auf das Knie niederſinken.

„Nun, mein lieber Robert," fragte jetzt die Commerzienräthin, durch ſeinen Blick, wie ſein Schweigen, gleich betroffen, „was ſagen Sie zu dieſem Brief? Iſt er nicht gleichſam ein Teſtament unſeres ſeligen Erwin, das ich, als deſſen Mutter, an Ihnen erfüllen muß, und auch von Herzen gern erfüllen will?"

„Doch, verehrte Frau Commerzienräthin," verſetzte Robert, mit großen Augen ſie anſchauend, „wie denken Sie ſich dieſe Erfüllung? Ich habe keine Ahnung davon."

„Nicht? Und Erwin hat es doch hier ſo deutlich geſchrieben. — Sie ſollen eben bei uns bleiben, als wären Sie er ſelber! Nur ſo kann er's ja gemeint haben."

„Bei Ihnen bleiben?" fragte Robert mit noch größerem Erſtaunen, „in welcher Eigenſchaft, in welcher Stellung?"

„Als unſer beſter, einziger Freund," fiel ſie energiſch ein, „als unſer Rathgeber, unſer Schützer, dem ich Alles, was wir beſitzen, anſtatt meines Sohnes, anvertrauen will: die oberſte Leitung der Spinnerei, und die Verwaltung unſeres ganzen Vermögens."

„Um des Himmels willen, was verlangen Sie von mir? —

Ich Ihr Fabrikdirektor werden? Ich bin ja kein Fabrikant, kein Kaufmann! Was verſteh' ich von allen dieſen Geſchäften?"

„Was Kaufmann und Fabrikant!" entgegnete ſie ſchlagfertig, „Sie ſind mehr als das, denn Sie ſind ein Genie, das Alles kann, was es nur will!"

Sie ließ ihm gar keine Zeit, von ſeiner Ueberraſchung zu ſich zu kommen, und mit voller Herzenswärme ſtürmte ſie jetzt auf ihn ein:

„Ach lieber, guter Robert, wenn Sie wüßten, wie verlaſſen und hülflos ich mich fühle, und wie ſo arm an Glück, trotz unſeres großen Vermögens, deſſen Sorgenlaſt mich zu Boden drückt! Und ich kann ihr ja nicht aus dem Wege gehen. Mit allen Faſern unſerer Herzen ſind wir an den hieſigen Ort feſtgebunden, und um keinen Preis dürfen wir das Schickſal unſrer Arbeiter im Stiche laſſen. Wer aber wird dieſes große Geſchäft mir fortführen helfen? Welchem fremden Direktor kann ich mich blindlings anvertrauen? Und wenn ich mir auch hundert für einen verſchaffen kann, wie ſoll ich als unerfahrene Frau ſeine Geſchäftsführung überwachen? — Nein, wir brauchen einen Mann, auf deſſen Charakter wir uns, wie auf uns ſelber, verlaſſen können. Und unſer Herz braucht noch viel mehr, es braucht einen Freund, der Freud' und Leid mit uns theilt! Und welch anderer Mann könnte das ſein, als nur Sie, lieber Robert, der ſich uns in allen Lagen des Lebens immer als gleich rein und edel bewährt und unſern ſeligen Erwin nur auf gute Wege geführt hat, bis zu ſeinem ritterlichen Sterben? Dann bedenken Sie doch auch: ſo viele Jahre bin ich Ihnen eine zweite Mutter geweſen! Nun werden und bleiben Sie mir ein zweiter Sohn, und helfen Sie mir den letzten Willen meines Todten erfüllen! Ja, bleiben Sie bei uns, jetzt und für immer!"

Wie zerſchlagen hatte Robert dieſem Ausbruch ihres naturwüchſigen Temperamentes zugehört. Sein Kopf war von ihrem Antrag noch zu verwirrt. Er mußte ſich erſt Alles zurechtlegen und ſagte: „O verzeihen Sie mir, wenn ich nicht ſogleich Ihnen erwidern kann! Ihr Antrag kommt mir ſo völlig unerwartet, und iſt ſo ganz beſonderer Art —"

„Jawohl, das iſt er auch," unterbrach ſie ihn, „aber unſere Verhältniſſe ſind ganz ebenſo, und tragen Sie Bedenken, ſich für immer bei uns zu binden, nun, dann verſuchen Sie's vor der Hand auf ein einziges Jahr! Iſt es Ihnen dann unmöglich, für all Ihr Lebtag bei uns auszuhalten, dann, bei unſerem Herrgott verſprech' ich es Ihnen, dann werd' ich Sie keinen Tag länger bei uns zurückzuhalten verſuchen. Und auch für dies einzige Jahr werd' ich Ihnen ſchon herzlich dankbar ſein, denn dann haben Sie mir über die allerſchwerſte Zeit herübergeholfen, und wir Beide können dann um ſo ruhiger unſere eigenen Lebenswege weitergehen. O, ſagen Sie ſelber, lieber Robert, kann ich als rechtſchaffene Frau noch ehrlicher mit Ihnen reden? Und was Sie mir jetzt auch für eine Antwort geben: in Gottes Namen, ich nehme ſie hin, als unſer Schickſal."

„Ja, Schickſal! Das iſt das richtige Wort!" rief Robert mit geiſterhaft blickenden Augen, „und daſſelbe Schickſal, das mich einſt in Ihr Haus geführt, das ſoll mich nun auch darin feſthalten! Ob vorerſt nur für ein Jahr, ob für immer? Laſſen wir dieſe Frage noch offen! Erſt muß ich in dieſer Probezeit mich prüfen, ob ich meiner Stellung auch vollauf gewachſen bin, und hab' ich dies Bewußtſein errungen, nun — meine Hand darauf — wie Sie als eine andere gute Mutter für mein Glück jetzt beſorgt ſind, ſo will ich als ein andrer, treuer Sohn bei Ihnen mein Amt

verwalten und Ihr Freund bleiben in allen Lagen des Lebens! Möge denn das Schickſal zu unſer Aller Heil es ſo fügen!"

„Ja, mög' es uns gnädig ſein!" rief ſie ergriffen, und legte ihre Hand in die ſeinige.

Gleich einer wirklichen Mutter umarmte ſie hierauf den künftigen Stellvertreter ihres Sohnes, und überließ ihn dann, eilig hinaustretend, ſeinen hocherregten Gedanken....

Unterdeſſen ſaß Lexi völlig ahnungslos in ihrem Mädchenzimmer. Sie hielt den Kopf über ein Buch geſenkt, aber ſie las nur im Buch ihres Herzens.

„Iſt es nicht ein tragiſcher Hohn auf all mein Vermögen?" ſann ſie vor ſich hin. „Aufgehäufte Geldſummen liegen vor mir da. Und wie freudig möcht' ich mit unſichtbarer Hand ihm einen Theil davon in den Schooß legen, um ihn vor jeder künftigen Lebensſorge zu bewahren! Nicht einmal den leiſeſten Dank wollt' ich von ihm begehren."

Da, mitten in ihrem Sinnen, ſtürzte die Mutter herein mit dem jubelnden Zuruf: „Ich bringe Dir eine hocherfreuliche Nachricht, gutes Kind!"

„Welche, liebe Mutter?" fragte Lexi, erſchrocken aufblickend.

„So höre nur!" erwiderte ſie haſtig, ſetzte ſich neben ſie hin, und erzählte ihr nun, freilich hie und da etwas für ſie zurecht gemacht, ihre ganze Unterredung mit Robert, ſowie deſſen Entſchluß.

Ohne ein Wort der Unterbrechung, athemlos und mit immer ſtärkerem Herzklopfen, hatte Lexi ihr zugehört.

„Ja, er bleibt bei uns, mindeſtens noch ein ganzes Jahr, und hoffentlich für immer!" frohlockte Frau Bode

auf's Neue, „und Du, liebes Kind, Du freuſt Dich doch auch darüber?“

„Und er will wirklich nur aus eigenem, freiem Entſchluſſe bei uns bleiben?“ fragte Lexi, zur Mutter aufblickend, „und haſt Du ihn auch nicht zu arg dazu gedrängt?

„Aber Lexi, ein Mann, wie Robert, läßt ſich doch nicht von mir drängen, wenn er nicht ſelber will!“

„Und er wird ſich wirklich bei uns glücklich fühlen? Iſt das nicht ein Sturz wie vom Himmel zur Erde? Er, der ſo begeiſtert an ſeiner Wiſſenſchaft hängt, ſoll ein Fabrikdirektor werden? Mutter, glaubſt Du wirklich, daß er glücklich bei uns bleiben kann?“

„Ach, Wiſſenſchaft! Kann er dieſe nicht auch hier noch weiter betreiben, wenn er nur einmal den ſchweren Anfang überwunden hat? Und bedenke doch auch: ohne jede Sorge um's tägliche Brot kann er dann bei uns weiter ſtudiren. Iſt das nicht auch ein Himmel für ihn? Oder wär' es Dir vielleicht lieber, wenn er, fern von uns, ſich noch ungezählte Jahre mit Noth und Entbehrung herumſchlagen müßte?“

„O, nein, nein, um Alles nicht! Frei ſoll er ſein von jedem niedrigen Druck! Das war ja mein einziger Kummer, daß ich mir ſeine Zukunft nur mit gemeiner Sorge verbunden vorſtellen konnte.“

„So freue Dich nun aber auch, mein gutes Kind!“ drängte die Mutter auf's Neue.

„Ach freuen, Mutter?“ erwiderte Lexi wehmüthig, „darf ich mich denn ſchon über irgend Etwas freuen in unſerer noch ſo tiefen Trauerzeit?“

„Wenn unſer ſeliger Erwin ſich mit uns freuen wird, und ich weiß das gewiß, dann darfſt auch Du es!“

„In Gottes Namen!“ erwiderte ſie, ſich mühſam er-

hebend, „ſo will ich mich freuen, aber auch weinen laß mich dabei, weinen aus innerſter Seele! Ich ſelber könnte Dir's nicht ſagen, warum? — Ich weiß nur, daß ich es muß." —

Unter ſtürzenden Thränen ſank ſie dann an den Hals der erſchütterten Mutter. Thränen glückſeliger Liebe waren es, Thränen zugleich einer unheimlichen Angſt um Alles, was zwiſchen ihr und Robert ſich noch ereignen würde. —

Viertes Kapitel.

Im Königsberger Johanneum war während dieſer großen Zeit der kleine Webſtuhl der Arbeit ſtill geregelt weiter gegangen. Der einzige Unterſchied beſtand darin, daß für Rudolph, der noch immer draußen im Feldlazareth weilte, ein andrer dürftiger Univerſitätsſtudent die Stelle des Präfekten verſah, und auf den Wunſch des Direktors ſogar bei der Räthin Steffens Wohnung und Koſt erhielt, bis ihn ſein Vorgänger wieder ablöſen würde.

Die Pflegemutter ſelber hatte während dieſer allgemeinen, tiefgehenden Beängſtigung, die in ungezählten Familien die frühere Sorgloſigkeit verſcheucht, ihre gleichmäßige Seelenruhe bewahrt, und war doch zugleich gegen jeden Schickſalsſchlag ausgerüſtet, der möglicherweiſe auch ihr eigenes Mutterherz treffen konnte.

Die jeweilige Pflicht des Augenblicks getreu zu erfüllen, Alles andere jedoch, was nicht mehr in die Hand des Menſchen gelegt iſt, voll gläubiger Zuverſicht einer höheren Macht anheimzuſtellen, und ſich im Großen wie im Kleinen, demüthig damit abzufinden: dieſer religiöſen Lebensweisheit war ſie all ihr Lebtag treu geblieben.

Als ſie nun vor einigen Wochen die erſte Nachricht empfangen von der ſchweren Verwundung Erwin's, und der nur leichten ihres eigenen Sohnes, da war ihr freudiger Dank für Robert's Errettung durch den gleichzeitigen Schmerz um deſſen Freund und ſeine Eltern ſo tief herabgeſtimmt worden, daß ſie zum ſtillen Genuß ihrer eigenen Freude gar nicht recht kommen konnte. Die bald darauf folgende zwiefache Todeskunde von Sohn und Vater Bode betäubte ſie ſchließlich wie ein Donnerſchlag, und, außer in jenem Trauerhauſe ſelber, waren wohl nirgends ſo viel heiße Thränen, wie von der Räthin und Klärchen, darüber vergoſſen worden.

„Großer Gott," ſagte die Mutter zu ihrer Tochter, die gleichfalls ganz zerſchlagen bei ihr ſaß, „was iſt doch alles äußere, ſcheinbar noch ſo feſt und ſicher aufgebaute Menſchenglück? Nichts, als ein Haufen Sand, den ein Windſtoß des Schickſals, oft über Nacht wieder auseinander weht! — O, dieſe arme, arme Frau Bode!"

„Und die gute Lexi!" ergänzte Klärchen. „Wenn ich jetzt nur bei ihr ſein und ſie tröſten könnte!"

„Ich danke nur Gott darum," fuhr die Mutter fort, „daß Robert wenigſtens Alles gethan hat, um Erwin zu retten, drum ſegne ich ordentlich ſeine Wunde."

„Und nun kommt er ja bald zu uns heim, und wir dürfen ihn viele Jahre lang bei uns behalten," ſagte deſſen Schweſter, und ſtill beglückt lächelte ſie durch die Thränen, mit denen das Mitleid ihr Auge noch verſchleiert hielt. Etwas verzagt fügte ſie dann hinzu: „Glaubſt Du aber nicht, gute Mutter, daß es ihm recht ſchwer werden wird, ſich in unſer ſo viel einfacheres Leben zu finden?"

„Ich mache mir keine Sorgen darüber," erwiderte dieſe ſehr ruhig. „Die lange Kriegszeit hat ihn längſt an ganz

andere Entbehrungen gewöhnt, und auch um wie viel älter und beſonnener iſt er unterdeſſen geworden! Ich will ihm auch gar nicht zumuthen, daß er mit unſeren Jungen an einem Tiſche ſitzen ſoll, ſondern werde ihm auf ſeinem Zimmer ſein Mittag- und Abendbrod auftragen laſſen; die Abendſtunden kann er dann verleben, wo er will. So wird Alles ganz gut gehen, und er wird ſich bei uns ſchon bald eingewöhnen. Drum fürchte auch Du Nichts, liebes Kind, ſondern von ganzer Seele freue Dich auf Robert, wie auch ich. Ach, ſchon übermorgen wird er ja bei uns ſein, eine Freude, ſo groß, daß ich ſie noch gar nicht faſſen kann."

„Mir geht es gerade ſo, Mutter!" ſtimmte Klärchen bei, „aber auch ich will ihm ja alles mögliche Liebe thun, um es ihm recht behaglich bei uns zu machen. Und er gehört ja von Gott- und Rechtswegen doch nur zu uns, und nicht zu den Bode's."

Nach kurzem Beſinnen fuhr ſie dann fort: „Auch, wie ich ihm ſein Studirzimmer hergerichtet habe, wird ihm gewiß gefallen. Nun fehlen nur noch die Kränze für das ‚Willkommen!' an der Thür, und für ſeinen Schreibtiſch die Blumen. Wäre Rudi ſchon hier, hätte er gewiß auch ein recht ſchönen poetiſchen Gruß für ihn verfaßt. Wie ſchade, daß ich es ſelber nicht zuwege bringe."

„Nun, Du gutes Kind," bemerkte lächelnd die Mutter, „es giebt auch ungeſchriebene Lieder, und dieſe ſollen ihm eben aus unſeren Herzen ſogleich bei ſeiner Ankunft entgegenklingen."

Kaum hatte die Räthin dieſen letzten Satz ausgeſprochen, als der eingetretene Briefbote ihr ein Schreiben überreichte.

„Von Robert!" ſagte ſie höchſt überraſcht, „und welch

ein großer, ſchwerer Brief! Was hat er nur noch ſo viel zu ſchreiben, wo er doch ſchon morgen ſelber kommt?"

Nicht raſch genug konnte die Mutter den Brief eröffnen; zu deſſen Durchleſen jedoch brauchte ſie etwas Geduld, denn er beſtand aus vier eng beſchriebenen Blättern. Während ſie las, hing Klärchen's Auge an dem ihrigen, und ſie getraute ſich doch nicht, ſie mit einer Frage zu ſtören. Wie jetzt aber der Blick der Mutter immer ernſter und zuletzt gar noch ſchmerzlich geworden, da konnte ſie nicht länger mehr an ſich halten und fragte: „Iſt es denn eine gar ſo ſchlimme Nachricht, Mutter?"

„Ach, Klärchen," brach dieſe nun wehmüthig aus, „Robert kommt nur, um uns wieder zu verlaſſen! Da lies nur Alles ſelber! Du biſt alt genug, um es wiſſen zu dürfen."

Damit reichte ſie die Briefblätter der Tochter herüber, und während dieſe las, legte ſie wie zum ſtillen Gebet die Hände zuſammen, und ſann traurig vor ſich hin.

„Nun, Kind, was ſagſt Du dazu?" fragte ſie jetzt Klärchen, die ſoeben kopfſchüttelnd mit dem Leſen zu Ende gekommen war.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich mich für Robert mehr freuen oder für uns mehr betrüben ſoll, nur denke ich mir zum Troſt: es hat eben Alles ſo kommen ſollen. Und auch Robert redet in ſeinem Brief ja mehrere Male von ſeinem Schickſal."

„Jawohl, ſein Schickſal!" ſtimmte die Mutter kopfnickend bei, „denn daß nicht er ſelber dieſe Wendung hervorgerufen, ſondern Frau Bode ihn dazu gedrängt, das hätt' ich auch ohne ſeine Betheuerung gewußt; um ſich Jemanden aufzudrängen, dafür iſt er ein viel zu ehrenhafter, ſtolzer Charakter. Gewiß hat ihn auch dieſer Entſchluß Kampf

und Ueberwindung genug gekoſtet, und daß er dieſen Brief gleichſam als vorbereitenden Boten vorausgeſchickt, beweiſt es mir deutlich genug. Drum, nichtwahr, Klärchen, machen wir ihm das Herz nicht noch ſchwerer, als es ſchon ſein wird, und ſeine Heimkehr zu uns, wenn auch noch ſo flüchtig, ſoll ihm bei uns lieb und behaglich ſein!"

Dieſe wunderbare Seelenruhe der Mutter hatte ſich auch der Tochter mitgetheilt. Nachdenklich ſchritt ſie in's Nebenzimmer, denn es war Zeit zum Klavierunterricht, den ſie heute ſo wenig aufmerkſam ertheilte, wie noch nie in ihrem Leben. Sie hatte ſich ja ſo herzlich auf den Bruder gefreut.

Die Räthin blieb noch ſitzen, und vertiefte ſich wieder bald in dieſe, bald in jene Briefſtelle.

„Wie ſeltſam!" dachte ſie jetzt, da ſie die Blätter wieder auf das vor ihr ſtehende Nähtiſchchen legte, „Alles bis auf die kleinſte Einzelheit, bis auf jedes geſprochene Wort, iſt hier niedergeſchrieben. Nur nach einem einzigen Namen ſuch' ich umſonſt, und der wäre doch, wie mir ſcheint, die Hauptſache geweſen. Aber ich ahne ſchon, warum er ungenannt blieb. Robert hat ſich ihn nur aufgeſpart, um ihn mündlich vor mir auszuſprechen. Unterläßt er es aber auch hier, nun, ſo werde ich ſelber ihn nicht dazu anregen. Es giebt eben im Leben Verhältniſſe von ſo zarter Natur, daß man ſie nicht verfrüht anrühren darf, wenn ſie nicht Schaden leiden ſollen. Und ſo denn in Gottes Namen laſſ' ich Alles kommen, wie es kommt. Was ſollten auch bloße Worte dagegen ausrichten? Und zuletzt, was hab' ich für ein Recht zum Eingreifen? — Schickſal, Schickſal! — Ich muß es ſich an uns vollziehen laſſen!" . . . .

* * *

Nun war Robert ſchon heimgekommen, ſeine Willkommenküſſe mit Mutter und Schweſter hatte er ausgetauſcht, und helle Freude erwärmte die drei Herzen. Alle Geſchehniſſe der letzten Kriegswochen wurden hierauf im trauten Gegenüber durchgeſprochen, nur über das Schlußereigniß im Bode'ſchen Hauſe bewahrte er ein peinliches Schweigen. Mit der Mutter allein wollte er zuerſt darüber reden.

Jetzt, da es ſchon etwas dämmerig geworden, ſaß er bei ihr, neben ihrem gewohnten Arbeitsplatz, und mit beklommenem Herzen begann er: „Mein Brief, liebe Mutter, hat Dir bereits Alles geſagt, und ſo umſtändlich meinen Entſchluß begründet, daß ich Nichts mehr hinzuzuſetzen habe. Kann aber auch von einer Sinnesänderung meinerſeits nicht mehr die Rede ſein, ſo verlangt mich doch gar ſehr, auch Deine Meinung zu erfahren. Und ſo bitt' ich Dich, gute Mutter, ſag' mir jetzt offen und ehrlich: was hältſt Du von meinem Entſchluß und von meiner neugeſchaffenen Lebenslage?"

„Soll ich gar Nichts in meinem Herzen zurückbehalten?" fragte ſie zuvor.

„Nein! Alles, Alles, ſollſt Du mir ſagen! Denn ich weiß es ſchon im Voraus: von Allem, was Du mir ſagen wirſt, kann mich unmöglich ein Wort verletzen, und von Dir, liebe Mutter, kann ich Alles ertragen."

„Nun denn, mein lieber Robert," begann ſie jetzt mit dem Vollton ihrer milden Liebe, „ſo ſag' ich Dir: ich hatte mir Deine Zukunft anders gedacht. In meinem Geiſte ſah ich Dich und Deinen Bruder nur dem Wohle der Menſchheit dienen, Dich als wiſſensreichen, hochberedten Lehrer auf dem Katheder, Rudi als menſchenfreundlichen, vertrauenswürdigen Arzt. Nur in dieſem auserleſen hohen Berufe

glaubte ich Dein gleich hohes ehrgeiziges Streben befriedigt, und in manch ſtiller Stunde träumte ich ſchon von meinem mütterlichen Stolz, wenn ich einſt Deinen berühmten Profeſſorennamen würde nennen hören. Nun muß ich leidergottes darauf verzichten, und kann nur aus ganzer Seele wünſchen, daß Dir Deine jetzige neue Laufbahn eine gleich tiefe, gleich dauernde Befriedigung gewähren möge. Fürchte drum nicht, daß ich Deinen ſo wohl überlegten Entſchluß wieder abzuändern oder auch nur ſchwankend zu machen verſuchen wollte! Nein, lieber Robert, in Deinem Alter und mit Deiner Bildung iſt der Sohn dem Rath und Willen der Mutter entwachſen, und er hat nur ſeiner eigenen Einſicht zu folgen. Außerdem biſt Du der Frau Bode, deren bisheriger Liebe Du ſo unſäglich viel Dank ſchuldig geworden, auch ſchon durch Dein Manneswort verpflichtet, und Gott behüte mich vor der Vermeſſenheit, daß ich daran rütteln möchte! Mir bleibt alſo Nichts mehr übrig, als mein Segen und mein Gebet, daß dieſe ganz unerwartete Wendung Deines Lebens von einem für Dich wahrhaft gütigen Schickſal herbeigeführt worden ſei, und es niemals als ein trügeriſches ſich an Dir erweiſen möge."

Zur Bekräftigung dieſer Worte ſtreckte ſie die Hand ihm hin, und drückte die ſeinige mit wärmſter Innigkeit. So ſtark ſie aber auch bleiben wollte, ein paar ſchwere Thränen konnte ſie ihren Augen doch nicht verwehren.

„Ich danke Dir, gute Mutter," erwiderte er mit bewegter Stimme, dann ſah er wieder ſchweigend vor ſich hin. Ihn rührte dieſe ruhige, kluge Rede, und im Stillen dankte er ihr auch für die zarte Rückſicht, daß Lexi's Namen von ihr verſchwiegen blieb. Was ſie ihm aber, wenn auch in noch ſo ſchlichter, ſchonender Weiſe von ſeinem Profeſſoren-

berufe gesagt, das hatte sich doch viel schmerzlicher in sein Herz eingegraben, als es wohl ihre Absicht gewesen. Ein neues Zagen befiel ihn, und der schon überwunden geglaubte Seelenkampf war auf's Neue in ihm aufgewacht. — Doch hinweg damit! — Wozu jetzt alle nachträglichen Skrupel? — Die Entscheidung war ja schon gefallen, und er mit seinem Manneswort dafür haftbar. —

Noch am letzten Tage bei Frau Bode hatte Robert seine Wiederkehr auf mindestens sechs Wochen hinausgeschoben, weil es ihm trotz seiner neuen künftigen Stellung unbedingt nothwendig erschien, erst in Berlin als Doktor der Philosophie seine akademischen Studien formell abzuschließen. Schon dieser Titel, den er dann ausschließlich führen wollte, sollte Jedermann auch ohne nähere Kenntniß seiner Person bezeugen, daß er nicht aus dem Kaufmannsstande langsam emporgestiegen, sondern aus der viel höheren Sphäre wissenschaftlicher Bildung hervorgegangen sei.

Durch das Vorhaben von Robert's Doktorpromotion mußte denn auch der Besuch im Johanneum beträchtlich abgekürzt werden. Diese Woche war jedoch von Liebe und Familienfrieden so übervoll getränkt, daß ganze Jahre von Robert's früherem Leben im Elternhause an gleich freudigen, völlig mißklangfreien Eindrücken nicht so reich gewesen waren. Die herzlichsten Segenswünsche von Mutter und Schwester begleiteten ihn dann auf seiner Fahrt nach der nunmehrigen Hauptstadt des neuen deutschen Reichs. —

Die schon vor Ausbruch des Krieges in Berlin ausgearbeitete Dissertationsschrift war dort bald vollendet, auch jede andere Vorbedingung schon erfüllt, und der feierliche Tag jetzt herangekommen, an dem Robert im öffentlichen

Disputatorium den philoſophiſchen Doktorhut ſich erringen ſollte.

Es war ein ſchwerer Gang für ihn, als er heute Morgen zur Univerſitäts-Aula hinaufſtieg. Nicht deshalb, weil er ſich vor dem wiſſenſchaftlichen Wettkampf gefürchtet hätte. Nein, er war voll ausgerüſtet, um es auch mit dem gelehrteſten Fachprofeſſor aufzunehmen, und ſeine Zunge war von jeher ein ſchneidiges Schwert. Aber mit dem erkämpften Doktorhut leiſtete er heute zugleich Verzicht auf den künftigen Prieſterdienſt in der Profeſſorenrobe, um ihn mit dem geiſtig viel niedrigeren Amt eines Fabrikdirektors zu vertauſchen. Und tief verſtimmt dachte er ſich: wozu drum noch alle dieſe feierlichen Förmlichkeiten, all dieſer Aufwand von Wiſſen und Beredſamkeit? Nur um eines leeren Titels willen, der dann doch nicht recht zu ſeiner Beſchäftigung paßte? —

Und da ſtand er auch ſchon auf dem Promotions-Katheder, der ſchöne, ſtolze, ritterliche Doktorand. In ſeinem, von der Verwundung her noch immer bleichen Geſicht wechſelten männliches Selbſtbewußtſein und wehmüthige Reſignation mit einander ab. Dennoch aber ließ er jetzt die Klinge ſeiner ſcharfſinnigen Beredſamkeit mit ſolcher Wucht und Eleganz über all die gelehrten Häupter ſeiner Gegner hinſauſen, daß ſie ihm ſchließlich den mit „summa cum laude“ bekränzten Doktorhut überreichten. Ein wahrer Lobhymnus ergoß ſich über ihn, und durch mächtiges Händeſchütteln bekräftigte jeder einzelne Profeſſor ſeinen ganz beſonders herzlichen Glückwunſch.

Und doch, welche heimliche tragiſche Weiſe ſchlich ſich in dieſen lautklingenden Dithyrambus!

Als der neue Doktor der Philoſophie wieder die breiten Treppen hinunterſchritt, da hätte er weinen mögen, wie ein

Kind, er, dem nur ganz ſelten das Auge feucht geworden war. Noch einmal flammte vor ſeinem Geiſte der volle Sonnenglanz auf, von dem er einſt ſein akad[illegible]iſches Wirken beleuchtet ſah. Jetzt war er für immer [illegible]oſchen, der geträumte Ruhm ſeines Profeſſorennamens verklungen, und leiſe durchzitterte die Luft um ihn der eine demüthige Name: „Lexi".

Bald darauf lag er todmüde von allen dieſen Aufregungen und Gedankenqualen auf dem Sopha ſeines Hôtelzimmers. Sein früheres Leben im Elternhauſe zog an ſeiner Erinnerung vorüber, von der erſten Kindheit bis zum Todtenbette des Vaters, dem dunklen Markſteine ſeines Lebens, und der düſtere Hexenmoor ſtieg geſpenſtiſch vor ihm auf.

Endlich war er darüber eingeſchlafen. Es währte nicht lange, da ſtöhnte er dumpfen Tones vor ſich hin. Welches Traumgebild quälte ihn wohl ſo arg? — Er keuchte, tief niedergedrückt und nach Athem ringend, mitten durch jenes nächtige Gehölz. Das Klineckegeſpenſt ſaß rittlings auf ſeinem Rücken und jetzt, am Saume des Hexenmoors, jetzt ſprang es von ihm ab mit höhniſchem Lachen und, alle Nerven durchzitternd, klirrte die eiſerne Geldkiſte ihm an's Ohr! — War das ein häßliches Träumen — und gerade zu dieſer Stunde! . . .

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Das Hofgut Stavenau zählte zu den größten bürgerlichen Beſitzungen der Provinz. Deſſen nun fünfundſechzigjähriger Gutsherr, Hans Peter Duwe, ſtand als muſtergiltiger Wirthſchafter weit und breit in größtem Anſehen, und ſchon ſeit Jahrzehnten hatte der Wetterhahn auf dem maſſiven, hochgiebligen Herrenhauſe den politiſchen Windfahnen der Umgegend die jeweilige Richtung angegeben.

Schon in ſeiner hünengroßen, breitſchulterigen Geſtalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe ſchien dieſer Mann zur geiſtigen Herrſchaft über Andere geſchaffen, und ſein urwüchſiger, gutmüthiger Humor ließ den moraliſchen Zwang, der von ihm ausging, Jedermann weniger läſtig erſcheinen. Dabei verlieh ihm ſein ungewöhnliches Bildungsmaß noch ein beſonderes Uebergewicht über ſeine bürgerlichen Standesgenoſſen. Er hatte vormals das Königsberger Gymnaſium abſolvirt und ſich dann in all den langen Wintern weiter fortgebildet, zumal mit Hülfe ſeiner, von Jahr zu Jahr vergrößerten Bibliothek, die in manchem Edelſitz nicht an-

zutreffen war. Im Redenhalten und Ausbringen von Trinksprüchen that es ihm denn auch Keiner leicht zuvor, und ebenso wenig hatte es ihm einst in der Kinderstube besonderes Kopfzerbrechen gemacht, dann und wann ein selbsterfundenes Märchen zum Besten zu geben, wenn die gedruckten nicht mehr ausreichen wollten. Herr Duwe hatte indessen auch gleich gut die Philosophie verstanden, sich als praktischer Mann mit dem Schicksal stets gütlich abzufinden. Schon drei Frauen, von denen Jede ihn mit Nachkommenschaft beschenkt, hatte er in's Grab nachgesehen, und bei seiner jedesmaligen Werbung der gleich prosaischen Ansicht gehuldigt, daß eine große Mitgift der Braut dem späteren Ehestandsglück nicht nur keinen Abbruch thun, sondern diesem zu noch viel kräftigerem Gedeihen verhelfen würde. Und erst, als der Tod seine Rechnung zum dritten Male durchkreuzt, und seine letzte Frau ein Zwillingspaar nur wenige Wochen überlebte, hatte er in einer gewissen heiligen Scheu jeden ferneren Heirathsgedanken aufgegeben, und seine gleichfalls verwittwete Schwester, Frau Dorothea Petersen, zu sich in's Haus genommen. Eines bleibenden finanziellen Vortheils aus seiner früheren unidealen Lebensanschauung erfreute sich jedoch Herr Duwe auch heute noch mit größter Befriedigung. War ihm dadurch doch möglich geworden, seinem ältesten Sohne Fritz ohne jede Benachtheiligung seiner, durch die Mütter schon vermöglichen, Stiefgeschwister das Familiengut Stavenau einst um so leichter vererben zu können.

Eben dieser sein Erstgeborener war nun vor acht Tagen als Reservelieutenant eines Kürassierregiments vom Feldzuge mit heiler Haut heimgekommen, das verjüngte Ebenbild des väterlichen Originals. Schon vor dem Kriege hatte er ein Jahr

lang in der Wirthſchaftsführung, wie ein Adjutant dem kommandirenden General, dem Vater zur Seite geſtanden, und mit ſeinem treuherzigen Gemüth das Leben der ganzen Familie erwärmt. Zwar lebten im Hauſe noch zwei Töchter, von denen die ältere, Johanna, den ſtillen weiblichen Ernſt, Doris, die jüngere, dagegen den mädchenhaften Muthwillen vertrat, und auch die Zwillinge vom Johanneum kehrten als luſtige Gäſte oft hier ein. Und dennoch ſchien Stavenau während der Kriegszeit wie ausgeſtorben, und in ſteter Angſt um ſeinen Kronprinzen hatte Vater Duwe den alten Humor völlig verloren. Als er dann endlich vor einer Woche ſeinen Prachtjungen geſund und friſch wieder an die Bruſt drücken durfte, da war er zum jubelnden Kinde geworden, das eben zu der Chriſtbeſcheerung an den lichtbeſtrahlten Tannenbaum hereingerufen ward. —

Doch was er nach der Heimkehr ſeines Sohnes jetzt nur Beſonderes vorhatte? Schon drei Mal in dieſen acht Tagen war er ganz allein nach Königsberg gefahren. Niemand konnte ſich denken, warum? und auf jede Frage gab er einen ſchnurrigen Witz zum Beſcheid, aus dem wenigſtens Alle ſoweit klug werden konnten, daß es ſich nur um ein freudiges Geheimniß handelte. Bei ſeinem letzten Wegfahren war Doris vor Ungeduld ganz zapplig geworden, und ſie ſtreichelte ſeine Wangen, um ihm ſein Geheimniß abzuſchmeicheln. Es half ihr aber Alles nichts, und ſeine Antwort lautete: „Warte nur, Du neugierige Hexe! Am Oſterſonntag, beim Nachtiſch, wird Alles offenbar werden.“

Auch dieſe Feſtzeit war jetzt herangekommen, und die ganze Familie Duwe vom Gottesdienſte der ziemlich weit entfernten Dorfkirche in zwei Wagen ſchon heim gefahren. In einem dritten ſaßen außerdem drei hier gar wohlgelittene

Königsberger Gäſte: Frau Rath Steffens, Rudolph und Klärchen. Der frühere Feldſpital-Arzt und Präſekt des Johanneums war erſt dieſer Tage ſehr nervenkrank aus Frankreich zurückgekehrt, und deshalb hatte der ihm gar wohl gewogene Gutsherr ihn zu ſich eingeladen, um in Gemeinſchaft mit Mutter und Schweſter in der hieſigen Landluft ſich um ſo raſcher erholen zu können. War es ihm doch ein wahres Bedürfniß, in ſeiner dankbaren Stimmung gegen den Himmel auch dieſe guten Menſchen, die er längſt in's Herz geſchloſſen, an den diesmaligen, für ihn ſo ganz beſonders freudigen Oſterfeſttagen gleich frohen Antheil nehmen zu laſſen.

Schon anderthalb Stunden lang ſaßen Alle zuſammen am großen Familientiſch, auf dem heute, was gut und theuer geweſen, aufgetragen worden. Die Räthin nahm dem Gutsherrn zur Rechten den Ehrenplatz ein, zunächſt dem Vaterherzen ſaß Fritz in Uniform; an derſelben Tiſchſeite hatten noch Rudolph und Johanna Platz genommen, auf der entgegengeſetzten, dem Hausherrn gegenüber, ſaß deſſen Schweſter, im Hauſe nur „Mutter Dorth" genannt; die übrigen Plätze waren von Doris, neben ihrem Bruder Paul, und, neben Ernſt von Klärchen beſetzt, zu der nun Fritz Duwe ganz bequem, und ohne vom Vater bemerkt zu werden, hinüberſehen konnte.

Die letzten Schüſſeln waren ſoeben abgetragen worden, und auf Herrn Duwe's Geheiß öffnete man die Fenſter des nach zwei Seiten freiſtehenden Ha[illegible] am friſche Luft hereinzulaſſen. Es war draußen ein [illegible]gewöhnlich warmer Frühlingstag, und man konnte die Lerchenlieder deutlich bis herein hören. Unwillkürlich verſtummte darüber das bis dahin äußerſt lebhaft geweſene Geſpräch, und eine gewiſſe andächtige Stimmung trat dafür ein. Es war, als

ob dieſe Jubelhymnen nicht allein den Frühlingsanfang der Natur, ſondern auch den andern im deutſchen Volke jetzt mitfeiern wollten.

Doris und ihr jüngerer Bruder glaubten, daß jetzt der Augenblick gekommen ſei für die Enthüllung des großen Geheimniſſes, und mit geſpitzten Ohren ſchauten ſie erwartungsvoll auf den Vater. Dieſer lachte jedoch heimlich über ihre Neugier, wandte ſich gegen Rudolph und ſagte: „Na, nichtwahr? ſolches Lerchengetriller über grünen Saatfeldern hört ſich doch ein Bischen behaglicher an, als draußen der Kanonendonner in der Schlacht? Nun laſſen Sie ſich's nur recht wohl bei uns ſein! Dann werden Sie ſchon bald wieder rothe Backen bekommen! Ja, ja, ſolch ein ewiges Schneiden und Verbinden in ſchlechter Spitalluft kann auch den ſtärkſten Mann zuletzt herunterbringen!"

Die Räthin ſah ihren bleichen Sohn beſorgt an, und dieſer erwiderte: „O, mein lieber Herr Duwe, als bloßer Feldſpitalarzt hätte ich alle dieſe Strapazen ganz gut ausgehalten, denn auch in Friedenszeiten iſt das ja mein Handwerk. Aber wiſſen Sie: der Menſch in mir, wenn er auch noch ein Herz im Leibe hat, o, ich ſag' Ihnen, wenn dieſer ganze Monate lang nichts Anderes mehr ſieht, als Leichen, Verwundete und brechende Augen, und gar noch aus der kräftigſten Blüthe des Volkes; wenn er in nächſter Nähe nichts als Aechzen und Röcheln vernimmt, und nur aus weiteſter Ferne, mitunter auch gar nicht, den Siegesjubel der gewonnenen Schlacht, — ja wahrhaftig, da muß der Menſch auch im Arzte gar oft ausrufen: ‚Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an!' und man glaubt ſein Lebtag nicht mehr recht froh werden zu können. Im Kreiſe einer ſo guten, edlen Familie, wie hier, hoff' ich's aber

dennoch bald wieder zu ſein, und drum tauſendmal Dank, mein lieber Herr Duwe, daß Sie in Ihrer gaſtfreundlichen Güte mir dazu verhelfen wollen!"

„Ich thu's von Herzen gern," entgegnete der Gutsherr, „denn Sie wiſſen, was ich auf Sie halte."

Fritz fiel nun ein: „Ja, ja, Rudolph hat ganz Recht; hundertmal lieber als Soldat im Kriege mitreiten und mitſtreiten, wenn es auch noch ſo grauſig dabei hergeht, als immer nur zwiſchen Leichen und Verwundeten ſtille halten müſſen! Kommt man dann mit geſunden Gliedern wieder heim, wie ich, dann wirkt ſolch ein Krieg wie ein kräftiges Stahlbad, und an ſchwachen Nerven hab' ich Gottlob noch mein Lebtag nicht gelitten."

Es war eine helle Freude, dieſen Ausſpruch durch das Ausſehen des Redners vollauf beſtätigt zu ſehen: ein ſolch erquickendes Bild von Kraft und Geſundheit bot deſſen Anblick dar, und das kurz geſchnittene blonde Haar hob erſt recht ſein gebräuntes, edelgeſchnittenes Geſicht hervor, daraus zwei große blaue Augen Jedermann vertrauenerweckend anſchauten.

Hatte Klärchen Steffens, die eben in dieſelben Augen hineingeſchaut, über ſie vielleicht eine andere Anſicht? Denn ſeltſam, da Fritz ſie ſchon ein paar Male beſonders lang und herzlich angeblickt, hatte ſie verſchüchtert vor ſich nieder geſehen, und alles Blut war ihr in die ohnehin ſchon ſo blühenden Wangen geſtiegen. Warum nur? Beide waren einander ja ſchon alte, liebe Bekannte. Wie oft war Fritz früher in's Johanneum gekommen, um ſeine kleinen Stiefbrüder zu beſuchen, und wie viel harmlos freundliche Worte hatte er mit Klärchen dabei ausgetauſcht!

In den jedesmaligen Herbſtferien war er mit ihr dann

noch mehrere Wochen lang im Vaterhauſe zuſammen geweſen. Und wer hätte in dieſer Beiden unſchuldigen Verkehr etwas Beſonderes argwöhnen wollen? Sogar der Vater ſelber könnte der unſichtbare Zuhörer all ihrer Reden geweſen ſein, und er hätte kein unpaſſendes Wort herauszuhören vermocht.

So freundlich Fritz Duwe aber auch immer gegen Klärchen geweſen, ſie wußte doch zu gut, welch reicher Gutsherrnſohn er war, und welch arme Tochter einer Beamtenwittwe ſie ſelber, die nur als Klavierlehrerin in Stavenau geduldet war, ſo gut, wie ihr Bruder als Inſtruktor. Und ihr kerngeſundes Herz war ſo wenig von abenteuerlicher Romantik angekränkelt, daß ſie auch nicht einen Augenblick an eine ernſtere Neigung von Fritzen's Seite gedacht, ein ſo aufrichtiges Wohlgefallen ſie auch lange ſchon an ihm gefunden hatte.

Nun waren es ſchon drei Vierteljahre, daß ſich die Beiden nicht mehr geſehen, und dennoch, wie ſie ſich geſtern Abend zum erſten Male wieder Auge in Auge zum Willkomm die Hände gedrückt, wie ſchon ſo oft in früherer Zeit beim Kommen und Gehen, da war das arme Klärchen vor ihm und vor ſich ſelber geradezu erſchrocken. Viel ſtärker, als ehedem, ſchlug ihr Herz in ſeiner Nähe, und die frühere Unbefangenheit des Blicks und Worts war ihr verloren gegangen. Was war inzwiſchen nur geſchehen? Hatte ſein mitten im Kriegslärmen beſtändiges Sehnen und Denken an ſie auf ſo viele Meilen weit um ihr Herz einen magiſchen Kreis gezogen, darin die vorher verſchloſſene Knospe der erſten Liebe zur Entfaltung gekommen war?

Mit allen erdenklichen Vernunftgründen wollte Klärchen ſich's ausreden, einen grenzenloſen Hochmuth ſchalt ſie jeden ernſteren Gedanken an Fritz. Was half es ihr aber? Zu

kräftig beſtand ihr Herz darauf, daß es zwiſchen ihnen Beiden ohne jedes eigene Hinzuthun nun doch anders geworden ſei, als es ehedem geweſen. Dazu brauchte es gar keines lauten Wortes. Schon ein gegenſeitiger Blick genügte zu dieſem unfreiwilligen, ſtummen Geſtändniß.

Es hatte ſich vorhin glücklich gefügt, daß Niemand die liebeſtrahlenden Augen des Einen und das Erröthen der Anderen bemerkt. Hatten doch zu gleicher Zeit ein paar Diener eine ganze Batterie deutſchen Schaumweines auf der Tafel aufgepflanzt, und Vater Duwe war gerade damit beſchäftigt geweſen, zwei Flaſchen zu entkorken! Die hochaufſliegenden und wieder niederfallenden Pfropfen hatten dabei ein paar Köpfe getroffen und unter allgemeinem Gelächter über das Bombardement war Keines um das Andere bekümmert geweſen.

„Nun merk' auf, Junge, jetzt kommt das Geheimniß!“ wisperte Doris mit blitzenden Augen dem an ihrer Seite ſitzenden Bruder zu.

„Das wird luſtig werden!“ entgegnete dieſer.

Auch allen anderen Familienmitgliedern konnte man die Spannung von den Geſichtern ableſen. Was das doch für ein Geheimniß ſein mochte, das jetzt beim Nachtiſch enthüllt werden ſollte?

Nur die Familie Steffens war völlig ahnungslos und freute ſich höchſtens auf den gewiß ſehr ſchönen Trinkſpruch, den Herr Duwe auf die glückliche Heimkehr ſeines Sohnes ausbringen würde.

Und ſchon perlte jetzt der Wein in allen Gläſern. Vater Duwe, der plötzlich von ſichtlicher Befangenheit beſchlichen ward, erhob ſich. Hierauf that er einen tiefen Athemzug,

räuſperte ſich noch und begann dann mit feierlichem Ernſt in Ton und Miene:

„Eigentlich ſollt' ich an dieſem heutigen Oſtertage vor Allem unſern König und Kaiſer, unſer liebes altes Preußen und das neue deutſche Reich hoch leben laſſen, denn ich bin ein eben ſo guter altpreußiſcher Patriot geblieben, wie ich ein treuer neuer Reichsbürger geworden bin. Ich hab' es indeſſen jetzt mit einem noch viel höheren Herrn zu thun, der ſogar vor unſerem Kaiſer den Vorrang hat. Ich meine nämlich den höchſten Himmelskönig aller Könige dieſer Erde."

Er mußte ſeine Erregtheit, die ihn gewaltig gepackt, ſich erſt wieder abdämpfen laſſen. Eine faſt peinliche Stimmung war eingetreten, denn Niemand konnte ſich denken, was nach dieſem ſalbungsvollen Eingange nun folgen würde.

„Das iſt aber gar nicht luſtig," flüſterte der Bruder ſeiner Schweſter zu.

Verdrießlich fügte dieſe hinzu: „Und Papa iſt doch kein Paſtor."

Herr Hans Peter Duwe fuhr mit feſter gewordener Stimme nun fort: „Ihr Alle wißt, wenn Euer Vater Euch etwas verſprochen, dann hat er's auch immer gehalten, und nach der Parole ‚ein Mann ein Wort' iſt mein ganzer Handel und Wandel allzeit beſchaffen geweſen. Hat aber Einer gar ſeinem Herrgott ein Gelöbniß gemacht, und er wollt' es dann nicht erfüllen, oder nur um Haaresbreite daran herumdeuteln, ei, einen ſolchen meineidigen Schurken ſollte doch ſogleich der leibhaftige Gottſeibeiuns um den Leib faſſen und ihn hoch droben in der Luft lothweiſe in Stücke zerreißen! Und nun merke gar wohl auf, mein lieber Sohn

Fritz, was ich, Dein Vater, um Deinetwillen unſerm Herrgott gelobt habe!"

Die allgemeine Spannung war nun auf's Höchſte geſtiegen. Mit großen, verwunderten Augen ſah Fritz zum Vater hin, und Klärchen ſchlug, heimlich zitternd, die Augen nieder. Ihr ahnte ſo gar nichts Erfreuliches, und doch konnte ſie ſich gar nicht denken, was es ſein könnte.

„Es werden nun wohl zwei Monate ſein," fuhr Herr Duwe in ſeiner Rede fort, „da hab' ich Dich, mein lieber Fritz, in einem grauſigen Traum als zerſchundene Leiche auf dem Schlachtfelde liegen geſehen. An allen Gliedern zitternd war ich dann aufgewacht, und, ſiehe mein Junge, da hatt' ich unſerm Herrgott gelobt: wenn er Dich mir wieder geſund heimführen würde, dann wollt' ich für ſeine Gnade ihm ein Dankopfer bringen, das ſchwerſte, was ich nur wüßte, — mir ward auch ſogleich eingegeben, welches — und nun, mein Herzensjunge, da wir Dich Gottlob ſo geſund wieder bei uns haben, will ich auch mein Gelöbniß als ehrlicher Mann und guter Chriſt erfüllen. Nehme jedoch Jeder erſt ſein Glas zur Hand!"

Auch dieſe letzten Worte ſprach er noch im vorigen weihevollen Ernſt. Als Alle dann das Glas ergriffen, da, ganz unvermittelt, wie das ſchon ſo oft die Gewohnheit ſeines Temperamentes geweſen, ſprang ſeine Stimmung in eine humoriſtiſche um, und er ſchloß mit der ſeltſamen, völlig unverſtändlichen Wendung: „So, und nun kann die Taufe unſeres lieben Kindleins vor ſich gehen!"

„Was, Papa, eine Kindstaufe? Wo iſt denn das Baby?" platzte Doris vorlaut heraus, während alle älteren Gäſte jetzt erſt recht in Spannung geriethen.

„Still, Gelbſchnabel!" herrſchte der Vater das Töchter-

lein an, dann rief er Fritz an ſeine Seite. Dieſer erhob ſich in der verwunderlichſten Stimmung, die Räthin trat von ihrem eigenen Platze zurück, und da nun der Sohn des Hauſes dicht neben dem Vater ſtand, und ſich vor lauter Verwirrung über die Stirn fuhr, hob Herr Duwe ſein Glas etwas höher und im früheren, pathetiſchen Tone ſagte er zu ihm: „Fritz Duwe haſt Du ſeither geheißen, und weiter nichts! Ich aber heiße neben Vor- und Zunamen auch noch der erbgeſeſſene Hofgutsherr von Stavenau. Von heut an, mein Junge, ſollſt Du ſelber dieſen Titel führen! Ich aber, Dein Vater, will jetzt nichts weiter mehr heißen, als ſchlechtweg: Hans Peter Duwe."

Mit raſchem Griff zog er darauf aus der Bruſttaſche ein längliches Schreiben hervor und, es ſeinem Sohne überreichend, ſetzte er hinzu: „Hier, mein Junge, iſt in aller Form Rechtens Dein Taufzeugniß und vor aller Welt ſoll es Dich beglaubigen, daß Du von heut an geworden biſt, was ich zu ſein aufgehört habe! Siehe, mein Junge, das iſt mein Dankopfer für Deine glückliche Heimkehr, und daß es Dir und uns Allen zeitlebens nur Segen bringe, darauf erhebt nun die Gläſer und rufet: der neue erbgeſeſſene Hofgutsherr von Stavenau, Fritz Duwe, lebe hoch, hoch, und drei Mal hoch!"

Kaum war der allgemeine Zuruf, daraus die hellen Stimmen der Zwillingsjungen und der jüngeren Tochter beſonders laut hervorklangen, verhallt, da ſchloß Herr Duwe ſeinen Sohn auch ſchon küſſend in die Arme, und dann fragte er ihn:

„Na, mein Herzensjunge, biſt Du mit Deinem Alten zufrieden?"

„O liebſter Vater, welche Großmuth!" ſtieß Fritz in

höchſter Erregtheit hervor. „Wie ſoll ich Dir dafür danken?“

„Durch Deine Liebe danke mir!“ erwiderte dieſer, und legte nochmals die Arme um Fritzen's breite Schultern, die er mit beiden Händen zärtlich tätſchelte.

Klärchen ſtarrte wie leblos vor ſich hin. Wäre ihr jetzt eine Ader geöffnet worden, ſie hätte keinen Blutstropfen gegeben.

Sie wußte nicht, ob ſie mit den Anderen jubeln, ob ſie für ſich allein betrübt ſein ſollte. Nur das Eine ahnte ſie, daß jetzt eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ihr und Fritz aufgemauert worden ſei.

Ob wohl auch er dieſelbe Empfindung gehabt? Wie er jetzt wieder an ſeinem früheren Platze ſaß, da ſchaute er ſo ſeltſam traurig zu Klärchen herüber, daß ihr ganzes Herz davon durchſchauert ward, und in gleicher Wehmuth erwiderte ſie ſeinen Blick.

Die Räthin mußte wohl das alles gar genau bemerkt haben, denn auch über ihr Geſicht flog jählings der Ausdruck eines tiefen Schmerzes, und ſie ſeufzte vor ſich hin: „Heiliger Gott, was hab' ich jetzt ſehen müſſen! — Mein armes Kind!“

Vater Duwe merkte auch jetzt noch nicht das Mindeſte, in ſolch roſiger Laune hatte er ein Glas um's andere geleert, und dann ſcherzte er: „Na, nicht wahr, ein Bischen verwundert habt Ihr Euch doch über mich? Ja wohl, kann mir's ſchon denken. Ihr glaubtet eben, ich ſei ſo ein alter, auf den eignen Sohn eiferſüchtiger Egoiſt, wie ſo manch anderer Herr Papa, der ſeinem Jungen das Leben nicht gönnt und ſich krampfhaft an ſeinen Beſitz anklammert aus lauter Angſt, daß er bald einmal davon loslaſſen müßte.

Doch ſeht Ihr's jetzt, wie Ihr mich falſch beurtheilt habt, da ich ſo glorios noch lange vor der Zeit reſignirte? Na und Ihr zwei Mädels' — fuhr er gegen die Töchter gewendet fort, — „Ihr dürft mir ſchon eine Extrapatſchhand geben, denn natürlich zieh' ich mit Euch im nächſten Herbſt nach Königsberg. Herrje! könnt Ihr dann Euch dort amüſiren! Hab' ich's doch ſchon im letzten Winter gemerkt, wie Ihr vor langer Weile ſchier geſtorben ſeid und nach Bällen und Theatern geſchmachtet habt! Ja, Eure Großmütter, die hatten den langen Winter hier am Spinnrad geſeſſen und ſich gar nichts Beſſeres verlangt, aber bei den neumodiſchen Fräuleins ſoll immer etwas los ſein. Na, in Gottes Namen! Jugend hat keine Tugend, und mein Alter ſoll Euch kein Spaßverderber ſein. Und nun hübſch aufgeſtanden, ſag' ich, Ihr Mädels! Meine Patſchhand will ich haben!"

„O, zehne für eine!" rief die luſtige Doris, ſprang auf und ſchlug nicht nur in die Hand des Vaters laut patſchend ein, ſondern küßte ihn auch noch ſo herzhaft, daß es ihm ſchier den Athem benahm. Johanna legte ziemlich ceremoniös ihre Hand in die ſeinige und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „Für Doris mögen Deine Worte gepaßt haben, Papa, für mich aber weniger, denn ich bliebe grade ſo gern hier, auch im tiefſten Winter."

„Ah bah, wer wird's denn gleich ſo ernſt nehmen?" erwiderte er, „ich weiß ja, was meine gute, kluge Johanna mir werth iſt." Dann ſuchte er ſie mit einem herzhaften Kuß zu verſöhnen.

So ſchien im Duwe'ſchen Hauſe heut Alles eitel Freude zu ſein. Nur der ſich am meiſten beglückt fühlen ſollte, der konnte nicht recht froh werden. Hätte ſein Vater ihn heute zu ſeinem Gutsinſpektor ernannt oder nur zu ſeinem

Pächter, und ihm das allerkleinſte Vorwerkshaus zur Wohnung angewieſen, darin er mit ſeinem Klärchen hätte hauſen können, er wäre hundertmal glücklicher geweſen, denn als jetziger Hofgutsherr. Nur zu gut ahnte er ja voraus, welche hohen Anſprüche nun ſein Vater bezüglich einer Verheirathung an ihn ſtellen würde.

Nach dem großen Jubel war jetzt eine gewiſſe Abſpannung eingetreten, und nun erſt bemerkte Herr Duwe, wie die Räthin wehmüthig vor ſich hinſah. Auch Klärchen ſchien ihm auf einmal ſo merkwürdig in ſich gekehrt zu ſein, und ſogar Rudolph kam ihm noch bleicher vor, als vorher.

„Ja freilich," dachte er ſich jetzt, „da jubiliren wir, und die arme Räthin verliert dabei ihre zwei liebſten Pflegekinder. Mein Gott, daß ſich doch die Einen ſo oft nur freuen können auf Koſten der Anderen! Hm, hm, im Grunde doch eine recht verkehrte nichtsnutzige Welt! Na, na, ich werd' ihr ſchon ein paar andere Jungen verſchaffen, und ſie dadurch für die meinigen entſchädigen."

Mit dieſem guten Vorſatz war aber ſeinem menſchenfreundlichen Herzen noch nicht Genüge gethan. Er hatte während des Abends ſchon zu viele Gläſer geleert, und war drum ſchon etwas weinſelig geworden, was ſelten bei ihm vorkam. In ſolchem Zuſtande glich er dann einem weichherzigen Kinde; drum drängte es ihn auch jetzt, ſeinen lieben Steffens'ſchen Gäſten etwas recht Verſöhnendes zu ſagen, damit ja der Vergleich ihrer Lebenslage mit der ſeiner eigenen Familie ihnen heute nicht zu wehe thun möchte. Man ſah's auch ſeiner Miene deutlich an, mit welch ernſten Gedanken ſich ſein Kopf nun beſchäftigte. Und mitten darin, ohne jede weitere paſſende Anknüpfung, ließ er ſeinem überquellenden Herzen nun freien Lauf.

„Ja, ja, meine Lieben," begann er jetzt, „bei ſolch grauſam blutigem Kriege zwiſchen zwei Völkern, da giebt es für den ſiegenden Theil Ordensſterne, Lorbeerkränze und Jubelfeſte in Hülle und Fülle. Nun, das iſt auch ganz in der Ordnung, und durch alle Zeiten währt ſolcher Kriegsruhm fort. Aber um den andern, ſtillen Krieg mit dem Leben kümmert ſich Niemand, und außer den dabei Betheiligten weiß meiſtens nur unſer Herrgott davon. Und doch, welcher Muth, welche Seelenſtärke und Ergebung gehört oft dazu, um auch dieſen ſtillen Kampf ſiegreich beſtehen zu können! Sei Einer auch noch ſo reich mit irdiſchen Gütern geſegnet, und ſtehe er auch noch ſo hoch, ſogar auf fürſtlichem Throne: gegen ſolchen ſtillen Kampf mit dem Schickſal, mit Noth und Jammer des Lebens, iſt dennoch kein ſterblicher Menſch gefeit. Und da iſt mir jetzt grade der Gedanke gekommen: hätt' ich auf der Welt zu kommandiren, dann müßten mir auch an alle ſolche ſtillen Kämpfer Ehrenzeichen und Lorbeerkränze vertheilt werden. Und wie manches alte Mütterlein, das demüthig betteln geht, wie manches arme Mädchen, das beim Lampenlicht ſich in der Dachkammer halb blind näht, wie mancher junge Mann, der für ſeine Familie oft über Menſchenkraft ſich abmüht, und all die tauſend anderen verborgenen Kreuzträger, wie ſollten dann auch dieſe mit ihren Ordensſternen vor der Welt paradiren! Drum höchſten Reſpekt auch vor ſolchen Helden, die ſich aus Nacht an's Licht emporgerungen, oder in ſtummem Märtyrerthum die Drangſal ihres Lebens ertrugen! Und ſo, meine Lieben, laßt uns alſo auch jener ſtillen Kämpfer in höchſten Ehren gedenken! Haben wir doch auch hier in unſerem glücklichen Kreiſe drei ſolcher Helden, auf deren Bruſt

nach meiner Meinung das Großkreuz dieſes Ordens prangen ſollte."

Mit erhobenem Glaſe ſchloß er dann: „Der ſiegreichen Frau Generalin Steffens und ihren zwei muthigen Adjutanten, Rudolph und Klärchen, bring' ich in hoher Verehrung dieſe Libation!"

Als wäre ihnen jetzt die ſtrengſte Strafpredigt gehalten worden, ſo tief bückten alle drei Gefeierten ihren Kopf nieder, und als Herr Duwe dann mit ihnen anſtieß, entſprachen ſie ſeiner Aufforderung nur in höchſter Verlegenheit. Er bemerkte das wohl ſelber, trotz ſeiner Weinſeligkeit befangen, denn er fürchtete, durch ſeinen Trinkſpruch gegen das Zartgefühl der lieben Gäſte eine grobe Taktloſigkeit begangen zu haben. Und wie gut hatte er's dennoch mit ihnen gemeint! —

Niemand wußte das auch beſſer, als die Steffens'ſche Familie, und raſch gefaßt ſuchte deshalb Rudolph, der dieſe Beunruhigung Herrn Duwe's gar wohl bemerkt, ihn aus all ſeinen Skrupeln zu reißen, da er im wärmſten Tone jetzt erwiderte:

„Im Namen meiner Mutter und Schweſter, wie auch für mich ſelber, ſag' ich Ihnen, mein hochverehrter Herr Duwe, tauſendfachen, herzlichen Dank für Ihren ſchönen Trinkſpruch. Nur hat deſſen viel zu großes Lob uns wahrhaft beſchämt, ja faſt niedergedrückt. Und haben wir wirklich den Kampf mit dem Leben nicht ganz unrühmlich beſtanden, nun, mein lieber Herr Duwe, dann hat die Güte Ihrer Perſon und die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes den allergrößten Antheil daran, und wir werden immer drauf denken, Ihnen den ſchuldigen Dank durch unſere Liebe und Verehrung abzutragen."

„Gott ſei Dank!“ dachte Herr Duwe jetzt wie erlöſt, „ſie haben mir's alſo doch nicht übel genommen.“ Und freier aufathmend fügte er hinzu: „Nun aber, meine Lieben, Muſik und frohen Geſang! Erſt unſere preußiſche Nationalhymne und dann die ‚Wacht am Rhein‘! Dieſe zwei Lieder paſſen dann ſo gut für den König, wie für den Kaiſer. Sie können ſie doch auswendig ſpielen, Fräulein Klärchen?“

„O gewiß, Herr Duwe,“ erwiderte dieſe freundlichſt, und fügte mit gerechtem Stolze noch hinzu: „aber auch Ernſt und Paul können es ſo gut, wie ich. Wäre deren Spiel Ihnen deshalb nicht noch lieber, als das meinige?“

„Was, Ihr Mordsjungen, Ihr getraut Euch das?“

„Ei freilich!“ jubelten ſie wie aus einem Munde.

„Na alſo, wer will von Euch den Anfang machen? Bei Zwillingen giebt's keinen Altersvorrang. Oder wollt Ihr miteinander Hälmchen ziehen?“

„Wollen Sie das nicht lieber mir ſelber überlaſſen?“ fragte Klärchen, und als der Vater freudig zuſtimmte, nahm ſie die zwei Knaben bei der Hand, dann trat ſie mit ihnen in die anſtoßende Wohnſtube, darin der Flügel ſtand, und deren Thüren nun weit offen ſtehen blieben.

„Und Notabene!“ rief Herr Duwe ihnen noch nach, „erſt wird die Melodie jedes Liedes auf dem Klaviere geſpielt, und dann ſingen wir alle zuſammen die einzelnen Strophen im Chor. Dann wartet einmal, was für einen koloſſalen Baß ich dabei entwickeln werde! Doch auch Ihr zwei Mädels ſingt mir hübſch mit! Das bitt' ich mir aus! Ihr könnt doch den Text gut auswendig?“

„Gewiß, Papa,“ erwiderte ruhig Johanna.

Die allzeit luſtige Doris aber rief: „O, wie ein Engel vom Himmel werd' ich ſingen, ſo fein und ſo lieblich.“

Kaum eine Minute währte es noch, da erklang auch ſchon das in ſeiner Einfachheit ſo ergreifende ‚Heil dir im Siegerkranz!‘ in's Speiſezimmer heraus. Voll Andacht lauſchten Alle, und mit welch verſchiedenen Empfindungen! Vater Duwe ſchwelgte förmlich in ſeinem häuslichen und väterlichen Glücke. Durch die Seele ſeines älteſten Sohnes klang die letzte Lobrede des Vaters wie eine himmliſche Verheißung für ſein geheimes Liebesglück. Vor dem geiſtigen Auge der Räthin ſtand die einſtige Manſardenwohnung, wie von überirdiſchem Lichte verklärt. All ihre vorige, jähe Angſt um Klärchen's Seelenfrieden war wieder eingeſchlafen, und drinnen am Flügel ſtand dieſe ſelber, und Thränen rannen ihr über die Wangen, lichte, hoffnungsſüße, denen ſie keinen Einhalt gebot.

Die Nationalhymne war nun auch ſchon in vollem, harmoniſchem Chor zu Ende geſungen, dann folgte die ſtürmiſche ‚Wacht am Rhein‘. Und als auch dieſes Lied verſtummte, da patſchte Vater Duwe in ſeine großen knochigen Hände, und rief ſeelenvergnügt: „Ganz prächtig iſt es gegangen! Keine Note und kein Wort iſt unter den Tiſch gefallen, drum kriegt auch jeder von Euch zwei Jungen dafür fünf Thaler in die Sparkaſſe.“ —

Auf's Neue ließ jetzt Herr Duwe die Gläſer füllen, und rief: „Und jetzt Vivat hoch unſer König und Kaiſer! Und alle ehrlichen, reichstreuen Patrioten, wie wir, die ſollen mit uns leben! Hoch und drei Mal hoch!“ —

Männer und Frauen, Knaben und Mädchen fielen begeiſtert ein; das ganze alte Herrenhaus erdröhnte davon.

„Alle Wetter!“ jubelte nun wieder Herr Duwe, „hat das jetzt grandios geklungen! Wär' es bis nach Berlin in's Königsſchloß hinuntergedrungen, ich glaub' immer: dann

hätte Seine Majestät selber zu sagen geruht: allen Respekt vor dem alten Hans Peter Duwe; der versteht's einmal, seinen König zu glorificiren! — Und ich, ha, ha, ich hätte dann salutirend an den Kopf gegriffen und unterthänigst erwidert: Ja, Majestät, glaub's gern: dafür hab' ich aber einst auch als Flügelmann bei der Garde gestanden, na, und als was für einer! — ha, ha, ha, ha!" ....

Alle lachten mit, bis er, von seinem eigenen Gelächter ermüdet, in einen in der Fensternische stehenden Großvaterstuhl niedergesunken war. Dann neigte sich sein Kopf tiefer und tiefer, und man hörte ihn nur noch den Refrain eines seiner Lieblingslieder vor sich hinsummen: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Der gute, ehrliche Hans Peter Duwe!

Draußen am blauen Himmel sangen die Lerchen noch immer fort, doch ihr Gesang ward jetzt von den Wenigsten beachtet. Nur Fritz und Klärchen horchten noch darauf, als gälte er ausschließlich ihrer ersten heimlichen Liebe. Die Räthin war aufgestanden und sah vom offenen Fenster sinnend zum blauen Himmelsdom empor, daraus ihr so oft in ihrem Kampfe mit dem Leben neues Licht und neuer Muth, neue Ergebung und Tröstung herabgeflossen war.

* * *

Am andern Morgen saß Vater Duwe schon sehr frühzeitig in seinem Schreibzimmer, und tiefe Verstimmung lag auf seinem Gesichte. War das aber auch heut eine häßliche Nacht, in der er die meisten Stunden in grollendem Aerger vor sich hingebrütet! — Also das war der kindliche Dank für seinen großmüthigen Rücktritt, daß der Herr Sohn mit diesem armen Klärchen Steffens eine heimliche Liebschaft

unterhielt? Und darüber konnte auch gar kein Zweifel mehr ſein, wie er meinte. Denn geſtern Abend beim Thee Fritzen's ſchmachtende Liebesblicke, verriethen dieſe nicht ein, vielleicht ſchon lange Jahre währendes Liebesverhältniß? Zwar, das mußte er ſich gleichfalls ſagen: das Mädchen hatte dabei immer ganz verſchüchtert vor ſich hingeſehen, und ſich gar nicht recht getraut, kaum ein paar Mal auch auf Fritz verſtohlen herüberzulugen. Ob ſie alſo mit ſeiner Liebelei einverſtanden war, oder ſich deren erwehrte? Wer kann's wiſſen? — Und gar die Räthin mußte er von jeder ſchuldigen Mitwiſſerſchaft frei ſprechen, denn dieſe unterhielt ſich während des ganzen Abends bald mit ſeiner Schweſter, bald mit Johanna, und konnte deshalb vielleicht gar nichts von dem Augenſpiel der zwei jungen Leute bemerkt haben. Doch Fritz ſelber? — Nein, nein, das weiß ich ganz beſtimmt! Der iſt in dies Klärchen ſterblich verliebt. — Bei Gott, eine ſonderbare Beſcheerung! Da giebt man ſeinem älteſten Jungen, auf deſſen Ehrlichkeit man Häuſer gebaut hätte, ſein ganzes Gut voreilig hin, aus purſter väterlicher Liebe, und dann wird man von ſeinem eigenen Fleiſch und Blut förmlich verrathen! — Aber geſchieht mir's denn im Grunde nicht ganz recht? Warum war ich auch ſo albern, auf Mutter und Kinder eine ſolch einfältige Lobrede zu halten? Mußte da mein Junge nicht glauben, daß er mir noch wunder was für einen großen Gefallen thäte, mir dieſes Mädel als Schwiegertochter in's Haus zu bringen? Doch nein, das konnte er gar nicht glauben, denn ſchon längſt hatte er gewußt, welch eine ganz andere Braut ich für ihn in Petto gehabt. Und wenn dieſes Klärchen Steffens hundertmal ein braves und auch ganz hübſches Mädel iſt, was ich ihr auch jetzt nicht abdisputire: zur Heirath mit

dem jungen Hofgutsherrn von Stavenau reicht ſie doch noch lange nicht heran. Und ich will doch einmal ſehen, ob ich, trotz meiner freiwilligen Abſetzung, hier nicht doch noch immer das Familienoberhaupt bin, dem Alle pariren müſſen. Und drum kurzen Prozeß gemacht! Noch heutigen Tages muß dieſe Sache für immer bereinigt werden!

Mit dieſen Sätzen hatte er ſich immer tiefer in den Zorn hineingeredet, er, der ſonſt die Gutmüthigkeit in Perſon geweſen. Und ungeſtüm erwartete er jetzt ſeinen Erſtgeborenen, den er ſich ſchon ſo frühe herbeſtellt hatte, um ihm mit all ſeiner väterlichen Autorität den Kopf wieder zurecht zu ſetzen, wenn anders ſein Argwohn ſich als begründet herausſtellen ſollte.

Da trat Fritz auch ſchon ein. Sein warmer Morgengruß ward kalt erwidert, und ſofort ahnte er auch, daß zwiſchen ihn und den Vater über Nacht etwas Entfremdendes getreten ſei. Sollte ſein Vater geſtern Abend etwas von ſeiner Liebe gemerkt haben? — Er nahm ſich jedoch zuſammen und ſagte ſcheinbar unbefangen:

„Wenn Du mich auch nicht hätteſt zu Dir rufen laſſen, lieber Vater, ſo wär' ich doch jetzt aus freien Stücken zu Dir gekommen, um Dir nochmals und von ganzem Herzen für die übergroße Liebe zu danken, die Du mir erwieſen haſt! Verzeih' mir nur, daß ich nicht ſchon geſtern, wo Du keinen Augenblick allein geweſen —"

„Schon gut, ſchon gut! Du haſt mir ja ſchon gedankt!" unterbrach ihn der Vater ablehnend. „Jetzt ſetze Dich lieber zu mir her! Ich habe ſehr Wichtiges mit Dir zu reden."

Fritz ließ ſich auf dem Stuhl neben ihm nieder. Wie ein glühender Roſt dünkte dieſer ihm, ſo ſcharf forſchend

ſah ihn der Vater an, und er ahnte ſchon im Voraus den wohl gar wenig freundlichen Inhalt dieſer Unterredung.

„Was ich als Vater in ſelbſtloſer Liebe für Dich hatte thun können," hub Herr Duwe wieder an, „das iſt geſchehen, und dabei hat es auch ſein Verbleiben. Doch iſt das nur die eine Hälfte Deines künftigen häuslichen Glückes, die ich ſelber in der Hand hatte; die andere herzuſtellen iſt nun Deine eigene Sache."

„Was meinſt Du darunter, lieber Vater?"

„Na na, da braucht es nicht erſt viel Fragens, ſollt' ich denken, denn wenn ich im Herbſt von hier abziehe, und Du dann ſelber als Gutsherr hier weiter leben wirſt, ſo kannſt Du das natürlich nicht als Junggeſelle thun, ſondern nur als verheiratheter Mann! Sonach gehſt Du von jetzt an auf Freiersfüßen, und wo Du Dir Deine richtige Braut zu ſuchen haſt, darüber kannſt Du wohl nicht ſehr im Zweifel ſein!"

„Du meinſt wohl Bertha König, lieber Vater?" fragte Fritz mit gedrückter Stimme.

„Na, natürlich, nur dieſe, weil keine Andere gleich gut für Dich paßt, um Dir eine ſichere Zukunft zu verbürgen, ſowohl durch ihre Perſon, als auch, wohl gemerkt, durch ihr Vermögen; das wirſt Du mir wohl zugeſtehen?"

„Ganz richtig, lieber Vater," erwiderte nun Fritz mit ruhiger Entſchloſſenheit, „Bertha König iſt ein ganz hübſches Mädchen, ſie hat in der Penſion Franzöſiſch ſprechen und Klavierſpielen gelernt, und auch ihre Mitgift, ſoviel ich gehört, iſt eine ſehr große. Somit wär' ich als Gutsherr, wenigſtens nach den landläufigen Begriffen vom Eheſtande, mit dieſer Frau einmal vortrefflich verſorgt, hätte ſie nicht einen einzigen Mangel, für den ſie freilich nichts kann, der

aber, um es gleich ehrlich herauszuſagen, dennoch bei mir den Ausſchlag gegen ſie geben muß."

„Mangel? welchen Mangel ſoll ſie haben?" polterte der Vater zornig dazwiſchen.

„Und Fritz erwiderte in gleicher Gelaſſenheit: „Den einzigen Mangel meiner Liebe."

„So, ſo, mein Herr Sohn, den Mangel Deiner Liebe?" erwiderte er höhniſch. „Ei, ei, wie romantiſch! — Doch ganz natürlich, da eine Andere Deine Liebe ſchon hat, ſo muß Bertha König daran Mangel leiden. O, 's iſt ein gar rührendes Stücklein von Dankbarkeit: hinter meinem Rücken eine ſolche Liebesaffaire anzuſpinnen, und ſeinen Vater zum Beſten zu halten, von dem Du doch ſchon lange zuvor gewußt, welche Schwiegertochter er für Dich auserwählt hatte! — Iſt's nicht ſo? Heraus mit der Sprache! — Das aber wiſſe, mein Junge· hab' ich Dir geſtern auch die Gutsherrſchaft abgetreten, ſo halt' ich doch meine väterliche Gewalt über Dich aufrecht, ſo lange mir der Athem nicht ausgeht."

Mit hoch erhobener Hand hatte Herr Duwe dieſen letzten Satz hervorgeſtoßen. Plötzlich aufſpringend, griff Fritz danach und zog dieſe wieder herab. „Um Gottes willen, was haſt Du vor, Vater? Erſt höre doch auch mich! — Bin ich Dir nicht allzeit ein treuer, liebender Sohn, und Du mir der beſte Vater, mein vertrauteſter Freund und Rathgeber geweſen? Drum, guter Vater, um Alles bitt' ich Dich: Beherrſche noch Deinen Unmuth! Sonſt könnte gar leicht ein vorſchnelles, hartes Wort Dich bitter gereuen, und dafür ſteht mir ein ſolcher Vater, wie Du, viel zu hoch! Drum bitte, bitte, höre mich erſt ruhig an!"

„So rede, mein Junge!" erwiderte dieſer tonlos, und ließ ſeinen aufgereckten Leib wieder in den Stuhl gleiten.

„Siehe, guter Vater," begann nun Fritz mit der ganzen Ruhe ſeiner kindlichen Liebe: „Nach Deinem Vorbild und unter Deiner Leitung hab' ich es erkennen gelernt, daß Arbeit die höchſte Freude des Lebens ſei, ſowie der Grundſtein alles Glückes, und Du wirſt mir wohl das Zeugniß nicht verſagen, daß ich allzeit danach getrachtet, Deinem Beiſpiele nachzufolgen!"

Der Vater nickte ſchweigend, und der Sohn fuhr fort: „Wenn ich mir nun aber ein Mädchen zur Frau erwählt, das es noch nie verſchmäht, die ſchwerſte, ja, ſogar die niedrigſte Arbeit zu verrichten, und doch an ihrer Frauenwürde dabei nichts eingebüßt hat, ein Mädchen, das die treueſte, opferwilligſte Tochter ihrer Mutter in der Noth geweſen, und dennoch immer mit ihrem Looſe zufrieden: kannſt Du mir dann den Vorwurf machen, daß ich mein Herz an eine Unwürdige verſchenkt, und durch die Ehe mit ihr unſeren Namen erniedrigen könnte? Nein, lieber Vater! Du ſelber haſt ja geſtern das Lob der ganzen Familie Steffens geſungen!"

„Jawohl, jawohl! Thu's auch heute noch," unterbrach ihn der Vater kopfnickend.

Und mit ſchon viel größerem Muthe fuhr Fritz nun fort: „Aber auch bei jedem meiner eigenen Beſuche im Johanneum hab' ich Klärchen Steffens ſtets nur bei der Arbeit getroffen, nie auch beim Vergnügen, und ſie doch immer nur gleich heiter geſehen. Und iſt deshalb erſt die höchſte Achtung vor ihr, und dann allmählich, ganz ſchüchtern, auch die Liebe zu ihr in meinem Herzen eingekehrt, kannſt Du mich deshalb ſchelten? Und wenn ich Dir nur ſo recht ſchildern könnte, welchen Zauber grade dieſe Schlichtheit in Klärchen's Weſen, ihr Fleiß, und ihre Ordnungsliebe in mir

hervorgerufen hatten! Und dann gar noch ihr liebes, blühendes Geſicht mit dieſen klaren, ſeelenvollen Augen! — O, denke Dich doch in meine Jahre zurück, guter Vater, und ſage mir: konnt' ich denn blind für all dieſe Vorzüge ſein, und konnte mein Herz ganz unberührt davon bleiben? Aber dennoch, glaube mir's doch, hab' ich nie zuvor ein Wort von Liebe zu ihr geredet, um ihr den Frieden des Herzens nicht zu ſtören, bevor ich nicht Deiner väterlichen Zuſtimmung ganz ſicher geweſen war. Ja, ſogar geſtern, wo mir die Sehnſucht, ihr mein Herz zu offenbaren, ſchier die Bruſt zerſprengt, hab' ich mir's an einen paar Blicken genügen laſſen, um nicht hinter Deinem Rücken etwas Gefährliches zu wagen. Wie dann aber Du ſelber, mir völlig unerwartet, Deinen erhebenden Trinkſpruch auf ſie und ihre Mutter vor uns Allen ausgebracht, mußt Du es nicht begreiflich finden, lieber Vater, daß Deine Worte mir ſchon wie Dein väterlicher Segen geklungen und ich mich deshalb auch getraut, am Abend ſchon viel muthiger Klärchen meine Liebe zu verrathen? Und da Du mir am ſelben Tage durch Deinen großmüthigen Rücktritt Dein treues, ſelbſtloſes Vaterherz bewieſen, kannſt Du es jemals wünſchen, daß ich ohne Liebe eine Andre zur Frau nehmen ſollte, nur, weil ſie um ſo viel reicher iſt, als die von mir Geliebte? Nein, guter Vater, wenn ich ſolches von Dir für möglich halten wollte, dann, ja, dann erſt würd' ich die ſchuldige Pietät gegen Dich verletzen. — Durch meine Liebe zu Klärchen Steffens kann ich's nie und nimmer!" —

Trotz dieſer ſtürmiſch hervorquellenden Worte ſchwieg der Vater noch immer. Schon während Fritz zu ihm geredet, war ſein Geſicht brennend roth geworden. Mehr aus Unmuth über den Sohn, oder aus Scham vor ſich ſelber?

Der Ausdruck ſeiner Miene verrieth eher das Letztere. Auch Fritz getraute ſich jetzt nicht, noch mehr zu reden. Ein tiefes, peinliches Schweigen war eingetreten. Faſt hätte man die Herzen der zwei Männer klopfen hören können.

Jetzt begann wieder Herr Duwe, und ſeine Stimme war dabei ſehr gedämpft: „Von einem Groll gegen Dich, mein Junge, kann keine Rede ſein. Auch geb' ich Dir zu, daß ich durch mein eigenes Wort geſtern Mittag Oel in's Feuer gegoſſen hatte. Ich nehm' indeſſen auch heute Nichts davon zurück, weil Alles nur wahr geweſen. Doch um Klärchen's Perſon handelt es ſich auch gar nicht, ſondern nur um ihre Verhältniſſe, und dieſe paſſen nun einmal nie und nimmer zu den Deinigen."

„Doch warum nicht, Vater?" fragte Fritz, von dem ſchwerſten Drucke ſchon befreit. Und mit ſeinen großen, ehrlichen Augen ſah er ihn erwartungsvoll an.

„Das will ich Dir deutlich auseinanderſetzen, mein Sohn!" erwiderte er nun zwar ſehr ernſt, aber doch ſchon in einem recht väterlichen Tone. „Sieh, lieber Fritz, ſo viel Du auch ſchon von der Landwirthſchaft verſtehſt: das eigentliche Leben eines heutigen Gutsherrn, und was finanziell Alles drum und dran hängt, kennſt Du doch noch lange nicht! Warum hätte ich Dir denn auch in Deinen jungen Jahren ſchon viel darüber vorlamentiren ſollen, auf welch ſchwachen Füßen unſere ganze Landwirthſchaft heutzutage ſteht? Stets höhere Löhne und Betriebsausgaben auf der einen, ſtets niedrigere Marktpreiſe auf der andern Seite. Da braucht es wahrhaftig kein langes Rechenexempel, um den drohenden allgemeinen wirthſchaftlichen Bankerott mit Zahlen zu beweiſen; drum gilt es, dagegen vorzuſorgen, das heißt durch eine Heirath mit einer gleich wohlhabenden Frau.

Nun ist es ja freilich richtig: ein so großes Gut, wie das Deinige, kann schon etwas vertragen, bis es zu Grunde geht. Bringt jedoch Deine zukünftige Frau keine ansehnliche Mitgift mit in's Haus, und statt dessen, was ja doch mit den Jahren zu hoffen ist, einen beträchtlichen Kindersegen, dann darfst Du sicher darauf rechnen, daß Deine Nachkommen, wenn's einmal zwischen ihnen zur Theilung und Herauszahlung kommt, nicht mehr genug zum Leben erübrigen, ja, wenn's recht schlimm geht, ganz bequem an den Bettelstab kommen können. O, eine sehr tröstliche Aussicht für das alte ehrenfeste Geschlecht der Stavenauer Duwe's, die sich in ihrer Art grade so gut zu den Aristokraten zählen, wie die anderen auf ihren Edelsitzen! Ja, ich mache Dir keinen Hehl daraus, daß ich Dich nie so behaglich in Dein altes Erbnest hätte einsetzen können, wenn Deine selige Mutter, und auch die Deiner Stiefgeschwister vermögensloser Eltern Töchter gewesen wären. Und drum sag' ich Dir, mein Junge: da Du also dem Klärchen Steffens, wie Du mir versicherst, zur Zeit noch nicht den Kopf verrückt hast, was ebenso klug, wie löblich von Dir war, so laß' ab von jener romantischen Liebesschwärmerei, die in unserer realen Zeit kein Recht mehr zur Existenz hat, und bilde Dir nicht das poetische Märchen ein, daß Dich mit einer armen Frau ein größeres Ehestandsglück erwarte, als mit einer von Haus aus wohlhabenden! Glaube vielmehr an die Wahrheit des uralten Spruches: ‚Tritt die Noth zur Thür herein, dann steigt die Liebe zum Fenster hinaus'. — Damit, mein guter Junge, kennst Du nun gründlich meine Meinung, und ich bin mit dieser Sache fertig geworden."

„Und kein einziges Wort mehr wolltest Du mich vor-

bringen lassen, guter Vater?“ fragte Fritz, durch die Kälte der väterlichen Rede bis in's Mark hinein frierend.

„Na, was also noch weiter?“ fragte dieser mürrisch; „ich dächte doch, Dir den Standpunkt bereits allseitig klar gemacht zu haben.“

Und Fritz erwiderte mit neu errungener Fassung: „Vater, Du bist in der weitesten Umgegend als ein ebenso wissenschaftlich gebildeter, wie praktischer Nationalökonom bekannt —“

„Keine Flattusen jetzt! bitt' ich mir aus,“ klang sein herber Verweis. „Du weißt, daß ich sie nicht leiden kann!“

Der Sohn indessen beachtete diese Zurechtweisung gar nicht und fuhr getrost fort: „Als solcher wirst Du mir aber gewiß auch zugeben, daß Grundbesitz und Kapital nicht die zwei einzigen Vermögensbegriffe sind, daß vielmehr gerade bei der Frau eines Gutsbesitzers auch noch ihr Verstand, ihr Fleiß, ihre Umsicht und Sparsamkeit, oft noch viel schwerer in die Waagschaale fallen —“

„Nun gar noch eine Vorlesung?“ unterbrach er ihn hastig. „Dafür bin ich denn doch schon zu alt geworden.“

„Nein, lieber Vater, keine Vorlesung, nur wirkliches, praktisches Leben! Und so sage mir denn: wer ist wohl in Wahrheit für mich die reichere Frau, das arme Klärchen Steffens oder Bertha König, die von ihrer unvernünftigen Mutter grenzenlos verwöhnte einzige Tochter? Die für ihre Putzsucht und Vergnügungslust ungezählte Summen für sich selber beansprucht, die sich, wie jetzt schon daheim, dann auch hier auf meinem Gut nur langweilen und im Winter nach Theater und Bällen, im Sommer nach Reisen verlangen wird? Läßt sich's denn in Zahlen berechnen, was schon der ganze Styl, den sie für ihr Hauswesen beanspruchen wird, mich einst kosten würde? Wie viel der

Wirthschaft verloren geht, wenn sich die Frau für zu vornehm hält, um selber ihren Haushalt zu führen und zu überwachen? Wer will diesen Ausfall nur annähernd abschätzen? — Und nun, lieber Vater, stelle mit Deiner großen Menschenkenntniß einmal dies Klärchen Steffens dagegen! Mußt Du nicht selber glauben, daß sie eine so anspruchslose, kluge, fleißige und sparsame Gutsfrau werden wird, wie von ihrer Bildung heutzutage nur wenige mehr zu finden sind? Kannst Du daran zweifeln, daß sie nicht all ihr Glück nur in mir und unserem Heim, niemals aber außer ihrem Hause suchen und begehren wird? Nach aller Noth, die sie trotz ihrer Jugend schon so tapfer überstanden, kannst Du Dir noch irgend eine andere, noch schwierigere Lebenslage denken, deren Ueberwindung sie nicht vollauf gewachsen wäre? Nein, guter Vater, das Alles weißt Du so gut, wie ich selber, und darum frage ich Dich weiter: ist dies blutarme Mädchen nicht schon jetzt um all das Geld reicher, das Bertha König einst für ihre eigene Person bei mir verbrauchen würde? Wird Klärchen hingegen nicht mein Vermögen von Jahr zu Jahr nur noch vermehren helfen? Und ist Dir auch jetzt schon bange um das Vermögen unserer einstigen Kinder, o, mein guter Vater, sage selbst: als welch liebevolles, sorgsames Mütterchen hat Klärchen nicht schon unsere eigenen Jungen herangezogen und barmherzig gepflegt in der gefährlichsten Krankheit! Welche Mutter wird drum auch meine eigenen Kinder einst zu tüchtigeren Söhnen und Töchtern erziehen? Welche wird ihnen wohl das reichere Theil von Tugenden vererben, Bertha König oder Klärchen Steffens? — Nein, nein, und wenn ich mir Alles auch in noch so nüchternen Zahlen berechne, und sogar meine Liebe ganz aus dem Spiele lasse — das Facit bleibt immer das

gleiche: Klärchen iſt gegen Bertha die für mich reichere Braut! Und drum laß mich auch nur dieſe zur Frau erwählen! Sie mit ihrem Reichthum in der Armuth, aber weit von mir weg weiſen laß mich in der Anderen die Armuth im Reichthum!"

„Na, Junge, biſt Du endlich fertig geworden?" fiel der Vater verlegen ein, als Fritz abgeſpannt innehielt. „Du haſt ja auf meinem Herzen herumgehämmert, als ob ich nur einen Pflaſterſtein im Leibe trüge!"

Doch ſchon wieder fuhr Fritz in neuer Erregtheit fort: „Und bei Gott, wenn ein Mädchen auf der weiten Welt es ſich ehrlich und ſauer verdient hat, eines wohlhabenden Mannes Frau zu werden, ſo iſt es Klärchen! Es iſt ja wahrhaftig ſchon traurig genug, daß heutzutage die meiſten Männer viel mehr aus Spekulation, als aus Liebe in den Eheſtand treten. So gönne wenigſtens mir das ſeltene Glück, nur mein Herz befragen zu dürfen, damit die Menſchen von mir ſagen können: ‚Gottlob, da iſt doch auch wieder einmal Einer, der ein armes Mädchen aus bloßer Liebe geheirathet hat'." —

Die Hände des Vaters ſtürmiſch in die ſeinigen preſſend, ſchloß er dann: „Und zuletzt, guter Vater, denk' auch noch daran, welch ein liebes, herziges Schwiegertöchterchen ſie Dir werden wird! Ja gewiß, Keine auf der ganzen Welt wird Dich ſo dankbar auf den Händen tragen! Und Dein ganzer Lebensabend ſoll durch unſere Liebe verklärt werden!"

„Jetzt weiß ich aber mehr, als genug," rief Herr Duwe und ſprang dabei auf. „Kein Wort mehr will ich hören. Drängen, das merke Dir gar wohl, laß' ich mich ſchon gar nicht. Jahre lang haſt Du ſelber zu Deiner Liebe gebraucht, und ich ſoll jetzt in einer Stunde damit fertig

werden? Drum nochmals, mein Junge, laß mich jetzt in Frieden! Mir brummt der ganze Kopf. Erst muß es darin wieder ruhig werden, und dann reden wir mit einander das letzte Wort.“ —

Trotz dem scheinbaren Unmuth, mit dem Herr Duwe dieſe Worte geſprochen, lag doch ein ſo ganz anderer, herzenswarmer Ton darin, daß Fritz ſich nicht mehr getraute, auch nur ein einziges Wort hinzuzufügen, und mit einem bewegten „Guten Morgen, lieber Vater!“ verließ er raſch deſſen Zimmer.

Mit großen Schritten ging Herr Duwe erregt darin auf und ab. Gleich einem Bienenſchwarme durchſchwirrte die ganze Unterredung ſein Hirn, und dabei lag's centnerſchwer auf ſeinem Herzen. Endlich, wie zu einem inneren Entſchluß gelangt, blieb er ſtehen, und ſchlug ſich vor den Kopf: „Recht hat mein Junge, hundertmal Recht! Ich hab's ihm nur nicht gleich zugeſtehen wollen. Ob aber dies Klärchen Steffens wirklich ſo iſt, oder vielmehr ſo bleiben wird? — Hat man's doch ſchon gar oft erlebt, daß gerade ſolche, vorher blutarme Mädchen, wenn ſie reiche Frauen werden, dann die allergefährlichſten ſind in ihren Anſprüchen und Gelüſten. Drum will ich ihr zuvor ganz kurios auf den Zahn fühlen, ob ſie mein Examen beſteht. Hätt' ich ſie nur ſchon hier!“ —

Da trat eben Johanna zu ihm ein, um als Küchenmeiſterin ihn noch etwas zu fragen. Er ging aber gar nicht darauf ein, und ſagte: „Später, liebe Hanne! Ich möchte jetzt lieber mit Klärchen Steffens bezüglich ihrer Mutter etwas Vertrauliches beſprechen. Rufe mir Klärchen deshalb ſogleich herein! Sag' aber ſonſt Niemandem davon! Ich verlaſſe mich darauf.“

„Ich bin doch keine Plaudertaſche, wie Doris," erwiderte Johanna faſt verletzt, und ſchnell huſchte ſie wieder davon, um Klärchen aufzuſuchen. —

Als dieſe wenige Minuten darauf die Treppen hinaufſtieg, ſchlug ihr das junge Herz gar ängſtlich, denn ſie dachte ſich nichts Anderes, als daß Herr Duwe von ihrer Liebe zu Fritz etwas bemerkt habe, zumal geſtern Abend, und daß er ſie deshalb nun ſtrenge zur Rede ſtellen würde. Die Hand zitterte ihr beim Anklopfen, und wie ſie dann zaghaft eintrat, brachte ſie kaum ihren „Guten Morgen!" heraus. Mit dem jovialſten Geſicht ſtreckte jedoch Herr Duwe ihr ſogleich die Hand entgegen, und es fiel ihr wie ein ſchwerer Stein vom Herzen.

„Nein, Gottlob!" dachte ſie, „er hat Nichts gemerkt."

„Freut mich, freut mich, liebes Fräulein, daß Sie ſo ſchnell zu mir kommen," begann er, indem er aufſtand und ihr einen Stuhl zu ſich heranrückte.

„Und nun ſetzen Sie ſich gemüthlich zu mir her, damit wir ein wenig zuſammen plaudern können, und zwar," — fügte er bedeutſam hinzu — „etwas ſehr, ſehr Wichtiges."

Nun überkam ſie eine neue Angſt und mit roth gewordenen Wangen ließ ſie ſich nieder. Da kam dem Herrn Duwe ihr Geſicht lieblicher und ſympathiſcher vor, als noch je, und ſchmunzelnd dachte er bei ſich: „Kann's meinem Jungen nicht übel nehmen."

„Sie werden ſich's wohl ſchon gedacht haben," fuhr er fort, „daß, wenn ich mit meinen zwei Töchtern im Herbſt nach Königsberg ziehe, dann auch meine Zwillingsjungen das Johanneum verlaſſen und bei mir ſelber wohnen werden."

So betrübend dieſe Erklärung für ſie auch lautete, kam

ſie ihr doch nicht unerwartet, und ſie war froh, daß es ſich nur darum handelte.

„Ja leidergottes, Herr Duwe!“ erwiderte ſie. „Und es waren gerade unſere zwei liebſten Pflegeſöhne.“

„Na, na,“ unterbrach er ſie gutmüthig, „ich kann mir's wohl denken, wie hart Sie das ankommt. Aber ſehen Sie, mein liebes Kind, ich glaub' immer, daß es mit dem ganzen Johanneum nicht mehr lange halten wird, denn, wie ich unter der Hand gehört, will ſich Herr Direktor Weiſe wegen Kränklichkeit bald in den Ruheſtand begeben, und wer weiß, ob dann unter einem neuen Direktor nicht das ganze Johanneum in die Brüche geht.“

„Gott, was ſoll dann aus uns werden?“ dachte ſie ſich tief erſchrocken, und ihr ſchmerzlicher Blick ſprach es auch aus.

„Ei was, mein liebes Töchterlein, nur nicht gleich ſo verzagt ſein!“ tröſtete ſie Herr Duwe, der dieſe Wirkung gar wohl gemerkt. „Solche brave, tüchtige Menſchen, wie Sie und Ihre Frau Mutter, finden ſchon wieder eine paſſende Stellung, und eben wegen einer ſolchen will ich mit Ihnen reden. Zwar hätt' ich's zuerſt bei der Frau Mutter thun ſollen, aber, ehrlich geſtanden, ich habe mir's nicht recht getraut.“

„Warum nicht, Herr Duwe?“ fragte Klärchen verwundert, und ihr vorher zugeſchnürtes Herz ſchlug wieder freier.

„Ja, warum nicht? Ich weiß es ſelber nicht recht. Jedenfalls dacht' ich mir, daß Sie dabei das größte Wort mitzureden haben.“

„Ich? O nein, das hat immer nur die Mutter,“ erwiderte ſie ſehr beſtimmt.

„Recht ſchön und löblich, ein ſolches Verhältniß,“ ent-

gegnete Herr Duwe befriedigt. „In dieſem ſpeziellen Falle jedoch liegt die Sache etwas anders. Die gute Mutter iſt eine ältere Frau, die ſchon mit dem Leben abgeſchloſſen hat, und Sie ſind noch ein junges Mädchen, das erſt damit anfängt!“

Nach dieſem etwas geheimnißvollen Eingange fuhr er fort: „Ich habe nämlich hier in der Nähe einen guten Freund, und dieſer beſitzt ein ſehr großes Gut, auf dem im nächſten Herbſt die Stelle einer Wirthſchafterin frei wird. Arbeit genug, doch auch ſehr gute Bezahlung, vielleicht noch beſſer, als im Johanneum; dabei ein eigenes Häuschen mit Garten. Aber, aber, mein gutes Töchterlein, — und das iſt eben mein Skrupel, — grenzenlos einſam. Was meinen Sie wohl davon, liebes Klärchen?“

„O, ich denke mir, daß die Mutter Ihnen ſehr dankbar wäre, wenn Sie ihr dieſe Stellung verſchaffen wollten, ſo weh es ihr auch thun wird, das Johanneum zu verlaſſen. Neue Arbeit, neuen Verdienſt haben wir ja ſo nothwendig.“

„Wird es aber nicht Ihnen ſelber, liebes Fräulein, zum Sterben langweilig ſein,“ forſchte er weiter, „in ſolch grenzenloſer Einſamkeit leben zu müſſen, und gar in der Winterszeit, wo man dort viele Monate tief eingeſchneit iſt? Mein Freund hat auch nicht einmal Kinder, und haust nur mit einer kränklichen Frau, die mit gar Niemandem Umgang haben will. Und Sie mit Ihrem jungen, frohen Herzen, würden Sie eine ſolche Oede wohl aushalten können?

„Warum nicht, lieber Herr Duwe?“ entgegnete ſie ſehr ruhig. „Wenn die Mutter und ich tagsüber Arbeit genug haben, dann giebt's doch keine Langeweile für uns; für den Abend habe ich ja dann mein Klavier, und gute Bücher zum Vorleſen. Du lieber Gott, auch in Königsberg war

ich's ja nicht anders gewöhnt. Unſere Mittel erlaubten mir keinen Theaterbeſuch, und nach Geſellſchaften hatt' es mich nie verlangt. Was gab es doch auch immer im Hauſe zu thun! Da fand ſich das Daheimbleiben ganz von ſelber. Ich hab' aber deshalb doch Nichts entbehrt. Ach, es war ja zu Hauſe ſo ſchön, und ſogar nach unſeren Spaziergängen am Sonntag Nachmittag hab' ich mir bei jeder Heimkehr auf's Neue gedacht: daheim iſt's doch noch am Allerſchönſten. Und wiſſen Sie, lieber Herr Duwe: wer in ſolchen Schuhen geſteckt hat, wie ich, der verlangt ſich gar Nichts Beſſeres, und wenn wir das ganze Jahr miteinander eingeſchneit wären: für den nöthigen Sonnenſchein ſorgen wir dann ſchon ſelber."

Herr Duwe mußte ſich ordentlich zuſammennehmen, um Klärchen nicht ſchon jetzt als liebes Schwiegertöchterlein in die Arme zu ſchließen, ſolch erwärmendes Licht hatte ſich über ihn ausgegoſſen. Er wollte ſie aber auch noch nach anderer Richtung ausforſchen und mit erzwungener Ruhe ſagte er: „Sie ſind ein liebes, braves Mädchen, und Ihre treue kindliche Liebe wird Ihnen gewiß immer nur Segen bringen. Doch nichtwahr, wenn Sie einmal bei meinem Nachbar mit der lieben Mutter eingetreten ſind, von hier nur eine Meile weit, dann kommen Sie auch recht oft nach Stavenau herüber! Mein Sohn wird unterdeſſen geheirathet haben, der holt Sie und die gute Mutter dann jeden Sonntag zu ſich ab und auch mit ſeiner jungen Frau müſſen Sie Freundſchaft ſchließen! — Wollen Sie das.

Mit niedergeſchlagenen Augen ſagte ſie darauf ein ſo zaghaftes, trauriges „Ja", daß es kaum zu hören war. Um ſo lauter rief es in Herrn Duwe's Herzen: „Herrgott, wie ſie ihn lieb hat, das gute, liebe Ding! Nun hab' ich ſie aber genug gequält."

Hierauf erhob er ſich, gab ihr die Hand und ſagte: „Nun dank' ich ſchön für Ihren lieben Beſuch, und ſchon morgen werd' ich mit der Mutter alles Weitere beſprechen. Nur bitt' ich Sie dringend, für heut vor ihr noch Alles geheim zu halten. Ich habe meine guten Gründe dafür."

„Seien Sie unbeſorgt! Ich kann ſchweigen wie das Grab," erwiderte ſie, „und für Alles, mein lieber Herr Duwe, was Sie Gutes mit uns vorhaben, dank' ich Ihnen ſchon heute vieltauſendmal."

Mit zitternder Stimme hatte ſie dieſe letzten Worte geſprochen, dann verließ ſie das Zimmer, kaum ſelber recht wiſſend, wie ihr zu Muthe war, und Freud und Leid ſtritten in ihrem ſchweren, bangen Herzen wirr durcheinander.

Kaum hatte ſie jetzt die Thür hinter ſich geſchloſſen, da ſchlug ſich Herr Duwe vor die Stirn, und rief: „O ich Thor, der ich war! Für die allerreichſte Braut hat mein Junge bei mir gefreit, und ich habe ſie ihm verweigern wollen, weil ſie mir zu arm geſchienen! O pfui, pfui, dieſes verfluchte, gemeine Geld! Nun ſchäm' ich mich vor mir ſelber. Aber warte jetzt nur, mein Junge, großartig ſoll Alles wieder gut gemacht werden! Wie ſtell' ich's aber nur an? Hm, hm, ſo was ganz beſonderes möcht' ich mir ausdenken, um meinen Rückzug anſtändig zu bemänteln. Wie wär's denn, wenn ich heute Mittag einen neuen Trinkſpruch losließe, und ſogleich auf die Zwei als Brautleute ein donnerndes Vivat ausbrächte? — Nicht übel, und doch gefällt's mir nicht recht. Na, das Richtige wird mir ſchon noch kommen. Nur keine Verdemüthigung vor dem eigenen Jungen! Das giebt's nicht für mich."

Noch lange vor ſich hinſinnend blieb er ſitzen. Da, auf einmal, flog es wie ein Blitzſtrahl über ſein Geſicht, er

ſchmunzelte ſehr befriedigt und rieb ſich die Hände dabei. Ob ihm wohl das Richtige jetzt ſchon gekommen war? —

Nach der ſtürmiſchen Unterredung, in der Fritz ſeinen Vater heute Morgen verlaſſen, fürchtete er ſich, ihm nur vor's Geſicht zu kommen, und auch vor dem Wiederſehen Klärchen's war ihm ſo bange, daß er ſich jetzt viel lieber nochmals in das wildeſte Schlachtgetümmel zurückgewünſcht hätte, als mit ſo verwundetem Herzen unter ſeinen Liebſten umherzugehen.

Erſt ſaß er lange Zeit in ſtummem Hinbrüten auf ſeinem Zimmer, dann ließ er ſein Pferd ſatteln und ſprengte planlos auf dem weiten Gutsgebiet umher, deſſen Herr er jetzt war, und an deſſen Beſitz er ſich doch nicht von Herzen erfreuen konnte.

Auch draußen in der Natur, welch ein Gegenſatz von geſtern und heute! Wo geſtern über ſonnigen Saaten die Lerchen ſangen, ſchwankten heute die Raben in dunſtigem Nebel krächzend umher — ſo ganz das Abbild ſeines eigenen Innern. Sein einziger Troſt war nur, daß er Klärchen ſeine Liebe wenigſtens nicht mit beſtimmten Worten geſtanden und nicht freventlich ihr junges, ſchuldloſes Herz in das Wirrſal ſeines Grames mit hineingezogen hatte. Mitunter ſchöpfte er auch aus den letzten Worten ſeines Vaters eine ſchwache Hoffnung, daß ſein geldſtolzes Herz ſich doch noch erweichen laſſe. Wenn aber nicht, wie ſollte ſich dann ſein ſpäteres Verhältniß zu ihm geſtalten, an dem er bisher mit ſo zärtlicher Liebe gehangen, und dem er für ſeinen großmüthigen Rücktritt ſo viel Dank ſchuldig geworden?

So war das gefürchtete Mittagsmahl herangekommen. Mit aller ihm möglichen Faſſung erwartete er dabei den Vater und Klärchen. Doch was war das nur? Als ob

nicht das Mindeſte heute früh vorgefallen wäre, ſo freundlich begrüßte Herr Duwe ſeinen Sohn, und auch die Geliebte hatte ſo klare, ruhige Augen. Daß ſie noch vor einer Stunde ganz roth geweint waren, konnte er freilich nicht mehr bemerken. Nach dem ſchweren, letzten Kampfe der Entſagung hatte ſie auch wirklich den alten Herzensfrieden wieder errungen und ſie dankte jetzt im Stillen dem Himmel dafür, daß bei dem drohenden Zuſammenbruch des Johanneum's ihr und der Mutter ſchon wieder eine neue Stätte der Arbeit und des Verdienſtes von Herrn Duwe in Ausſicht geſtellt war. Als jetzt die Räthin ihre Tochter ſo ruhigen Gemüthes wiederſah, und auch Fritz mit ſeinen Blicken auf's Aeußerſte zurückhaltend war, da kam ihr der geſtrige Argwohn wie ein Trugbild vor, vor dem ſie ſich nicht länger mehr fürchten wollte. Sogar manch derben Witz des Herrn Duwe ließ ſie ſich gerne gefallen. Zuletzt ſcherzte dieſer auch noch mit Klärchen in ſolch ausgelaſſenem Humor, daß dieſe wohl oder übel über ihn lachen mußte. Fritz glaubte zu träumen, als er ſeinen Vater ſo verwandelt ſah, und immer verblüffter blickte er ihn an. Konnte er ſich doch gar nicht denken, daß er ſeine Geſinnung völlig verändert habe! Denn es war nicht ſeine Gewohnheit, von einem einmal gefaßten Entſchluſſe raſch wieder abzugehen. Ebenſowenig konnte er es aber für möglich halten, daß ſein Vater in ſeiner frohen Laune nur ein wohlbedachtes grauſames Spiel mit ihm treibe. Dazu war deſſen Herz bei all ſeiner Derbheit doch wieder viel zu gut. Wie ſollte er es drum nur deuten? Das Wunder, das Klärchen's Beſprechung am Herzen ſeines Vaters gewirkt, blieb ja für ihn, wie alle Anderen, noch ein Geheimniß.

Nun war auch der Abend ſchon herangekommen, und

Alle ſaßen in traulichen Geſprächen beim Thee, den Johanna kredenzte. Mit einem Male flog es wie ein Lichtſchimmer über Herrn Duwe's Geſicht, und er rief, für Alle gleich räthſelhaft: „So, meine Lieben, nun kann's losgeh'n! Und gebt Acht, Etwas, was Ihr Euch am Allerwenigſten erwartet!“

„Was denn, Papa?“ rief die ſtets vorwitzige Doris.

„Still, Naſeweis!“ herrſchte er ſie gutmüthig an, dann fuhr er ſeltſamen Tones fort: „Nichtwahr, da denkt Ihr Euch wohl, daß ich nur ein tüchtiger Wirthſchafter ſei, der von Pferden, Ochſen und Kühen, Feldern und Wieſen Etwas verſtehe, und auch aus ſeinem Gut die möglichſt große Rente herauszuziehen wiſſe! Na ja, das glaub' ich auch aus dem Fundament zu können, doch verſteh' ich auch, ein Märchen zu erzählen,“ — fügte er geheimnißvoll thuend hinzu — „und wartet einmal, was für eines!“

„Du, ein Märchen?“ rief einer der Zwillingsjungen.

„Na, erinnert Ihr Euch denn nicht mehr, wie viele Märchen ich Euch ſchon an langen Winterabenden voreinſtens vorgeleſen und vorerzählt?“

„Aber ſo fange doch an, Papa!“ drängte Doris.

Behaglich ließ er ſich hierauf in ſeinen Lehnſtuhl zurückſinken und ſagte: „Doch erſt bitt' ich mir lauter frohe Kindergeſichter aus, ſonſt könnt ihr mein Märchen gar nicht verſtehen! Alſo hübſch aufgemerkt!“

Fritz ſah ſtill vor ſich hin und Klärchen ſchlug ebenſo das Auge nieder. Sie Beide konnten ſich gar nicht vorſtellen, was das für ein Märchen ſein ſollte, und was er überhaupt mit deſſen Erzählung vorhabe. Zu bloßen Scherzen waren ſie ſo gar nicht geſtimmt.

Da begann Herr Duwe: „Es war einmal ein König, der hatt' einen Sohn, und dem wollt' er ſein Reich übergeben, weil er ſelber ſchon alt geworden war. Und auch ſchon eine junge Königin hatt' er für ihn ausgewählt; das war eine gar ſchöne, ſtolze und auch reiche Prinzeſſin. Der Kronprinz wollte jedoch Nichts von ihr hören, denn er hatte ſich ſchon vorher auf der Jagd in ein blutarmes Waldkind verliebt, das ganz allein bei der Mutter wohnte, und noch um gar vieles reizender ſein ſollt', als die Prinzeſſin."

Fritz und Klärchen ſahen einander ängſtlich an. Wie wird das Märchen nur weiter lauten? Auch die Räthin und Rudolph machten jetzt gar ernſte Geſichter. Theilnahmsvoll, bald auf den Vater, bald auf den Bruder, blickte Johanna, und nur Doris nebſt den Zwillingen horchten mit frohen Augen auf die Fortſetzung.

Herr Duwe fuhr dann auch ſchon fort: „Darob entbrannte nun zwiſchen dem König und ſeinem Sohn ein gar grimmiger Streit, und um dieſen zu ſchlichten, lud der Vater die Prinzeſſin auf ſein Schloß, während der Sohn eben auf der Jagd war. Und auch jenes Waldkind ließ er durch zwei Diener herein führen. Dem ward ein neues Kleid angethan, und es ſollte die Prinzeſſin bei der Tafel bedienen."

Wieder hielt Herr Duwe in ſeiner Erzählung inne und ſah mit mild forſchendem Auge auf Fritz und Klärchen, die vor peinlicher Spannung kaum mehr zu athmen wagten. Einen Engel hätte man jetzt durch die Stube fliegen hören können, ſo todtenſtille war es darin geworden.

Nun hub Herr Duwe von Neuem an, und man hörte es ſeiner Stimme an, wie er im Herzen immer bewegter

ward: „Da trug denn das arme Waldkind, das wirklich noch um Vieles reizender war, als die Prinzeſſin, Meſſer und Gabeln, Teller und Schüſſeln vor dieſe hin auf den Tiſch, und das Alles war aus eitel Silber und Gold. Kaum hatte die Prinzeſſin aber nur ein Stück davon mit der Hand berührt oder auch nur mit dem Blicke geſtreift, da ward all' das hochedle Metall in gemeines Kupfer und Blei verwandelt. Sogleich kam aber auch der Küchenmeiſter ganz erſchreckt hereingeſprungen, um noch ein anderes Wunder zu melden, denn draußen auf dem Geſindetiſch, daran jenes Mägdlein ſich vorher ſatt gegeſſen, da lagen Teller, Schüſſeln und Becher, vorher alles aus Zinn, in eitel glänzendes Gold verzaubert. — Wie dann der alte König das eine Wunder an der Tafel der Prinzeſſin geſehen, und dann auch, da er hinausgeeilt, das andere draußen am Geſindetiſch, da ward ſein Geiſt auf einmal wie von himmliſchem Licht erleuchtet, und er rief aus: ‚Beim allmächtigen Gott, das iſt doch wunderbar! Das Gold und Silber, das die Prinzeſſin berührt, wird Kupfer und Blei, und in der Hand des armen Waldkindes wird das Zinn zu Gold. Daraus erkenn' ich, wer die reichere Braut ſei für meinen Sohn.' — Wie der König das ſagte, da trat der Kronprinz ſoeben von der Jagd in den Saal herein. Und wie er nun ſein geheimes Liebchen und die Prinzeſſin ſo neben einander ſah, da neigte er vor dem armen Waldkinde, wie vor einem Engel des Himmels, ſein Haupt, und trotzig ſah er der Prinzeſſin in das ſtolze Geſicht. Da war dieſe mit vor Zorn und Scham flammenden Augen von der Tafel aufgeſprungen und hinausgeſtürzt, und das Waldkind ſah voll Demuth und verſchüchtert vor ſich hin. Jetzt ergriff der alte König des Mägdleins

zitternde Hand, legte ſie in die andere ſeines hocherſtaunten Sohnes und rief: ‚Hier ſteht Deine vom Himmel geſegnete Braut! Alles, was ſie angerührt, hat ſie in Gold verwandelt, und mein hartes Herz in ein weiches. Nun wüßt' ich wahrhaftig in meinem ganzen Reiche keine liebere Schwiegertochter, als dieſe arme Magd, und auch keine reichere noch obendrein. Möge ſie nur an Dir, an Kind und Kindeskindern, ihre Zauberkunſt allzeit bewähren!' — Und alſo ward das arme Waldkind die junge Königin, und wenn ſie nicht Beide geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch. — Ich bin mit meinem Märchen zu Ende" — ſchloß er jetzt mit bebender Stimme — „und verſteht Ihr nun wohl auch, was ſein Sinn bedeuten ſoll?"

Wie traumverloren hatte Fritz ſeinen Vater bisher angeſtarrt, Klärchen hielt tief den Kopf geſenkt, das Herz ſchlug ihr zum Zerſpringen, und die Räthin griff ſich verwirrt an die Stirn. — Jetzt aber ſprang Fritz jählings auf, faßte ſein Klärchen bei der Hand und rief mit halberſticktem Athem: „Vater, bin ich jener Kronprinz und dieſe hier jenes Waldkind, das ſo zu zaubern verſteht?"

„Na, freilich, freilich! mein Junge!" erwiderte Herr Duwe und mit weit ausgeſtreckten Armen rief er dann: „Fritz, Klärchen! An mein Herz! Mein Zaubermärchen ſoll an Euch zur Wahrheit werden! Und auch Sie, liebe Frau Räthin, ſtimmen doch mit ein?"

Küſſend und weinend lagen die Zwei jetzt an ſeiner Bruſt, und wieder hielten ſie ſich ſelber in langer Umarmung verſchlungen. Dann wieder flog Klärchen an's Herz ihrer Mutter, und Fritz küßte deren Hand. Und welch ein allgemeines Glückwünſchen ward es dann! Wie helle Glocken

der Freude klang's durch die Stube, wie ſegnende Stimmen des Himmels in die Herzen dieſer guten Menſchen. —

So war das arme Klärchen Steffens die Braut des reichen Fritz Duwe geworden, und Beide wußten noch immer nicht, ob all ihr Glück nur ein Zaubermärchen ſei, oder leibhaftige Wahrheit. . . . .

Zweites Kapitel.

Mitten unter dieſen glücklichen Menſchen ſtand Vater Duwe mit ſtrahlendem Geſicht und auf keine That ſeines Lebens war er noch ſo ſtolz geweſen, als auf dieſe großartige Wirkung ſeines erfinderiſchen Genius. Jeder Poet von Profeſſion, — dachte er ſich im Stillen — dürfte allen neun Muſen für einen gleichen Effekt die Hände küſſen. Noch ſtundenlang ſaßen dann Alle ſeelenvergnügt bei der Punſchbowle zuſammen.

Und was war es dann nach dieſem Märchenabend eine glückſelige Nacht geworden! . . .

In ſo manch früherer hatte die Räthin keinen Schlaf finden können, da ſie ſammt ihren Kindern noch zu Jenen zählte, die ihr Brod mit Thränen aßen. In der heutigen Nacht *wollte* ſie gar nicht ſchlafen, ſo wenig, wie die bräutliche Tochter. Ein ſo wohlthuendes Wachen, wie heute, hätten ihr ja auch die lieblichſten Träume nicht zu erſetzen vermocht.

Ein herber Tropfen war in dieſem Freudenbecher für die Räthin freilich beigemiſcht. Ohne Klärchen's Hülfe

das Johanneum fortzuführen, dafür fühlte sie sich auch mit Aufraffung all ihrer Körperkraft doch nicht stark genug und auch Rudolph gönnte sie so gerne die Erfüllung seines Lieblingswunsches, in Berlin seine Studien vollenden zu dürfen. Hätte er doch von selbstverdientem Gelde jetzt dort leben können! So war denn ein ganz einsamer Wittwenstand das Loos ihrer Zukunft geworden und schon in der heutigen Nacht suchte sie sich mit dem Gedanken zu befreunden, in ihrer kleinen Vaterstadt den Rest ihres Daseins auszuleben. Ohne jede Bitterkeit legte sie sich diese Zukunft zurecht. „Ist's denn nicht das Loos der Eltern, — dachte sie sich — daß sie ihre Kinder zu braven, tüchtigen Menschen erziehen, deren Glückswege bereiten helfen und sie dann darauf weiter gehen lassen, auch wenn Vater und Mutter im Alter einsam und hülfsbedürftig zurückbleiben? — Ja, die selbstloseste Liebe auf Erden ist und bleibt die Elternliebe. Seit allen Zeiten war Entsagung ihr Loos, und auch ich will mich demselben ergebungsvoll unterwerfen!"

Mit diesen Gedanken war die Räthin endlich gegen Morgen eingeschlafen, und kaum wieder aufgewacht, ließ Fritz sie um eine Unterredung bitten.

Bald darauf saßen sie auch nebeneinander, und ihr künftiger Schwiegersohn begann: „Gestern hab' ich bei meinem Vater um Ihre liebe Tochter geworben, heute, meine liebe Mama, komm' ich zu Ihnen, um Sie selber für mich zu werben."

„Wie soll ich das verstehen, lieber Fritz?" fragte Frau Steffens, als dieser einen Augenblick innehielt.

„Sehen Sie, liebe Mutter," erwiderte er treuherzig, „ich möchte mein liebes Klärchen zu einer so glücklichen Frau in meinem Hause machen, daß ihr auch gar kein Wunsch

mehr darin übrig bliebe. Nur ſelten wird man aber eine Tochter finden, die mit ihrer Mutter bisher in ſolch zärtlicher, tiefinniger Liebe verbunden war, im Leid faſt noch mehr, wie in der Freude, und drum kann ich mir mein Klärchen ohne Sie, von Ihnen losgelöſt, wenn auch nur leiblich, gar nicht denken."

„Warum nicht, lieber Fritz?" fragte ſie mit freudiger Ruhe. „Auch Klärchen wird nach dem Spruche handeln: das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und ihrem Mann anhängen. Drum machen Sie ſich darüber gar keine Unruhe! Und Klärchen's Herz bleibt mir ja dennoch, auch in der Ferne, ſo weit ich's als Mutter noch für mich beanſpruchen darf."

„Ich habe keine andere Auffaſſung von Ihnen erwartet, gute Mama," entgegnete Fritz, „und dennoch wiederhole ich ſo dringlich, wie nur möglich, meine vorige Bitte, daß Sie bei uns bleiben mögen." —

Helles Glück ſtrahlte jetzt aus den Augen der Räthin, da ſie eine ſo lichte Zukunft ihrer alten Tage vor ſich ſah. Sie konnte ſich aber doch nicht enthalten, mit mildem, geiſtvollem Lächeln zu fragen: „Und fürchten Sie ſich gar nicht vor dem Begriff einer Schwiegermutter, mit dem in allen Ländern und zu allen Zeiten ſo viel Bosheit, Hinterliſt und Bedrückung für den armen Schwiegerſohn ſprüchwörtlich verbunden iſt?"

„Pah, dieſe albernen, frivolen Witze!" erwiderte er lachend. „Und wie ſind ſie auch ſinnlos! — Da ſollen die Schwiegermütter wahre häusliche Drachen ſein, und dieſelben Frauen ſind doch auch die Mütter der unſrigen, denen ſie ihre Tugenden vererbt und anerzogen haben! Dann ſind ſie aber auch die Großmütter unſerer Kinder, und derſelbe

Volksgeiſt kann deren Bild mit Stift und Wort nicht poetiſch genug darſtellen! Iſt das nicht ein grober Verſtoß gegen alle Logik? Nun, es mag ja viele Schwiegermütter geben, bei denen dies Gewitzel zutrifft. Vor Ihnen jedoch, gute Mama, fürcht' ich mich keinen Augenblick, ſondern ich werde Sie wie einen guten, friedlichen Hausgeiſt, ja, wie eine zweite Mutter bei mir aufnehmen. Meine wirkliche hab' ich ja ſchon in früheſter Kindheit verloren. Und auch daran denken Sie, liebe Mama: meine Wirthſchaft iſt eine gar große und der Arbeit darin giebt's übergenug. So iſt Ihnen auch der zarteſte Skrupel, an demſelben Tiſche mit uns zu ſitzen, dadurch genommen. Und wie wohlthuend wird es auch für uns ſein, in der hieſigen ländlichen Einſamkeit, zumal zu Winterszeiten, Ihren mir ſo ſympathiſchen Umgang mitgenießen zu dürfen! Drum, ſehen Sie, gute Mama, ſogar aus Egoismus bitt' ich Sie, bei uns zu bleiben. Auch mein Vater iſt damit einverſtanden, und Sie müſſen mein Klärchen fort und fort in der Kunſt unterrichten, Kupfer und Blei in Gold und Silber zu verwandeln."

„O Sie lieber, vortrefflicher Mann!" rief die Räthin tiefgerührt. „So nehmen Sie mich denn in Gottes Namen mit drein! Sie ſollen es nie zu bereuen haben, denn nichts Anderes will ich in Ihrem Hauſe ſein, als Liebe und Friede!"

„Das weiß ich," erwiderte Fritz, dann umarmte er ſie und eilte fort, um auch ſeinem Klärchen die tröſtliche Botſchaft verkünden zu dürfen. —

Des anderen Tages fuhr die Räthin mit dem glückſeligen Bräutchen nach Königsberg zurück, um wie aus einem wunderbaren Märchenreiche dort wieder in die alltägliche

Wirklichkeit einzutreten. Rudolph mit den Zwillingen blieb noch während der vollen Osterferien in Stavenau, um erst sich noch zu erholen, und dann im Vereine mit Mutter und Schwester für das letzte halbe Jahr die gewohnte Thätigkeit im Johanneum aufzunehmen. Schon im nächsten Herbste sollte dann Klärchen's Hochzeit gefeiert werden, und Rudolph für ein Jahr die Berliner Universität beziehen. —

* * *

Und wie erging es unterdessen dem älteren Bruder?

Was der gesunde Hausverstand der Frau Bode, als Robert zuerst vor der Fabrik-Direktorstelle zurückgeschreckt, diesem mit den resoluten Worten entgegengehalten: „Was, Kaufmann und Fabrikant! Sie sind mehr, als das, denn Sie sind ein Genie, und das kann Alles, was es nur will" — diese instinktiv prophetische Theorie hatte schon wenige Wochen nach seiner Rückkehr in's Bode'sche Haus begonnen, immer voller und sicherer sich praktisch auszugestalten. Durch die strenge Logik und systematische Gliederung, mit welcher der nunmehrige Doktor Steffens seine akademischen nationalökonomischen Studien bisher betrieben, war eben sein Kopf auch für das Erfassen technischer und commerzieller Praxis ungewöhnlich befähigt und geschult. Das anfängliche Wirrsal all der ineinandergreifenden Arbeitsspulen, deren Schwirren und Sausen ihn erst betäubt, lag gar bald als übersichtlicher, strenggegliederter Organismus vor seiner Anschauung. Daß er trotz dem philosophischen Doktorhut auf diesem ganz neuen Arbeitsgebiet mit seinem Wissen von vorn anfangen mußte, dieser Erkenntniß hatte er sich keinen Tag verschlossen, und ebensowenig deren geschämt. Er wußte drum aber auch, daß er in den ersten Lehrmonaten sein sonst so

raſch einſpringendes Wort klug zu behüten und hundert Mal öfter Andere zu befragen, als ſelber zu reden hatte. Trotz dieſer ſtreng geübten Vorſicht mußte er es jedoch gar oft in ſeine Ohren hineinhören, wie der und jener Arbeiter ſich hänſelnd über ihn luſtig machte, und ſelbſt die Spinnmeiſter beantworteten mitunter nur mit verſtecktem Unwillen oder gar mit dem Beigeſchmack von Geringſchätzung ſeine unzähligen wißbegierigen Fragen. Nie jedoch that er dergleichen, als ob er ſich dadurch verletzt fühlte, er wartete vielmehr ruhig ſeine Zeit ab, wo er als eingelernter Direktor den ganzen Mechanismus mit feſter Hand zu leiten verſtünde. Der ihm allſeitig beigelegte Spitzname „Spinndoktor“ ſollte dann Allen, mit denen er eine Rechnung zu begleichen hätte, ſchon ausgetrieben und auch heimgezahlt werden.

Doch nicht nur das Witzeln und Spötteln über den doktorlichen Direktor war's, das Robert ſchon von vornherein verbitterte. Er galt weitaus der Mehrzahl der Arbeiter auch als ein eingeſchmuggelter Glückspilz, den ſie mit gehäſſigen Neidaugen anſahen. Der frühere bettelarme Beamtenſohn, den der Commerzienrath einſt aus Barmherzigkeit in's Haus genommen, haftete noch an ihm, wie ein entehrender Makel. Und ſeltſam, gerade dieſelben armen Leute, die oft ſo ungeſtüm eine Verbeſſerung ihrer eigenen Lage herbeiſehnten, konnten es am allerwenigſten vertragen, daß Einer, der nicht einmal zu ihnen gehörte, vom blinden Glück ſo ganz unverdient bevorzugt worden war.

Auch dieſe Wahrnehmung war dem Scharfblick des Direktors nicht entgangen, und ſie hatte auf ſeine ganze Beurtheilung des Arbeiterſtandes noch viel ſchlimmer eingewirkt. Seine lautere Natur verſpürte dieſe dumpfige Neidathmosphäre, ſo oft er nur einen Spinnſaal betrat, und

ſein ohnedem nie ſehr offen hervortretendes Gemüth ward ihm noch vollends zurückgedrängt und erkältet. Aus jedem düſteren Blick, auch wenn er wirklich der traurige der Noth und Gedrücktheit war, argwöhnte er, daß nur die Scheelſucht ihn anſtiere. So wurde der Verdacht: nur niedrige, jeder beſſeren Empfindung baare Creaturen unter ſich zu haben, ſtets unzertrennlicher ſein mißmuthiger Begleiter in der Spinnerei. Und, wie es dann nicht anders kommen konnte: die hehre Herzenskönigin, die Menſchlichkeit, und deren ſchöne Tochter, das Mitleid, hielten jetzt immer ſeltener erhebende Zwieſprache mit ſeinem Herzen.

Der einzige Mann von allen Bedienſteten des großen Arbeitgebietes, zu dem Doktor Steffens ein liebevolles Zutrauen beſaß, war der nun ſchon ſiebzigjährige Buchhalter Zeiſig. Schon in ſeinen Studentenjahren war Robert dieſem Hausfaktotum näher getreten, und Lexi hing ſeit ihrer erſten Kindheit an dem gemüthlichen alten Herrn, wie an einem zweiten, guten Papa, den ſie gar oft in ihr vereinſamtes Herz hatte ſchauen laſſen, für das ſie beim wirklichen Vater kein Verſtändniß gefunden. Auch ihre heimliche Liebe zu Robert war für den Buchhalter ein aufgeſchlagenes Buch, das er von den erſten Seiten an mitgeleſen, wenn ſie auch nie ein Wort ihm daraus anvertraut hatte. Und als dann nach dem Tode des Commerzienrathes ſeine jetzige Herrin die Oberleitung der Spinnerei an Robert übertragen hatte, da erkannte Niemand beſſer, als er, welch ein Hintergedanke in dieſem Entſchluſſe verſteckt lag. Vom rein kaufmänniſchen Standpunkte konnte er zwar dieſe ſeltſame, ſo recht frauenhafte Maßregel nicht billigen, und jeder fremde, ſchon geſchäftskundige Direktor wäre ihm für den ſicheren Fortbeſtand der Fabrik viel lieber geweſen. Sein Herz war je-

doch der Fürſprecher bei ſeinem Kopfe geworden, und ſo wollte er wenigſtens ſein Mögliches thun, um, zumal aus Liebe zu Lexi, dem unkundigen jungen Manne die Kenntniß und Erfahrung ſeines vierzigjährigen Arbeitslebens als ſelbſtſuchtloſer Lehrer zu Gute kommen zu laſſen. Er that dies auch um ſo lieber, als er Robert's ungewöhnlichen Scharfſinn im Erfaſſen der neuen Verhältniſſe ſofort erkannte und drum auch das Schwerſte gleichſam ſpielend ihm beibringen konnte.

Nur Eines hatte er fortwährend an ihm auszuſetzen und alle lehrreichen Ermahnungen deshalb waren an der Gemüthsart ſeines Schülers bisher abgeglitten: das war die ganze Art und Weiſe, mit der Robert ſeinen Arbeitern gegenübertrat. Der Reſerveoffizier, der noch in dieſem Jahre im Felde geſtanden, ſteckte noch zu ſehr in ihm, und zur zweiten Natur war ihm eine gar zu ſchroffe militäriſche Disciplin geworden, die ſich die Arbeiter, zumal von ihm, nicht willig gefallen laſſen wollten. Die ärgſten Zornesausbrüche und die brutalſten Schimpfworte des Commerzienrathes ſchienen ihnen einſt leichter zu ertragen, weil ſie wußten, daß ihr damaliger Herr das Geſchäft aus dem Grunde verſtanden.

So hatte ſich denn zwiſchen Direktor Steffens und ſeinen Untergebenen ein Verhältniß herausgebildet, das auf beiden Seiten nur Unluſt und Mißtrauen erzeugte. Sie hielten ihn für einen hochmüthigen, kaltherzigen Glücksſtreber, dem ſie jeden Schabernack ſpielten, wenn ſie dieſen ſtraflos ihm anthun konnten; und er hinwieder ſtand alltäglich auf der Lauer, ob er nicht irgend einem Complott auf die Spur kommen, oder verſteckten Ungehorſam energiſch zurechtweiſen könnte.

In dieſer tiefgehenden, heimlichen Verſtimmung Robert's war es denn auch kein Wunder, daß er auf die Tage ſeines akademiſchen Studiums oft wie auf ein verlorenes Paradies zurückſchaute, und dieſer innere Zwieſpalt verlieh auch ſeiner ganzen Lebensanſchauung eine düſtere Farbe. Deshalb aber dem, ihm vom Schickſal aufgedrungenen neuen Lebenswege den Rücken kehren, und die über den Strom ſeines früheren Berufes abgebrochene Brücke wieder auf's Neue ſchlagen? Gott bewahre, zu ſolch feiger Flucht war Doktor Steffens nicht der Mann. Nein, mit erſt recht willensfeſtem Anlauf ſuchte er hohnlachend über jedes Hinderniß hinwegzuſetzen und, wie als einſtiger Oberprimaner mit dem Bode'ſchen Bedientengeſindel, gedachte er nun auch mit dieſer „Arbeiterbande" als deren Direktor fertig zu werden. —

Nur ein flüchtiges Vierteljahr war jetzt verfloſſen, ſeit der früher ſo lautere, wenn auch ſtolz und kalt angelegte Charakter Robert's mit der Alltagsproſa dieſes Fabrikbetriebes in Berührung gekommen war, und ſein beſſeres Selbſt hatte ſchon ſo bedenklich Schaden gelitten. Die Schwingen ſeines Geiſtes waren von unedlen Leidenſchaften ſchon zu ſchwer belaſtet und trugen ihn nicht mehr hinan in's Reich des Idealen, das, wenn im rechten Geiſt aufgefaßt, auf jedem, wenn auch noch ſo materialiſtiſchen Gebiete gewahrt und gepflegt werden kann! —

War denn nicht Lexi ſelber der vollkommenſte Beweis dafür? Ob aber auch ſie, oder ihre Mutter, dieſe unſchöne Umwandlung ihres Lieblings ſchon wahrgenommen hatte?

Auch in Robert Steffens war eine Doppelnatur verkörpert. So wortkarg und barſch er in der Spinnerei ſein Recht ausgeübt, ſo voll herzgewinnender Freundlichkeit und zarter Rückſicht verkehrte er mit den beiden Frauen im

Hauſe, in das er mit größter Selbſtbeherrſchung faſt niemals eine Spur von Verſtimmung mit herübergebracht. Und wenn je einmal ein großer Ernſt, oder gar ein düſterer Zug in ſeinem Geſicht ihn zur täglichen Beſuchszeit begleitete, und Frau Bode oder Lexi ihn deshalb beſorgt beredeten: jedesmal hatte ein einziges Wort von ſeiner Seite genügt, um ſeine Verſtimmung durch irgend einen, ſo leicht begreiflichen Aerger in der Fabrik erklärlich und raſch wieder vergeſſen zu machen.

Das Spielen dieſer zweifachen Rolle in und außer dem Bode'ſchen Hauſe war ihm auch um ſo leichter geworden, als er, ſeinem eigenen Wunſche entſprechend, ſchon ſeit ſeinem Amtsantritt nicht, wie in den früheren Jahren, mit Mutter und Tochter unter einem Dache wohnte, ſondern in dem ganz neu und elegant für ihn eingerichteten oberen Stockwerk eines kleinen Nebenbaues, deſſen erſtes Geſchoß der kinderloſe Buchhalter mit ſeiner Frau ſchon von jeher innehatte. Wie er es gleichfalls gewünſcht, ward ihm das Eſſen ganz allein in ſeinem Zimmer aufgetragen, und nur des Abends beim Thee und gemeinſamen Muſiciren war er der gewohnte Hausgaſt. Dieſe Beſchränkungen glaubte er dem äußeren Anſtande, zumal Lexi gegenüber, ſchuldig zu ſein, und Mutter wie Tochter hatten mit ſeinem Zartgefühl dankbar übereingeſtimmt.

Daß alle Geſellſchaftskreiſe der kleinen Kreisſtadt dennoch über das Bode'ſche Haus die wunderlichſten Gloſſen-Variationen componirten und dieſe bei den jeweiligen Kaffeevisiten mit virtuoſer Zungenfertigkeit ſich gegenſeitig vorſpielten, dagegen war freilich nicht anzukämpfen. War doch die Eintönigkeit der hieſigen kleinen Verhältniſſe die eifrigſte Förderin ſolch boshaften Klatſches, und, was dieſen erſt recht in ſteter

Nahrung erhielt: das war die allgemeine Unbeliebtheit Robert's, im grellſten Gegenſatze zu deſſen hier einſt ſo populär geweſenem Vater.

Schon daß er damals Mutter und Geſchwiſter in der äußerſten Bedrängniß verlaſſen, war ihm als feige Flucht vor dem Schickſal der Seinigen angerechnet und auch heute noch nicht vergeſſen worden. Wer hatte viel danach gefragt, ob denn doch nicht auch höhere, edlere Beweggründe ihn zu ſeinem damaligen Entſchluſſe, bei den Bode's zurückzubleiben, beſtimmt haben mochten? War er dann mit Erwin in die Ferien heimgekommen, und ſo mancher Beamten- und Bürgerſohn, der gleichfalls draußen ſtudirte, ſah ihn mit ſeinem reichen Freunde die Stadt durchfahren und durchreiten, Beide in ganz gleich elegantem Anzug, dann blickten dieſe, minder vom Glück bevorzugten jungen Leute verächtlich zu ihm hinan, wie zu einem liſtigen Schmarotzer, von deſſen treuer Mentorſchaft für Erwin ſie keine Ahnung hatten. Und Robert, der dieſe niedrige Scheelſucht ſeiner früheren Schulgenoſſen gar wohl bemerkt und verachtet, hatte ſich dann erſt recht von Jahr zu Jahr ſtets verbitterter von ihnen fern gehalten. Daß die grollende Verſtimmung dieſer Söhne ſich dann auch deren Familien mitgetheilt, war natürlich geweſen, und ſo konnte ſich Robert Steffens ſchließlich des ſtolzen Vorzuges rühmen, der beſtgehaßte und auch am Meiſten vereinſamte junge Mann ſeiner Vaterſtadt zu ſein.

Nun war aber dieſer Doktor Steffens, der nach der allgemeinen Anſicht nur mit knapper Noth ſeine Studien abgeſchloſſen und im Leben ſonſt gar nichts geleiſtet hatte, auch noch auf dem beſten Wege, der erklärte Bräutigam der ſo reichen Fabrikantentochter Alexandra Bode zu werden! — Wahrlich, ein für Dritte geradezu rein unerträgliches Glück,

zumal für ſo manche Mutter eines gleich heirathsfähigen Sohnes! —

Und dennoch, wie man ſich ſchadenfroh zumunkelte, wollte es mit dieſer, Woche für Woche erwarteten Verlobung nicht recht vorwärts gehen. Was mochte das wohl für einen Haken haben? Daß die Trauerzeit daran ſchuld ſei, ließen die Wenigſten gelten, und täglich pfiffen die Stadtſpatzen ein andres Lied. Bald ſollte Frau Bode dieſes kecken Eindringlings ſchon überdrüſſig geworden ſein und darauf denken, ſich wieder langſam von ihm loszumachen, bald hatte Lexi jeden Gedanken an ihre Verlobung mit Robert aufgegeben, weil er im ſteten Hader mit den Arbeitern liege, für deren Wohl ſie Feuer und Flamme war; endlich war Robert ſelber die Urſache dieſes ſteten Aufſchubes der officiellen Verlobung, weil ſeine maßloſe Eitelkeit es nicht über ſich bringe, zu all dem rieſigen Vermögen Lexi's auch ihre mißwachſene Schulter mit in den Kauf zu nehmen — ein Beweggrund, der, weil für ihn viel zu ehrenhaft, auch nur von den Wenigſten geglaubt wurde. Doch ſei dem, wie immer, wenn Robert nur ſchließlich wieder abzog, ohne ſein geldſüchtiges Ziel erreicht zu haben, dann wollte man ſich gerne damit zufrieden geben, und jedem anderen, fremden Manne hätte man die auch heute noch überall hochverehrte Lexi lieber gönnen mögen.

Wie es immer im Leben geht, war ſowohl der Frau Bode, wie nicht minder dem Doktor Steffens ſelber, von ſogenannten guten Freunden dieſer Stadtklatſch in allen Einzelheiten wieder zugetragen worden, und während Robert's Menſchenverachtung dadurch nur noch üppiger in's Kraut ſchoß, fing Mutter Bode allmählich immer bedrängter an, ſich um ihrer Tochter willen heimlichen Kummer zu machen,

denn, daß Robert bei all seiner sich stets gleich bleibenden Liebenswürdigkeit zu einer förmlichen Werbung um Lexi's Hand so gar keinen Schritt vorwärts that, wollte diese gute Frau von Tag zu Tag weniger begreifen. Und konnte das denn wirkliche Liebe sein, die so lange zögerte, sich auszusprechen? Ihn aber, wenn auch noch so zart, darauf hinweisen? Nein, ganz unmöglich! Und so beschlich sie auch schon in manch einsamer Stunde die Reue darüber, daß sie den Freund Erwin's mit einer gewissen Gewaltthätigkeit in ihr Haus gezogen hatte. Könnte sie doch Alles wieder ungeschehen machen! So kann es ja nicht weiter gehen. Aber wie und wann wird es anders werden? —

Lexi hingegen, von Kind auf an ein verschlossenes Seelenleben gewöhnt, und in der Selbstbeherrschung längst Meisterin geworden, ließ selbst dem schärfsten Auge nicht merken, was auch sie bei diesem steten Schweigen Robert's zu leiden hatte. Das wußte nur des Nachts ihr verschwiegenes Zimmer, und über ihr der gleich schweigsame Himmel. Und plauderte mitunter auch am hellen Tag ihr bleiches Gesicht und ihr verschleierter Blick wider Willen davon etwas aus, so getraute sich dennoch die Mutter nicht, sie darum näher zu befragen. —

Nun war aber im Laufe der Zeit noch ein anderer, viel tiefer gehender Zwiespalt in Lexi's Seele gekommen, der sie fast noch mehr beängstigte, als alle scheinbare Nichterwiderung ihrer geheimen Liebe.

Robert hatte sich gegen sie zwar noch nie über die Arbeiter ausgesprochen, und wenn diese je einmal in zarter Wendung das Gespräch darauf lenkte, verstand er's immer, geschickt davon abzuweichen. Mit dem Zartgefühl ihres mitleidigen Herzens argwöhnte sie jedoch trotz alledem, daß der

junge Fabrikdirektor ſich nicht mit jener menſchlich ſchönen Theilnahme, die ſie ſeinem Gemüthe früher zugetraut, um das Wohl und Wehe der Arbeiter bekümmere. Immer ſchmerzlicher bildete ſich dieſer vermeintliche Gegenſatz in ihr aus, und brachte ſie zuletzt zum entſchiedenſten Bewußtſein: würde ſie Robert noch viel inniger lieben und noch viel höher zu ſeinem Geiſte hinanſchauen, was ihr freilich unmöglich ſchien, — nie und nimmer wäre ſie doch im Stande, für alle Zeit dem Manne ihr Herz zu ſchenken, und ihr Schickſal an das ſeinige zu ketten, der Jene lieblos oder gar verächtlich behandeln könnte, deren armſeliges Leben zu einem menſchenwürdigen zu machen ihr als die höchſte Aufgabe ihrer Menſchenliebe von jeher gegolten hatte.

Vor der eigenen Mutter darüber ihr Herz einmal auszuſchütten, getraute ſie ſich nicht. Zu gut wußte ſie im Voraus, daß dieſe ihr ſicherlich jeden Skrupel benehmen, und Robert's Behandlung der Arbeiter ihr nur im beſten Lichte darſtellen würde. Mit ihm ſelber darüber zu reden, dazu hatte ſie noch viel weniger Muth. Wenn ſie nur daran dachte, fühlte ſie ſchon die Kehle zugeſchnürt, und ihr Herz begann zu zittern. Aber einen Mann kannte ſie, der Alles genau wiſſen konnte, und in ſeiner alten, treuen Anhänglichkeit ihr auch ohne Zweifel Alles ganz ehrlich ſagen würde: das war der alte Buchhalter, dem ſie endlich einmal ihr gepreßtes Herz in kindlichem Vertrauen erſchließen mußte. —

Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, ihn einmal ganz allein auf dem Comptoir zu treffen, war ihr der heutige geglückt. Raſch entſchloſſen, trat ſie auf ihn zu und fragte: „Darf ich mich ein Viertelſtündchen zu Ihnen ſetzen, und werden wir auch nicht geſtört?“

„Nicht im Mindeſten! Dafür läßt ſich ja ſorgen," erwiderte er treuherzig.

Mit dieſen Worten erhob er ſich von ſeinem Schreibtiſch, ſperrte beide Thüren ab und rückte ihr einen Stuhl zurecht, auf dem ſie ſich neben ihm niederließ.

„Mein lieber, guter Herr Zeiſig," begann ſie jetzt noch ſehr befangen, „nichtwahr, ich darf jetzt mit Ihnen reden, wie mit einem alten guten Vater, und Sie wollen mir gar nichts übel nehmen?"

„Uebel nehmen — wo denken Sie hin, Fräulein Lexi? Sagen Sie mir nur Alles, was Ihnen auf dem Herzen liegt! Wenn ich Ihnen nur auch helfen kann!"

„So ſagen Sie mir denn, guter Herr Zeiſig, — aber, nichtwahr, recht ehrlich? — glauben Sie, daß Herr Doktor Steffens wirklich ein guter Direktor iſt, oder vielleicht beſſer geſagt, ein ſolcher werden wird?"

„Gewiß glaub' ich das, liebes Fräulein! Er iſt auf dem beſten Wege dazu. Zwar, um alſo ganz ehrlich zu ſein, hatt' ich mir früher gedacht, daß ſolch ein junger ſtudirter Herr auch mit allem Genie doch nicht eben der rechte Mann wäre, um einem ſo verwickelten Geſchäft, wie unſere Spinnerei, als Direktor vorzuſtehen, und ich war deshalb auch mit dem Entſchluß der Frau Mutter zuerſt gar nicht einverſtanden. Nun aber hat der Herr Doktor für dieſe kurze Zeit ſich ſchon ſo erſtaunlich gut in Alles hineingearbeitet, und ich habe vor ſeinem Scharfſinn einen ſolchen Reſpekt, daß ich nicht wohl daran zweifeln kann: er werde mit der gehörigen Zeit nicht nur ein guter, ſondern ein ganz vortrefflicher Direktor werden."

„O ja, gewiß," erwiderte Lexi, „Sie meinen wohl: vortrefflich für die Geſchäfte! Danach hab' ich aber auch

gar nicht fragen wollen. Ich meine vielmehr, lieber Herr Zeisig, — und nichtwahr, Sie verstehen mich ja? — ob der Herr Doktor mit unseren Arbeitern auch immer recht gut und freundlich sei?"

„Gut und freundlich?" erwiderte der Alte mit bedenklicher Miene, „ja, wissen Sie, liebes Fräulein, das ist so eine eigene Sache. Der Herr Doktor hat natürlich bei all seinem Genie noch sehr viel zu lernen, bis er sein Amt einmal gründlich versteht. Das wissen unsere Arbeiter recht gut, so geschickt er auch den Mangel seiner Kenntnisse vor ihnen zu verbergen weiß. Nun giebt's aber unter diesen Hunderten auch gar manchen kecken, vorwitzigen und widerspenstigen Burschen, der mitunter dem Herrn Doktor, den er nicht für voll ansieht, nicht recht Ordre pariren will. Wieder Andere haben eine böse Zunge und machen sich hinter seinem Rücken mit allen möglichen Witzen über ihn lustig, was dann Der und Jener, der sich bei ihm lieb Kind machen möchte, ihm wieder hinterbringt. Mein Gott, Alles sehr begreifliche menschliche Schwächen, zumal unter Leuten mit so niedrigem Bildungsgrade. Na, und da bleibt's natürlich nicht aus, daß der Herr Doktor, durch alle diese schlimmen Erfahrungen gereizt, die wenigen bösen Elemente unserer Arbeiterschaft mitsammt den überwiegend guten in einen und denselben Topf wirft und dann von Allen ausnahmslos eine schlechte Meinung bekommt. Ich glaube jedoch ganz bestimmt: ist der Herr Doktor nur einmal in seiner Personenkenntniß, wie auch seiner geschäftlichen Aufgabe, völlig sicher geworden, dann wird er gewiß auch einsehen lernen, daß unsere Arbeiter im Durchschnitt doch ganz anständige, ehrbare Leute sind, und daß sich mit der nöthigen Strenge gegen Einzelne eine humane Behandlung der besseren Mehr

zahl ſehr gut vereinigen laſſe. Nein, nein, mein gutes Fräulein, machen Sie ſich nur gar keine unnöthigen, verfrühten Sorgen! Man muß dem Herrn Doktor nur die nöthige Zeit laſſen, und dann wird Alles ganz von ſelber ſo werden, wie Ihr gutes, mitleidiges Herz es ſich vorſtellt."

Lexi hätte dem Alten zum Dank für ſein treuherziges Troſtwort die Hände küſſen mögen, von ſolch ſchwerer Laſt fühlte ſie jetzt das Herz befreit.

„O, wie dank' ich Ihnen!" erwiderte ſie feuchten Auges, „Sie wiſſen gar nicht, wie wohl Sie mir jetzt gethan haben. Aber Sie glauben doch, daß auch das Herz des Herrn Doktors ein wirklich gutes und edles iſt?"

„Aber, mein liebes Fräulein, ich bitte Sie," fuhr der alte Buchhalter bewegt fort, „wie könnt' ich auch nur im Mindeſten am edlen Herzen des Herrn Doktors zweifeln, da Sie ſelber, das beſte und reinſte Menſchenherz von der Welt, das ſeinige für ein ſolches halten und es ſogar liebgewonnen haben?"

Er hatte dabei ihre beiden Hände ergriffen, und ihr bleiches Geſicht war leiſe geröthet worden. Mit dieſer etwas ausweichenden Erwiderung konnte ſie ſich jedoch nicht begnügen, und etwas verzagter fragte ſie wieder: „Könnten Sie denn nicht dem Herrn Doktor einmal nur ſo im Geſpräche beibringen, daß er ſich um die wenigen Spötter und Widerſpenſtigen nicht ſo viel kümmern ſolle, und die große Mehrzahl der Gutgeſinnten um ſo freundlicher behandeln möge? Sie würden mir dadurch einen unendlichen Liebesdienſt erweiſen."

„Hm, hm, wie herzlich gern thät' ich's!" entgegnete der Buchhalter. „'s iſt aber eine ſehr delikate Sache. Der Herr Doktor hat nämlich, was für ſein Amt ja ganz gut iſt, ein

ſelten ſtarkes Selbſtbewußtſein, und ſogar ich ſelber muß ſehr auf der Hut ſein, ihn darin nicht zu verletzen. Da Sie aber, mein gutes Fräulein, mir einen ſo tiefen Einblick in Ihr Herz gewährt, ſo will ich Sie nun auch in mein eigenes hineinſchauen laſſen. Darf ich's?"

„O gewiß, ich bitte Sie drum," drängte ihn Lexi. „Nicht das Mindeſte ſollen Sie vor mir geheim halten!"

„Nun denn, ſo will ich's Ihnen nicht länger verhehlen," erwiderte der Alte. „Sehen Sie, ich meine nämlich: der Herr Doktor iſt in Ihrem Hauſe in einer ganz eigenthümlichen, ja, laſſen Sie mich das unſchöne Wort gebrauchen: — grabezu verzwickten Stellung."

„Verzwickt?" ſprach Lexi mit großen Augen ihm nach. „Was meinen Sie damit?"

„Damit meine ich:" erklärte der Buchhalter, „als bloßer Direktor nämlich will der Herr Doktor alles Erdenkliche thun, um möglichſt bald vor Ihrer Frau Mutter das in ihn geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen. In dieſer Abſicht übt er denn oft eine gar zu große Strenge, und das humane Herz kommt dabei nicht zum gleichen Recht. Im ſelben Augenblick jedoch — und ich bitte gar ſehr, mir dieſe kühne Wendung verzeihen zu wollen, weil ſie nicht zu umgehen iſt! — ich ſag' alſo, im ſelben Augenblick, in dem der Herr Doktor der wirkliche Fabrikherr geworden iſt, wird ſich in ſeinem ganzen Gebahren mit einem Male gar Vieles ändern. Sein Herz und Gewiſſen wird dann in ſeinem Geſchäftsbetrieb eine ganz andere Rolle ſpielen, als bisher. Die Arbeiter, die für den bloßen Direktor bis jetzt nur eine Art menſchlicher Maſchinen geweſen, werden für den Beſitzer dann wirkliche Menſchen werden, für deren Wohl und Weh er auch noch einer höheren Herrin verantwortlich iſt, ich meine

nämlich: der Menſchlichkeit mit all ihren chriſtlichen Geboten der Nächſtenliebe. Und nun frag' ich Sie, mein liebes Fräulein: wer hat es mehr in der Hand, dieſe Wandlung in dem Herrn Doktor herbeizuführen, Sie, oder ich, Ihr Herz oder das meinige? — Aber Sie dürfen mir meine Worte ja nicht übel nehmen! Denn nur meine Liebe zu Ihnen hat ſie mich reden laſſen."

„Jetzt weiß ich genug," erwiderte Lexi, tief ergriffen, da ſie ihr innerſtes Seelengeheimniß von dem Buchhalter ſo offen behandeln hörte. „Und nochmals, mein lieber, guter, alter Freund, meinen innigſten Dank für all Ihre klugen, guten Worte! — 's iſt nun auch höchſte Zeit, daß ich Sie wieder verlaſſe."

Voll Innigkeit drückte ſie die Hand des Buchhalters, leiſe öffnete dieſer wieder hierauf beide Thüren, und mit einem Kopf voll ſchwerer, aber auch troſtreicher Gedanken verließ ſie, ſtill vor ſich hinlächelnd, das Comptoir.

Kopfſchüttelnd ſah der Alte ihr nach, und dann murmelte er vor ſich hin: „Hm, hm, mit all dieſem Geld noch ſo aparte, ſchwere Sorgen! Arme reiche Leute! Doch vielleicht hab' ich ihr jetzt geholfen. Dieſe Lexi! Iſt das ein Engel! Ob er ſie aber auch ſo recht verdient? — Ich weiß es nicht," ſeufzte er tief auf, und er ſaß noch eine Weile nachdenkend da, als ganz unerwartet Doktor Steffens bei ihm eintrat. Nur eine Minute früher hätte er Lexi noch hier getroffen. Nach ſeinem Geſicht zu ſchließen, mußte er eine ſehr freudige Nachricht bringen, die der Buchhalter drum auch mit gleich froher Spannung erwartete.

„Denken Sie ſich, Herr Buchhalter," ſagte Robert jetzt haſtig, „ſoeben erhalte ich von dem Kaufmann Millinen die Nachricht, daß er ſeine Garnſchuld von zweitauſendachthundert

Thalern in den nächſten drei Monaten ratenweiſe an uns abtragen werde."

„Ei, das iſt ja ſehr ſchön," erwiderte der Buchhalter höchſt enttäuſcht, da er eine viel bedeutendere frohe Botſchaft erwartet hatte, „doch hatt' ich an dieſem Schuldner nie gezweifelt. Er war ſeit netto zwanzig Jahren ein immer pünktlicher Zahler, und nur die mißlichen Kriegsverhältniſſe" —

„Jawohl, ganz recht," unterbrach ihn Robert etwas unmuthig, „eine Entſchuldigung giebt's immer und für Alles. Wo ſoll aber der Fabrikant hinkommen, wenn er ſelber den Rohſtoff und die Arbeit pünktlich bezahlen ſoll, und dann von ſeinen Abnehmern im Stiche gelaſſen wird? Und wie dieſen einen Kaufmann Millinen weiſen unſere Bücher noch eine ganze Menge gleich ſäumiger Schuldner auf, von denen Niemand weiß, wann wir einmal einen Thaler von ihnen einnehmen werden. Ich habe jedoch dieſe Nachſicht überſatt und werde von heut an gegen jeden Einzelnen auf gerichtlichem Wege vorſchreiten. Das bin ich meiner Stellung ſchuldig, und auch der Frau Commerzienräthin dafür verantwortlich."

„Nun, nun, mein lieber Herr Doktor," wendete Zeiſig nicht ohne einige Bitterkeit ein, „was die Frau Commerzienräthin anbelangt, ſo glaub' ich ſicherlich, daß ſie die Allerletzte ſein wird, eine gerichtliche Verfolgung unſerer Schuldner von Ihnen zu fordern. Sie hat auch eine viel zu billige Einſicht und weiß, daß eben auch unſere Engros-Abnehmer in dem letzten Kriegsjahr von ihren Detailkäufern gleich ſäumig, oder noch gar nicht bezahlt worden ſind. Drum ſollt' ich auch meinen, mein verehrter Herr Doktor" —

„Die Frau Commerzienräthin enthält ſich prinzipiell jeder geſchäftlichen Einmiſchung," ſchnitt der Direktor ihm

das Wort ab, „und wenn wir selber unsere Zahlungen nicht einhalten könnten, ging' es uns um kein Haar besser. Wofür wären denn überhaupt die Gerichte da, wenn wir sie im Nothfalle nicht anrufen wollten? Und nochmals, mein verehrter Herr Buchhalter, nur ich, als commerzieller Leiter der Spinnerei, bin für meine Handlungen verantwortlich."

„Bitte, bitte, mein sehr verehrter Herr Doktor," erwiderte der Alte in kalter Gemessenheit, „es kommt mir weder zu, noch fällt es mir ein, Sie in Ihrer Verantwortlichkeit auch nur um Haaresbreite beschränken zu wollen."

„Das hab' ich auch gar nicht gefürchtet," warf Doktor Steffens leicht hin, dann lenkte er wieder ein und sagte: „Wozu über eine so klare Sache denn auch streiten? — Wir sind und bleiben uns gute Freunde; Ihre Hand, mein lieber Herr Zeisig! Sie wissen ja, wie hoch ich Sie schätze!"

Trotz dieser Versicherung ward es dem braven Manne herzlich schwer, die ihm dargebotene, noch so junge Hand in seine alte zu drücken, und auch den Abschiedsgruß des wieder sich eilig entfernenden Doktors erwiderte er mit einem sehr frostigen: „Habe die Ehre."

War das Herz des guten Zeisig bei dem Weggehen Lexi's vorher von Wehmuth beschlichen worden, jetzt sah er dem Direktor Steffens mit bitterer Betrübniß nach, und er brauchte einige Zeit, um sich von seiner Erregung wieder zu erholen.

„Ist's denn nur möglich?" dachte er jetzt bei sich. „Als blutarmer Student ist dieser junge Mann einst in unser reiches Haus gekommen, das ihn volle fünf Jahre lang barmherzig genährt, gekleidet und studiren gelassen! Seine eigene Mutter mitsammt Geschwistern hat die bitterste Noth überaus würdig durchgemacht. Und anstatt daß nun dieser ältere

Sohn durch all das der mitleidigſte Menſch geworden wäre, iſt er nun ſo hart gegen Andere geworden, — welch ein Menſchenräthſel! — Oder täuſch' ich mich in ihm? Iſt er vielleicht nur in Geldſachen ſo, weil er von ſeiner Verantwortlichkeit einen falſchen Begriff hat, und wird er anders ſein, wenn er einmal ſelber hier Fabrikherr geworden? Möglich iſt's immerhin. Wenn er ſich aber nicht mehr ändern würde, und dieſe engelsgute Lexi hätte ſich und ihr Geſchick für immer in ſeine Hand gegeben, heiliger Gott, wenn ich das ganz ſicher wüßte — noch vor der heutigen Nacht würd' ich zu Frau Bode und ihrer Tochter hintreten und ihnen ſagen: ‚um des Himmels willen, nehmen Sie ſich vor Ihrem Liebling in Acht! Denn all Ihr künftiges Leben wird er verderben!' — O dieſes Geld, dieſes unglückſelige Geld! — ‚Auf jedem Geldſack ſitzt der Teufel,' ſagt ein uraltes Wort, und trifft's denn nicht auch hier wieder zu? Kaum daß dieſer junge Mann nur mit Geld zu ſchaffen hat, und iſt's auch ein fremdes, hat der Geldteufel über ihn Gewalt bekommen! Doch nein, nein," rief er jetzt laut und ſprang auf, „all dieſe Gedanken ſind nur Geſpenſter! Ich will nur ſchnell Licht machen, dann werden ſie ſogleich wieder verſchwunden ſein." —

Mit bebender Hand zündete er jetzt ein paar Kerzen an, die beengende Dämmerung wich, und auch in ſein Herz fiel wieder ein tröſtlicher Lichtſtrahl.

„Jawohl, nun ſeh' ich es klar: es waren Geſpenſter, Nichts als Geſpenſter," ſagte er dann, aber das Herz that ihm noch immer wehe. —

In gleich düſterer, wenn auch durch ganz andere Gedanken erzeugter Stimmung ſaß Robert in ſeinem Zimmer. Die hereingebrochene Dämmerung paßte dazu vortrefflich,

und, auf der Chaiſelongue hingelagert, überließ er ſich der vollen Erregung, die ſeit ſeiner Unterredung mit dem alten Buchhalter immer geſteigerter über ihn gekommen war. Seine guten und böſen Geiſter umſtanden ihn und ſprachen zu ihm.

„Nein, ſo kann's nicht länger fortgehen," ſprach er jetzt zu ſich ſelber, „es muß mit mir zum Abſchluß kommen. Wie ein ſchwerer Vorwurf verfolgt mich jedes Wort dieſes alten Mannes. Ja, er hat ganz Recht. An mir ſelber verſpür ich's: meine ganze Natur verſchlechtert ſich unbemerkt durch dieſes vermaledeite Geldgeſchäft. Mich ſelber muß ich jetzt erlöſen, Herr muß ich hier ſein, und nicht mehr Diener, denn nur dann bin ich meinem beſſeren Selbſt für meine Handlungen verantwortlich. Und iſt meine Probezeit hier nicht jetzt ſchon vollendet? — Oder was hätt' ich an Lexi noch Weiteres kennen zu lernen? Alles an ihr iſt wahrhaftig, gut und edel. Und werd' ich auch nicht vom Feuerbrand der Sinnlichkeit für ſie entflammt: iſt meine Verehrung für ſie nicht auch eine Liebe von noch viel höherer, dauerhafterer Art? Pah, und dieſer einzige, kleine körperliche Mangel an ihr! Wär' ich nicht ein eitler Thor, darauf achten zu wollen? Wie kann der mein eheliches Glück gefährden? Zu kindiſch wäre ſolche Beſorgniß!"

Einen Augenblick hielt er in dieſem Gedankengang inne, dann lachte er ſeltſam vor ſich hin: „Oder wollt' ich mich vielleicht wieder vor ihrem allzuvielen Gelde fürchten, um das ich mir zuletzt grade ſoviel Unglück zum Entgelt eintauſchen müßte? Wäre das ein irrſinniger Gedanke! — Und doch iſt's wahr: wär' es der zehnte Theil davon, ich würde mit viel leichterer Hand danach greifen. Mein Herz wäre dabei ruhiger. — Doch, jagt nicht die ganze Menſchheit nach Gold, nach möglichſt viel Gold? — Und da mir's vom Schickſal nun förmlich

aufgezwungen wird, wollt' ich mich dagegen wehren? Hieße das nicht mit dem Glück ein albernes Possenspiel treiben? Nein, nein, lange genug hab' ich gegrübelt und gezögert. Heut Abend ruft mich das Schicksal, und ich will ihm Folge leisten.

Damit sprang er auf, warf sich rasch in einen andern Rock und verließ sein Zimmer.

Unterdessen saßen drüben im Salon Frau Bode und Lexi um den summenden Theekessel, und die Erstere sagte: „Robert bleibt heut ungewöhnlich lange aus."

„Er wird wohl noch beschäftigt sein," meinte Lexi, die mit stillem Lächeln jetzt wieder der versöhnenden Worte des alten Buchhalters gedachte, als Robert auch schon eintrat.

Vor innerer Erregung strahlte sein Gesicht, und sein Abendgruß klang ungewöhnlich herzlich.

„Wie schön ist er heute wieder!" dachte Lexi mit hochklopfendem Herzen, an seinem Anblick sich erquickend.

„Sie scheinen ja heute besonders froh gestimmt, lieber Robert! Ist Ihnen etwas so gar Freudiges begegnet?" fragte Frau Bode.

„Nein, verehrte Frau Commerzienräthin, gar nichts Besonderes," erwiderte Robert, sich auf seinen gewohnten Sitz bei den Beiden niederlassend, „das heißt, nichts Besonderes von Außen, doch innerlich hab' ich etwas sehr, sehr Freudiges erlebt."

„Innerlich?" fragte Frau Bode sehr erstaunt, „und darf man auch wissen, was?"

„O gewiß," erwiderte er, „es drängt mich sogar, es Ihnen zu sagen."

Und die Beiden horchten nun mit gesteigerter Spannung

auf ſein Wort, während ſtille Glückſeligkeit aus Lexi's Augen ihm entgegenſtrahlte.

„Es iſt nämlich eine alte Gewohnheit von mir," fuhr Robert fort, „bei gewiſſen Zeitabſchnitten in meinem Inneren einen Abſchluß zu machen. Die ganze Denk- und Gefühlswelt wird dadurch erneuert, manches Veraltete daraus entfernt, und manches beſſere Neue darin befeſtigt. Kurz, ich habe ſtets bei ſolchen Abrechnungsterminen den alten Menſchen aus- und einen neuen angezogen, und vor mir lag dann immer die Zukunft in goldenem Licht, hinter mir jeder Schatten der Vergangenheit. Nie jedoch hab' ich dieſe Wirkung ſo wohlthätig empfunden, als erſt vorhin, wo ich in langer Rückſchau das erſte Vierteljahr meiner Direktorſtellung in mir abgeſchloſſen habe. Und, Gottlob, daß ich's ohne Selbſtüberhebung ſchon heute von mir ſagen kann: meine Probezeit iſt vorüber und ich habe feſten Fuß gewonnen auf dem Boden meiner vorher ſo fremden Thätigkeit. Was aber noch viel mehr: mir iſt's völlig klar geworden, welch eine unberechenbare Summe von Segen im Schickſal von Hunderten in meine Hand gelegt iſt."

„Gott ſei Lob und Dank, lieber Robert!" fiel ihm Frau Bode, von Freude überwältigt, in die Rede.

Lexi ſchwieg noch. Nur das frohe Aufleuchten ihrer Augen verrieth ihre Stimmung. Da ſah auch er, was er bisher noch nie gethan, mit einem ſeltſam feurigen Blick ſie jetzt an, drückte ihr innig die Hand, und ſagte: „Und Sie, liebes Fräulein Lexi, ſagen mir gar Nichts?"

„Was ſoll ich Ihnen ſagen, Herr Doktor?" erwiderte ſie verzagt. „Es giebt eben eine Freude, die man nicht ausſprechen kann."

„Und ſind Sie mir böſe," fuhr Robert in ſeltſamer

Wendung fort, „wenn ich in dieſer gleich tiefen, ſtummen Freude heut unmöglich mit Ihnen muſiciren kann? So ſehr zittert mir die Hand. Und doch ſpür' ich's auch in mir: ſo feurig und ſeelenvoll, wie heut Abend, würd' ich noch gar nie mit Ihnen zuſammen geſpielt haben, wenn nur auch meine Finger mir gehorchen wollten. Wie eine leibhaftige Menſchenſtimme müßt' es aus meiner Geige klingen. Drum, bitte, bitte, liebe Lexi," drängte er mit wahrhaft beſtrickender Stimme: „laſſen Sie uns jetzt auf den Saiten unſerer Seelen ein Lied zuſammen ſpielen, welches das Herz der ganzen Menſchheit durchtönt, ein Lied, das Urgrund und Endziel allen menſchlichen Glückes iſt, und das nie verſtummen wird, ſo lange Menſchen auf Erden leben: das ewige Hohelied der Liebe!"

Mit ausgebreiteten Armen beugte er ſich jetzt über ſie hin und rief: „Meine Lexi! — Darf ich Dich ſo nennen? — Und Sie, Frau Commerzienräthin, wollen Sie mir von heut an Mutter werden?"

„Robert!" hauchte die Tochter, und vor Ergriffenheit lehnte ſie den Kopf ſchweigend an ſeine Bruſt.

Die Mutter hielt die Hände über ihrer Beider Haupt und ſagte: „So ſegn' ich Euch. Meines ſeligen Erwin's letzter Wille geht in Erfüllung!"

Drittes Kapitel.

Nun iſt ſchon ein Vierteljahr ſeit jener märchenhaften Verlobungsſcene im Stavenauer Herrenhauſe verfloſſen; bald wird die Roggen- und Weizenernte des großen Hofgutes eingebracht ſein, und dann die junge Gutsherrin in ihr wohlbehäbiges, neues Heim den Einzug halten.

Unterdeſſen hatten die Frau Räthin und deren bräutliche Tochter wieder Monate lang die fleißigen Hände geregt, mit Zuſchneiden und Nähen, doch in welch ganz anderer Stimmung, als dazumal in der Lehmann'ſchen Dachwohnung! Jetzt ward ja die eigene Ausſteuer gefertigt, und dieſelben Augen, die bei der gleichen Arbeit für Lene Lehmann oft wehmüthig dreingeblickt, leuchteten jetzt im Glanze dankbarer Freude. Statt der geſchwätzigen Hausfrau, von der ſie wohl oder übel die Chronik der umliegenden Gaſſen anhören mußten, leiſtete ihnen jetzt Fritz gar oft liebe Geſellſchaft, denn in jeder Woche mindeſtens zwei Mal kam er in die Stadt geritten, um ſich am blühenden Bilde ſeines Bräutchens zu laben. Und an jedem Sonnabend kam der alte Herr Duwe am Johanneum angefahren, um die Beiden nebſt Rudolph zum ſonntäglichen Mittagstiſch abzuholen. —

Nun waren an einem ſchönen Herbſttage auch ſchon die Stavenauer Knechte damit beſchäftigt, dicht vor dem Herrenhauſe große Flaggenſtangen aufzurichten, und die Mägde begannen, das Hausthor mit grünen Eichenkränzen auszuzieren, denn der Tag der Hochzeit war endlich herangekommen.

Und noch ein Tag, da war das Brautpaar in der nahen Dorfkirche zum Eheſtande eingeſegnet worden, und wieder, wie dazumal in den letzten Oſterfeiertagen, ſaßen die beiden Familien, Duwe und Steffens, an der feſtlichen, heute noch gar ſehr erweiterten Familientafel.

Es war ein wunderlicher Mann, der Herr Hans Peter Duwe. Wie er ſich einſt nicht wenig darauf zu Gute gethan, daß er drei Frauen nach einander mit großem Vermögen erobert, ſo ſchwelgte er nun in ſeiner Selbſtloſigkeit bezüglich ſeiner völlig unvermöglichen Schwiegertochter. All ſeine Gutsnachbaren ſollten es nun mit eigenen Augen ſehen, welch herziges, ſchönes Weibchen ſein älteſter Sohn heimgeführt, dem ſie außer ihrem goldenen Herzen nur die ſelbſtverfertigte Kleidung und Leibwäſche zugebracht hatte ſammt noch einer anderen Mitgabe, vor der ſich manche Ehemänner nur zu bekreuzen pflegen: die eigene Mutter.

Auch Klärchen's älterer Bruder Robert hatte heute nicht fehlen dürfen. Nur war allgemein bedauert worden, daß ſeine Braut, Alexandra Bode, nicht gleichfalls mitgekommen war, da die Rückſicht auf das noch nicht vollendete Trauerjahr ihr verwehrte, an einem ſo frohen Feſttag Antheil zu nehmen.

Zur größten Freude jedoch hatte ſich auch Direktor Weiſe eingefunden. Ohne ihn, als Protektor des Johanneum's, wäre dieſe Hochzeit ja wohl nie gefeiert worden, und

deshalb hatte auch Vater Duwe darauf verzichtet, auf das junge Ehepaar den ersten Trinkſpruch auszubringen, der gewiß wunderſchön ausgefallen wäre, und großmüthig überließ er ihn dem ehrwürdigen Schulmanne.

Schon hatte dieſer nach dem dritten Gange ſich jetzt erhoben. In ſeiner vor Aufregung zitternden Hand hielt er ein großes, mit zierlichen Initialen beſchriebenes Blatt, dann las er mit dem vollen gravitätiſchen Pathos, der ihm bei feierlichen Amtshandlungen von je her eigen war, ſeine ſelbſtverfaßten Diſtichen:

„Längſt ſchon hing an der Wand mir beſtaubt und verſtimmet die Leyer,
Die ich voreinſtens gerührt, trunken von göttlichem Wahn.
Jetzund ergriff ich ſie wieder und ſäuberlich ſtimmt' ich die Saiten,
Denn mich trieb mein Herz unwiderſtehlich zum Sang.
Gilt es doch heute zu feiern das lieblichſte, züchtigſte Weibchen,
Das ſich zum eh'lichen Bund trefflichſtem Manne vereint!
Wahrlich ſchon ward ich gewahr gar mancher germaniſchen Jungfrau,
Prangend in Schönheitsglanz und auch mit Tugend geziert;
Keine noch ſah ich jedoch, die unſerm Klärchen vergleichbar,
Schön ganz eigener Art, ſo an dem Leibe, wie Geiſt.
Solcherlei Schlichtheit des Anſtands, tief aus dem Herzen entſtammend,
Solche Holdſeligkeit, Spiegelbild reinen Gemüths.
All ihr Aeuß'res iſt nur des inneren Werths Offenbarung,
Und was ihr Auge verheißt, wird von dem Herzen erfüllt.
Preis drum der Tochter, doch Preis auch der Mutter, nach der ſie gerathen,
Die ihr des weiblichen Werths Vorbild und Lehrerin war,
Und nun zum Lohne der Liebe ihr Alter beim Kind darf verleben! —
Welche geſegnete Frau, ſolchen Geſchickes gar werth! —
Dreimal doch rühm' ich den Mann auch, der edlen, verſtändigen Sinnes

Nur nach dem inneren Schatz, nicht auch nach äußerm begehret,
Und gar in unſerer Zeit, der nach Gold ſo ſtürmiſch begier'gen! —
Drum auch aus lauterſtem Gold führt er ein Weibchen nun heim,
Die ihm das Haus alltäglich verziert mit Juwelen und Perlen
Und nur aus eigener Bruſt holt ſie ſich alle herauf.
Auch, wie der Vater im Märchen poetiſch von ihr verheißen,
Wird ſie, was ſie berührt, zaubern in lauterſtes Gold.
Heil drum Euerem Leben und Heil auch Euerer Wirthſchaft
Mit ſolch fleißigem Mann neben ſo ſparſamer Frau!
Und ein eh'liches Glück wird geſegnet ſie allzeit begleiten,
Nie ſich erſchöpfend und nie alternd an wonnigem Reiz.
Und nun verſtummet ihr Saiten, und laſſet die Gläſer erklingen! —
Segen des Himmels auf Euch! Vivat ſo Klärchen, wie Fritz!" —

Als der gute Direktor, vom Erguß ſeiner eigenen Muße ganz überwältigt, das Blatt auf den Tiſch niederſinken ließ, und nachdem alle Gäſte mit brauſenden Hoch's in ſeinen Trinkſpruch eingeſtimmt, da hingen Aller Augen an der reizenden jungen Frau mit dem Brautſchleier und Myrthenkranz, die, über ihr Lob verſchämt, in ſittiger Schönheit vor ſich niederſah. In ihrem Anblick erkannten Alle, wie harmoniſch die Diſtichen des Direktors mit dem Gegenſtande ſeines Ruhmes zuſammen ſtimmten.

Und wie prächtig paßte zu ihrer ſchlanken Geſtalt die hünenhafte Kernigkeit von Fritzen's Erſcheinung, der auch heute wieder ſeine Uniform trug! Der Vergleich eines jungen Eichbaumes, an dem ſich ein Roſenſtrauch emporrankt, lag jedem Beſchauer unwillkürlich im Sinne, wenn ſich auch mancher der Gäſte noch nie zuvor zu einem poetiſchen Bild aufgeſchwungen hatte.

Dazu die, von dankbarem Glück ganz verklärte Miene der Räthin in ihrem ſchlichten, ſchwarzen Seidenkleide. War ihr ſchon vor vielen Jahren früh ergrautes Haar das Bild ſtiller Kümmerniß geweſen, jetzt, da es völlig ſilbern gewor-

den, war es für ſie eine ehrfurchterweckende Zierde, die um ſo ſchöner von ihren längſt wieder gefärbten Wangen ſich abhob.

Der alte Direktor ſah unterdeſſen, ganz ſtumm geworden, vor ſich nieder, ſo viele Lobſprüche hatte er vorhin einheimſen müſſen, und auch ihn ſelber beſchlich das beglückende Poetengefühl, daß ihm vielleicht noch niemals ein Carmen ſo vortrefflich gelungen war.

Nach einem weiteren Tafelgange erhob ſich jetzt Rudolph Steffens, der gleichfalls ein beſchriebenes Blatt in der Hand hielt, und voll neuer Spannung horchten die Gäſte auf ſeinen Trinkſpruch. Vorher ſprach er aber noch in freiem Vortrag:

„Hochgeehrte Hochzeitsverſammlung! Mir iſt die dankenswerthe Gunſt zu Theil geworden, einen, nicht nur hier abweſenden, ſondern auch, außer meinen eigenen Familienangehörigen, hier völlig unbekannten jungen Mann ſprechen zu laſſen. Mögen Sie ſich dabei mit meinem Ausſpruch begnügen, daß die Lebensführung des einzelnen Menſchen aus einer Kette beſteht, darin jeder Ring ſeine eigene Bedeutung hat! Und ſo ſag' ich Ihnen: wäre die Hand, die dieſes Brautgedicht niedergeſchrieben, niemals voll treueſter Freundſchaft in der meinigen gelegen, dann dürfte es wohl zweifelhaft ſein, ob wir jemals das heutige Hochzeitsfeſt hätten feiern dürfen. Ja, wie unſer verehrungswürdiger Herr Direktor Weiſe in dieſer Schickſalskette der zweite Ring geweſen, ſo war dieſer, mein treueſter Freund, Jakob Plöhne, zur Zeit Hallenſer Philologie-Candidat, daran das erſte Glied. Das Alles klingt nun freilich ſehr geheimnißvoll, und dennoch iſt es wahr. Herr Doktor Weiſe, der in Alles eingeweiht iſt, wird es mir gerne beſtätigen."

„Ja, ja, meine verehrten Damen und Herren, es iſt

Alles wahr," unterbrach ihn der alte Schulmann mit betheuerlichem Kopfnicken, ohne daß die andern Gäste deshalb klüger geworden wären.

Rudolph fuhr nun fort: „Und so wollte dieser älteste und treueste Freund unserer Familie heute wenigstens im Geiste unser junges Ehepaar begrüßen."

Hierauf las er in seiner schlichten, herzlichen Weise folgende Verse:

„Wenn sich Zwei in Liebe finden,
Treu und aller Selbstsucht baar,
Und vor'm heil'gen Traualtar
Ihr Geschick zusammen binden:
Dann in Freuden, wie in Leiden,
Bleibt das Herzensglück nicht aus.
Gottes Segen drum Euch Beiden
In der Liebe reinem Haus!

Allwärts hört die Welt man klagen,
Daß so wenig Glück es giebt,
Doch wenn Eins das Andre liebt,
Und ihm hilft das Leben tragen;
Wenn in Treue, Zucht und Fleiße
Keins das Andre läßt zurück: —
In des Hauses stillem Kreise
Wohnt noch dauernd wahres Glück.

Nicht des Reichthums äuß're Güter
Sichern Euch des Glücks Bestand,
Nur Ihr selbst habt's in der Hand,
Als der innern Schätze Hüter! —
Jung bleibt dann der Liebe Garten,
Und in dessen Duft und Licht
Dürft stets neuen Glücks Ihr warten! —
Wahre Liebe altert nicht!" —

Gerührt drückten ſich die jungen Eheleute die Hand, und ihr ſtummer Blick betheuerte ſich gegenſeitig, daß auch ihre Liebe und ihr Glück immer gleich jung bleiben ſollte. Auch die anderen Gäſte waren auf das Wohlthuendſte von dieſem Gedichte berührt, und das allgemeine Anſtoßen und Zutrinken wollte kein Ende nehmen.

Da auf einmal machte ſich die kräftige Stimme des jungen Ehemannes unter dem Geplauder geltend. Um Ruhe bittend, ſtand er in ſeiner ganzen Größe aufgerichtet, ſeine blauen Augen funkelten freudig, und aus dem Innerſten ſeines Herzens quollen die Worte hervor: „Auf das Wohlſein des verehrten, vortrefflichen Mannes, von dem Alles herſtammt, was ich bin und beſitze, deſſen Hand das Glück meiner Liebe geſegnet, der voll ſelbſtloſer Entſagung mir Haus und Hof vor der Zeit überlaſſen — auf das Wohlſein meines herzlich geliebten, edlen, großmüthigen Vaters!“

Was war das nun wieder ein Umarmen und Küſſen von Vater und Sohn! Ein urwüchſiges Doppelbild von männlicher Kraft und Geſundheit! Und alle Freudenausrufe der Hochzeitsgeſellſchaft ſchloß endlich Herr Hans Peter Duwe, da er mit ausgebreiteten Armen ſagte: „Ach ja, meine Kinder und Freunde, das größte Glück auf Erden iſt die Liebe und der Friede in der eigenen Familie! Gott möge ſie uns auf immer erhalten!“

Zum wohlthuenden Wechſel von all dieſen rührenden Familienſcenen und Trinkſprüchen hatten ſich jetzt alle Gäſte in den größten Saal des Herrenhauſes hinaufbegeben, der in gewöhnlicher Zeit ganz unbenutzt blieb, und darin heute auf erhöhten Sitzen ein halb Dutzend Muſikanten gar luſtig aufſpielte. Und das allererſte Paar war Klärchens Schwiegervater und deren Mutter.

So ſehr ſie ſich auch dagegen geſträubt, all ihre Einwendungen hatten ihr doch nichts geholfen, und nachdem ſie mit Herrn Hans Peter in ſehr gemeſſenem Tempo den Saal durchwalzt, da war ſie zum Schluß von ihrem galanten Tänzer auch noch feierlich vor der ganzen Hochzeitsgeſellſchaft umarmt worden. Hatte er doch damit, gleichſam ſymboliſch, die gewöhnliche böſe Meinung von der Schwiegermutter öffentlich Lügen ſtrafen wollen, wenigſtens bezüglich dieſer ſeines eigenen Sohnes! — Die gute Räthin! Wie ein junges Mädchen erröthete ſie, als Herr Duwe ſie wieder an ihren Stuhl zurückgeführt, und das junge Paar nebſt den Duwe'ſchen Töchtern und anderen Gäſten ſie theils neckiſch, theils herzlich ob dieſes Tanzes beglückwünſcht. Da, wie ſie ſich auch zuſammennehmen wollte, kam ihr ein ſo heftiges, aber durchaus nicht bitteres Weinen an, daß ſie ſich nun wieder dieſer Thränen halber ſchämen wollte. Was konnte ſie denn dafür, daß ihr jetzt auf einmal all ihre frühere Armuth in den Sinn gekommen war, und der Vergleich von Einſt und Jetzt ihr dieſe Dankes- und Freudenthränen erpreßte? Klärchen hatte ſie auch ſogleich verſtanden. Sie drückte ihr die Hand, beugte ſich, ihre Stirne küſſend, zu ihr nieder und flüſterte ihr zu: „Ach, Mütterchen, nicht wahr, ſolches Weinen thut wohl?“

Direktor Weiſe hatte ſich ſeitab geſchlichen, um ſeine ſtarke Bewegtheit vor den Anderen zu verbergen, denn außer der eigenen Tochter errieth wohl dieſer Mann am allerbeſten, was jetzt im Herzen der Räthin vorgegangen war.

„Ach ja,“ dachte er jetzt bei ſich, „mag unſere Zeit auch noch ſo ſehr an Peſſimismus kranken und der Glaube an wirkliches Menſchenglück, ſozuſagen, in den letzten Zügen liegen: es giebt doch noch welches, und ſo lange Menſchen

auf Erden leben und ſtatt des Herzens nicht, ſozuſagen, einen Stein in der Bruſt tragen, ſo lange wird es noch ſolches geben."

Er war ſeiner Ergriffenheit wieder Herr geworden und nun konnte er's nicht länger über ſich bringen, der Räthin völlig fern zu bleiben, als ob nur er an ihrem Ehrentage keine Freude gehabt oder ihn gar im Stillen mißbilligt hätte. So trat er denn linkiſchen Schrittes zu ihr hin, ſchmunzelte und ſagte: „Und darf wohl auch ich, wertheſte Frau Räthin, Ihnen meine ergebenſte Gratulation darbringen zu Ihrer, ſozuſagen, leiblichen Verjüngung? Denn ein Tänzchen von Ihnen, hm, hm, ich traute kaum meinen Augen."

„Ach lieber Herr Direktor," erwiderte ſie, freudig zu ihm aufſchauend, „wie hätt' ich denn ein ſolches Tänzchen machen können, hätten Sie mir nicht ſchon vor Jahren auf die Beine geholfen? Und haben Sie mich vorhin weinen ſehen, ſo ſind die dankbarſten Thränen für Sie ſelber geſloſſen, — Sie verſtehen mich wohl!"

„O bitte, bitte recht ſehr!" Damit lehnte er unter höflichſter Verbeugung jeden weiteren Dankerguß der Räthin von ſich ab, und da er ſie wieder verließ, um ſich zu den anderen Gäſten zu begeben, durchklang ſein Herz das erhabene Dichterwort: „Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut!" —

So freuten ſich alle Hochzeitsgäſte auf das Herzlichſte am zwiefachen Glück der beiden Familien Duwe und Steffens. Nur ein Einziger konnte heute nicht recht froh werden: der eine Robert. Nicht einmal im Tanzſaale hatte es ihn länger weilen laſſen, ſondern abgeſondert ſaß er jetzt mit Rudolph bei einem Glaſe Wein im anſtoßenden Nebenzimmer, als ſei

er ein landfremder Mann, der zu dieſer luſtigen Geſellſchaft gar nicht paſſe.

Vielleicht gerade durch die luſtige Tanzmuſik herbeigelockt, hatte wieder einmal Robert's alter Peſſimismus die ſchwarzen Flügel über ihn ausgebreitet und in deren Schatten ließen allerlei ſkrupulöſe Gedanken ſich's wohl ſein, nur, um ihn ſelber zu quälen. — Wie? Auch er ſollte ein glücklicher Bräutigam ſein? — Lüge, nichts als Lüge! Hatte es ihn denn noch jemals gedrängt, ſeiner Braut mit ſolch tiefſinnigem Liebesblick in's Auge zu ſchauen, wie er's heute fortwährend von ſeinem Schwager bei Klärchen gewahrte? Doch, ganz natürlich! Fritz war als Mann ja der mit vollen Händen Gebende! Und war er nicht ſelber hingegen die von dem Ueberfluß geworbene Armuth? — Bei ſeinem Schwager nur ſtolzes männliches Selbſtgefühl ſeiner jungen Frau gegenüber, bei ihm nur peinliche Verdemüthigung! Unter dieſer konnte freilich eine ſo recht freudige Liebe nicht aufkommen! — Und dann auch dieſer andere Unterſchied zwiſchen ſeinem Schwager und ihm. Ein freier Gutsherr zu ſein, wie dieſer Fritz Duwe, der ihn geſtern Abend in ſeiner weiten Feldmark umhergefahren, ja, das iſt ein Leben, werth gelebt zu werden! Immer nur im Verkehr mit Gottes ſchöner, unentweihter Natur, mit noch bäuerlich einfachen, redlichen Menſchen und nützlichen, edlen Thieren — welche kernige, erhabene Poeſie liegt in ſolchem Beruf gegenüber dem ſeinigen, und um wie viel erquickender, als ſtets nur in dumpfigen, geräuſchvollen Spinnſälen mit neidiſchen, verdorbenen Arbeitern ſich herumzuärgern, oder im Comptoir Tag um Tag ein immer gleich proſaiſches Kaufmannsgeſchäft abzuwickeln! — Ja ſogar ſeinen, auch heute noch ganz armen Bruder Rudolph, der jetzt im Begriff ſtand, aus ſelbſt-

verdientem und erſpartem Stundengeld ſich auf der Berliner Hochſchule fortzufriſten, beneidete er jetzt. Durfte dieſer doch Kopf und Herz weiter ſonnen laſſen im Lichte der Wiſſenſchaft, das ihm der mühelos erworbene Reichthum für immer verdunkelt hatte! . . . .

Armer Robert! Er ſtand auf der Sonnenhöhe des äußeren Glückes, und doch umbraute ſolch düſterer Nebel jetzt all ſein Denken und Empfinden. —

Da, ganz unerwartet, ward ihm ein ſoeben mittelſt Eilboten eingetroffener Brief eingehändigt. Schon die Aufſchrift ſagte ihm, daß er von Lexi komme. Haſtig erbrach er das Schreiben, und immer heller wurde jetzt ſein Geſicht. Der Bann des Trübſinns war gebrochen, und freudig aufathmend reichte er ſeinem Bruder den Brief: „Da lies, lieber Rudi, welch ein Engel auch meine Lexi iſt! Und nun will ich unter Euch froh ſein, wie nur Einer.“

Er goß neuen Wein in ſein Glas und leerte es in einem Zug, worauf er mit blitzendem Auge an ſeines Bruders Miene hing, um zu erforſchen, welchen Eindruck die Worte ſeiner Braut auch auf ihn hervorbringen würden.

Und Rudolph las für ſich:

„Mein innigſt Geliebter!

Ich kann Dich heute nicht zur Ruhe gehen laſſen, ohne daß ich im Geiſte bei Dir bin und Dir mit einem Kuß gute Nacht ſage. Wie viel Frohes wirſt Du an dieſem Tage wohl erlebt haben! Haſt Du aber auch ein wenig an mich gedacht und freuſt Du Dich recht, morgen wieder zu mir heimzukommen? O wie ich ſelber mich nach Dir ſehne! Eine halbe Ewigkeit dünken mir ſchon dieſe paar Tage unſerer Trennung. Du warſt aber doch

immer bei mir, jede Stunde und jede Minute! Ich ſah Dir in's Auge, und meine Seele redete mit Dir! Gott, wenn ich mir denke, daß nun auch für uns jener hohe Tag bald herankommt, dann durchſchauert's mir, wie eine ſeltſame Angſt, die innerſte Seele. Aber nicht wahr, mein Liebſter, ich brauche nicht davor zu bangen, daß Dein Geiſt zu hoch für den meinigen ſei, ſondern ich darf hoffen, daß Du ihn zu dem Deinigen liebreich hinanziehen willſt. Warte nur, wie will ich Deine demüthige, gelehrige Schülerin ſein! Weißt Du aber wohl, mein Lieber, daß mein Herz mir auch wieder ſagt: Meine Liebe zu Dir ſei doch noch viel, viel tiefer gegründet, als die Deinige zu mir? — Vielleicht iſt es aber ganz gut, daß es ſo iſt, denn ſo wird mein Herz ausgleichen, was mir an Geiſt dem Deinen gegenüber mangelt, und ich will Dir ein Glück in unſerem künftigen Heim bereiten, ſo reich und ſo rein, — — doch Himmel, wohin verliere ich mich? Nur einen recht herzlichen Gutenachtgruß wollte ich Dir ſenden. Drum nun übergenug! Ich küſſe Dir Stirn, Augen und Mund, und möchte am Liebſten die ganze Nacht bei Dir Wache ſtehen und holde Traumbilder an Deinem Geiſte vorüberführen. Gute Nacht, Du Liebſter! Und auf recht freudiges Wiederſehen! — Deine Lexi."

Rudolph war ſoeben mit dem Leſen dieſer Zeilen zu Ende gekommen und ſagte jetzt: „Iſt das ein liebes, ſinniges Geſchöpf! Und welch eine Liebe zu Dir! — So hab' ich Deine Lexi ſchon bei meiner erſten Bekanntſchaft beurtheilt, und ſo finde ich ſie nun auch in dieſem Briefe wieder. Und Du, lieber Bruder, konnteſt nur einen Augenblick unter all dieſen frohen Hochzeitsgäſten verſtimmt ſein? Warum doch?"

„Kein Wort mehr darüber, Rudi!" wehrte Robert ener-

giſch ab. „Du würdeſt mich doch nicht verſtehen! Wir ſind zu verſchieden geartete Naturen, aber die Deinige iſt die hundertmal glücklichere.“

Da war die Räthin und Klärchen zu den Beiden unverſehens eingetreten. Sie hatten keine Ruhe mehr und wollten ſich perſönlich erkundigen, warum die beiden Brüder ſo abſeits beiſammen ſaßen. Rudolph ließ ſie aber gar nicht zu Worte kommen, hielt ihnen Lexi's Brief entgegen und rief: „O, es war nur Heimweh nach dem fernen Bräutchen, das den lieben Robert ein wenig verſtimmt hatte. Nun ſie ihm aber dieſen Liebesgruß geſchickt, iſt Alles wieder gut. Da leſt nur wie ſchön ſie geſchrieben hat!“

Auch die Räthin und Klärchen laſen nun zu Zweien auf einmal den ihnen dargereichten Brief. Ihr Herz war von aller weiteren Sorge um Robert erlöſt, und auch der Lobgeſang auf die ferne Braut erklang nun auch aus deren Beider Munde. Es war vielleicht das allererſte Mal, daß Robert auf Lexi eitel geweſen, und wie unendlich wohl that es jetzt ſeinem Stolze! Strahlenden Blickes ging er hierauf mit den Anderen zum Saal, tanzte ſogar mit ſeiner Schweſter und einigen Mädchen, und in vollen harmoniſchen Akkorden durchklang fortan ungetheilter Frohſinn den Hochzeitstag bis zur Mitternacht. — —

Am anderen Morgen in aller Frühe waren die fremden Gäſte wieder fortgefahren, und auch für Herrn Hans Peter Duwe und ſeine Familie hatte die Stunde für den Wegzug nach Königsberg geſchlagen.

Der alte Herr ließ ſich aber zuvor noch ſein Leibpferd ſatteln, und, ohne Jemandem etwas davon zu ſagen, ritt er hinaus in die Markung ſeines weiten Hofgutes. Auf einem Kreuzwege, von dem er alle Felder und Wieſen über-

ſchauen konnte, machte er Halt. Gar ernſt ward jetzt ſein Geſicht.

Als wollte er dann die ganze Gemarkung für den Sohn zuvor noch ſegnen, ſo weit breitete er die Arme aus. Dann ritt er ſinnend wieder heim — ein durch entſagende Vaterliebe beglückter Mann.

Hierauf durchſchritt er, gleichfalls ohne jede Begleitung, all ſeine Ställe, und nahm Abſchied von all ſeinen Pferden und Bullen, wie allem übrigen Groß- und Kleinvieh, lauter Prachtexemplare ſeiner Eigenzucht. Und ſein Gedanke dabei war: „Gott geb' Euch allen auch fürder fröhliches Wachsthum, und halte jede Seuche von Euch fern, nicht mehr um meinet-, ſondern um meines lieben Jungen willen, Eures jetzigen Herrn.“ —

Auch alle Knechte und Mägde waren ſchon in dem Geſindehauſe verſammelt. Und ganz allein, wie er es ausdrücklich befohlen, trat er zu ihnen. Einige darunter hatten alte, runzlige Geſichter, denn Herr Duwe verſchmähte jeden unnöthigen Wechſel. Wie er nun aber all dieſe treuen Leute vor ſich ſtehen ſah, und mit gar ſo betrübter Miene, da fürchtete er ſich vor ſeiner eigenen Rührung und machte es drum kurz ab. Nur den zwei Oberknechten und der Obermagd gab er die Hand, dann ſagte er zu Allen: „Laßt mich jetzt nicht viel Worte machen, gute Leute! Ihr habt ſtatt Eures alten Herrn nun einen jungen bekommen, bei dem Ihr es ſo gut haben werdet, wie bei mir! Dienet auch ihm ſo treu, wie einſt mir! — Was Euch aber ſeit vielen Jahren gefehlt, das erhaltet Ihr jetzt noch dazu: Eine liebe, fleißige, ſanftmüthige Frau, die für Euch ſorgen wird, wie eine treue Mutter! Darum betrübt und ärgert ſie nie, wenn Ihr Euch keiner Sünde ſchuldig machen wollt! Und ſomit lebt wohl!

Behaltet mich lieb und denkt mitunter auch an Euern alten Herrn! — Lebt wohl!“ —

Nun ſtanden auch ſchon zwei angeſpannte Wagen vor der Hausthür, „Mutter Dorth“ ſammt Johanna und Doris, den Zwillingsjungen und Rudolph, waren reiſefertig in die Wohnſtube hereingetreten. Heftig ſchlug das Herz dem alten Herrn an die Rippen, und ſein Mund bebte vor innerer Erregung. Er ſuchte jedoch in jovialen Geſprächen und mit manch drolligem Witz ſich über dieſen Augenblick der Trennung hinwegzuhelfen. Auch bei den Zurückgebliebenen konnte deshalb keine recht ernſte Stimmung aufkommen. Die Kutſcher knallten draußen; da zuckte es Herrn Duwe durch alle Glieder. Mit beiden Händen faßte er ſeinen Sohn beim Kopf und drückte ihm auf den Mund einen langen, ſtürmiſchen Kuß. Mit Klärchen that er's ganz ebenſo. Und kaum er auch noch der Räthin die Hand gereicht — da ſtürzte er ſchon hinaus vor's Hausthor, daß die mit ihm Fahrenden kaum nacheilen konnten. Im Nu waren die zwei Wagen gefüllt. „Vorwärts!“ rief noch der vormalige Gutsherr auf Stavenau, und rückwärts in ſeinen Gedanken lagen volle achtundvierzig, in Freud und Leid hier verlebte Jahre, jetzt in einen Augenblick zuſammengedrängt.

Noch lange ſchauten die drei Zurückgebliebenen durch's offene Fenſter, und mit weißen Tüchern winkten ſie in die Ferne, ſo lange die zwei Fuhrwerke auf der weiten Fläche noch zu ſehen waren. Von den Thränen jedoch, die auf des alten Herrn Duwe's runzelige Wangen niedergerollt, als er, ſchon ſehr weit entfernt, nochmals im Wagen ſich erhoben und zu ſeinem alten Vaterhauſe zurückgeſehen, von dieſen Thränen konnten die Anderen nichts mehr gewahren. . . .

Nun waren die Drei allein, Mann, Frau und deren

Mutter, in dem großen Stavenauer Herrenhause und in der weiten, einsamen Landschaft, ganz allein mit ihrer gemeinsamen Arbeit und Liebe. —

Es ist etwas Wunderbares um solch ein abgeschiedenes Leben auf dem platten Lande, wenn anders Liebe und Friede solch einsames Daheim mitbewohnen dürfen! Kein Atom von Lebenskraft wird hier nutzlos verbraucht, wie so oft draußen im unbequemen Zwange städtischen Verkehrs. So kam hier auch jetzt das Herz der beiden jungen Eheleute immer traulicher zum Ausspruch, immer tiefer und einträchtiger erschloß sich ihr gegenseitiges Verständniß. So verging kein Tag, ohne daß nicht im geistigen Bilde der Beiden ein neuer schöner Zug zu Tage trat, gleich neuen Blättern und Blüthen an einem Obstbaume zur Frühlingszeit.

Dabei wirkte der Ueberfluß an beiderseitiger Arbeit gar wohlthätig ein. Durch die praktische Beschäftigung ward das poetische Liebesleben gesund und kräftig erhalten und die prosaische Arbeit hinwieder geadelt durch die gemeinsame Liebe, mit der jedes Werk vollbracht wurde. —

Fritz Duwe war von jeher gewöhnt, im Sommer, wie Winter, ein Frühaufsteher zu sein, und bis zum sinkenden Tage thätig zu bleiben.

Auch die junge Gutsfrau wollte es ihm jetzt in Allem gleichthun, und sie ruhte nicht, bis er ihr ein ganz bestimmtes Arbeitsfeld zugewiesen hatte. Auch sie war zwar früher nie eine Langschläferin gewesen, doch jetzt in frühester Morgenstunde die Milchwirthschaft zu überwachen, was sie sich besonders auserbeten, war ihr dennoch ein ungewohntes Geschäft, und als sie nach den ersten Wochen etwas bleicher geworden, wollte Fritz um jeden Preis dieses Amt ihr wieder abnehmen und eine eigene Wirthschafterin dafür bestellen.

Mit vollen Kräften wehrte ſie ſich jedoch dagegen und ſagte: „Nein, nur noch ein paar Wochen ſiehe zu! Dann hab' ich's gewiß überwunden, und auch das Frühaufſtehen iſt mir eine liebe, geſunde Gewohnheit geworden. Und ſieh, fällt mir's auch jetzt noch ſchwer, ſo iſt mir das gerade recht. Ich hab's ja an mir und der Mutter erfahren: Das Leben kann ſo unendlich ſorgenvoll und traurig ſein, daß ich mich jetzt meines völlig ſorgenloſen nur dann recht erfreuen kann, wenn ich es mir täglich verdienen darf, auch wenn es mir Mühe macht. Wollteſt Du mich aber wie eine verwöhnte junge Frau immer nur auf den Händen tragen, dann könnt' ich die ſtete Angſt nicht los werden, daß all unſer jetziges, ſo großes Glück eines Tages, Gott weiß durch welches Verhängniß, wieder zuſammenbrechen müßte. In vieler Arbeit hingegen fühl' ich mich viel ſicherer in meinem Glück, und kann ich Dir auch durch Fleiß und Aufſicht in unſerer Wirthſchaft alltäglich nur wenig verdienen, ſo weiß ich doch aus unſerm frühern Haushalt, daß auf einem ſelbſt verdienten oder erſparten Groſchen viel mehr Segen liegt, als auf einem Thaler, der Einem mühelos zukommt. Und wie könnt' ich Dir denn Alles in Gold verwandeln, wenn ich nicht beim Allerkleinſten damit anfangen wollte?"

Nach dieſer Frage ſtreichelte ſie ihm die Wangen, und Fritz ſchloß ſie hochbeglückt in ſeine kräftigen Arme. Er widerſprach ihr auch nicht länger und ließ ſie freudig gewähren, wenn ſie vom früheſten Morgen bis zum Abend im eigenen Hauſe, wie in der Geſindeſtube, in Küche, Keller und Vorrathskammer zum Rechten ſah. Ihre Wangen hatten ſich trotz des Frühaufſtehens gar bald wieder gefärbt, und die Opferausſaat ihrer früheren Armuth war nun herrlich aufgegangen! —

Und die gute Frau Räthin? Auf der ganzen Welt konnte wohl keine dritte Perſon gefunden werden, die noch beſſer mit den jungen Eheleuten zuſammengeſtimmt hätte, als ſie. So viel ihre leibliche Kraft nur noch bemeiſtern konnte, half ſie gleich fleißig mit in der Wirthſchaft, im Uebrigen hielt ſie ſich in mütterlicher Klugheit von jeder zudringlichen Einmiſchung in den Haushalt fern, und nur, wenn Fritz ihren Rath ausdrücklich zu hören wünſchte, ertheilte ſie dieſen. Zum Dank dafür war er aber auch der liebenswürdigſte, aufmerkſamſte Schwiegerſohn, und eines Abends, da die Drei gerade eben recht friedlich bei einander ſaßen, rief er in ſcherzhafter Entrüſtung: „O, wenn ich ſie jetzt nur alle hier hätte, dieſe Schwiegermütterverächter, wie müßten ſie Ihnen, gute Mama, Abbitte leiſten! Und den Schlimmſten unter ihnen ließe ich nicht eher wieder aus dem Hauſe fort, bevor er nicht ein beſonderes Lobgedicht auf Sie verfaßt haben würde.“

„Beſter Fritz!“ erwiderte die Räthin, und fügte mit geiſtvollem Lächeln hinzu: „Doch freilich, bei ſolchem Schwiegerſohn, wie Sie mir einer ſind, iſt's auch gar leicht, eine friedliche Schwiegermutter zu ſein. Ich denke mir jedoch immer: Die gar ſo unbarmherzig über die Mütter ihrer Frauen losziehen, ſind wahrſcheinlich auch nicht alle Zeit die liebenswürdigſten Ehemänner.“

„Darin mögen Sie recht haben, gute Mama,“ ſtimmte Fritz ein, „und das weiß ich ganz gewiß, daß, wenn ich einmal eine heirathsfähige Tochter habe, und ein Freier um ſie wollte deren Mutter, mein Herzensklärchen, nicht von ganzem Herzen verehren, daß ich dann einem ſolchen Manne unnachſichtlich die Thüre weiſen würde.“

„Recht ſo, liebes Männchen!“ lachte nun auch ſeine

Frau. „Bis dahin haſt Du aber noch eine ſehr lange Zeit vor Dir, wenn ich überhaupt einmal eine ſolche Schwiegermutter werden ſollte.“ —

Nun war es immer herbſtlicher, immer öder in der weiten Landſchaft geworden, und auch die alltäglichen Spaziergänge mußten der grundloſen Wege halber aufgegeben werden. Wie ſchön und traulich waren indeſſen die langen Abende geworden! Klärchen's Klavierſpiel und gemeinſames Vorleſen guter, belehrender Bücher halfen ſie verkürzen, Eines bereicherte ſich durch des Anderen Urtheil und Wiſſen, und kein Verlangen nach ſtädtiſcher Unterhaltung beſchlich jemals ihr Herz. —

Eines Tages war in der Nacht auch noch ein ſo tiefer Schnee gefallen, daß, ſoweit das Auge reichte, die weite Fläche wie in weißes Linnen gehüllt ausſah. Als Klärchen nach dem Frühſtück zum Fenſter trat, und dies gewahrte, da patſchte ſie wie ein frohes Kind in die Hände und rief: „O, wie herrlich! Nun iſt die ganze Welt für uns abgeſchloſſen, und ſie liegt nur noch in unſerem friedlichen Heim, darin kein fremder Menſch uns mehr ſtören kann!“ —

Die junge Frau hatte leicht, ſo zu jubeln, denn während draußen die Natur erſtorben war, verſpürte ſie in ihrem geſegneten Schooß einen Menſchenfrühling keimen, der beim Wiederauferſtehen der Natur ihr Hausglück erſt recht zauberhaft umblühen ſollte.

Viertes Kapitel.

Wenn in jener Zeit, als der Oberprimaner Robert Steffens zum ersten Male das Bode'sche Haus betreten, dessen Glanz und Luxus ihn völlig geblendet und verwirrt, — wenn damals ein prophetischer Geist ihm verlockend zugeflüstert hätte: „Nur sechs Jahre noch warte, dann sollst Du in dieser Welt voll Geld und Genuß der Alleinherrscher sein! Denn über dem Grabe von Vater und Sohn wirst Du die Tochter dieses Hauses als Deine Frau heimführen!“ — — Würde eine solche Prophezeiung dem armen Rathssohn nicht wie ein Zaubermärchen geklungen haben? Und wäre er dennoch in phantastischem Gedankenspiele darauf eingegangen: Wie fürstlich prunkvoll hätte er sich dann seine Hochzeitsfeier mit der reichen Fabriksherrntochter ausgemalt!

Und jetzt, da das damals Unglaubliche dennoch zur Wahrheit geworden, in welch himmelweit verschiedener Stimmung sah der nunmehrige Doktor und Fabrikdirektor dieser Hochzeitsfeier entgegen!“

Zu jener anderen, überlustigen in Stavenau, die im Herbste Schwester Klärchen gefeiert hatte, welch ein tragischer Gegensatz!

Robert wußte zu gut, daß er in der ganzen Kreisstadt

ſich keines einzigen Freundes rühmen konnte, von dem er eine ganz freudige, neidloſe Theilnahme an ſeinem ungeheuren Glück erwarten durfte. Warum ſollte er darum irgend wen als Hochzeitsgaſt einladen? — War ihm doch geſellſchaftliche Heuchelei von jeher in der Seele zuwider! Und nur Wahrhaftigkeit, wenn auch in noch ſo herber Geſtalt, paßte zu ſeinem Charakter.

Aber auch ſeinen eigenen Beamten und Arbeitern traute er nicht zu, daß ſie mit wirklich frohem Herzen ſeine Hochzeit verherrlichen helfen würden. Sie hatten zwar ſchon ſeit Wochen einen großartigen Feſtzug geplant; doch auch dieſen verbat er ſich trotz alles Drängens ſeiner Veranſtalter. Nein, auch von ihnen keine Heuchelei! Zu tief hatten die Meiſten durch ihr heimliches Geſpött in den erſten Monaten ſeiner Lehrzeit ihn verletzt, und umſonſt war Lexi's ſanfte Hand unterdeſſen bemüht geweſen, dieſen Stachel aus ſeinem Herzen wieder herauszuziehen. Er verharrte feſt auf ſeiner ſchlechten Meinung von ſeinen Arbeitern, daß ſie faſt ausnahmslos bösartige, neidiſche, hinterliſtige Geſchöpfe ſeien und auch ſeine ſchlimmſten heimlichen Feinde, die nur durch ſtrengſte Disziplin und geringſte perſönliche Annäherung im Zaume gehalten werden könnten. Darum hinweg mit all ihrem geplanten Maskenſpiele, hinter dem, wie er argwöhnte, doch nur gemeinſter, liebedieneriſcher Egoismus ſeine Fratze verbarg! Ein ganzer Wochenlohn ſollte ihnen jedoch für dieſe arbeitsfreien Tage gerne bewilligt werden.

Freilich hatte Robert weder ſeiner Braut, noch deren Mutter, ſeine wahren Gründe für die Abſtellung jeder öffentlichen Feſtlichkeit zu enthüllen gewagt, und ihrem Herzen nur nahegelegt, daß in dem noch nicht abgelaufenen Trauerjahr ein ſolch geräuſchvoller Feſtzug mit dem pietätvollen Andenken

an die zwei Todten ſich nicht gut vertrüge. Und Lexi ſowohl, wie Frau Bode, die unbewußt im Banne ſeines Willens ſtanden, ſtimmten, gerührt von ſeiner zarten Rückſicht, ihm gerne zu; ja, ſie waren ſogar mit ſeinem weiteren Vorſchlag einverſtanden, den Trauungsakt nur ganz im Stillen im Hauſe vornehmen zu laſſen.

Robert ſelber hatte dabei noch einen andern heimlichen Gedanken: Um keinen Preis wollte er der gaffenden Menge das öffentliche Schauſpiel in der Stadtkirche gönnen; damit kein Mund verlockt werde, von boshaften Witzen über Lexi's ſchiefe Schulter heimlich überzufließen! Zu genau glaubte er dies, nach ſeiner Meinung von Bosheit, Neid und kleinlicher Weltanſchauung verdorbene Spießbürger- und Honoratorenneſt kennen gelernt zu haben.

Daß endlich zu dieſem ſtillen, häuslichen Trauungsakt mitten in der kälteſten Winterszeit auch ſeine Mutter und Schweſter ſich nicht herbemühen ſollten — ſelbſt dies hatte er leicht durchgeſetzt und in den Briefen an die Seinigen in ſo zarter Weiſe zu begründen gewußt, daß auch die fernen Lieben ſich gern damit zufrieden gaben.

Alle Drei waren ja ſchon kurze Zeit nach Robert's Verlobung mehrere Tage lang liebe Gäſte des Bode'ſchen Hauſes geweſen und voll herzlichſter Verehrung für Lexi wieder heimgekehrt. So konnten ſie jetzt an deren Hochzeitstage wenigſtens im Geiſte zugegen ſein und den Neuvermählten ihre Glücks- und Segenswünſche mit auf den Weg geben. Daß Robert endlich, in noch friſcher, wehmüthiger Erinnerung an das ſo luſtige Hochzeitsfeſt in Stavenau, ſich heimlich davor gefürchtet hatte: ein Vergleich mit ſeinem eigenen ſtillen Ehrentage könnte bei den Seinigen nur ſchmerzliche

Empfindungen hervorrufen — davon hatte freilich in seinen Briefen an die Mutter kein Sterbenswort gestanden.

Und so war es denn auch eine äußerlich so freudlose, öde Hochzeit gewesen, wie sie kaum unter dem niedrigsten Bauerndache gefeiert werden kann. Die kirchliche Ceremonie nur mit den gesetzlich nothwendigen Personen im größten Salon, ein Frühstück und kurz darauf der Antritt der Hochzeitsreise — das war die ganze Feier in diesem überreichen Hause.

Als dankbarer Schwiegersohn hatte Robert zwar auch Frau Bode eingeladen, ihn begleiten zu wollen: Die vernünftige Frau war jedoch trotz allen liebenswürdigen Drängens darauf nicht eingegangen. Einmal schien ihr dies von ihrem Schwiegersohn nicht gar so ernst gemeint zu sein, und dann sagte sie sich auch sehr richtig: Wenn je die beiden jungen Leute ganz allein mit einander gelassen sein müßten, so war es in diesen ersten Wochen ihrer Ehe. Ihr genügte vollauf das Glück, als Mutter im Haus ihres neuen Sohnes ihre Tage friedlich beschließen zu dürfen. — „Wie lange wird es denn auch noch währen?" — dachte sie sich mitunter in stiller Wehmuth. Denn schon seit einiger Zeit waren ihre Füße etwas geschwollen, auch athmete sie schwerer. Und so sorglich sie auch ihren Kindern jede Besorgniß ausredete: für sie selber blieb kein Zweifel mehr, daß ihre Lebenstage gezählt seien.

Die gute Frau Bode! Wenn in der Zeit der allererſten Trennung von Lexi neben schweren Füßen und Athemzügen nur wenigstens ihr Mutterherz etwas leichter gewesen wäre! Jedoch fort und fort härmte sie sich jetzt in ihrer Einsamkeit mit den Zweifeln ab, ob sie an ihrer Tochter denn auch wirklich ein gutes Werk dadurch verrichtet habe, daß

ſie zu deren Verheirathung mit Robert ſo energiſch mitgewirkt hatte. An ſeinem genialen Kopf, an ſeiner Thatkraft und Rechtlichkeit, war ſie zwar noch keinen Tag irre geworden, und ſie durfte glauben, daß kein anderer Schwiegerſohn dieſen großen Geſchäftsbetrieb mit noch ſtärkerer Hand und zielbewußter geleitet haben würde. Bezüglich der rein materiellen Zukunft Lexi's konnte ſie ſich denn auch, wie ſie fühlte, mit größter Ruhe einmal zum Sterben hinlegen. Aber Robert's Herz? — Ob auch dieſes für das Glück ihres einzigen Kindes das richtige war? Ob ſein, wenn auch noch ſo ſcharfſichtiger Geiſt einmal das volle Verſtändniß haben würde für Lexi's hochherzige, menſchenfreundliche Beſtrebungen um das Wohl ihrer Arbeiter? Ob er ſelber auf dieſem idealen Wege des Mitleids freudig mit ihr Hand in Hand gehen wollte?

Auf all dieſe edlen Fragen fand ihr Mutterherz keine ganz beruhigende Antwort; und doch wußte ſie zu gut, daß außer der perſönlichen Liebe Robert's zu Lexi nur das Hinzutreten dieſer höheren, allgemeinen Menſchenliebe das innerſte Glück ihrer Tochter voll und ſicher begründen könne.

Dem alten, ehrlichen Buchhalter, der während Robert's Abweſenheit alle Geſchäfte führte, eröffnete Frau Bode denn auch gar oft ihr ſorgenvolles Herz; und wenn dieſer brave Mann ihr Alles auszureden ſuchte und ſie auf eine gewiß nur freudenreiche Zukunft vertröſtete, da nahm ſie jedes ſeiner Worte in dankbarem Glauben hin, und ihrem Herzen geſchah bei ſeinen Verheißungen wie einer ſchon halb verdorrten Blume, die, von neuem Regen benetzt, wieder etwas aufzublühen beginnt.

Aber auch alle Briefe Lexi's athmeten nur das reinſte Liebesglück; und als die Beiden nach zwei Monaten aus

den hesperischen Gefilden zum deutschen Norden wieder heimgekehrt waren, da brauchte Frau Bode nur in die Augen ihrer Tochter zu schauen, um sofort strahlenden Blickes zu erkennen, wie wahrhaftig jedes Wort gewesen, das diese bisher heimgesendet hatte.

„Du glaubst nicht, gute Mutter, wie glücklich ich bin," sagte sie schon am anderen Morgen nach ihrer Heimkehr, da sie Hand in Hand mit ihr an ihrer Seite saß und ihren Bericht von den Herrlichkeiten ihrer Hochzeitsreise vollendete: „Alles Gute, Edle und Hohe, was ich in Robert's Natur vorher gleichsam nur geahnt, das hab' ich in diesen himmlisch schönen Wochen als wunderbare Offenbarung enthüllt gesehen. Ach ja! Sein Wesen scheint wohl für fremde Augen stolz, kalt und verschlossen zu sein; und doch ist es nur seine vornehme, allem Gemeinen und Lügenhaften abgewandte Natur, die ihn zwingt, sich von dem oberflächlichen, geistlosen Verkehr mit seinen hiesigen Mitmenschen fernzuhalten. Und ist das denn nicht eine viel größere Bürgschaft für seine Liebe zu mir, daß er zu seinem ehelichen Glücke der äußeren Welt so gar nicht bedarf? Mich selber aber zieht er Tag für Tag immer höher zu seinem Geiste hinan und alle Tiefen des Gemüths hat er mir aufgeschlossen. Ja, wahrhaftig! Wie ein seelenvolles Lied, ohne jeden Mißklang hat seine Liebe mein Herz in diesen Wochen umklungen, und oft in so zarten Weisen, wie ich sie nie von ihm zu hören gehofft. Aber auch Dich, gute Mutter, liebt er wie ein zweiter Sohn und er wird Dir's nie vergessen, was Du an ihm Gutes gethan hast. O! drum, nicht wahr? keine Stunde länger machst Du Dir Sorgen darüber, ob Robert für mich der richtige Mann sei! Er ist sogar der einzige unter allen auf der Welt, der mich völlig be-

glücken kann; und wie vermag ich's, dem Himmel genug zu danken, daß er mir dieſen herrlichen Mann zum Lebensgefährten beſchieden hat. Auch Du, gute Mutter, darfſt meines lebenslänglichen Dankes dafür ſicher ſein, daß Du in ſolch ſelbſtloſer Treue mitgeholfen haſt. Und an all meinem Glück, das mir Robert jemals bereiten wird, ſollſt Du Tag für Tag den vollſten, freudigſten Antheil haben."

„Gott ſegne Dich für dieſen Troſt, gutes Kind!" erwiderte die Mutter aufathmend. „Ich habe ja nur Dein und ſein Glück gewollt, und niemals auf Eurem Lebenswege werde ich Euch ein Stein des Anſtoßes werden, ſondern mich immer mit der beſcheidenen Stellung begnügen, Euch eine treue, liebevolle und friedliche Mutter zu ſein bis an's Ende meiner Tage." —

Auch Robert war in ſelten harmoniſcher Stimmung von ſeiner Hochzeitsreiſe heimgekehrt. In engſtem Zuſammenleben mit ſeiner jungen Frau hatte er während dieſer Zeit den reichen Schatz ihres Geiſtes- und Gemüthslebens erſt recht erkennen und ſchätzen gelernt. Zu der früheren Verehrung, wie ſie ſein Verſtand ihm aufgezwungen, hatte ſich nun auch eine wirkliche Herzensliebe geſellt. Die heiligſten Entſchlüſſe, ſeiner Lexi ein gleich treuer, wie liebreicher Gatte zu werden, waren ſeine Begleiter nach Hauſe geweſen; und ganz verklärt ſtand vor ſeinem geiſtigen Blicke ſein ſo ungewöhnlich günſtiges Schickſal, das er jetzt und in aller Zukunft als ehrlicher Mann mit all ſeinen Kräften abverdienen wollte.

Und durch welche beſonderen Vorzüge und Thaten hatte er ſich dieſe Gunſt des Schickſals denn auch verdient?

So fragte er ſich gar oft nach der Heimkehr, als er zum erſten Male als Hausherr ſeine glänzenden Wohnräume

betrat und eine gallonirte Dienerſchaar vor ihm ihre Bücklinge machte. Wäre ſein Bruder Rudolph durch ſein Jahre lang durchkämpftes, opferreiches Leben im Hauſe der Mutter eines ſo glänzenden Geſchicks nicht viel würdiger geweſen als er, der einſt vor dem mütterlichen Nothſtande die Flucht ergriff, um ſich von der Hand fremden Reichthums über Waſſer halten zu laſſen? —

Dieſe Erwägung drückte ihn auch heute Morgen nieder, und, um ſeiner Verſtimmung loszuwerden, war es eines ſeiner erſten Geſchäfte, dem in Berlin weiterſtudirenden Bruder eine Summe Geldes anzubieten, die dieſen jeder Lebensſorge überheben ſollte.

„Und darum bitte ich Dich mit all meiner brüderlichen Liebe," ſo ſchloß Robert ſeinen Brief, „weiſe mein Anerbieten nicht zurück! Der Gedanke, daß Du Dich nur im Geringſten einſchränken müßteſt, während mich hier ſolcher Ueberfluß umgiebt, wäre mir unerträglich und könnte mein Glück nur trüben, das Dein gutes Herz gewiß nur möglichſt vollkommen für mich wünſchen kann. Auch nicht die geringſte Verdemüthigung deines gerechten Stolzes kannſt Du in der Annahme dieſes Geldes erblicken! Denn, was die Bruderliebe ſo rein und herzlich, wie die meine, giebt, darf auch die Deine von ihr annehmen. Wir ſind ja nur einer und derſelben geliebten Mutter Kinder, wir haben nur unſer gegenſeitiges Glück im Auge, und ich weiß zuverſichtlich, daß Du in gleicher Lage, wie ich jetzt Dir gegenüber, gerade ſo an mir ſelber handeln würdeſt."

Und doch, trotz dieſer Herzensſprache, glaubte Rudolph auf das brüderliche Anerbieten nicht eingehen zu dürfen. Seine eigenen Worte ſind wohl am Beredteſten im Stande, die Beweggründe hiefür erklärlich zu machen.

„Wie gut Du gegen mich bist, lieber Robert," so lautete Rudolph's Antwort. „Und wie herzlich danke ich Dir für Deine rührende Fürsorge! Aber auf welch irriger Voraussetzung ist sie begründet! Ich an irgend etwas darben? Oder mir auch nur irgend etwas Liebes versagen müssen? Du lieber Gott! Ich halte mich ja in meiner Art für einen kleinen Krösus, der sein erspartes Kapital hier gar nicht ganz verbrauchen kann. Und wahrhaftig! Wären alle Menschen in gleich guter Lage wie ich, dann würde die brennende soziale Frage im Nu von der Tagesordnung verschwinden. Um Dich völlig darüber zu beruhigen, erlaubst Du mir jetzt wohl, in's Einzelne meines täglichen Lebens etwas näher eingehen zu dürfen.

Nun ist es ja allerdings wahr: Mein Studentenstübchen, in das ich erst über vier steile Treppen hinaufsteigen muß, ist eng und niedrig mit nur getünchten Wänden, und auch das Ameublement darin so bescheiden, daß dagegen unsere einstige elterliche Wohnung prunkvoll genannt werden konnte. Brauche ich denn aber mehr? Ich habe ein Bett, und wie prächtig schlafe ich darin trotz der harten Seegrasmatratze! Ich habe einen Tisch zum Schreiben, und welch herzerquickendes Studium läßt sich darauf betreiben! Ja sogar — welcher Uebermuth! — ein Sopha habe ich. Wehe jedoch Jedem, der als Mittagsschläfer mit den längst zersprungenen Springfedern nähere Bekanntschaft machen und sich der Länge nach darauf ausstrecken wollte! Ist aber grade recht so; denn diese nachmittäglichen Sieſten machen nur dickes Blut und schlaffe Nerven. Dann habe ich auch noch ein Brett zum Kleideraufhängen, ein Büchergestell, ein Wäscheschränkchen, einen Toilettentisch, und was für einen! — Dann noch obendrein für größere Gesellschaft drei Rohrstühle. Und

nun frage ich Dich, lieber Bruder, was braucht ein Erdenbürger noch mehr, um ſich daheim bequem und behaglich zu fühlen?

Dieſe lebloſen Gegenſtände ſind jedoch weitaus die Nebenſache im Vergleich zu jenem lebendigen Mitbewohner, der mir jede Stunde treue Geſellſchaft leiſtet. O, ich ſage Dir, ein ſo urgeſunder, immer fröhlicher und zuverläſſiger Kamerad, daß er nicht mit Geld zu bezahlen, aber auch für noch ſo viel Geld nicht zu haben iſt, wenn er ſich nicht freiwillig einſtellt. Wie nenne ich Dir nur dieſen Lebensgefährten? Nun, ich könnte ihn das Talent zum Glücklichſein heißen; aber laß mich ihn lieber friſchweg meinen „Glückshumor“ nennen! — Das iſt ein gar ſeltener Gaſt in unſerer an Peſſimismus ſo ſchwer kranken Zeit, und jeden Tag, jede Stunde, verrichtet er an mir ein neues Wunder.

An ſeinem immer gleich heiteren Anblick freue ich mich ſchon beim Erwachen, und vor dem Einſchlafen freue ich mich mit ihm des glücklich verlebten Tages. Er plaudert mit mir gar gemüthlich bei meinem Morgenkaffee, den ich mir in der Maſchine eigenhändig bereite, und er macht ſeine philoſophiſchen Witze, wenn ich auch jetzt noch als Candidat der Medizin, wie ſchon früher als Unter- und Oberprimaner, Schuhwerk und Kleider mir blank mache. Das iſt nun einmal eine Paſſion von mir geblieben, die ich mir von keinem dienſtfertigen Geiſt abnehmen ließe. In Colleg und Klinik ſitzt mein Glückshumor neben mir und freut ſich mit mir über jedes neu errungene Stück Wiſſenſchaft; ja, ſelbſt in der Leichenkammer theilt er mein Ergötzen an jedem beſonders intereſſanten Präparat. Auf all meinen Gängen durch die neu aufſtrebende Weltſtadt iſt er mein wohlgelaunter Begleiter; haha! und gar erſt in meinem Speiſehauſe, —

das Couvert um täglich netto acht Groschen — da schwindelt er mir Gott weiß was für ausgesuchte Delikatessen vor und würzt mir zu deren Genuß den Appetit. Wahrhaftig, jeder Feinschmecker dürfte mich darum beneiden. Und gar des Abends! Dann ist mein Glückshumor erst in seinem Element.

Mein einziger, unvergleichlicher Freund, der Tischler-Jakob, der durch seine Lösung der Hallensischen philologischen Preisaufgabe gratis Doktor geworden und nun für ein Jahr lang ein neues Stipendium hier verzehren darf — mein Seneca, Plato, Socrates und Castor in einer und derselben Person, — dieser weilt nämlich alle Abende bei mir in meinem Studentenstübchen. Und wenn wir Zwei dann beim Theekessel sitzen, wenn wir uns gegenseitig, er als vortrefflicher Hellenist, und ich als angehender Chirurg, uns von unserer Wissenschaft vorschwärmen und wir dabei unsern kalten Aufschnitt, den Einer dem Andern abwechselnd kredenzt, verzehren — o, liebster Robert, dann möchte ich doch wissen, ob in dem ganzen, großen Berlin, noch zwei junge Leute in einem glänzenderen Himmel an Nektar und Ambrosia des Menschenglücks sich erquicken dürfen.

Ach ja, bester Bruder, ein ganz herrlicher, unbezahlbarer Bursche ist dieser Glückshumor. Der versteht es gleichfalls, wie Vater Duwe von unserem Klärchen gesagt, alles unedle Metall in Silber und Gold zu verwandeln.

Doch auch seine großen Absonderlichkeiten hat er und ist in diesen überaus empfindlich. Er muß nämlich wissen, daß er nothwendig ist, und daß er etwas im Schicksal auszugleichen hat. Ist dies aber nicht mehr der Fall, dann ist er im Stande, seinem Günstling sogleich die ganze Freundschaft aufzukündigen.

Deshalb — kannſt Du's verſtehen, lieber Robert? — ergreift mich eine wahre Angſt, meine Verhältniſſe auch nur um das Allermindeſte aufbeſſern zu laſſen, und nicht einmal von einem ſo großmüthigen Bruder. Drum iſt es auch wahrhaftig nicht perſönlicher Hochmuth, wenn ich Dich bitte, Deinen guten Willen für die That gelten zu laſſen, ſondern nur die Rückſicht für meinen Glückshumor, den ich nicht um Alles mir entfremden möchte, zwingt mich zu meiner Ablehnung. Trotzdem ſchließt dieſe die innigſte Dankbarkeit für Deine edle Bruderliebe mit ein, wie nicht minder die herzlichſte, neidloſeſte Theilnahme an Deinem um ſo viel reicheren Lebensglück, zu dem ein gütigeres Schickſal Dich auserkoren hat.“ —

Mit ſo harmloſem Humor Rudolph aber auch ſeine Ablehnung begründete, auf ſeinen Bruder machte dieſer Brief dennoch einen tief verſtimmenden Eindruck. Wie eine verſteckte Verhöhnung all ſeines Reichthums hörte ſein ſtets lauernder Argwohn es aus jeder Zeile hervorklingen; in leibhafter Geſtalt ſah ſeine düſtere Phantaſie den Glückshumor ſeines Bruders vor ſich ſtehen und mit hohnlachendem Geſicht hörte er ihn ſagen: „Ja, ja, Du überreicher Mann, mit Dir habe ich keine Gemeinſchaft! Schon an Deiner Wiege habe ich Dir ferngeſtanden! Weder Kindheit, noch Jugend habe ich mit Dir getheilt und auch jetzt laſſe ich mich von Dir durch keine Summe Geldes erkaufen. Sieh, ſo gleiche ich die ungerechten Härten des Schickſals aus, mit meinem Sonnenblick das dunkle Herz des Armen erhellend, und das des Reichen laſſe ich im Dunkeln, trotz allem Glanz ſeines Goldes.“ —

Was der jetzige Fabrikherr, Doktor Robert Steffens, ſchon in ſeiner Studentenzeit einmal von ſich geſagt: „Ach

ja, es giebt eben Menſchen, die nicht zum Glück geboren ſind, und ſchon vor meiner Geburt hat mein Glücksſtern keinen richtigen Stand gehabt“ — dieſer peſſimiſtiſche Ausſpruch ſollte auch jetzt, nachdem er in all dieſen äußerlichen Glücksbeſitz als alleiniger Herr eingetreten war, an ihm auf's Neue, Schritt für Schritt, zur tragiſchen Wahrheit werden.

Als er noch auf der Hochzeitsreiſe ſeines Heims gedachte, dünkten ihm deſſen Wohnräume wunder wie prächtig und geſchmackvoll zu ſein, und er ſchwelgte ſchon im voraus im Genuſſe jener ſchönen Stunden, die er als nunmehriger Hausherr darin verleben würde. Jetzt aber war er kaum einige Wochen zu Hauſe, da übte ſchon alle Pracht auf ſein Schönheitsgefühl keinen Reiz mehr aus. Im Gegentheil: Jetzt, nachdem er die Erinnerung an ſo manchen, noch gar viel kunſtvolleren italieniſchen Palazzo mit heimgebracht, jetzt merkte er nur die plumpe Ueberladung ſeines eigenen Heims, dem ein feiner Kenner ſogleich anſehen mußte, daß nicht ein ausgeprägter Geſchmack in dieſen Räumen einen künſtleriſchen Geſammtausdruck gefunden hatte. Nein, nur der banale Stil der nach der Schablone arbeitenden Tiſchler, Tapezierer und Vergolder war es, denen einſt vom Commerzienrath Bode der prahleriſche Auftrag ertheilt worden war, recht viel Geld in möglichſt pomphaften, der Welt imponirenden Luxus umzuſetzen. Und gar die Außenſeite des Hauſes! Welch einförmiger Kaſernenſtyl! Eine wahre Beleidigung eigenartigen Kunſtſinns! — Sollte er deshalb ſich jetzt wirklich in ſeinem Heim äſthetiſch befriedigt fühlen, dann mußte dieſes von außen und innen nach echt künſtleriſcher Stilart völlig umgeſchaffen und gleichſam aus dieſem alltäglichen, von Hochmuth aufgeblaſenen Geſicht eines fabrik-

herrlichen Emporkömmlings der feinlinige Typus eines altadeligen Grandſeigneurs herausgearbeitet werden.

Wo in aller Welt, hätte man fragen können, war doch dieſer vormalige Richterſohn einer oſtpreußiſchen Kreisſtadt zu ſolchem äſthetiſchen Raffinement gekommen? Durch welchen ſeiner bürgerlichen Ahnen war es auf dieſen Enkel vererbt worden? — War es nicht am Ende nur derſelbe böſe Geiſt, der ihn ſchon als kleinen Jungen an ſeinem Spielzeug, an ſeiner Kleidung herummäkeln ließ, und ihm ſpäter auch die elterliche Wohnung als zu ärmlich dargeſtellt hatte? —

Und auch nicht anders erging es ihm jetzt mit den Tafelfreuden. War er als Erwin's Freund früher einmal beim Bode'ſchen Mittagstiſche geſeſſen, da hatte ihm deſſen Genuß als der höchſte der Welt gedünkt, nach dem er nur mißmuthig des anderen Tages zur elterlichen Alltagskoſt zurückgekehrt war. Und jetzt, nach ſo vielen Jahren der Gewohnheit, welchen Reiz verſpürte er noch von all dieſem feinen Eſſen und Trinken? Höchſtens ärgerte er ſich, wenn ſein Koch einmal ein Gericht etwas verdorben hatte. Oder imponirte ihm noch ſeine reichgekleidete Dienerſchaft? Nur Einen oder den Andern jähzornig auszuſchelten, wenn ihm etwas nicht recht gemacht dünkte, das allein reizte ihn noch. Selbſt ſeine Wagen und Pferde, ſo ſchweres Geld ſie auch gekoſtet, ließen ihn jetzt immer gleichgültiger. Schon als Student hatte die Gewohnheit ihn dagegen abgeſtumpft. Ja, wäre der Glückshumor ſeines Bruders mit ihm am Tiſche geſeſſen, im Wagen und hoch zu Roß! — Doch überall ſaß nur er ſelber, und hoch über ihm kreiſte ſein Glücksſtern in unrichtigen Bahnen.

Noch aber hielt der junge Fabrikherr es nicht an der Zeit, irgend welche Veränderungen im Aeußeren oder Inneren ſeines Hauſes vornehmen zu laſſen. Eine ſeltſame

Scheu hielt ihn noch davon ab, zumal gegenüber seiner Schwiegermutter; und so schob er all seine Verschönerungspläne auf eine spätere Zeit hinaus.

Ja, später, später! — Nie die glückliche Gegenwart genießen und alles Glück immer nur von der Zukunft erwarten: das war die Signatur seiner ganzen Glücksempfindung! —

Die Commerzienräthin hatte ihm den schrankenlosen Besitz ihres großen Vermögens in aller Form Rechtens vertrauensvoll eingeräumt und für sich wie für Lexi nur eine bestimmte Summe zurückbehalten, aus deren Zinsen sie Beide ihre besonderen Bedürfnisse und Neigungen befriedigen könnten. So war jeder Grund von vornherein hinweggeräumt, der zu finanziellen Mißständen hätte Anlaß geben können. Er war in der That der Alleinherrscher in seinem Hause, in seiner Fabrik, in seinem Geldschrank.

Zwei Millionen Thaler! — Auf diese ungeheure Summe hatte die Volksstimme das Bode'sche Vermögen einst berechnet, und muß man bei ähnlichen populären Abschätzungen meist auch die Hälfte oder noch mehr davon streichen, in diesem Falle hatte die genaue Inventarisirung diese Summe als richtig bestätigt. — Hätte Robert's Geist jetzt nicht mit ausgespreizten Flügeln am Himmel seines neuen Glückes umherfliegen sollen? — Und dennoch, da er jetzt der Herr dieses riesigen Vermögens geworden, jetzt fühlte er sich dadurch vielmehr niedergedrückt, und die Sorge um dessen umfangreiche Verwaltung lastete schwer auf ihm. Was hatte er denn auch für einen besonderen Genuß von all seinem Gelde? Mußte er nicht trotzdem im angestrengtesten Fleiße den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen und mit stets neuen Sorgen alle Fäden des verwickelten Fabrikbetriebes durch

die Hände laufen laſſen? War er nur um das Mindeſte beſſer dran als zuvor, da er nur der Direktor geweſen? Oder war nicht vielleicht einer ſeiner gutbeſoldeten Commis wegen viel größerer Sorgenloſigkeit zu beneiden? Was nützte es ihm, daß er jeden Augenblick mit voller Hand in eine goldgefüllte Kiſte greifen konnte und doch nicht im Stande war, damit neue, ungewohnte Bedürfniſſe und Neigungen zu erſinnen und zu befriedigen? —

Ja, wenn er die ganze Fabrik hätte verkaufen oder mindeſtens deren Betrieb einer Actiengeſellſchaft übergeben können, nach Berlin überſiedeln, alle geiſtigen Genüſſe dieſer neuen Weltſtadt verkoſten und dabei einzig und allein ſeiner geliebten Wiſſenſchaft leben dürfen, — wie würde er dann aufgejubelt und ſeinen Reichthum geſegnet haben! Doch er war ja an dieſe öde, freudloſe Scholle Landes, an dieſen rieſigen Steinhaufen der Spinnerei für ewig feſtgebannt. Denn hing nicht Lexi's ganzes Herz, wie nicht minder auch das ſeiner Schwiegermutter, an dieſem elterlichen Beſitze? Und nun ſie ihn zu deſſen alleinigem Herrn gemacht, nun ſollte er ſich vermeſſen, dieſen wieder aufzugeben? Würde ſolche Undankbarkeit nicht zum Himmel ſchreien, und welchen Frevel würde er an den beiden Frauen verüben, wenn er in ſchwerem, ſchmerzlichem Kampfe mit ihnen auch zuletzt der Sieger bliebe? Nein, nun hieß es hier aushalten und das in ihn geſetzte Vertrauen vollauf rechtfertigen. Das verlangte von ihm die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters, die Liebe zu ſeiner Frau und die Dankbarkeit gegen ſeine Schwiegermutter.

Und merkwürdig! — Was ſchon ſo viele Tauſende an ſich erfahren, die vorher arm geweſen und plötzlich überreich geworden: dieſer ſelbe häßliche pſychologiſche Prozeß vollzog

ſich allmählich nun auch an Doktor Steffens. Schon als Direktor hatte er dafür die Anlage gezeigt, und damals ſich ſelber nur weis gemacht, daß es ſeine Verantwortlichkeit gegen Frau Bode ſei, die ihn zu einer gewiſſen Härte gegen den und jenen Schuldner der Fabrik verleitet hatte. Und jetzt, da er der unbedingte Herr des Bode'ſchen Vermögens geworden und Niemandem, als ſich ſelber, über deſſen Verwaltung Rechenſchaft abzulegen hatte, jetzt ward er zu ſeinem eigenen Schrecken oft inne, wie der Dämon des Geldes von Monat zu Monat immer mehr heimliche Gewalt über ſeine Seele gewann.

„Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles. Ach, wir Armen!“ — Dieſer tragiſche Spruch des Dichters ward nun auch an ihm immer mehr zur kläglichen Wahrheit, und bevor er ſich's recht verſah, war aus dem freien Herrn des Geldes deſſen unwürdiger Sklave geworden. Jede beſonders gelungene Speculation bereitete ihm einen freudigen Feſttag; zu einer förmlichen Luſt war es ihm geworden, in den Zahlen jedes neuen Gewinnes zu ſchwelgen, und das geringſte Fehlſchlagen eines Unternehmens machte ihn jählings zum traurigen Mann. Ging aber gar eine Schuldſumme unwiederbringlich verloren, dann ſchmerzte ihn dieſer, wenn oft auch nur geringe Verluſt ſo tief, als ob ſeine ganze Exiſtenz davon abhinge, und er brauchte oft Tage lang, um ſeiner Verſtimmung wieder Herr zu werden. Der einſt ſo freie Jünger der Wiſſenſchaft war zum Opferknecht des Mammoncultus herabgeſunken. — Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles. Ach, der Arme! —

Und wie jetzt noch obendrein alles Elend der Welt, das wirkliche, wie das erheuchelte, auf ihn einſtürmte! Kein Poſttag verging, ohne daß nicht ganze Maſſen von Bitt-

ſchriften an ihn einliefen. Hätte er zehn Millionen beſeſſen, ſie wären nicht hinreichend geweſen, um all dieſe Thränen zu trocknen, all dieſe Seufzer zu ſtillen, ob ſie nun echt geweſen oder nicht. O, ſo ein reicher Mann zu ſein! Welche Qual in ſolch maßloſen Anſprüchen an ſeine Geldkaſſe!

In den erſten Wochen las denn auch Doctor Steffens noch faſt jeden ſolchen Brief; mitunter beſchlich auch wirkliches Mitleid ſein Herz und er hatte den ernſtlichen Willen, über jeden Bittſteller genauere Erkundigungen einzuziehen, um bei der Wahrheit des oft herzerſchütternd geſchilderten Elends dieſem wirklich ein kräftiger Helfer zu werden. Als dann aber nur ein paar Mal die Heuchelei offen zu Tage getreten war, und er zuletzt noch gar einer, durch ganz Deutſchland verbreiteten Bettelbrief-Fabrication auf die Spur kam, da drückte er all ſein Mitgefühl zuſammen in den hinterſten Herzenswinkel. Unterſcheidungslos warf er Wahrheit und Lüge auf einen Haufen zuſammen, um dann einen Brief, wie den anderen, gleichmäßig dem Feuer zu überliefern, und die Flamme einer grenzenloſen Menſchenverachtung züngelte mit grellem Geflacker daraus hervor. — Ach, der Arme!

Und hatte er nicht ſelber ſchon Elend genug im eigenen Hauſe, dem er mit all ſeinem Gelde nicht abzuhelfen vermochte? — Die arme Commerzienräthin litt nämlich jetzt immer qualvoller an ausgeſprochener Herzwaſſerſucht. Keine Nacht konnte ſie mehr im Bette zubringen und ſelbſt im tiefen Winter nur bei offenem Fenſter vermochte ſie noch im Lehnſtuhl zu ſitzen, um dort mühſam nach Luft zu ringen. Ein wahrer Jammer war es für ihn und die Tochter, es mit anzuſehen; und wenn ſie für jeden freien Athemzug einen Thaler gezahlt hätten, vermochten ſie dieſen der uner-

bittlichen Natur abzukaufen? — So war die reiche Commerzienräthin dem ärmſten Bettelweib in gleicher Krankheit ganz gleich geworden, und auch an ihren Schwiegerſohn trat nun die herbe Lehre heran: wie völlig machtlos alles Geld ſei im Kampfe mit den höheren Gewalten. Ganze Nächte ſaß Lexi an der Seite der Mutter, um deren qualvolle Lage durch tröſtlichen Zuſpruch erleichtern zu helfen; auch Robert erwies ſich als wirklich dankbarer Sohn und wetteiferte mit ſeiner Frau in ſorgſamer Pflege. So mußte man ihren endlichen Tod als eine wahre Erlöſung begrüßen. Doch durfte die Heimgegangene wenigſtens noch den Troſt mit hinübernehmen, daß zwei gute, liebevolle Kinder ihr das letzte, qualvolle Daſein erleichterten; und mit einem milden Lächeln auf Lexi und Robert, deren Beider Hände ſie im ſtummen Gebete ineinander legte, war ſie zuletzt wie ein friedliches Kind entſchlafen. —

Im Anſchauen und Miterleben dieſer langen, ſchweren Leidenszeit war Robert's Herz merklich weicher geſtimmt worden, und die guten Geiſter ſeiner zwieſpältigen Natur hatten über die böſen die Herrſchaft gewonnen. War er ſchon bisher im Innern ſeines Hauſes meiſt in ganz anderer Stimmung geweſen, als in den Spinnſälen und auf dem Comptoir: jetzt, nach dem Tode ſeiner Schwiegermutter, war er erſt recht ein zärtlicher Ehemann geworden, der ſeiner Frau alles Liebe that, was er ihr nur an den Augen anſehen konnte. Als dann in deren Herzen nur erſt die Trauer um die geliebte Mutter etwas verwunden war, da gab ſich ihr Mann den holdeſten Träumen hin auf ein in ſeinem Hauſe neu erblühendes Glück. Und nicht von außen her wollte er es ſuchen und heimholen; nein, nur ihre beiderſeitige Liebe ſollte deſſen Gründerin ſein, und als die weitaus

koſtbarſte Erfüllung ſeiner Sehnſucht nach Glück erſchien ihm immer bewußter: ein Kind in der Wiege.

Lexi als junge Mutter! Robert konnte ſich keine beſſere, keine zärtlichere, beſorgtere denken, und insgeheim ſchwärmte er ſchon im voraus von all den poetiſchen Reizen, die ihre reine, tiefgründige Natur dann vor ihm enthüllen würde. Guter Gott! Wird das ein geſegnetes Kind ſein, das von einer ſolchen Mutter geboren und erzogen wird! Ja wahrhaftig! Dann ſoll ihm ſein Haus der irdiſche Himmel des höchſten irdiſchen Glückes ſein, dann will er aber auch ſeine ihm am Nächſten ſtehenden Mitmenſchen glücklich machen helfen, wenn nur er ſelber zuvor es geworden ſein wird.

Doch der erſte Frühling kam und keine Kinderblüthe mit ihm. Und auch der zweite brachte keine. Schweſter Klärchen durfte ſchon, kaum dreiviertel Jahre nach der Hochzeit, ein liebes Töchterlein herzen. Und er? — Hatte der Himmel die Beiden denn ganz vergeſſen, daß er am Baume ihrer Liebe nicht gleichfalls eine ſolch holde Knoſpe treiben ließ? — Oder welcher Fluch laſtete auf ihrem Hauſe, auf ihrer Ehe? — Mit all ihrem Gelde, — ach, die Armen!

Fünftes Kapitel.

Keine Kinder! . . .

In dieſen zwei einzigen Worten welch ein immer mehr ſich vertiefender Abgrund von ſtets neu erwachter und immer wieder neu getäuſchter Sehnſucht. — Keine Kinder! — Was nach Umfluß des erſten Ehejahres in Robert's Bruſt nur wie ein verſtohlener Seufzer erklungen, den er in liebevoller Schonung für ſeine Frau in ſich unterdrückte, jetzt war er bereits zu einem tief ſchmerzlichen Klageruf angeſchwollen, der im ganzen Hauſe zu hören war und jede andre Stimme des Glücks übertönte.

Und die arme Lexi! — Schon ſind fünf Jahre vergangen, und in den drei letzten iſt ſie von einem Heilbrunnen zum andern gewallfahrtet, ſo recht wie ein demüthig bittendes Kind. Doch keiner hat ihr zur Begnadigung mit dem Mutterglücke verholfen. Die Hälfte ihres Vermögens und noch darüber hinaus hätte ſie gern dafür geopfert. Wahrhaftig nicht um ihrer ſelbſt willen, ſo ſchmerzlich auch ihr eigenes Herz an der Mutterfreude gedarbt. Konnten ſie denn nicht an Hunderten ihrer Arbeiterkinder Elternſtelle vertreten? Wie oft hatte ſie das Robert in zarteſter Weiſe nahegelegt,

oder durch eigenes Vorbild ihn zu solch liebevoller Fürsorge anzuregen versucht! Doch nie war's ihr gelungen, seine immer düstrer werdende Stimmung auf längere Zeit aufzuheitern.

Keine Kinder! — Dies einzige Wort trieb ihn später Jahr um Jahr aus seinem öden Heim weit hinweg in fremde Länder. Vom Nil bis zum Nordpol hatte er mit Lexi die Welt durchstreift. Doch so hoch auch auf solchen Fahrten sein Geist sich aufgeschwungen aus der Misère des heimischen Alltagslebens, so war er doch nach jeder neuen Reise nur um so ernüchterter in sein Haus zurückgekehrt, und all der erhabene Nachklang der Eindrücke, die ihn heimbegleitet, versank wieder in dem eintönigen Klageruf: Keine Kinder!

Zur Winterszeit begab er sich dann auch noch im vorletzten Jahre nach Königsberg, versuchte dort in elegantester Miethwohnung ein großes Haus zu führen und umgab sich, als noch immer leidenschaftlicher Violinspieler, mit Musikern aller Art; sogar ganze Orchesterkonzerte gab er seinen Gästen zum Besten. Ein stellvertretender Direktor leitete unterdessen die Spinnerei. Sein Herz aber blieb auch dort immer gleich unbefriedigt, trotzdem die immer gleich selbstlose Lexi ihm jedes erdenkliche Opfer brachte, um als würdige Frau seinem prunkvollen Haus in der Fremde vorzustehen. Sein Ehrgeiz fand in diesen Kreisen nicht die richtige Stellung; bald fühlte er sich unverstanden, bald stierte, nach seinem Gefühl, blasser Neid ihn an, und wieder argwöhnte er dabei, daß man die schiefe Schulter Lexi's heimlich bespottete, und ihn dazu, weil er als so schöner, stattlicher Mann dieses Gebrechen mit in den Kauf seines Reichthums genommen habe. — Alles, lauter Gespenster! — Aber sie ängstigten ihn dennoch, als seien sie Leiber aus Fleisch und Blut. —

Und wieder warf er alle laute, glänzende Geſelligkeit hinter ſich, eilte heim und flüchtete ſein blaſirtes Herz in die Arme der Wiſſenſchaft. Auch dieſer Drang ließ bald wieder nach. Ja, hätte er den akademiſchen Katheder beſteigen und vor begeiſterter Zuhörerſchaft ſeine angeborene Beredſamkeit befriedigen dürfen! Doch auch jetzt noch war er an ſein großes, proſaiſches Fabrikgeſchäft feſtgebunden. Allmählich war denn auch ſeine früher ſo ſtarke Thatkraft lahmgelegt worden, und ſeine Freude an der Arbeit, am Erwerb, verkümmerte zuſehends. Wofür ſollte er ſich denn auch abmühen in ſeinem großen, ſorgenvollen Geſchäfte, wenn einſt kein Kind, und wäre es auch nur eine Tochter, die Früchte ſeines Fleißes ernten durfte?

Woran der ärmſte Arbeiter in der Feierſtunde ſich erfreuen konnte, dieſer Glücksgenuß blieb ihm, dem zweifachen Millionär, verſagt, und mit all ſeinem Vermögen war er nicht zu erkaufen! — Wie einſt der Commerzienrath auf ſeinem Schmerzenslager, mußte auch er jetzt ſtille halten vor dem ſtärkeren Schickſal! — Noch nie hatte er das ſchmerzlicher empfunden, als gerade heute Nachmittag. Eine Arbeiterfrau mit einem halbjährigen flachsblonden Knäblein auf dem Arm hatte ihn ſoeben verlaſſen; jede Fürſtin hätte ſich deſſen als Mutter freuen dürfen. Deſſen eigene war ſchon einige Tage nach der Entbindung geſtorben, ſein Vater aber erſt vor einer Woche beim Baumfällen im Hexenmoor jählings erſchlagen worden. Und heute hatte dieſes verwaiſten Kindes Muhme den Fabrikherrn um eine Unterſtützung gebeten, die er ihr auch bewilligt. Aber unter welch bitteren Empfindungen! — Noch ſelten wohl hatte der Neid mit begehrlicheren Augen nach einem fremden Gut geſchielt, als vorhin der Blick Robert's nach dieſem lieblichen Waiſen-

knäblein. Ha, dachte er dabei, warum iſt dieſes Kind nicht mein eigenes, um in meinem Hauſe alle Güter der Welt genießen zu dürfen? Iſt das ein blindes, grauſames Schickſal, das mit plumper, täppiſcher Hand den Kinderſegen austheilt, wo er nur zur Laſt iſt, und ihn dort verweigert, wo er ſo heiß erſehnt wird!

Lexi, die ihren Mann ſoeben zu einer Spazierfahrt abholen wollte, brauchte ihn jetzt nur anzuſehen und ſich das Bild jenes Kindes, dem ſie auf dem Korridor begegnet, zu vergegenwärtigen, da ahnte ſie auch ſchon, was in ſeiner Seele vorgegangen ſein mochte. Sie ſetzte ſich zu ihm, legte den Arm um ſeine Schulter und ſagte zu ihm: „Ich ſehe Dir's an, lieber Robert, der Anblick jenes Kindes hat Dir vorhin wehe gethan; iſt's nicht ſo?“

Statt der Antwort brütete er ſchweigend vor ſich hin. Ihr Herz aber überſtrömte jetzt von ſo tiefer Wehmuth, daß ſie es vor ihm ausſchütten mußte: „Ach lieber, armer Robert, wie Du in tiefſter Seele mich dauerſt! Doch glaube mir, wenn der liebe Gott jetzt zu mir ſagen würde: ‚Nun wohl, ich will Dich endlich zur Mutter machen, ſogar einem Sohne ſollſt Du das Leben ſchenken, aber Du mußt dafür auch Schmerzen ertragen, wie noch kein Weib bei der Geburt‘ — bei Gott, jeden Augenblick wär' ich bereit dazu! Aber weißt Du,“ fuhr ſie jetzt mit leuchtenden Augen fort, „daß derſelbe gütige Gott mir vorhin eingegeben hat, wie ich all Deinem Herzweh abhelfen kann?“

„Wie denn nur?“ warf er tonlos hin.

Da ergriff ſie ſeine Hand, ſah ihn durchdringend an und ſagte hocherregt: „Laß uns jenes Knäblein, das Du vorhin geſehen, an Kindesſtatt annehmen! Glaube mir's, dann iſt Dir geholfen!“

„Jawohl," fiel er bittern Tones ein, „geholfen mit ſolch einem Arbeiterkind! Würd' es nicht zugleich alle Laſter ſeiner Abſtammung uns mit in's Haus bringen? O, eine ſaubere Beſcheerung, ein angenommenes Kind aus ſolch gemeinem Blute! Hieße das nicht, am eigenen Buſen eine Natter nähren und großziehen?"

„Nein, Robert, fürchte das nicht!" erwiderte ſie mit ruhigem Nachdruck. „Nie hab' ich bravere, ehrbarere Menſchen kennen gelernt, als die Eltern dieſes Kindes, ſo geringe Leute ſie auch waren. In meinen eigenen Armen iſt deſſen Mutter als Wöchnerin verſchieden, ich hab' ihr für dies Kind zu ſorgen verſprochen, und wenn wir ihm jetzt Eltern werden wollen, wie ſeine eigenen, wird es dann ſpäter nicht auch uns gleich lieben und ehren, und wird nicht all unſere Pflege an ihm ſo gute, edle Früchte tragen, als ſei's ſchon von der Geburt an unſer leibliches Kind geweſen? — Ach ja, guter Robert, daß Du's doch gleich mir ſchon erfahren hätteſt: wie niedrige Herkunft nie und nimmer auch eine gleich niedrige Geſinnung bedingen muß!"

„Davon wirſt Du mich nie überzeugen!" wendete er unwillig ein. „Ich ſelber habe an meinen Arbeitern nur das Gegentheil erlebt."

Lexi richtete ſich jetzt höher auf und erwiderte: „Gut denn! Und wenn ſie wirklich ſo wären, wie Du ſie Dir vorſtellſt, was ich Dir aber niemals zugeben kann: wären ſie dann nicht vielleicht das bloße Erzeugniß ihres eigenen, armſeligen Lebens?"

„Warum armſelig?" fiel Robert ſtrengen Tones ein. „Sie haben ihre regelmäßige Arbeit und ihren guten, geſicherten Lohn. Was wollen ſie noch mehr verlangen?"

„Dein menſchliches Herz wollen ſie noch haben!" rief

jetzt Lexi aus der Tiefe ihres Gemüthes, „Deine Theilnahme in Freud und Leid! Sie wollen wiſſen und ſpüren, daß Du ſie nicht für bloße, gefühlloſe Maſchinen hältſt, ſondern für Deine Arbeitsgehülfen, für Menſchen, wie Du ſelber! Ach ja, glaube mir's doch, auch ſie haben ein Herz, das nach Glück verlangt, wenn auch noch ſo beſcheidenem. Aber auch ſelbſt zu dieſem fehlt ihnen Eines —"

„Und das wäre?" unterbrach ſie Robert verwirrt.

„Sie haben kein menſchenwürdiges Heim, darin ſie ſich wohl fühlen können! Und iſt dieſes nicht die Pflegeſtätte aller Sitte und Freude am Haushalt, aller Kinderzucht, aller Sparſamkeit und jeder ſonſtigen häuslichen Tugend? O wie oft, guter Robert, hab' ich Dir dieſen Mangel ſchon vorgehalten, wie oft Dich gebeten, ihm abzuhelfen! Doch nicht einmal ſo weit hab' ich Dich bringen können, dieſe Arbeiterwohnungen nur anzuſehen —"

„Was ſoll ich dort?" fiel er ihr heftig in die Rede. „Was geht es mich an, wie ſie wohnen? Das iſt ihre eigene Sache!"

„Nein, nein, guter Robert," drängte ſie immer erregter in ihn, „als ob es unſere eigenen Wohnungen ſeien, ſo nahe ſollen ſie Deinem Herzen liegen! Als bildeten all Deine Arbeiter mit uns nur eine einzige, große Familie —"

„Phantaſtereien, liebes Kind!" rief er dazwiſchen.

„Meinſt Du?" gab ſie ihm ſchmerzlich lächelnd zur Antwort. „So wäre das große Vermögen, das die Hände dieſer Menſchen meinem Großvater und Vater erwarben halfen, vielleicht auch nur eine Phantaſterei? O ich denke doch, es iſt ein ſehr materielles Gut! Und haben wir kein Mitgefühl für Wohl und Weh unſerer Arbeiter, dann ſind wir wahr-

haftig nicht werth, mit Hülfe dieſer Armen ſo reich geworden zu ſein."

„So willſt Du ihnen vielleicht kleine Paläſte bauen?" ſuchte er jetzt ſpöttelnd abzulenken. „Dann ſiehe nur zu, daß ſie auch jeden Sonntag ihr Huhn im Topfe haben, was ſie Dir nicht einmal danken, weil es ihnen trotzdem noch immer ſchlechter geht, als dem Arbeitsherrn."

„Paläſte? — Robert, verſündige Dich nicht!" wehrte ſie hoheitsvoll ihn ab. „Nein, nur ein kleines, ſchlichtes, reinliches Häuschen möcht' ich jeder Familie gönnen, zum gleichen Heil für Männer, Frauen und Kinder!"

„Jawohl, die Männer! Die würden ſich auch viel darum kümmern! Die Schnapsbude iſt ihr liebſter Aufenthalt, darin ſie die halbe Nacht bei Karten- und Würfelſpiel ihren Lohn vergeuden!"

Lexi ließ ſich aber nicht einſchüchtern und raſch entgegnete ſie: „Und thäten's wirklich Alle, was nur ganz Wenige thun: ſo denke Dich nur einmal an ihre Stelle! Den ganzen Tag ſitzen ſie in den dumpfigen Spinnſälen, dann oft bei gräßlichſtem Wetter ſolch ein Heimweg, und welche Räume erwarten die Müden dann zum Ausruhen! Elende, ſchmutzige, ungeſunde Kammern, durch deren Ritzen der Wind ſtreicht und an deren Wänden das Waſſer herabrinnt! — Keinen Deiner Jagdhunde möchteſt Du in einem ſolchen Quartier unterbringen laſſen! — Oft zwei Familien in einer und derſelben Stube, oft nur eine einzige Schlafſtelle für Eltern und Kinder! — Welche Peſtluft für alle häusliche Moral! Die ſoll da für die Frau die Luſt an Haushalt und Kinderpflege gedeihen? Und treibt's aus ſolch troſtloſem Heim den und jenen Mann dann in's Branntweinhaus, um im Rauſche ſein Elend zu betäuben — iſt er deßhalb zu

hart anzuklagen? — Nein, Robert, Du ſelber als Fabrikherr trägſt die Schuld daran! — O zahle ſie jetzt ab! Gieb Deinen Arbeitern beſſere Wohnungen und Du ziehſt ein beſſeres Geſchlecht in ihnen auf, ihnen und uns ſelber zum gleichen Segen!“

Sie ließ ihren Mann nun gar nichts mehr einwenden, ſondern ſtand auf, legte den Arm um ſeinen Hals und drängte: „O komm, komm, liebſter Robert! Und ſogleich jetzt fahre mit mir hinaus in den Hexenmoor! Dein guter Geiſt ruft Dich! O ſo folg' ihm nun auch! Ich verbürg' es Dir: das Mitleid wird auch Dein Erlöſer und dieſer Beſuch der Anfang Deines neuen Glückes ſein!“

Noch finſterer brütete er trotzdem vor ſich hin. Da ſank ſie vor ihm auf's Knie, mit Thränen übergoſſenen Augen ſah ſie bittend zu ihm hinan und ihre Stimme klang ſeltſam feierlich: „O nur dies Eine noch höre von mir! — Als ich kürzlich einmal ſo ganz allein in meinem Zimmer ſaß, und mir die Lage des heutigen Arbeitervolkes überdachte, ſiehe, da geſchah mir's im Geiſt, als ſäh' ich zwei rieſige Engel die Welt durchfliegen. Sie hatten ſchneeweiße Flügel und jeder von ihnen trug ein Schild am Arm; drauf ſtand auf dem einen das Wort „Mitleid“ und auf dem andern „Gerechtigkeit“ geſchrieben. Weit, unendlich weit aber hinter dieſen zwei mahnenden Engeln ſah ich einen dritten, der hatte blutrothe Flügel und ſtatt des Schildes trug er ein flammendes Schwert. So recht wie ein Engel des Gerichts war er anzuſchauen —“

„Ich fürchte mich nicht vor ihm!“ ſchrie Robert unheimlich hinaus und ſprang zugleich ſo heftig auf, daß ſeine, noch immer vor ihm kniende Frau davon faſt umgefallen wäre. Doch auch ſie raffte ſich wieder empor, und mit

hocherhobenem Haupte ſagte ſie: „Nicht aus Furcht ſollſt Du das Gebot der Menſchlichkeit befolgen, nein, nur aus Liebe! — Und wenn Du das thuſt, wärſt Du dann der Erſte, oder nur Einzige? — O ſiehe Dich doch um bei Deinen Standesgenoſſen! Hat nicht gar mancher hochherzige Fabrikherr ſchon lange vor Dir ſolch ein Arbeiterheim gegründet? Iſt nicht ſchon gar manch edle deutſche Frau die zweite Mutter der Arbeiterkinder und der Kranken barmherzige Schweſter geworden? Und welche Anhänglichkeit, welcher Gehorſam, welche häusliche Zucht und Zufriedenheit iſt dieſer Ausſaat geſegnete Frucht geworden! — Ja, wahrhaftig, glaube mir's: ein erſchütternder Noth- und Hülferuf durchzittert unſere neue Zeit und überall, im Volk, wie auf den Thronen, wird er verſtanden und beherzigt. Ja, auch unſer ehrwürdiger Kaiſer und ſein eiſerner Kanzler, ſie haben ihre gewaltige Stimme für die Barmherzigkeit erhoben, das ganze Volk beräth weiſe Geſetze — und wir Zwei, mit unſerem großen Vermögen und dazu noch ohne Kinder — wir ſollten an Opferwilligkeit zurückbleiben, die wir am Meiſten zu leiſten vermögen? — Drum nochmal, ich beſchwöre Dich drum: Sei mitleidig, ſei gerecht, als Menſch gegen Menſchen!“

„Genug jetzt, Lexi, übergenug!“ ſchrie Robert aus ſeinem wunden Herzen heraus und entwand ſich mit aller Kraft ihrer erneuten Umarmung. „Später, ſpäter! — Erſt will ich ſelber glücklich werden! Dann will ich auch Andere glücklich machen!“

Man ſah's ihm an, wie er jetzt einen plötzlichen Entſchluß faßte und ſogleich gab er dieſen auch kund: „Ich fahre ſofort zu Rudolph! Ich bin krank, ſchwer krank in

meinem Gemüth, und nur in seinem Hause befindet sich das Mittel, um mich wieder gesund zu machen."

„Was ist das für ein Mittel?" fragte Lexi, durch diesen räthselhaften Ausspruch seltsam erschrocken.

„O mein Bruder besitzt den Glückshumor", wich er ihr mit gezwungenem Lachen aus." „Nur ein paar Tropfen davon will ich mir bei ihm holen und dann ist alles wieder gut. Drum halte mich nicht auf! Schon morgen Abend bin ich wieder daheim."

„In Gottes Namen, so geh!" sagte sie ganz erschöpft. „Ich habe meine Schuldigkeit gethan. So gebe Dir Gott eine freudige Heimkehr!"

Nach einem stürmischen Kuß auf ihren Scheitel verließ er hastigen Schrittes ihr Zimmer.

* * *

Wie so ganz anders war unterdessen des jüngeren Bruders Schicksal verlaufen! —

Trotz seiner jungen Jahre hatte Doktor Rudolph Steffens schon nach seiner Promotion eine bedeutende Höhe seiner Wissenschaft erreicht, vor allem in seinem Lieblingsfach, der Chirurgie, in der er während der großen Schule des Kriegsjahrs sich ausgebildet. Das war ihm bei seinem Abgang von der Universität von den bedeutendsten Berliner Operateuren nachgerühmt worden, und auch sein Onkel hatte sich schon während der letzten Osterferien nicht genug wundern können über die selten sichere, feine Hand, mit der sein Neffe ein paar besonders schwierige Operationen im städtischen Spital ausgeführt. So war er denn auch schon als ganz junger Arzt von Sanitätsrath Breseler zu seinem Assistenzarzt berufen worden, und gern nahm er auch diese Stellung an, um möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen, denn

er ſehnte ſich ſchon jetzt nach einem eigenen Heim, und auch die häusliche Gefährtin hatte er bereits gefunden.

Schon bei Klärchen's Hochzeit war die Liebe zu Johanna Duwe heimlich in ihm aufgeblüht und ebenſo ſtill von der Geliebten erwidert worden. Ruhig und klug, umſichtig und fleißig, wie Johanna in ihrem eigenen Hauſe war, hatte ſie ihm ſchon lange zuvor als das Vorbild einer Frau nach ſeinem Herzen gegolten, und ſie hinwiederum war ſchon ſeit ihren früheſten Mädchenjahren mit dem vorzüglichen Charakter Rudolphs ſo innig vertraut geworden, daß ſie ſich hoch beglückt fühlte, als ſie merkte, von ihm geliebt zu ſein. Jeder Zweifel, ob Eines zum Andern paſſe, war von vorherein ausgeſchloſſen, und als der neuernannte Aſſiſtenzarzt dann um Johanna förmlich geworben, da hatte es Herrn Duwe nicht den geringſten Kampf gekoſtet, und vertrauensvoll, wie noch je von einem Vater, waren die Beiden von ihm geſegnet worden. Auch, wenn ſie gar kein Vermögen ihm zugebracht hätte — Hand in Hand mit einer ſolchen Frau wäre ihm vor dem Kampf mit dem Leben nicht bange geweſen, ſo lang er ſelber hätte wirken und verdienen können. Gedachte er indeſſen daran, in welch unwürdiger Nothlage einſt ſein ſeliger Vater Wittwe und Kinder hinterlaſſen, ſo dankte er dennoch den Himmel dafür, daß er ſeine Johanna in völlig ſelbſtloſer Liebe heimführen, und ſie, ſowie einſtige Kinder, doch auch für alle Fälle des Lebens vor gemeiner Noth geſichert wiſſen durfte. Alles innere Glück des Hauſes — das wußte er von ſeinem eigenen elterlichen nur zu gut — mußte ja doch erſt von Mann und Frau ſelber alltäglich neu bereitet und bewahrt werden. Vom äußeren Glücke des Lebens verlangte er indeſſen nicht zu viel. Das entſprach ſeiner ganzen innerlichen Natur.

Und als die Berliner Profeſſoren ihm dringend abriethen, die Aſſiſtenzſtelle in jener Kleinſtadt anzunehmen, und ſich bei ſeiner ungewöhnlichen Begabung lieber als Dozent der Chirurgie auf einer Hochſchule, oder doch als Operateur in einer größeren Stadt niederzulaſſen, da hatte er all dieſen verlockenden Stimmen kein Gehör geſchenkt. — Sein ganzer Ehrgeiz war: ſeinen leidenden Mitmenſchen ein gewiſſenhafter Helfer zu werden, und auch in dieſem kleinſtädtiſchen Spital glaubte er ſeinen menſchenfreundlichen Beruf gerade ſo gut ausfüllen zu können, ja, vielleicht noch ſegensreicher, denn als Lehrer auf dem Katheder, oder als viel umworbener, reichlich bezahlter Operateur einer Großſtadt. Für ihn gab es nur Kranke, und die ärmſten unter ihnen ſtanden ſeinem Herzen am Nächſten.

Und wie reich ward ſeine Beſcheidenheit belohnt! — Schon im zweiten Jahre ſeiner Aſſiſtentenſtellung war ſein Onkel an Blutvergiftung geſtorben, und trotz ſeiner jungen Jahre und einiger älterer Bewerber hatte ihm die Stadt die Vorſtandſchaft des Spitals ſofort übertragen. Denn ſchon war der Ruf von ſeiner chirurgiſchen Geſchicklichkeit weit über den engen Bannkreis ſeines jetzigen Wirkens in die ganze Provinz gedrungen. Von allen Seiten ſtrömten die Leidenden zu ihm her, mitunter auch ſehr angeſehene, wohlhabende, die den jungen Arzt für ſeine gelungene Operation glänzend bezahlten. Mit um ſo großmüthigerer Hingebung konnte er ſich drum auch der zahlloſen unbemittelten Kranken außerhalb des Spitals annehmen. Sein Sprechſtundenſaal ward allwöchentlich voller und kein drittes Jahr verging, daß er ſelber ſich erſt einen, und dann auch einen zweiten Aſſiſtenten halten mußte. Und welch ein Segen war ihm im Laufe von nur vier Jahren aufgeblüht

in ſeinem, von Johanna muſterhaft geführten und nur vom reinſten Liebesfrieden durchwehten Hauſe! —

In trauter Dämmerſtunde eine Cigarre rauchend, ſaß Rudolph, der heute beſonders müde geworden war, mit Johanna und den drei Kindern in ihrer einfachen, behaglich eingerichteten Wohnſtube. Der älteſte, dreijährige Junge, Hans Peter, des Großvaters Patenkind, wiegte ſich auf ſeinem hölzernen Schimmel, Fritz, der Zweite, kauerte auf dem Boden mitten unter ſeinen Bauſteinen, Thürmen und Kirchen, und der erſt halbjährige Willy lag eingeſchlafen auf dem Schooße der Mutter — ein erquickend poetiſches Geſammtbild häuslichen Glückes nach gethaner Arbeit.

Da, plötzlich, zum erſten Male wieder nach zwei Jahren, unerwartet und unangemeldet, trat Robert in die Stube.

Sein Bruder war erſchrocken, als er ihm nur in's Geſicht ſah; ſo verſtört kam er ihm ſogleich vor. Auch Johanna machte große, verwunderte Augen, während die zwei Jungen zu dem ihnen fremden Mann neugierig aufſchauten.

„Ihr ſeid wohl erſtaunt, meine Lieben, daß ich ſo jählings in Euer Haus hereinfalle?“ nahm Robert jetzt das Wort; „aber es zog mich ſo mächtig zu Euch her, daß ich mich ſpornſtreichs auf die Reiſe machte. Ich bin krank, lieber Rudi, ſchwer krank, und Du mußt mich geſund machen! Du haſt ja, wie ich gehört, ſchon ſo große Wunderkuren vollbracht, daß Du gewiß auch an mir eine ſolche zuwege bringſt.“

Rudolph hätte ſeine Frau gar nicht erſt bedeutſam anzuſehen brauchen: ſie fühlte ſchon von ſelber in ihrem Frauentakt, daß ſie die beiden Brüder vorerſt allein laſſen ſollte, und ſofort ſagte ſie auch: „Du verzeihſt wohl, lieber Schwager, wenn ich Dich einen Augenblick verlaſſe, um für Dich eine

kleine Erfrischung zu besorgen." Damit erhob sie sich, indem sie das schlafende Kleinste von ihrem Schooß in den Arm nahm.

„Bleib nur, liebe Johanna! Ich bedarf gar nichts," erwiderte Robert; „der Weg war ja nicht weit, und bei Eurem Nachtessen wird wohl auch für mich etwas übrig sein."

„Dann laß mich wenigstens die Kinder zur Ruhe bringen!" erwiderte sie sich zum Gehen wendend; „sie sind heut ohnedies schon über die Zeit wach geblieben."

Ohne ein weiteres mahnendes Wort der Mutter stieg der kleine Hans Peter von seinem hölzernen Pferde, und Fritz erhob sich aus dem Haufen seiner Bausteine, beide Kinder jetzt furchtsam den düstern Mann anblickend.

„So, liebe Jungen," sagte nun Johanna mit ihrer milden Stimme; „nun gebt dem lieben Onkel Robert eine Patschhand und sagt ihm schön gute Nacht! — Wenn Ihr morgen früh recht artig seid, dann spielt er auch recht lieb mit Euch. Nichtwahr, Schwager?"

„O gewiß, gewiß," erwiderte dieser in schmerzlicher Zerstreutheit.

Dann küßte er ein Kind nach dem andern und legte jedem wie segnend die Hand auf. Sein Auge war zum Erschrecken traurig geworden, und seufzend sah er ihnen dann nach, als die Mutter mit ihnen die Stube verließ.

„Nun, lieber Rudi," sagte jetzt Robert, da er seinen Stuhl näher heranrückte und die Hand krampfhaft auf's Herz preßte, „siehst Du mir nicht an, daß ich schwer krank bin? Ja, ich sage Dir, da drinnen sitzt ein Wurm, der mir langsam alle Lebenskraft zerfrißt! Denn ach, meinem Hause, meinem Herzen, fehlen die Kinder!"

„Armer Bruder!" entgegnete Rudolph, und er faßte

deſſen beide Hände. Eine Zeit lang ſchwiegen die Beiden. Dann begann wieder der Jüngere: „O wie ich Dir Deinen Schmerz nachempfinden kann! — Aber ich frage mich auch: iſt dieſe Entbehrung denn wirklich eine ſo völlig unerträgliche, daß ſie Dich ſchier krank machen muß? Bedenke doch, Robert, wie Viele ſind in gleicher Lage, wie Du, und ſind dennoch kerngeſunde, tüchtige Männer und auch glückliche Gatten geblieben! Und Du mit Deinem Geiſt und Deiner Thatkraft —“

„Um Alles bitt' ich Dich, Rudolph,“ fiel Robert leidenſchaftlich ihm in's Wort, „dozire mir jetzt nicht Moral! Dafür bin ich zu alt und auch nicht zu Dir hergekommen. Sage mir vielmehr: wie ſtände es denn wohl um Dein eigenes häusliches Glück, wenn auch Du keine Kinder hätteſt, nicht einmal ein einziges? Würde Dir Dein Haus nicht grenzenlos verödet vorkommen? Und für wen würdeſt Du Dich dann abmühen? Ja, fiele nicht ſogar ein tiefer Schatten auch in das Glück Deiner ehelichen Liebe? Darauf antworte mir jetzt! Aber ſei ehrlich gegen mich!“

„Nun ſo ſag' ich Dir, lieber Robert,“ entgegnete jetzt der Bruder: „müßte meine Ehe des Kinderſegens entbehren — o ja, ganz gewiß, dann würd' auch ich dieſen Mangel als eine große, ſchmerzhafte Lücke in unſerem häuslichen Glück empfunden haben, und meine liebe Johanna vielleicht noch mehr. Ebenſo beſtimmt kann ich Dir aber betheuern, daß ich dieſe Kinderloſigkeit trotz alledem als ein über mich beſtimmtes Schickſal in ruhiger Entſagung hingenommen hätte, ohne die Freude an meiner Berufsthätigkeit mir trüben zu laſſen. Dabei würde ich mit noch verſtärkter Zärtlichkeit meiner lieben Frau über jede Wehmuth hinweggeholfen haben. Und weißt Du, was dann unſer beider kräftigſter

Troſt geweſen wäre, der ganz ſicher uns mit unſerem Geſchick völlig verſöhnt haben würde?"

„Nun, und dieſer Troſt wäre?" fragte Robert mit halb offenem Munde.

„Meine Kranken!" erwiderte Rudolph mit freudigſter Beſtimmtheit.

„Deine Kranken?" ſprach Robert ihm verloren nach, und wie in ein Räthſel ſah er ihm in's Geſicht. „Ich begreife nicht einmal, wie Du mit Deinen Kindern bei dieſen Kranken Dich wohlfühlen kannſt! Und nun erſt ohne Kinderglück ſollte das ſtete menſchliche Elend Dich dafür entſchädigen?"

„Und doch, lieber Bruder, ſprach ich die vollſte Wahrheit," erwiderte Rudolph. „Kein Mittel auf der Welt iſt ja wirkſamer, den Menſchen ſowohl die Fülle ſeines Glücks dankbar empfinden zu laſſen, wie ihn auch über Unglück troſtreich emporzuheben, als der fortwährende, bewußte Kontakt mit dem Rieſenweh der ganzen Menſchheit. Einen winzigen Theil davon umfaßt auch hier mein Spital, und all dieſen Armen nach meinen Kräften helfen zu dürfen, — o Bruder! das iſt eine innere Glückſeligkeit, die kein noch ſo großer äußerer Reichthum verſchaffen kann. Doch komm," fuhr er jetzt mit ſtets froherer Erregtheit fort, „Du ſollſt es ſogleich ſelber mit empfinden! Begleite mich auf meinem abendlichen Rundgang durch mein Spital! Gieb acht, wenn ich nur in's Zimmer trete, wie ſelbſt die Kränkſten meine Nähe wohlthätig verſpüren, und auch die trübſten Augen bei meinem Anblick heller werden! O wäreſt Du nur ſchon heute Morgen bei mir geweſen, wo ich eine Staaroperation vornahm! Hätteſt Du's doch mit anſehen, mit anhören dürfen, wie ich dieſem jahrelang blind geweſenen Manne dann einige Finger meiner Hand vorhielt, damit er ſie zählen ſollte, und wie er

dann erlöst ausrief: ‚Ja, ja, Herr Doctor, Gottlob, ich sehe wieder!‘ — O dieser einzige Satz hätte auch Dein Herz mit solchem Jubel durchschauert, daß Du ihn all Dein Lebtag nicht mehr vergessen könntest! — Doch sage mir, lieber Bruder: Kannst Du, der überreiche Fabrikherr, den Hunderten Deiner Arbeiter, in der Dunkelheit ihres jetzigen Daseins nicht gleichfalls solch einen Lichtblick gewähren? — Besinne Dich nur erst auf Dich selber! Du suchst das Glück nur von außen, um es dennoch nicht zu finden! Und in Deinem Innern lässest Du es achtlos liegen wie einen unsichtbaren Goldschatz, den nur ein kleiner Haufen Erde verdeckt! O komm, lieber Robert! Ich will Dir diese Erde hinwegräumen helfen, und wahrhaftig, Du sollst staunen über diese Fülle von Gold, das Dich viel reicher machen wird, als Deine Millionen, bei denen Du doch nur ein armer Mann geblieben bist!“

„Jawohl, Rudi,“ erwiderte der Bruder mit schmerzlich verzogenem Gesicht; „Du hast leicht von Deinem Glücke reden! Hast Du doch schon drei Kinder, und ich verzehre mich vergeblich in der Sehnsucht nach nur einem einzigen. Nun wohl denn! Willst Du mir wirklich zum Glück verhelfen, so schenke mir von Deinen drei Jungen den einzigen, jüngsten, und bei dem allmächtigen Gott, es soll dieses Kindes Schade nicht sein! Oder könntest Du daran zweifeln, daß ich ihm der besorgteste Vater und Lexi die liebreichste Mutter werden würde? Und können wir in unserem Alter den kleinen Willy auch noch nicht in aller Form Rechtens adoptiren, so soll er doch jetzt schon für unser Herz unser Kind sein, so gut wie das Eure, und all unser Vermögen soll er einst ganz allein erben! Sage mir jetzt aber nicht,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, nachdem er seines Bruders verdüstertes Auge

geprüft; „warum nimmſt Du denn nicht eines Deiner vielen Arbeiterkinder?“

„Nein, nein, nie werd' ich das thun und die ſchlechte Raſſe dieſer Menſchen in mein Haus verpflanzen! — Nur ein Kind von Deiner guten Art kann mich einſt glücklich machen. O ſo umfaß auch mich und meine Frau in Deiner barmherzigen Liebe zur ganzen Menſchheit! Iſt doch unter all Deinen Kranken kein einziger der Heilung bedürftiger, als ich, Dein eigener, einziger Bruder!“ —

Der arme Rudolph glaubte bei dieſer unerhörten Bitte ſeines Bruders in den Boden ſinken zu müſſen, und in unſagbarer Wehmuth konnte er nur mit ſtockendem Athem hervorſtoßen: „Weiß es der Himmel, Robert! Viel Noth und Kummer hab' ich in meinem Leben ſchon ausgeſtanden, viel ſchwere Opfer aus Liebe gebracht, und unendlich viel großes Leid als Arzt mit angeſehen; aber einen, ſo über alle Maßen ſchmerzlichen Augenblick, wie dieſen, hab' ich doch noch nicht erlebt.“

„So, ſo?“ rief Robert im bitterſten Hohne, „Das alſo iſt Deine gerühmte Barmherzigkeit? So ſtößeſt Du mich mit meiner Bitte zurück?“

„Nenne mir jedes Opfer, das treue, ſelbſtloſe Bruderliebe zu bringen vermag,“ erwiderte nun Rudolph in neu gewonnener Faſſung, „und auch zum allergrößten bin ich bereit. Doch eines meiner Kinder Dir ſchenken? — Nein! Das vermag ich nie und nimmer! Und wenn Du die Wiege unſeres kleinen Willy mit purem Golde ausfüllen würdeſt: ich müßte das Kind dennoch in ſeinem bisherigen ſchmuckloſen Bettlein liegen laſſen. Nur in beſcheidene Lebensverhältniſſe hat der Himmel meine Kinder gebettet; darum hab' ich auch kein Recht, eines davon in den Schooß des

Ueberfluſſes zu legen. Geſchähe es denn auch zu ſeinem wahrhaftigen Glücke? Iſt eine gewiſſe Beſchränkung des Lebens — — Doch nein, lieber Robert, nichts mehr davon! Es ziemt mir nicht, als der jüngere Bruder dem ältern Moral zu predigen, und jedes Wort davon macht mir Herzweh. Aber eines unſer Kinder Dir geben? — Nein, nochmals: ich kann, ich darf es nicht! Und thät' ich es dennoch, ſo würde dieſe Unnatur Dich nicht glücklich und mich ſelber tief unglücklich machen. — Gott, und erſt meine Johanna" —

Dieſer Name war kaum ausgeſprochen, da ſtand deſſen Trägerin auch ſchon unter der offenen Thüre des Nebenzimmers. Sie hatte, nachdem ſie die Kinder zur Ruhe gebracht, ſchon vorhin zu den Brüdern eintreten wollen; getraute ſich dann aber nicht, der beiden ſo erregtes Zwiegeſpräch zu ſtören und blieb in der anſtoßenden Stube vorerſt ſitzen. Jedes ihrer Worte war unterdeſſen an ihr Ohr geſchlagen, und hatte ſie auf das Höchſte erregt. Als ihr Schwager dann gar ihrem Manne den Antrag geſtellt, ihm ihr jüngſtes Kind an Sohnes Statt zu übergeben, da hatte ihr der Athem völlig geſtockt, und mit lauerndem Kopfe ſaß ſie da, wie eine Löwin, der man ein Junges rauben will, ſie, die ſonſt ſo gutmüthige, ſanfte Johanna. Zuletzt war ſie aufgeſprungen, gleichſam als müßte ſie ihrem Manne gegen den gewaltthätigen Bruder zu Hülfe kommen. Und da ſtand ſie auch ſchon mit leidvollem Entſetzen im Geſicht, und fragte nur: „Haſt Du nicht nach mir gerufen, lieber Rudi?"

Es lag etwas ſo Hoheitvolles, ſo Gebieteriſches in dieſem Mutterbilde, daß Robert unwillkürlich davor zuſammenſchrak. Johanna ſelber brauchte kein Wort mehr zu ſagen.

Robert war bleich wie ein Sterbender geworden; raſch ſtand er auf und ſagte, indeß ſein Herz ſich zuſammenkrampfte: „Laßt mich wieder fort von Euch! Ich hatte gehofft, daß die Luft Eures Hauſes mir wohlthun würde; doch nein, nein! Nun ſpür' ich's: mir wird davon erſt recht zum Sterben weh."

„Robert, Bruder, um des Himmelswillen! Nein, um keinen Preis laſſ' ich Dich jetzt fort! Du mußt bei uns bleiben und erſt völlig geheilt darfſt Du unſer Haus verlaſſen!" —

So drängte jetzt der jüngere Bruder den älteren, deſſen Hände umklammernd, und gleich einer Bildſäule ſtand Johanna neben den Beiden.

„Ich muß bei Euch bleiben? Wer muß, wenn er nicht will?" herrſchte Robert kalten Auges ihn an. „O, o, auch Ihr ſeid ſelbſtſüchtig und mitleidlos! — Drum jetzt fort von Euch!" —

Und mit der ganzen geiſtigen Uebermacht, die ihm von jeher zu eigen war, machte ſein ſtarrer Blick den Mann, wie die Frau, verſtummen. Wie gelähmt ſtanden ſie ihm gegenüber. —

Eine Minute ſpäter hatte er ihr Haus verlaſſen, — um im Gaſthofe zu übernachten.

Sechstes Kapitel.

Schon am andern Nachmittag kam Robert wieder heim und Lexi erschrak in den Tod, als er so ganz unerwartet zu ihr in's Zimmer trat. Und mit welch hohlem, übernächtigem Blick! — Nein, das sah sie sogleich, keinen Tropfen Glückshumor hatte er von seinem Bruder heimgebracht. Vielmehr etwas ganz Außerordentliches mußte unterdessen in ihm vorgegangen sein und doch getraute sie sich nur schüchtern die Frage: warum er so schnell wieder heimgekehrt und ob ihm bei seinem Bruder denn etwas Unangenehmes widerfahren sei?

„O Nichts, gar Nichts, liebe Lexi," wich er ihr aus; „es geht Rudi und Johanna, wie auch den Kindern, recht gut und sie lassen Dich schön grüßen. Nur hab' ich gestern Abend dort im Spital gar so viel menschliches Elend gesehen, daß mir ein längerer Aufenthalt ganz verleidet worden ist. Zudem ist auch Rudi soeben außerordentlich beschäftigt. Was hätt' ich deßhalb noch länger dort zu suchen gehabt? Und nun, da ich wieder bei Dir bin, ist Alles gut."

Zur Bestätigung seiner Worte legte er den Arm um ihre Schulter und küßte sie. Dann sagte er wieder mit

wehmüthigem Lächeln: „Was haſt Du doch für eine Noth und Sorge mit mir! Hätteſt Du mich doch niemals kennen lernen! Um wieviel beſſer wär' es für Dich geweſen!"

„Was redeſt Du, mein Lieber?" erwiderte ſie aufſeufzend. „Ich möchte Dich ja nur völlig glücklich machen. Ueber Menſchenmacht kann aber auch die höchſte Liebe nicht hinaus, und was ihr der Himmel verſagt hat, kann ſie nicht vom Leben erzwingen."

„Geh' doch, Lexi," beruhigte er ſie, „und quäle Dich nicht unnütz! Was eine Frau dem Manne nur Liebes anthun kann, das Alles haſt Du mir ja ſchon im Ueberfluß gethan! Habe nur noch Nachſicht mit mir! 's iſt Nichts, als eine Nervenverſtimmung, die bald wieder vorübergeht! Und das beſte Mittel dagegen iſt heut Abend ein einſamer Waldgang. Die Schnepfenzeit iſt jetzt da, meine Lieblingsjagd, und warte nur, wie wohlgelaunt ich dann zu Dir heimkomme, und wie der ſelbſterlegte Braten uns ſchmecken wird!"

So ſuchte er ihre Unruhe einzuſchläfern. Sie aber fragte in neuer Aengſtlichkeit: „Und wohin willſt Du zur Jagd?"

„In den Hexenmoor," erwiderte er in gezwungener Gleichgültigkeit. Dort iſt der beſte Standort dafür. Und weißt Du auch, Lexchen," fuhr er dann fort, da er ſie beim Kinn faßte, „daß ich dann heut Abend auch vielleicht dorthin gehe, wo Du mich ſo überaus gerne haben möchteſt?"

„Zu dem Arbeiterdorf?" fragte ſie hochklopfenden Herzens. „Dann darf ich Dich aber dahin begleiten? Ich bitte Dich darum."

„Aber, mein liebes Herz," wendete er ſcherzhaft ein, „das würde doch gerade ſo ausſehen, als wenn ich mich von Dir dahin führen ließe. Nein, ganz allein, gleichſam wie

im Vorübergehen, will ich ein paar dieſer Häuſer betreten. Sonſt macht man dort allerhand dumme, böſe Gloſſen darüber. Ich kenne meine Leute."

Lexi wagte nicht, ihm zu widerſprechen. Ihr genügte ſchon die Hoffnung, daß er endlich einmal ſich die Arbeiterwohnungen anſehen wollte, und mit wieder heiteren Blicken ſah ſie ihm nach, als er in ſein Comptoir ſich zurückzog, worin er dann eine ganze Stunde lang mit Ordnen von Papieren ſich beſchäftigte.

Nun war auch die Zeit zur Jagd herangekommen, und Robert trat ſoeben mit Gewehr und Jagdtaſche, von ſeinem treuen Feldmann begleitet, wieder in Lexi's Zimmer.

Ohne jede äußerliche Erregtheit gab er ihr die Hand und ſagte: „Nun lebe wohl, liebes Kind! Hoffentlich hab' ich eine glückliche Jagd."

„Du nimmſt aber doch auch Deinen neuen Jagdgehülfen mit?" fragte ſie von neuer Sorge beſchlichen.

„Heute nicht," erwiderte er gleichgültig thuend, „er iſt zu jung und gerade für die Schnepfenjagd noch zu unruhig."

Wie's nun aber an's Abſchiednehmen ging — nur für ein paar Stunden — da mit einem Male ward er hoch erregt, ſo ſehr er ſich auch dagegen wehren wollte, und er küßte ſie ſo lang und innig, als ob es ein Lebewohl ſei für Leben und Sterben. Lexi ward davon ganz durchſchauert, und doch hatte ſie nicht mehr den Muth, ihrer unheimlichen Angſt auf's Neue Ausdruck zu geben. — Als er dann in eleganter Jagdkaleſche fortfuhr, ſtand ſie am offenen Fenſter, und rief ihm ſeinen Namen nach. Da winkte er nochmal mit der Hand herauf und, ob ſein Wagen dann auch ſchon längſt entſchwunden war — ſie ſtand noch immer am Fenſter und ſtarrte hinaus in's Leere. —

Schon ſtand er jetzt mitten in dem ſumpfigen Gehölz des Hexenmoors, gerade auf jener Wieſe, von der dieſer Name gekommen war. Auf einen abgefaulten Weidenſtrunk ſetzte er ſich nieder, während immer dunklere Gedanken, gleich giftigen Dünſten, ſein Gehirn umqualmten.

„Unſeliger Boden," ſann er vor ſich hin, „der du einſt gedüngt worden biſt von Blut, Thränen und Aſche verbrannter Menſchenleiber, der du ſo oft den letzten Seufzer eines Ermordeten gehört und ſo oft zugeſchaut, wie ein verzweifeltes Menſchenkind ſich ſelber das Lebenslicht ausgelöſcht — nun will auch ich mich in deine Schauderchronik eintragen. Und, ha, ha, ha, vielleicht treib' ich dann mit dem Klineckegeſpenſt ein Compagniegeſchäft! Wir reiten alte Weiber zu Tode, oder ſpielen den Männern ein Höllenſtücklein auf mit der klirrenden Geldkiſte! — O, o, es kann herrlich werden!"

Ein grelles Gelächter erſcholl danach. Dann ward ſein Geſicht wieder ernſt und er ſprach: „Alte falſche Hexe Glück! Du haſt mich hierher geführt und hier muß ich Deinem Gaukelſpiel ein Ende machen. Iſt nicht von hier aus das Verhängniß meines Lebens emporgeſtiegen, als mein Vater ſich hier den allzufrühen Tod geholt? Von ſeinem Grabſtein aus iſt mein Leben in die falſche Glücksbahn gerathen: hier in dieſem Bereiche des Sumpfes muß ſie nun auch zu Ende gehen."

Jetzt ging ihm ein leiſes Zittern durch Mark und Bein. Und wieder ſann er vor ſich hin: „Selbſtmord! — Hu, hat dies Wort in der Welt einen häßlichen Klang! — Feigheit nennen's die Einen, Gottloſigkeit die Andern, und doch iſt's nur die unerbittliche Logik eines ungerechten, unbarmherzigen Schickſals! . . . Erlöſ' ich denn aber nicht Hunderte, wenn

ich mich von dem Dämon befreie, der jeden Willen zu guten Thaten mir lähmt? Und wird dann nicht meine eigene Frau ſie in voller Freiheit verrichten können? Wem ſchad' ich alſo durch meinen freiwilligen Tod, oder was geht der Welt durch ihn verloren? — Nichts, gar Nichts, als mein eigenes, inneres Unglück! — Und doch, und doch, — meine Frau, meine Mutter, meine Geſchwiſter — werd' ich ſie nicht zu Tode betrüben, wenn ſie mich als einen Selbſtmörder beweinen müſſen und ich den Namen meines Vaters noch im Grabe ſchände? — Drum ja recht vorſichtig und geſchickt! — Auch der ſcharfäugigſte Argwohn darf die wirkliche That nicht erkennen! — Sie muß ein ewiges Geheimniß bleiben!"

Damit nahm er ſein Gewehr von der Schulter und hielt deſſen Mündung in verſchiedenen Wendungen gegen ſeine Bruſt, da er zugleich mittelſt des Fußes eine und die andere Berührung mit dem Hahn verſuchte. Dann ſagte er hoch befriedigt: „Ja, ſo wird's gehen! — Aber zuerſt gilt's noch, die Lüge von einem Jagdunglück geſchickt zu maskiren! —"

Und ſchon ließ ſich jetzt der bekannte Schnepfenruf vernehmen. Robert war ein vortrefflicher Schütze, im Nu ſtand er ſchußfertig, ein ſcharfer Blick, ein Knall; die über die Moorwieſe herſtreichende erſte Schnepfe plumſte herab und Feldmann apportirte ſie ſeinem Herrn.

„Ein famoſer Schuß, dieſer erſte!" triumphirte er, vor innerer Erregtheit zitternd. „Nun iſt das Märchen geſichert." Und ſofort hing er das Wild an die Lederſchlinge ſeiner Jagdtaſche. „Nun, Hexe Glück, gewähre mir noch den allerletzten Dienſt, mit dem du mich nicht narren willſt, und hilf auch meinem zweiten Schuß gleich ſicher treffen, wie dieſem erſten!"

Mit haſtiger Hand lud er erſt den abgeſchoſſenen Ge-

wehrlauf. Wie geſchah ihm aber jetzt? — Aus dem nahen Arbeiterdorfe blinkte ſo eben das erſte, erleuchtete Fenſter zu ihm durch's dunkle Gehölz herüber. Wie mit unſichtbarer Geiſterhand zog's ihn dahin. Und ſiehe nur — welch ein Blendwerk ſeines erhitzten Gehirns! — ſeine Frau, ſeine Mutter, ſeine Geſchwiſter, ſie Alle tauchten jetzt gleich Nebelbildern aus dem Sumpfboden hervor; bittend, warnend ſtreckten ſie ihm ihre Hände entgegen. — War das ein letzter, verzweifelter Kampf in ſeiner Seele! . . . Da endlich zerrann in ihm auch der letzte Lichtſtrahl, Nacht, völlige Nacht, und ein unüberwindlicher, innerer Zwang. Ein Schuß — und blutüberſtrömt, beſinnungslos ſtürzte er neben dem Tümpel in den Moorgrund, ſo plumpen Falles, wie vorhin die Schnepfe . . .

Schon hallten jetzt die Tritte der heimkehrenden Arbeiter immer näher heran. Der Knall des Schuſſes beflügelte deren Gang. Und ſah's denn nicht dort aus, als ob ſo eben Jemand jählings hingefallen ſei? — Da ſprang der jüngſte der Männer voran, ein greller Aufſchrei — und er glotzte auf ſeinen im Blut liegenden Arbeitsherrn nieder.

„Herrgott, der Doktor!“ rief er den Anderen zu. „Da liegt er, maustodt geſchoſſen!“

„Nein, ſeht nur, er lebt noch!“ ſagte ein Zweiter, der ſich zu dem Verwundeten tiefer herabgebückt hatte.

„Ob er das wohl ſelber gethan?“ fragte ein Dritter.

„Dummes Zeug!“ meinte der Aelteſte von Allen. „Gefallen iſt er und die Flinte dabei ihm losgegangen. — Da ſeht doch nur die Schnepfe an ſeiner Jagdtaſche!“

„J, freilich, freilich!“ ſchrieen ſie nun wirr durcheinander.

„Und mit ſoviel Geld ſich ſelber erſchießen! Wer ein ſolcher Narr wäre! — Na und noch zuvor eine Schnepfe

ſo ſicher treffen! — Wer mit Selbſtmordgedanken das auch noch zuwege brächte! — Unſinn iſt's, an was anders zu glauben, als an einen unglücklichen Zufall! — Jawohl, ein Unglück iſt's, weiter Nichts!" — —

So hatte im Nu der Volksmund ſein endgültiges Urtheil geſprochen. „Volksſtimme iſt Gottesſtimme". — Dies ſo oft unwahre Wort bewährte ſich auch heute wieder als ein falſches und verwandelte die Lüge zur glaubwürdigſten Wahrheit. Das Kunſtſtück mit dem Schnepfenſchuß hatte ſeine Schuldigkeit gethan! —

Kurze Zeit danach trugen vier Männer auf raſch herbeigeſchafften Baumäſten ihren bluttriefenden Herrn durch das Ende des Hexenmoors in die zunächſt ſtehende Hütte des Arbeiterdorfes. Zwei andere eilten zurück in die Stadt, um Frau Steffens und den Gerichtsphyſikus ſchleunigſt herbeizuholen.

So ſtattete der Fabrikherr dieſen ihm ſo oft und dringlich, doch ſtets vergeblich angerathenen Beſuch des Arbeiterdorfes zuletzt dennoch ab, wider Wiſſen und Willen, und noch dazu in einer der allerärmlichſten Hütten. Zum Sterben war es hier ja lange gut genug — dachten jene Männer, die ihn hereintrugen. Und auf einer zerlumpten Lagerſtatt ließen ſie ihn niederſinken, auf der bisher eine ganze Familie des Tages Mühen, Sorgen und Elend verſchlafen hatte.

* * *

Es war ſchon Mitternacht, als der Schwerverwundete aus ſeiner bisherigen Beſinnungsloſigkeit wieder erwachte. Aechzend und vor Schmerzen ſich windend, ſtierte er matten, verglaſten Blickes umher, zuerſt gegen die niedrige, rauchgeſchwärzte Decke, und dann auch nach rechts und links,

ſoweit er den Kopf rühren konnte. Dunſtiges Lampenlicht erhellte zur Noth dieſe Höhle menſchlichen Elends; und welche erſtickende Luft, ob auch das, meiſt mit Zeitungspapier verklebte Fenſter halb offen ſtand!

„Gott, Gott, ich lebe noch!“ — das war jetzt ſein erſter, verzweifelter Gedanke. „Ein Selbſtmörder, und doch nicht todt! Wie gräßlich!“ — O daß ihn die Scham darüber doch jetzt vollends tödten möchte! — Das war ſeine einzige Sehnſucht und er drückte die Augen wieder zu, als wollte er dadurch eine neue Bewußtloſigkeit herbeiführen, die nimmermehr enden ſollte. Und doch — er mußte weiter leben, weiter denken, ob er wollte oder nicht. Die „alte falſche Hexe Glück“ hatte ihn auch diesmal im Stich gelaſſen!

Schon mehrere Stunden hatte Lexi unterdeſſen ihrem Manne zu Häupten geſeſſen, und jeden Athemzug an ihm ängſtlich belauſcht. Noch hatte Robert ſie in dem Halbdunkel nicht bemerkt, und auch den Gerichtsarzt nicht, der neben ihr ſaß, ſchweigend die Regung des Kranken beobachtete und auch ihr ſelber die vorſichtigſte Ruhe gebot.

Doch ſiehe, jetzt öffnete Robert auf's Neue ſein Auge und er flüſterte wie im Traum verloren: „Wo bin ich? Und wie kam ich hierher?“ — Da ließ ſie ſich aber nicht länger mehr halten. Mit der ganzen Energie ihres gemarterten Herzens ſprang ſie auf, und ihres Mannes bleiche Stirne betaſtend, beugte ſie ihr Geſicht über das ſeinige und ſagte zu ihm: „Bei mir biſt Du, armer Robert, bei mir, Deiner Lexi!“ — Und Alles, was ſie von den Arbeitern gehört, die ihn im Hexenmoor gefunden, erzählte ſie ihm mit fliegendem Athem, um ihm ſeine Lage erklärlich zu machen. Wie er ſie da mit großen, doch ganz hell gewordenen Augen anſah, wie jedes ihrer Worte ſein brennendes Herz gelabt! —

Und innerlich rief es in ihm: „O Gott ſei Dank! ſie hält mich für keinen Selbſtmörder! Nun iſt Alles, Alles gut, wenn ich auch ſterben muß!“ —

„Und ſei jetzt nur recht ruhig!“ tröſtete ſie weiter und ſtreichelte dabei bald ſeine Hände, bald ſeine Wangen: „Du wirſt auch gar bald wieder geſund werden und ſchon heute früh kommt Dein eigenes Bett.“

Mit aller Gewalt wollte er ſich jetzt aufraffen, ſie umarmen und mit ihr reden, ſtöhnend aber ſank er ſchon bei der leiſen Bewegung wieder zurück. Nun trat auch der Arzt herbei und mahnte mit vorgehaltenen Händen: — „Um Alles, Herr Doktor, ſtill liegen bleiben und kein Wort reden! Sonſt iſt's die höchſte Gefahr. O war das ein ſchwerer Unfall, der Sie betroffen!“ Und wieder dachte Robert: „Gottlob, auch dieſer glaubt nicht an einen Selbſtmord!“ —

So war es in der That. Auch bei dieſem erfahrenen Arzt hatte die erlegte Schnepfe jeden derartigen Argwohn ſogleich am Anfang erſtickt und ſelbſt die Beſchaffenheit der Schußwunde ließ einen Sturz und ſich dadurch entladenden Schuß als ſehr erklärlich erſcheinen. Ueberdieß hatte ſich ein ganz gleicher Unfall auf der Jagd erſt im letzten Winter bei einem benachbarten Gutsbeſitzer ereignet. Warum hätte deßhalb bei dieſem reichſten Mann der Provinz nicht die gleiche Erklärung angenommen werden ſollen? Und wer, außer ſeinen nächſten Angehörigen, kannte denn ſein inneres Unglück, das ihn zu dieſer unſeligen That getrieben?

Wie ein hülfsbedürftiges Kind blieb der ſonſt ſo eigenmächtige, ſtarke Mann nun auch ruhig liegen und getraute ſich weder eine neue Bewegung, noch ein weiteres Wort. Wie er erſt vor wenigen Stunden ſein Leben gleich einer verächtlichen Waare von ſich zu werfen verſucht, ſo ängſtlich

war er jetzt um deſſen Erhaltung beſorgt. — Nein, nein, nur jetzt nicht ſterben, ſondern leben, noch lange leben und all das verſäumte Glück einholen! — Das war nun der Grundton ſeiner bangen Seele geworden. —

Schon waren es jetzt acht Tage, daß der Fabrikherr in dieſer häßlichen, unſauberen Kammer lag, wenn auch nun im eigenen, reinlichen Bett, in das er erſt geſtern ohne Gefahr mit größter Anſtrengung und Vorſicht umgelegt werden konnte. Noch keine Stunde des Tages war Lezi bisher von ſeinem Schmerzenlager gewichen. Kein Aufſchlag iſt ihm gemacht, keine Arznei gereicht, kein Kiſſen geglättet worden, als nur durch ihre Hand, und nur die halbe Nacht hat ſie ſich in einer anſtoßenden, gleich unwirthlichen Kammer von ihrem Pflegeramt ausgeruht.

Auch Rudolph war ſchon am andern Tag nach der Verwundung ſeines Bruders zu dieſem herbeigeeilt und abwechſelnd verweilte er bisher einen Tag bei dieſem und den andern in ſeinem Spital, das in ein paar Stunden für ihn zu erreichen war. Zwar hatte auch er als Chirurg ſogleich bei der erſten Unterſuchung erkannt, daß die Schußwunde nicht unmittelbar das Leben bedrohe; ob aber durch die immerhin ſchwere Verletzung nicht ein langſames Siechthum eintreten würde: darüber behielt er ſeine Gedanken bei ſich und ließ nur ſeinen Troſt über die jetzige Gefahrloſigkeit vor ſeiner Schwägerin laut werden. Und ob auch er nur an einen Jagdunfall geglaubt, er, dem ſich nach dem letzten erſchütternden Auftritt mit Robert der Verdacht an einen Selbſtmordverſuch ſo leicht aufdrängen mußte? — Mit allen erdenklichen Gegengründen drängte er dieſen ſchmerzlichen Argwohn in's Innerſte ſeines Herzens zurück. Um ſo öfter ſprach er hingegen vor dem kranken Bruder von dem ihm

zugeſtoßenen „Unfall“. Sein Bruderherz ſagte ihm zu gut: wie wohl er ihm und auch Lexi damit that, und nicht einmal vor ſeiner eigenen Frau ließ er jemals eine andere Anſicht verlauten.

Viel raſcher, als die Heilung des Leibes, vollzog ſich nun an Robert die andere ſeines ſo ſchwer erkrankt geweſenen Geiſtes und Gemüths, und dieſe ſchmutzige, dunſtige Arbeiterſtube war für ihn der ſeltſame Hörſaal geworden, in dem der Genius der Menſchlichkeit ihm ſeine geheimen, eindringlichen Vorleſungen hielt, und ihn, als Arbeitsherrn, eine ganz andere ſozialpolitiſche Lebensweisheit lehrte, als jene, die er ſich einſt auf der Hochſchule theoretiſch angeeignet hatte.

Hätte er doch all ſeine hochherzigen Entſchlüſſe, die er in dieſen einſamen, ſchmerzenreichen Stunden gefaßt, ſchon jetzt ſeiner Frau mittheilen können: ihr Herz würde bis in den ſiebenten Himmel des Glückes verſetzt worden ſein. Noch aber mußte er ſich vor jeder Erregung ſorglich in Acht nehmen. Doch auch ohne jedes ausdrückliche Wort Robert's ward Lexi ſeine ſeeliſche Läuterung dennoch gewahr, wenn auch oft nur in einem ſtummen, glückſtrahlenden Blicke. Und was ihr noch viel kräftiger dieſe Wandlung beſtätigte: wenn der und jener ſeiner Arbeiter ſich perſönlich nach ſeinem Befinden umſehen wollte, ſo ließ er jetzt jeden zu ſich an's Bett treten und mit mildem Lächeln dankte er ihm für ſeine Theilnahme, an deren Aufrichtigkeit er nun nicht mehr zweifeln wollte. Gern ließ er's jetzt auch geſchehen, daß dann und wann ein Kind von ſeiner Mutter zu ihm hereingeführt ward, und ihm ein ſelbſtgepflücktes Sträußchen, oder auch nur eine einzelne Blume aus dem nun frühlingsgrünen Hexenmoor auf die Bettdecke legte. Stets zutraulicher wurden die Kleinen zu ihm und keine Regung von

Neid und Mißmuth beſchlich jetzt mehr ſein Herz, weil ihm der Himmel den eigenen Kinderſegen verſagte. Von all dieſen Kindern war es aber beſonders eines, das er Tag für Tag tiefer in's Herz ſchloß, und das man ihm jeden Morgen und Abend auf's Bett ſetzen mußte. Das war jenes ſchöne Waiſenknäblein Johannes Weiske, deſſen Anblick ihm noch vor einer Woche ſolchen Neid und Trübſinn bereitet. Und mit welch ſtiller, reiner Freude legte er nun dieſem ſelben Kinde die Hand auf's flachsblonde Haar und ſchaute er ſinnend in den Himmel ſeiner lichtblauen Augen! Schon jetzt fühlte er ſich ja als deſſen Pflegevater, wenn er auch vor Lexi noch kein Wort davon redete, aus Beſorgniß, durch eine Zwieſprache darüber ſich zu ſehr aufzuregen. Doch am heutigen Abend, als eben die untergehende Sonne auch in dieſe troſtlos düſtere Kammer ihr letztes Gold ausſtreute und der kleine Johannes, von Lexi's Arm gehalten, wieder auf Robert's Bette ſaß, da konnte er die ſtürmiſche Erregtheit ſeines übervollen Herzens nicht mehr länger bemeiſtern. Mühſam richtete er ſich ein wenig auf, er, der ſonſt ſo Thränenarme, fing bitterlich zu weinen an und er ſchluchzte: „Unſer Johannes, unſer Kind!“ — Und auch Lexi weinte mit ihm, hielt die Lippen des Kleinen an die ihres Mannes, dann küßte ſie die Beiden und ſagte: „Ach, Robert, welch ein Troſtwort haſt Du jetzt gegen mich ausgeſprochen! Gott ſei gelobt dafür! — Ja, unſer eigenes, geliebtes Kind ſoll dieſer kleine Johannes bald werden, und für unſer Herz, unſer Haus, ſoll er der Vorläufer unſeres neuen Glückes ſein!“

* * *

Nun iſt es ſchon Sommersanfang, und Robert wieder in ſein Heim zurückgebracht worden — aus der Hölle in's

Paradies. Erſt jetzt hatte er für dieſen Unterſchied Verſtändniß, Empfindung und Dankgefühl, als er nach vier qualvollen Wochen aus jener Arbeiterhütte wieder in ſein prachtvolles Haus hatte heimkehren dürfen, als ein zwar geiſtig neugeborener, aber auch leiblich gebrochener, langſam hinſiechender Mann. Und doch — bei aller heimlichen Wehmuth der Beiden, jetzt war Robert nicht mehr allein mit Lexi, denn der kleine Johannes war ihr Kind geworden, wenn auch noch nicht geſetzlich, ſo doch in ihrem Herzen, und das frühere Unglückswort: „Keine Kinder“ hatte für das Steffens'ſche Haus ſeine Trauer verloren. — Und welches andere, zumal für Lexi, noch viel größere Glück war hier eingekehrt!

Robert hatte den Hexenmoor von der Kreisſtadt angekauft, und es war hierauf in dieſem unwirthlichen Gehölz ein beſtändiges Hauen und Sägen geworden. Schon lagen all ſeine mißgeſtaltigen, gipfeldürren Bäume gefällt am Boden; auch dieſer wird bald entſumpft ſein, und auf derſelben Scholle Landes, wo früher nur Menſchenwahn, Blutthat und Selbſtmord ſeine Opfer gefordert und das Klinecke-Geſpenſt des Nachts arme Leute gequält und gehöhnt, wird in nicht allzulanger Zeit ein großes Arbeiterheim ſtehen, ein redendes Denkmal der Menſchlichkeit, und „Steffensheim“ wird ſein geſegneter Name ſein.

Nur noch dieſe Zeit wollte Robert erleben, mit eigenen Augen ſeine vollendete Schöpfung anſchauen, mit eigenem Wort ſie einweihen dürfen, dann war er gern bereit, durch ſeinen frühzeitigen Tod die Schuld zu bezahlen, die er durch ſeinen gewaltſamen Eingriff in's Leben zu ſühnen hatte. Daß ſein Ende langſam und unaufhaltſam herannahe, das wußte er ſelber nur allzugut, und für alle Troſtworte ſeiner

Frau und ſeines Bruders hatte er nur ein ungläubiges Lächeln, doch jede geheime Verbitterung blieb ſeinem Herzen dabei fern. Denn, hätte er auch noch ſo viele Jahre zu leben, ſogar als völlig wiedergeneſener Mann, wußte er denn auch — wie oft ſagte er ſich das! — ob er dann einſt gerade ſo glücklich ſterben dürfte, als jetzt, wo der Stern ſeines Glückes endlich einmal von der früheren falſchen Bahn auf die richtige gerathen war, oder ob dieſer in ſpäterer Zeit nicht wieder davon abirren würde?

Wie manchmal hatte er Lexi mit dieſen tragiſchen Fragen zu tröſten verſucht, wenn ſie ihm voll bitterſten Herzleides in's immer bleicher werdende, ſchöne Geſicht ſah, und ſie's doch nicht über ſich brachte, mit ihm von ſeinem langſamen Siechthum zu reden! Wie oft hatte es ihn aber auch ſchon gedrängt, ihr Alles, jeden ſeiner Gedanken an jenem unheilvollen Abend im Hexenmoor beichten zu wollen, um ſeine Seele von dem ſchweren Drucke jenes Geheimniſſes zu entlaſten! Jedesmal aber unterließ er dies Geſtändniß. Und warum hätte er ihr denn auch dieſen Stachel im Gedächtniß an ihn zurücklaſſen ſollen, auch wenn er ihrer Verſchwiegenheit gegen Mutter und Geſchwiſter völlig verſichert geweſen wäre? Nein, er allein wollte ſühnen durch ſein Liebeswerk und frühzeitiges Sterben, aber die Seinigen ſollten an ihn nur in unverkümmerter Liebe zurückdenken dürfen! —

Wochenlang gewährte es ihm nun eine ſtets neue, beglückende Freude, unter dem Beirathe Lexi's und eines hierzu eigens von ihm gewählten Arbeiterausſchuſſes alle Baupläne zu prüfen und oft auch abzuändern, die ein anderer fürſorglicher Fabrikherr von ſeinem eigenen, ſchon längſt bewährten Arbeiterheim, einer wahren Muſterſtätte dieſer Art, ihm zum Vorbild eingeſendet hatte. Auch alle Mieths- und Ab-

zahlungsbedingungen vereinbarte er in umſtändlicher Berathung mit den Vertrauensmännern ſeiner Arbeiter, und verkoſtete ſo ſchon im Voraus den unermeßlichen ſittlichen Segen ſeiner künftigen Schöpfung. Dann gewährte es ihm viele Monate lang ein ſtets neues Glück, an jedem ſchönen Sommer- und Herbſttag mit Lexi auf den Bauplatz hinauszufahren und den Fortſchritt der Arbeit zu überwachen. Und kehrten die Beiden wieder zurück in ihr nun nicht mehr kinderloſes Haus, dann ſtreckte ihnen der kleine liebliche Johannes, wie ſeinen leibhaftigen Eltern, die Händchen entgegen und in ſeinem Beſchauen, in ihren Scherzen mit ihm, lachte ihnen der Sonnenſchein wirklichen Elternglückes ins Herz.

Ach ja, wenn das ſo noch viele Jahr fortdauern dürfte! — „Doch nein, nein!“ ſagte er ſich dann immer wieder, „nicht einmal dieſe kurze Spanne neuen Glückes hab' ich verdient! Meine Schuld war zu ſchwer. Darum keine Bitterkeit und nur Dank, demüthigen Dank!“ —

In dieſer wunderbar abgeklärten Seelenruhe Robert's, die ihn nur ſelten mehr verließ, kam auch Lexi's Herz allmählich zu verſöhnender Ruhe, und auch ſie, die von jeher das Leben in ſeinem tiefſten Ernſt erfaßt und für die Tragik ihres beiderſeitigen Schickſals das volle Verſtändniß hatte, beſchränkte jetzt gleichfalls das Maaß ihrer Wünſche auf den einzigen, daß Robert wenigſtens noch die Einweihung ſeines Werkes erleben dürfte.

Und er hat ſie auch noch erlebt! —

Des andern Jahres an einem ſchönen Frühſommertage wallte die ganze Bevölkerung, an deren Spitze die Geiſtlichkeit, der Magiſtrat und Landrath, zu der Gegend hinaus, wo aus dem früheren Hexenmoor jetzt das „Steffensheim“ wie aus dem Boden hervorgezaubert ſtand. In regelrechten Quadraten

reihten ſich eine Menge einſtöckiger, ſchmucker Häuschen ſammt Vorgärten aneinander um einen freien, mit jungen Linden bepflanzten Platz, der zunächſt von der Schule, dem Kindergarten und dem gemeinſamen Wirthshauſe begrenzt war, in welch letzterem der Ausſchank von Wein und Bier, Kaffee und Thee für die leibliche Labung und ein großes Unterhaltungszimmer nebſt einer Volksbibliothek für geiſtige Erholung Sorge trug. Eine Menge hochaufgepflanzter Wimpel ſammt der Bekränzung der größeren Gebäude gab der kleinen Arbeiterſtadt heut ein feſtlich frohes Anſehen, und mit den freudigſten Geſichtern bewegten ſich darin alle Bewohner, Männer, Frauen und Kinder, in ihrem beſten Sonntagsgewand.

Doktor Robert Steffens hatte heut einen beſonders guten Tag, den ihn ein gütiges Geſchick zur Einweihung ſeines großen, menſchenfreundlichen Werkes erleben ließ. In einem buntfarbigen Zelte ſaß der bleiche, abgemagerte und doch noch immer vornehm ſchöne Mann mit Leni, die den kleinen Johannes auf dem Schooße trug. Lieſergriffen nahm er hier alle feierlichen Anſprachen der Behörden und der drei angeſehenſten Arbeiter, die poetiſchen Sprüche einiger weißgekleideten Mädchen und die Blumenſpenden der Kinder entgegen, doch vermochte er vor Schwäche und Erregtheit nur mit wenigen Worten jeden einzelnen Dank zu erwidern. Der von dem ſeligen Rath Steffens einſt geſtiftete Liederkranz ſang zum Preiſe ſeines älteſten Sohnes patriotiſche Lieder, und — welch ergreifendes Geſammtbild! — im traulichen Kreis um ihn ſaßen in ſtillem, wehmüthigem Glück deſſen ehrwürdige Mutter, die Frau Räthin Steffens, deſſen Bruder Rudolph mit Frau Johanna und ihren drei Knaben, Schweſter Klärchen und Fritz ſammt einem Mädchen

und Jungen. Im ſtädtiſchen Friedhofe war das Grab von Robert's Vater und Lexi's Mutter heut über und über von Kränzen bedeckt, die der Kinder und Enkel Hände ſchon früh Morgens dort niedergelegt hatten. Auch ihr Geiſt war bei dieſem Feſttage fühlbar zugegen. — Segen, ſowie Dank durchſtrömte hier jetzt die ganze Luft. Alle früheren Vorſtellungen und Bitten Lexi's waren ja jetzt durch Robert erfüllt und verkörpert ſtanden ſie vor ihnen Beiden da. Ihres geliebten Mannes vorher ſo gleichgültig, wenn nicht gar verächtlich genannter Name ward nun geprieſen von ſeiner Vaterſtadt, wie ſeinen Arbeitern. Und fortan wird im Goldenen Buch menſchenfreundlicher Fabrikherren auch der Name „Robert Steffens" eingeſchrieben ſtehen! —

Als alle Gebete, Anſprachen und Geſänge verklungen waren, nahm Robert nochmal ſeine letzte Kraft zuſammen, ließ ſich ein Glas Wein reichen, erhob ſich mühſam und ſagte zu den um ihn und ſeine Familie Verſammelten: „Dem Glücke trink' ich dies Glas. Wo aber iſt es zu finden? — Nicht draußen, meine Lieben, nur im eigenen Herzen! Wer arm iſt, der ſuch's in der Arbeit, in der Liebe, im Frieden und in der Zucht ſeines Hauſes! Wer reich iſt, der ſuch' es auch noch im Mitleid und Wohlthun! — An mir ſelber hab' ich's, wenn auch zu ſpät, erfahren. Und ſo ſeid denn glücklich — Arm und Reich — Alle — Alle!" —

Schon die letzten Worte waren mehr gelallt, als geſprochen. Er hatte das Glas nur mit den Lippen berührt, dann ſank er in den Stuhl, und Viele, Viele, Frauen und auch Männer, ſahen mit naſſen Augen auf ihn. Lexi legte ſein müdes Haupt an ihre Bruſt. Und welche Gedanken gingen jetzt durch Kopf und Herz der Mutter und Geſchwiſter! —

Ein paar Minuten ſpäter fuhr er, zu Tod erſchöpft, mit den Seinigen wieder heim. Jede einzelne Arbeiterfamilie vertheilte ſich nun aber in ihr neues, trauliches Heim, das, noch überdies ganz neu mit Betten und Hausrath von Leri ausgeſtattet, Männer, Weiber und Kinder einlud, von heut an auch ihrerſeits ein neues Leben voll gottesfürchtiger Zucht, voll Sparſamkeit und freudiger Eintracht in dieſem „Steffensheim" beginnen zu wollen.

* * *

Nur noch wenige Wochen umfloß dieſes Abendroth des Glückes den noch nicht auf der Sonnenhöhe des Lebens ſtehenden Mann. Wieder waren dann Mutter Steffens, Rudolph und Klärchen um Leri an Robert's Sterbebette verſammelt. Bei vollem Bewußtſein ſagte er noch jedem Einzelnen ein liebes Wort zum letzten Abſchied. Mit ſeinem Bruder ſcherzte er noch ſogar über den „Glückshumor', der nun auch zu ihm noch ſchließlich gekommen ſei. Auch den kleinen Johannes ſegnete er noch. — Bald ſchwanden ihm die Sinne und ſeine Frau drückte dem ſchmerzlos Entſchlafenen die Augen zu. Dann küßte die Mutter ſeinen Mund. Ihrer Aller Herzleid war groß, doch das Vorbild der großen Seele Leri's machte ſie Alle gleich ſtark in der Ergebung, und ſie gönnten ihm, dem einſt ſo Friedloſen im Leben, ſein jetzt ſo friedliches, glückliches Sterben.

Seinem Wunſche gemäß war ſein Begräbniß ein möglichſt einfaches, wenn auch die ganze Bevölkerung ſammt allen Arbeitern das letzte Geleite gab. „Eine einzige Thräne dankbarer Liebe ſoll mir mehr gelten, als aller Leichenprunk," ſo lautete ſein eigenes Wort. Im ſelben Grabe mit dem ſeligen Vater ward er dann zur Ruhe beſtattet.

Noch am Abend deſſelben Tages übergab deſſen Wittwe

dem Stadtrath eine Summe zum Anbau zweier Säle an das hieſige Spital, und hinterlegte zugleich das entſprechende Kapital, aus deſſen jährlichen Zinſen kranke Arbeiter des „Steffensheim“ zeitlich verpflegt, und ebenſo altersſchwache auf Lebensdauer unterhalten werden ſollten.

Als Lexi dann am andern Morgen die hinterlaſſenen, ſorglichſt geordneten Papiere ihres Mannes in Empfang nahm, fand ſie zuoberſt folgenden Abſchiedsbrief:

„Ewiges, ſchmerzliches Lebewohl Dir, meine geliebte, vortreffliche, engelsgute Lexi, und innigſten Dank für all Deine Geduld und Nachſicht, mit der Du meine Schwächen und Fehler ertragen! Unendlichen Dank für all Dein Mühen um meine geiſtige Läuterung! — Alles, womit ich Dir jemals wehe gethan, vergieb mir! Ich war bei allen Verirrungen meiner unſeligen Natur doch niemals ein ſchlechter Menſch, nie hat gemeine Geſinnung mich erniedrigt, und ich bin Dir allezeit ein treuer Ehemann geweſen. Dies Bewußtſein nehme ich Gottlob mit in's Grab, und auch Dir möge es das Andenken an mich verklären!

Daß Du unſere Spinnerei unverändert fortführen und unſerm „Steffensheim“ eine treue, fürſorgliche Herrin bleiben wirſt, dieſer Troſt hat mir das Sterben leicht gemacht. Viel beſſer als mir wird Deinem ſtarken, klaren Frauengeiſt Alles gelingen. Und ſollte ich Dich erſt belehren wollen, in welchem Geiſt Du unſern lieben Johannes, der nun bald unſern Namen trägt, auferziehen mögeſt? — Ich weiß es ja: Du wirſt ihm allzeit eine ſo liebevolle, weiſe Mutter ſein, wie ich mir keine beſſere vorſtellen kann. So darf ich ſterbend auch hoffen, daß er zu Deiner Freude und unſres Namens Ehre zum Manne

heranwachſen werde, daß er unter Deiner Obhut und Unterweiſung das große Geheimniß des Glückes ergründen lerne, und alle Welt einſt von ihm, als Arbeitsherrn, rühmen wolle: er lebte und wirkte

der Armuth zur Wehr',
dem Reichthum zur Lehr',
dem Mitleid zur Ehr'."